Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Rheinsberg, Friedrich der Grosse und Prinz Heinrich von Preussen

Hamilton, Andrew

Berlin, 1882

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-411

Visual Library

1200

Universitäts-
bibliothek

Inventarnr.

98018771

RHEINSBERG,

FRIEDRICH DER GROSSE

UND

PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN.

VON

ANDREW HAMILTON.

MIT BEWILLIGUNG DES VERFASSERS

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT

VON

RUDOLF DIELITZ.

IN ZWEI BÄNDEN.

BAND I.

BERLIN 1882.
R. v. DECKER'S VERLAG
MARQUARDT & SCHENCK.

RHEINSBERG,

FRIEDRICH DER GROSSE

UND

PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN.

VON

ANDREW HAMILTON.

MIT BEWILLIGUNG DES VERFASSERS

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT

VON

RUDOLF DELIUS.

IN ZWEI BÄNDEN.

BAND I.

BERLIN 1882.
R. v. DECKER'S VERLAG
MARQUARDT & SOHNCKE.

Vorrede.

Der Name Rheinsberg ist in England nicht sehr bekannt. Die Leser der Geschichte Friedrich des Grossen haben es meist sehr eilig, zu dem glänzendsten Abschnitte derselben zu gelangen, welcher seine Regierung schildert, und gehen flüchtiger über die stillen Jahre hinweg, welche auf die Katastrophe seines Fluchtversuches folgten; ja, es begegnet ihnen wohl, dass sie die Gestalt Friedrichs ganz aus dem Gesichte verlieren während der vier Jahre, welche dem ländlichen Stillleben und den Studien gewidmet waren; jene vier Jahre, die er selbst seine „*tranquillité*" genannt hat, und welche unmittelbar seiner Thronbesteigung vorangingen. Der Ort, wo er sie verlebte, liegt in einem Theile Europas, welcher der grossen Welt fast unbekannt, und für die mit Courierzug reisenden Touristen unzugänglich ist. So ist Rheinsberg dem modernen Gesichtskreise entschwunden, und hat das Helldunkel seiner Vergangenheit mit keiner Erinnerung an seine thatsächliche Gegenwart durchbrechen können. Die Mark Brandenburg gehört eben nicht zu denjenigen Gegenden Europas, ja, nicht einmal Deutschlands, die man der Erholung wegen aufsucht. Ihre charakteristischen Züge — endlose Kieferwälder und zahllose Seeen, in eine

scheinbar unbegrenzte Wüste gelben Sandes gebettet — haben wohl zu keiner Zeit grosse Anziehungskraft auszuüben vermocht, und die inselartigen Flecken frischen Grüns, die sie aufzuweisen hat, sind, ausser ihren Bewohnern, nur wenigen Personen, und auch diesen mehr vom Hörensagen, als aus eigener Anschauung, bekannt. Mich freilich haben verschiedene Exkursionen belehrt, dass die Mark Brandenburg nicht allein an historischen Erinnerungen sehr reich ist, sondern auch, dass die ebenerwähnten „grünen Inseln" in landschaftlicher Beziehung überaus anmuthig sind.

Während meines ersten Aufenthaltes in Rheinsberg habe ich ein Tagebuch geführt, welches in dem beschreibenden Theile dieses Buches vielfach benutzt worden ist. Ein späterer Besuch, den ich daselbst abstattete, als dies Buch bereits in Arbeit war, findet sich meines Wissens darin nur einmal erwähnt.

Was ich über Friedrich den Grossen und den Prinzen Heinrich, sowie über ihre resp. Höfe gesagt habe, hätte sich, durch eine ausgiebigere Benutzung der veröffentlichten Correspondenzen, leicht zur zehnfachen Länge ausspinnen lassen, allein für einen Zweck wie den vorliegenden, musste nach allen Seiten hin beschnitten und gekürzt werden. Ich bin mir wenigstens bewusst, dass ich des Voltaireschen Axioms, welchem auch Friedrich in einem seiner Rheinsberger Briefe zustimmt:

„*Le secret d'ennuyer est celui de tout dire*,"

eingedenk — ja vielleicht zu sehr eingedenk gewesen bin.

Die von mir benutzten Quellen sind in allen (oder doch nahezu allen) Fällen angegeben worden.

Die grösste Schwierigkeit, die sich jedem Autor ent-

gegenstellt, der sich heutzutage einer Episode aus dem Leben Friedrichs auch nur auf Umwegen nähert, ist der Umstand, dass wir eine Geschichte Friedrich des Grossen aus der Feder des grössten unter den lebenden Schriftstellern Englands besitzen. In dem Schatten eines so gewaltigen Denkmales mag das bescheidene Streben eines Späterkommenden leicht übersehen werden, oder, wenn es Beachtung findet, Gefahr laufen, als ein tollkühnes und vorwitziges Unterfangen angesehen zu werden. Allein ich meine, die Meisten werden mit mir lieber jetzt, als später, Ährenlese halten wollen, wo ein Carlyle geärntet hat, jetzt, wo er für unseren herzlichen Dank noch erreichbar ist, und wo sein geehrter und geliebter Name noch in unserer Mitte ertönt.*

* Das Buch war noch vor Carlyles Tode erschienen. D. Ü.

Inhalt von Band I.

Capitel I.

Ankunft.

Seite

Der Rathskeller — Der Marktplatz — Das Schloss — Der See — Der Rhin — Der Park — Proserpina und Daphne und die Vier Elemente — Der Obelisk — Der Tempel der Freundschaft — *In piam Memoriam* — Der Boberow-See — Der erste Abend in Rheinsberg 1

Capitel II.

Quartiermachen.

Ein holländischer Wirth — Eine deutsche Wirthin — Die Vorstädte von Rheinsberg — Der Sand — „Nach Mirow“ — Meine Hausgenossen 23

Capitel III.

Die Grundherren von Rheinsberg.

Die Grafen von Lindow und Herren von Ruppin — Die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg — Die von Rheinsberg — Die von Bredow — Ihr Ursprung — Der dreissigjährige Krieg — Die von Lochow — M. Chenevix de Béville — König Friedrich Wilhelm I. 31

Capitel IV.

Das Schloss.

Seite

Der Kastellan und seine Familie — Der grosse Konzertsaal — Pesnes Fresken — Die Zimmer des Kronprinzen, der Kronprinzessin, des Prinzen und der Prinzessin Heinrich und der Prinzessin Amalie — Friedrichs Arbeitszimmer, seine Bibliothek und sein Schreibtisch 46

Capitel V.

Friedrich ergreift Besitz von Rheinsberg.

Friedrich übernimmt das Kommando seines Regiments und wird einem Amte überwiesen — Die Amalthea — Rheinsberg wird umgebaut — Der Prinz und die Prinzessin lassen sich dort nieder — Der König und die Königin machen ihnen einen Besuch — Der König wiederholt den Besuch — Und kommt dabei um seine Sonntagspredigt — Der Prinz liesst seinen Soldaten Predigten vor — Lange Lebensdauer der Rheinsberger Ortsgeistlichen 56

Capitel VI.

Der französische Prediger.

Jean Des Champs übersetzt ein Werk über Logik — Und widmet es dem Kronprinzen — Er definirt die Organe des Prinzen — Wird Almosenier zu Rheinsberg — Fällt in Ungnade — Greift Voltaire an — Seine Philosophie wird nach der Elle verkauft — Er verlässt Brandenburg, und siedelt sich in England an . 65

Capitel VII.

La République de Platon.

Friedrich und seine Gemahlin — Ihr Hof — Ihre Gäste — Sie kultiviren die „tranquillité“ — Friedrich sucht, die verlorene Zeit einzubringen — Versäumt dabei aber nicht, sein Regiment zu drillen — Und bekümmert sich angelegentlich um Landwirthschaft und Gartenbau — Er macht dem Könige einen langen Rekruten und ein gemästetes Kalb zum Geschenk — Des Königs üble Laune — Friedrichs Lebens-Regel — Seine Meditationen . 71

Capitel VIII.

Die Flöte.

Seite

Friedrich geht nicht auf die Jagd — Heyne giebt ihm Unterricht im Gesange und Quantz im Flötenspiel — Graun, Benda und die Hofkapelle des Prinzen — König Friedrich Wilhelm und Pepusch — *Porco primo und Porco secondo — Flauto solo* . . 93

Capitel IX.

Fouqué und der Bayard-Orden.

Liebhaber - Theater - Vorstellungen — Fouqué spielt die Rolle des Arbates — Sein Streit mit dem alten Dessauer — Fouqué erhält eine Domherrenstelle — Er wird gefangen genommen — Friedrich sendet ihm eine Flasche Wein und ein Stück Perigord-Pastete — Fouqué als Grossmeister des Ordens — Er schlägt Friedrich und die übrigen Ordensgenossen zu Rittern 109

Capitel X.

Knobelsdorff.

Geburt und Jugendjahre — Soldat, Maler und Architekt — Malt die Portraits des Königs und des Kronprinzen — Vollendet den Umbau von Rheinsberg — „Friderico Tranquillitatem Colenti" — Die Planeten und der Bachustempel — Das Berliner Opernhaus — Das Charlottenburger Schloss — Sanssouci — Knobelsdorff's Milchwirthschaft — Sein Tod — Sein Éloge — Seine Nachfolger — Das Haus mit den neunundneunzig Schafsköpfen . . 119

Capitel XI.

Antoine Pesne.

Wird durch König Friedrich I. nach Berlin berufen und Direktor der Akademie — Wird von König Friedrich Wilhelm I. seines Amtes enthoben — Geht nach England — Kehrt nach Berlin zurück — Zeichnet sich als Portraitmaler aus — Malt Hofdamen — Der kleine Fritz mit der Schwester und dem Mohren — Seine Fresken zu Rheinsberg und Charlottenburg — Die aufgehende und die aufgegangene Sonne 150

Capitel XII.

Die Jugendgenossen.

Seite

Keyserlingk, der sechs Sprachen in einem Athem spricht — Zeigt sich im Schlafrocke und mit der Jagdflinte auf der Schulter — Seine Ergebenheit für Friedrich — Jordan — Früher ein Prediger, nachmals ein Skeptiker — Und ein Bücherwurm — Der Tod Jordans, Keyserlingks und Duhans 155

Capitel XIII.

Hofkavaliere.

Der Prinz wirft Fensterscheiben ein, und Buddenbrock hilft ihm dabei — Buddenbrocks Vater ist bereit, sein Leben für den Prinzen hinzugeben — Buddenbrock heirathet — Er beweist moralischen Muth — Manteuffel bedauert, dass die Umgebung des Prinzen aus so unwissenden Männern besteht 170

Capitel XIV.

Hofdamen.

Die Hofgesellschaft trinkt nach Tisch gemeinschaftlich Kaffee — Und promenirt im Park — Frau von Morrien — Die *Table de Confidence* — *Le trop et le trop peu* — Herr von Morrien — *La bonne maman* und ihre Weingläser 180

Capitel XV.

Friedrich schreibt Flugschriften.

Der Prinz wird in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht — Er ist der Ansicht, dass es der preussischen Diplomatie an der nöthigen Energie mangele — Er schreibt eine Flugschrift — Zieht sie aber wieder zurück — Der *Antimacchiavel* — Die *Staatsschriften* 188

Capitel XVI.

Bielfelds Briefe.

Die Briefe wurden nie zur Post gegeben — Bielfeld lässt sein Gedächtniss im Stich — Er beschreibt ein Symposion — Und betritt die diplomatische Carrière — Sein *Éloge* 211

Capitel XVII.

Suhm.

Seite

Friedrich und Suhm am Kaminfeuer — Suhm übersetzt Wolff's „Metaphysik" — Und beweist die Existenz einer schönen Seele — Mimi verbrennt die Uebersetzung an einer Kerze — Suhm geht nach St. Petersburg — Friedrich ist dem Bankerott nahe — König Friedrich Wilhelm studirt Logik — Suhms Tod . . 220

Capitel XVIII.

Voltaire.

Friedrichs Hochschätzung für Voltaire — Seine Ansicht über ihn anfangs und später — Seine Bewunderung wird erwiedert — Er sendet ihm einen Spazierstock und sein Portrait — Keyserlingk geht, das Goldene Vliess zu holen — Bringt aber nur ein Bruchstück davon mit — Friedrich sendet seine Gedichte an Voltaire — Dieser glaubt, dass die Liebe zu den Wissenschaften Ermuthigung verdiene — Friedrich rechnet nicht auf Nachruhm — Voltaire und Madame du Châtelet singen einen Hymnus — Friedrich und Madame du Châtelet sind verschiedener Ansicht über den Ursprung des Feuers — Der letzte Brief aus Rheinsberg — Friedrich spricht in seinen Briefen nicht seine unverhohlene Meinung aus 245

Capitel XIX.

Der Kronprinz verlässt Rheinsberg.

König Friedrich Wilhelm fühlt sein Ende herannahen — Und droht, dem Herzog von Holstein den Kopf abschlagen zu lassen — Der prinzliche Hof beobachtet ein geziemendes Decorum — Die Prinzessin wird um zwei Uhr Morgens aus dem Schlafe geweckt — Und nimmt ein niederschlagendes Pulver — Frau von Katsch bringt einen Toast aus — Bielfeld vergiesst Thränen . 286

Capitel XX.

Der König kehrt nach Rheinsberg zurück.

Ihre Majestäten sehen einen Kreis von Freunden bei sich — Und führen den „Tod Caesars" auf — Der König leidet am Wechselfieber — Carl VI. stirbt — Maskerade und Hoftrauer — Der König macht sich über geeignete Maassregeln schlüssig — Die Markgräfin von Bayreuth findet Rheinsberg langweilig — Voltaire stattet dort seinen ersten Besuch ab 295

Capitel XXI.

Die Königin.

Seite

Königin Elisabeth Christine kehrt für den Winter nach Berlin zurück — Sie bringt den nächsten Sommer in Schönhausen zu — Sie übersetzt Erbauungsschriften — Der König speist während des Karnevals mit der Königin — Sie sehen einander zum letzten Male — Die glücklichen Jahre zu Rheinsberg . . . 306

Capitel I.

Ankunft.

Der Rathskeller — Der Marktplatz — Das Schloss — Der See — Der Rhin — Der Park — Proserpina und Daphne und die Vier Elemente — Der Obelisk — Der Tempel der Freundschaft — In piam Memoriam — Der Boberow-See — Der erste Abend in Rheinsberg.

Es war kein übler Spass, im Jahre 1872 noch mit der Postkutsche von Berlin abzureisen. Spät an einem heissen Juli-Abende fuhr ich, nicht wie die meisten anderen Droschken, nach irgend einem der überfüllten Bahnhöfe, sondern mitten hinein in das Herz der „City" von Berlin, am Schlosse vorbei, über die Lange Brücke, die Königstrasse entlang bis nach dem General-Postamt. Dort stand, aus seiner Remise hervorgezogen, auf einem der inneren Höfe ein alter Postwagen, und harrte der Pferde und der Passagiere. Ich war etwas früh gekommen, um mir einen guten Platzu sichern, und schlenderte nun noch ein wenig in der Spandauerstrasse auf und ab. Es war merkwürdig still für einen so bevölkerten Stadttheil wie die Königstadt; hie und da ein vereinzelter Nachtschwärmer, der seinem Hause zueilte, das war die einzige lebende Staffage des Bildes. Um elf Uhr machte sich die Ruppiner Postkutsche

unter Rütteln und Stossen auf den Weg; ich und der Condukteur vorn im Coupé, im Inneren des Wagens, glaube ich, noch ein Passagier.*

Draussen war es inzwischen völlig dunkel geworden, und ich begann mit dem Condukteur eine Unterhaltung über den Rückgang des Personenpost-Verkehrs, eine Thatsache, über die er nach seiner Art weitschweifige Betrachtungen anstellte, indess nicht das geringste Bedauern äusserte; so erzählte er mir auch, als wir an der Oranienburgerstrasse an den Stallgebäuden der Post vorüberfuhren, mit grosser Seelenruhe von den Hunderten von Pferden, die früher hier für den Personen-Postdienst gehalten worden seien. Er war, das wurde mir klar, Postkondukteur nicht von Gottes Gnaden, sondern durch den Willen der Menschen. Wie jeder preussische Beamte, that er das, was er für seine Dienstpflicht hielt, gewissenhaft und mit der steifen, zugeknöpften Haltung eines alten Soldaten, der gern merken lassen möchte, dass er sich seiner Verantwortlichkeit bewusst ist; allein, dass er sich seines Berufes gerühmt, geschweige denn irgend etwas wie Enthusiasmus dafür an den Tag gelegt hätte, kann ich nicht sagen; er hätte kaum anders darüber sprechen können, wenn er Kattundrucker oder Börsenmakler gewesen wäre. Jedenfalls hatte er nichts, nicht einmal den Namen mit jenen „forschen" Gestalten unserer eignen Landkutschen-Zeit

* Aus dem Postkursbuche ersah ich, dass gegenwärtig noch fünf Personenpostwagen zwischen Berlin und einigen kleinen Städten und Dörfern in der Nachbarschaft kursiren, oder — besser gesagt — sich mühsam durch den tiefen Sand der dortigenLandwege durcharbeiten. Die moderne Civilisation ist über diese kleinen Orte hinweggegangen. An sich zu unbedeutend, und dabei in einem der unfruchtbarsten Distrikte der Mark Brandenburg gelegen, sind sie vom Eisenbahnverkehr unberührt geblieben und haben kaum Aussicht, bei neuen Projekten noch berücksichtigt zu werden. Der Personen-Postdienst ist heutzutage nur noch ein seltsames Ueberbleibsel von dem, was ehemals eine grossartige Institution war. An den meisten Orten ist er ganz verschwunden, in Berlin liegt er in den letzten Zügen.

gemein, die, schwer bemäntelt und vom Publikum stark verzogen,* auf dem luftigen Hintertritte standen, oder vielmehr schwebten, den Wagen „hüteten“† und am Gefährt, an Reise und Landstrasse ihre rechte, ebenso berufsmässige, wie persönliche Lust hatten. An seinen fünf alten Postkutschen freilich, konnte mein braver Alter kaum eine „rechte Lust“ haben, noch von Berufs wegen sehr stolz auf dieselben sein.

So sass er denn in seinem knappen Uniformrock still mir gegenüber in der Coupé-Ecke, wahrscheinlich genau so, wie Generationen von Post-Condukteuren schon vor ihm dort gesessen haben, und wird dort vermuthlich sitzen bleiben bis an sein selig Ende.

Nach einer Weile erzählte er mir eine Geschichte, die ebenso traurig ist, wie sie ja leider nicht vereinzelt dasteht. Der Feldzug hatte ihm seinen Sohn genommen, sein einziges Kind, „so einen prächtigen Jungen, der Vater und Mutter nie Sorge gemacht und sich immer brav und ordentlich gehalten hat; und noch dazu gerade, wie er eben eine so schöne Stellung als Kellner im Hôtel X . . . antreten sollte.“ Nun hätten er und seine Frau nichts mehr, woran sie ihr Herz hängen könnten, es gebe auch für sie keine Freude mehr auf der Welt, — „das ist jetzt alles eins!“— Sie wären nur froh, dass sie ihren Jungen noch gesehen hätten, ehe er starb. Vier Wochen hatte er noch gelebt nach seiner Heimkehr aus dem Kriege, und dann etc. etc. —

---

* Das hübsche Wortspiel des Englischen Originals „many tippeted and much tipped“ lässt sich leider Deutsch nicht wiedergeben. D. Ü.

† „Guards“. Bei der Konkurrenz, die sich die verschiedenen, höchst komfortabel gebauten und mit Vollblut-Viererzügen bespannten Landkutschen (die, wie die Schiffe, besondere Namen als: „High-Flyer“, „Swallow“ etc., trugen) unter einander machten, waren die Kondukteure (Guards) sehr wichtige Personen, von deren Schneidigkeit, Umsicht und geschickter Behandlung des Publikums sehr viel abhing. D. Ü.

„Ach, ich kann ihnen sagen, lieber Herr, seitdem habe ich keine frohe Stunde mehr gehabt“ etc.

Die Nacht war völlig hereingebrochen, als wir Tegel und die Humboldt-Gräber passirten. Ein, freilich vielfach unterbrochener Schlummer, half mir nothdürftig den Rest derselben hinbringen, bis wir in der Morgenfrühe, gegen fünf Uhr, das Dorf Herzberg erreichten, wo mich der Postwagen absetzte, um seinerseits nach Neu-Ruppin weiterzufahren.

Ich hatte mir vorgenommen, direkt nach Rheinsberg durchzureisen, und mich lediglich öffentlicher Fahrgelegenheit zu bedienen; so hatte ich denn eine gute Stunde zu warten (ich benutzte sie dazu, im Morgensonnenscheine ein wenig umherzuschlendern und die Grabschriften auf dem Dorfkirchhofe zu studiren) bis der Rheinsberger „Omnibus“ unter einem Schuppen hervorkam, und mich aufnahm. Es war ein aus tannenen Brettern zusammen gezimmerter Kasten, mit ein paar Fensterscheiben versehen und mit Oelfarbe angestrichen;* in seinem Innern fand ich bereits Passagiere vor, einen Mann mit zwei grossen und recht ungezogenen Jungen. Noch drei volle Stunden lang schleppte uns der „Omnibus“ durch tiefe Sandwege, dürftige, schwüle Kieferwälder und zu guterletzt noch durch einen kleinen, glühendheissen und staubigen Marktflecken, Namens Lindow, dann waren wir am Ziele unserer Reise.

Wer sich Rheinsberg von dieser Seite her nähert, der erhält einen überaus bescheidenen, wenig versprechenden Eindruck von der Stadt. Zuerst erblickt er ein niedriges Haus zu seiner Linken, etwas abseits vom Wege und schiefwinklig zu demselben, und während sein Auge gleichgiltig darüber hinstreift, und nun auch den dahinterstehenden Heuschober gewahr wird, erscheinen auch zu seiner Rechten zwei Häuser, dann wieder eins, oder zwei zur Linken,

* Jetzt fährt täglich regelmässig ein leidlich bequemer Omnibus von der Station Gransee der Nordbahn nach Rheinsberg. D. Ü.

ken, und mit einem Male findet er sich mitten in einer breiten, übrigens sehr reinlichen Strasse, um wenige Minuten später vor dem Rathskeller abgesetzt zu werden, dem ersten Wirthshause der Stadt, welches von rechtswegen auch das beste sein sollte.

Ich hatte mir aus der Lektüre von Fontanes reizendem Buche* ein günstiges Vorurtheil für den Rathskeller gebildet, und gab mir alle mögliche Mühe, den Schmutz nicht zu sehen, auf den mein Auge überall stiess, in der Hoffnung, man habe die Reinlichkeit nur für ein Weilchen versteckt, um ihr dafür im Geheimen eine um so sorglichere Pflege angedeihen zu lassen; allein mir begann der Muth zu sinken, als ich fand, dass die Treppe sichtlich niemals gekehrt, oder gescheuert worden war. Man führte mich in den besten und grössten Raum des Hauses, ein Eckzimmer mit Fenstern nach beiden Seiten und mit der Aussicht auf die prächtigen alten Bäume. Mich überkam sogleich ein starker Zweifel, ob es mir je gelingen würde, mich in diesem Raume behaglich einzurichten. Ein Bett in der hinteren Ecke des Zimmers, ein in allen Gliedern wackeliges Sopha und ein Tisch davor mit einer Decke, die einmal weiss gewesen war, jetzt aber in eckelerregender Weise von Schmutz- und Fettflecken starrte, endlich noch ein Waschtisch und ein paar alte Stühle, bildeten das ganze Ameublement; im Uebrigen war es wüst und leer in dem weitläuftigen Raume. Die Wände bedeckte jene blassrosa Kalktünche, die stets abbröckelt, und mit ganz besonderer Vorliebe auf Aufschläge und Ellbogen unserer Rockärmel fliegt. Dabei war die Luft im Zimmer dumpfig zum Ersticken. Zwar öffnete ich sofort alle Fenster und rückte Stühle davor, dass sie nicht wieder zuschlügen, allein es

---

* *Wanderungen durch die Mark Brandenburg.* Von Theodor Fontane. Drei Theile. Berlin. 1865 — p. 73.

war mir klar, dass durch blosse Zuführung frischer Luft, und mochte sie noch so rein, und vom balsamischen Dufte der Bäume draussen erfüllt sein, die verdorbene nicht zu bannen sein würde, — wenigstens nicht innerhalb der Zeit, die mir zum Aufenthalte hier vergönnt war.

Man sieht es Rheinsberg an, dass es nach dem letzten Brande, der es im Jahre 1740 in Asche legte, zwar nach einem einheitlichen Plane, aber etwas hastig wieder aufgebaut worden ist; für einen Ort von nicht mehr als zweitausend Einwohnern, nimmt es einen sehr bedeutenden Raum ein; dabei sind die Strassen sehr breit und die Häuser sehr niedrig, d. h. die Mehrzahl derselben besteht lediglich aus einem Erdgeschosse und einem giebelartigen Aufbau in der Front. Der weite, viereckige Platz, den man vom Rathskeller aus seitwärts überblickt, sowie ein kleiner, grüner Rasenfleck in Dreiecksform, dem letzteren unmittelbar gegenüber, sind um die Mitte vorigen Jahrhunderts mit einer doppelten Reihe von Linden und Kastanien bepflanzt worden, die sich allmählig zu wahren Riesenbäumen mit mächtigen Laubkronen von fast undurchdringlicher Dichtigkeit entwickelt haben. Ihre gewaltige Höhe lässt die Häuser daneben viel kleiner erscheinen, als sie wirklich sind, so dass sie den Eindruck von Buden auf einem Markte machen, während der tiefe Schatten, in dem sie fast immer liegen, ihnen etwas Düsteres und Unwohnliches verleiht. Mehr nach der Mitte des Platzes zu sind in späteren Zeiten junge Bäume nachgepflanzt worden. Der Platz wird zwar Marktplatz genannt, allein, ich glaube, es ist schon lange her, dass auf demselben ein Markt abgehalten worden ist; selbst für den täglichen Verkehr wird er kaum mehr benutzt, nur selten sieht man Menschen und Thiere sich auf demselben bewegen. Bei seiner Lage, ganz am äussersten Ende der Stadt, oder richtiger, zwischen ihr und dem Schlosse, muss er zu den Zeiten, wo letzteres noch

bewohnt war, als Hauptzugang dorthin gedient haben, dem Verkehrsleben in der Stadt selbst aber, ist er völlig aus dem Wege gerückt. Wie er so daliegt an einem Juli-Vormittage, sonnig, schattig, grasig, staubig, vergessen und verlassen, leer, bis auf die stattlichen Bäume, in deren Aesten die Spinnen ihr stilles Wesen treiben, und das zerbrochene Geschirr, das in einer versteckten Ecke eingeschlummert scheint, ist er der rechte Platz für einen Touristen, der der eleganten Badeorte, mit ihren wohlgepflegten Alleen, satt, einmal wieder ein Stückchen Wirklichkeit geniessen, und mit bescheidenem Danke sich dessen freuen mag.

Gleich nach dem Kaffee machte ich mich auf den Weg nach dem Schlosse, das nur einige hundert Schritte vom Gasthofe entfernt, unter rechtem Winkel zu demselben gelegen ist. Auf einem Terrain erbaut, dessen Niveau etwas tiefer, als das der Stadt liegt, macht es, von dieser Seite gesehen, keinen bedeutenden Eindruck. Der Zugang zu seiner Umfriedigung liegt zwischen zwei Aussen-Bauten, dem Kavalierhause und dem Stallgebäude, von denen jedes einer Front oder Seite des Schlosses gegenüberliegt. Ein hölzernes Stacket verbindet diese beiden Dependenzen mit einander, und ist in seiner Mitte durch ein Gitterthor zugänglich, das sich in recht baufälligem Zustande befindet. Von ihm aus führt der Weg mittelst einer hölzernen Brücke über den Wassergraben, und dann grade auf den Haupteingang des Schlosses zu. Das Wasser im Graben war still und ganz klar, nur ein paar Stauden Froschlattich hatten sich darin angesiedelt, und auf dem Grunde lag ein zerbrochener Porzellanteller. Das Portal stand weit offen; zwei breite Treppenfluchten führen von ihm aus nach beiden Seiten zu den inneren Räumen des Schlosses hinauf. Auf dem inneren Hofe lag glänzender Sonnenschein und überall rings lautlose Stille und tiefer Friede gebreitet. Die Steinfliesen, mit denen der Hof belegt ist, waren zwar sorglich gekehrt, befanden sich aber in

etwas aufrührerischer Verfassung, hier hatte sich eine gesenkt, dort wieder eine gehoben, wie das so ihre Art ist, wenn sich lange Jahre hindurch Niemand mehr um sie kümmert. Das Schloss nimmt mit seinem Mittelbau und den zwei darangehängten Flügeln drei Seiten eines Vierecks ein, auf der vierten, welche sich dem See zuwendet, verbindet ein nach den Seiten zu offener, oben überdachter Säulengang, die beiden Flügel mit einander.

Zwischen den Säulen hindurch konnte ich den See schimmern und glitzern sehen im Glanze der Juli-Sonne, und als ich durch die Colonnade in's Freie hinaustrat, lag er dicht zu meinen Füssen ausgebreitet; denn nur ein schmaler Streifen grünen Rasenlandes, mit Blumenbeeten geschmückt und von Kieswegen durchschnitten, trennte ihn vom Schlosse. Es ist der sogenannte Grienerick-See, oder richtiger, eine Einbuchtung desselben, wenn auch von stattlicher Breite, (ca. achthundert Schritt) an welcher das Schloss liegt; nach rechts hin, zum Theil verdeckt durch eine vorspringende Landzunge, dehnt sich dann der See selbst zu einer mächtigen Wasserfläche aus; bald aber verengt er sich wieder und bildet einen langen, ganz mit Schilf bewachsenen Arm, durch dessen Mitte sich ein schmaler Graben tieferen Wassers zieht, welcher die Verbindung zwischen dem Grienerick- und einem bedeutend grösseren, dem Rheinsberger See, herstellt, so dass man den ersten füglich als einen blossen Seitenarm des ebengenannten bezeichnen könnte. Grade dem Schlosse gegenüber erhebt sich an einer sanft ansteigenden Stelle des jenseitigen Ufers der Obelisk, welchen Prinz Heinrich zum Andenken an die Helden des siebenjährigen Krieges errichtete. Von hier aus gesehen, macht er einen bedeutenden Eindruck. Wie er von vorn herein eine der besterfundenen unter Heinrichs dekorativen Schöpfungen war, so sollte er ihn auch am längsten überleben. Der Schlosspark, im eigentlichen Sinne des Wortes,

liegt zur Linken, und erscheint, von hier aus gesehen, nur als eine dichte Masse mächtiger, alter Bäume, welche, der Krümmung des Ufers folgend, die ganze Seebucht wie mit einem Rahmen umgiebt.

Das Rasenstück mit den Blumenpartien, unmittelbar vor der Colonnade ist gut in Stand gehalten; die Kieswege sind eben und rein von Gras, und den Ziersträuchern sieht man es an, dass sie zur rechten Zeit und von kundiger Hand unter die Scheere genommen worden sind. Auf den Blumenstücken wächst Reseda und wohlriechende Wicke in Fülle, eingerahmt von Balsaminen und Levkojen, und ausserdem mancherlei Treibhauspflanzen in Töpfen. Das alles blühte und duftete nach besten Kräften im warmen Sonnenschein des Julimonds, und unmittelbar daneben breitete der See seinen schimmernden, glitzernden Spiegel aus. Die Aussenseite des Schlosses musste wohl eben erst frisch getüncht worden sein, denn sie strahlte im allerweissesten Weiss. Fünf Statuen, Apollo und die Vier Elemente darstellend, die rings herum in den Büschen standen, und wohl seit langer Zeit keine andre Bekleidung gekannt haben, waren eben im Begriff, gleichfalls einen weissen Ueberzug zu erhalten. Ein Mann mit Farbentopf und Pinsel hatte seine Leiter an die Schultern des „Wassers" gelehnt und war grade dabei ihm die Wangen zu bepinseln, als ich vorüberging*; beiläufig das erste lebende Wesen, das ich bis jetzt zu sehen bekommen hatte.

In unmittelbarer Nähe, zur Linken des ebenerwähnten Rasenplatzes, entfliesst der Rhin dem Seebecken; ein be-

* Dieser, von Jahr zu Jahr sich wiederholende, dicke Auftrag von Oelfarbe, muss natürlich die feine Modellirung, mit der sich Meister Glume — oder, wenn nicht Glume, dann irgend ein anderer, weniger genannter Bildhauer jener Tage — so viel Mühe gegeben, völlig abstumpfen. Leider überzieht man auch alle architektonischen Ornamente, das feine Blätterwerk der Karniesse etc., mit Oelfarbe, so dass sich mit der Zeit jede Spur von organischer Form verwischt und nur noch

scheidenes Flüsschen mit dunkelgefärbtem, aber klarem Wasser, das auf seinem kurzen Lebenslaufe bereits durch sieben Seen geflossen ist. Grade hier, wo wir seine Bekanntschaft machen, wird er berühmt, in seinem weiteren Laufe dagegen schleppt er sich träge und bedeutungslos durch eine Sandwüste, bis er endlich wieder kulturfähiges Land erreicht, durchfliesst dann noch zwei oder drei Seen, deren letzten er, in zwei Arme getheilt, wieder verlässt, um sich bald darauf in dieser Zwillingsgestalt in die Havel zu ergiessen, unweit der Stelle, wo diese selbst in die Elbe fällt.

Ehemals führte an dem obenbezeichneten Punkte eine stattliche, steinerne Brücke über den Rhin, auf deren Geländer in Stein gehauene Gruppen von Genien standen; allein im Jahre 1765 wurden die Genien, die wohl schon etwas schwach auf den Füssen sein mochten, abgenommen und durch kolossale Vasen ersetzt, die nach der Antike kopirt waren. Nun sind auch die Vasen verschwunden mitsammt der Brücke, die sie trug; an ihrer Stelle ist jetzt eine solche von Holz vorhanden, und statt der Vasen stehen auf ihrem Geländer Hortensientöpfe.

Von der Brücke aus streckt sich sich ein schöner, breiter Weg nach einer Treppenflucht hin, auf welcher man zu einem höher gelegenen Theile des Schlossgartens hinauf-

---

Erhöhungen und Vertiefungen übrig bleiben. Künstler und Kunstfreunde haben oft genug lauten Protest erhoben gegen diese seltsame Methode des Restaurirens, welche, wie man sagt, bei der Preussischen „Hofkammer“ sehr beliebt ist. Man kann nicht umhin, sich diesem Proteste anzuschliessen, wenn man auch gerne zugeben wird, dass einer hohen Behörde daran gelegen sein muss, zu zeigen, dass sie für ihr Geld auch etwas leistet und — unfehlbar, wie sie doch ist — nicht erst nöthig hat, sich bei Fachmännern Raths zu erholen. Ein Farbentopf ist ein so angenehmes Ding, so handlich und anscheinend auch so harmlos! Darf man sich da wundern, wenn eine „Hofkammer“ vergisst, dass in dem Topfe „der Tod steckt“ für Alles, was zarte Kunstform heisst?

steigt. Er führt bald zwischen Gruppen dicht ineinander gewachsener, prachtvoller alter Bäume, bald zwischen hohen Hecken, bald wieder an hübschen Blumenpartien und Gruppen von Treibhauspflanzen, hin. Längs des Weges ragen hier und da Postamente aus dem umgebenden Grün hervor, welche die moosüberwachsenen Trümmer vou Statuen tragen. Gleich am am Eingange stehen zwei solcher Gruppen aus dunkelgrauem Steine, die Ueberreste von dem, was einst Proserpina, und ihr gegenüber, Daphne darstellen sollte, beide im verzweifelten Ringen mit ihren Entführern begriffen. Nun haben Wind und Wetter längst alle Leidenschaft von ihnen weggewaschen und abgebröckelt. Noch sind Kopf und Rumpf an beiden Gruppen zwar vorhanden, aber die Glieder — die weissen Arme, die sich einst so wild zum Himmel empor streckten, die kräftigen Beine, welche die holde Last, und zugleich ihren Eigenthümer in eiligem Laufe davonzutragen schienen — fehlen fast ganz, und haben starren, eisernen Stützen Platz gemacht, die freilich keine Bewegung mehr auszudrücken vermögen. Der Verzweiflungsschrei auf Daphnes Marmorlippen hat sich in unplastisches Heulen verwandelt, denn die Marmorlippen sind geschwunden, und haben nichts als ein rundes, dunkles Loch übrig gelassen.

Die breite Treppenflucht am Ende des Weges wird gekrönt von zwei kolossalen Sphinxen, welche majestätischen Blickes, über den hinaufsteigenden Wanderer hinweg, ins Leere schauen; es stört sie nicht in ihrer göttlichen Ruhe, dass eine von ihnen die Nase verloren hat.

Uebrigens hat die Periode der Vernachlässigung für die Rheinsberger Anlagen jetzt ihr Ende erreicht; man sieht, es wird Sorge getragen, wenigstens das zu erhalten, was noch übrig geblieben ist.

Ich hatte nicht lange zu suchen, bis ich in einem Dickicht zur Linken Prinz Heinrichs Grabmal gefunden; es

ist ein pyramidenartiger Bau auf quadratischer Grundfläche, kaum einen Steinwurf von der Treppe entfernt. Natürlich las ich die lange, von ihm selbst verfasste Inschrift, deren feierlicher Ton ganz in die Stimmung passt, in welche uns der verlassene Schlossgarten versetzt. Auf den Wortlaut des Epitaphs komme ich später zurück.

Weiterhin zur Rechten führen eine Menge Wege, theils zwischen hohen Hecken hin, theils offen, zu dem Schlossparke im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. weit hin sich streckenden Rasenparthien, die durch mächtige Baumgruppen theils unterbrochen, theils umrahmt werden, und sich auf der einen Seite bis an das Seeufer hinunterziehn, andrerseits aber in den Boberower Wald verlieren. Einem dieser Pfade folgend, fand ich, dass er mich zum Ufer des Sees hinabführte; dort sassen zwei Damen, die eine mit Skizziren beschäftigt, die andre in einem Buche lesend; da ich sie nicht stören mochte, schlug ich mich wieder seitwärts in die Büsche, und gelangte zu einem Rondel, von dem aus eine Menge Wege strahlenförmig nach allen Seiten ausliefen; in der Mitte desselben stand eine Art Tempel in Form einer von Säulen getragenen Kuppel. Weiterhin traf ich nach und nach eine ganze Reihe, mehr oder weniger erhaltener, oder, besser gesagt, verfallener Monumente, Fontainen, Grotten, Urnen und Statuen, steinerne Sitze und künstliche Ruinen, oder Ueberreste von solchen. Ich wusste bereits, dass ein grosser Theil der Denkmäler — darunter einige der hervorragendsten, wie z. B. der Tempel der Freundschaft — weil sie in Folge der langen Vernachlässigung zu sehr in Verfall gerathen, inzwischen abgetragen worden waren. Von denen, die noch vorhanden, sind viele so dicht vom Gebüsche überwachsen, oder derartig verwittert, dass sie aller Forscher-Neugierde spotten. Eine tiefe Grotte, deren Wände einst mit Muscheln und Spiegelglas belegt gewesen waren, fand ich an ihrem Eingange

bis zur Brusthöhe vermauert, da die gewölbte Decke mit Einsturz droht; hier und da hingen noch ein Paar Muscheln an den von Feuchtigkeit triefenden Wänden.

Die Park-Anlagen sind zum grossen Theile überaus anmuthig und reizvoll; freilich sollte dies in noch viel höherem Maasse der Fall sein, nachdem sie länger als ein Jahrhundert Zeit gehabt, zu wachsen und sich zu entwickeln. Jetzt werden sie ja leidlich in Stand gehalten, aber überall zeigen sich noch die Spuren der früheren Vernachlässigung; denn das und nichts anderes ist es, wenn man sich damit begnügte, einen verdorrten Strauch oder Baum einfach abzuhauen, ohne einen anderen an seine Stelle zu pflanzen, oder die Bäume so dicht emporwachsen liess, dass ihre Stämme aus Mangel an Luft und Licht kahl wurden, und die Kronen vielfach nicht zur vollen, schönen Entwickelung gelangen konnten. Aber wer möchte an einem sonnigen Julimorgen den Kritiker spielen! Spotteten nicht das frische, saftige Grün, die üppigen Laubmassen, zwischen denen der See in glänzenden Streifen hindurchschimmerte, aller Kunst des Landschaftsgärtners? Einem grünen Riesenzelte gleich, wölbten sich über meinem Haupte die Kronen der gewaltigen Bäume, weithin Schatten und Kühle spendend, während die Luft unter dem heissen Athem des Sommers zitterte. Nur hier und da drang ein Sonnenstrahl verstohlen durch das dichte Gezweig und streute Flecken glänzenden Goldes auf den Kiesweg, oder spielte auf der ausgestreckten Hand einer alten, grauen Göttin, die irgendwo auf einem Seitenpfade, verborgen im Gebüsche. stand.

Mit Ausnahme der beiden Damen und des Mannes, der die Vier Elemente anpinselte, war ich noch keiner lebenden Seele begegnet, und doch ist der Platz ganz danach angethan, Sommergäste anzulocken, wohlverstanden, solche, die nichts wissen wollen von eleganten Badeorten, sondern Sehnsucht tragen, im Wald und Flur umherzu-

streifen und zum Zeitvertreib mit den Nachbarn zu schwatzen, oder einer Schönen den Hof zu machen. Dessen glaube ich sicher zu sein, dass vor mir noch niemals Jemand in solcher Absicht nach Rheinsberg gekommen ist, oder daran gedacht hat, es zu thun, ja, überhaupt nur davon gehört hat; ganz sicher bin ich ferner, dass in diesem Augenblicke auf zehn Meilen in die Runde kein derartiger Sommergast zu finden war, allein beinahe ebenso sicher scheint es mir auch, dass der Tag einst kommen wird, da Rheinsberg von solchen Gästen wimmelt. Mir war zu Muthe, etwa wie einem Seefahrer, der die Abenteuer, die Einsamkeit etc. um ihrer selbst willen liebt, und froh ist, dass die Generationen noch nicht geboren sind, die einst sein Andenken segnen und von dem Lande, welches er entdeckt hat, Besitz ergreifen werden.

Da ich dem Wirthe auf seine desfallsige Frage gesagt hatte, ich würde mit den anderen Herren zusammen an der „table d'hôte" speisen, so musste ich meinen Spaziergang abbrechen. Die table d'hôte wurde in dem kleinen Eckzimmer des Erdgeschosses servirt, das zwar ein wenig reinlicher war, als die übrigen Räume des Hauses, indessen kein anderes Ameublement enthielt, als einen langen Tisch und die erforderliche Zahl von Stühlen. Das Diner bestand diesmal und alle folgenden Male aus Suppe, zwei Sorten Fleisch — eine davon gekocht die andre nicht, sondern, was man hier zu Lande „gebraten" nennt, das heisst, irgendwie gesotten ohne Zuthat von Wasser — Kartoffeln in reichlicher Fülle und andres Gemüse, oder geschmorte Johannisbeeren. Bedient wurden wir bei Tische von einer braven und würdigen Dienstmagd, zugleich aber auch der schmutzigsten und ungeschultesten Person, die ich in ähnlicher Funktion je in meinem Leben gesehen habe. Sie schlurrte herein in das Zimmer und wieder hinaus, stets beide Hände voll, und dabei entweder die Thüre mit der Schulter hinter

sich zustossend, oder dieselbe ganz offen lassend; sehr häufig setzte sie unterwegs plötzlich die Schüssel im ersten besten Winkel ab, und stürzte davon, um einem Rufe Folge zu leisten, der von irgendwoher im Hause an sie ergangen war; eine anderweite Bedienung gab es nicht. Jeder Gast half sich eben selbst, nachdem er vorher seine Gabel sorgfältig an der Serviette gereinigt hatte. Die Gesellschaft bestand, ausser mir noch aus zwei Landschaftsmalern und drei Juristen, welche letztere bei der Gerichtsbehörde in Rheinsberg amtlich beschäftigt waren.

Da ich selbst kein Jurist, auch nicht einmal ein Landschaftsmaler, sondern im Gegentheil nur ein simpler Tourist und, wie sich herausstellte, noch dazu ein Ausländer war, so mochte ich wohl den Herren nicht sehr willkommen sein. Wie indessen die Umstände lagen, konnte man kaum erwarten, dass ein Tischgast den anderen mit besonderer Freude sah. Es herrschte eben ein Gefühl gemeinsamen Missbehagens, das seinen Einfluss auch auf die Tischunterhaltung ausübte, an der ich mich übrigens activ nur wenig betheiligte. Der Ton derselben war nichts weniger als verbindlich, oder anregend, sowie man ihn sonst an einem Mittagstische findet, viel eher konnte man ihn kurzangebunden, ja beinahe schroff nennen, etwa so, wie ich mir vorstelle, dass er unter den Insassen eines Gefängnisses herrscht. Jeder Einzelne in dieser Tischgenossenschaft glaubte besonderen Grund zur Unzufriedenheit zu haben, klagte über das schlechte Essen und die noch schlechtere Bedienung, kurz, fühlte sich persönlich vernachlässigt und schlecht behandelt. Unter solchen Bedingungen liess sich kaum erwarten, dass eine muntere, und für alle Betheiligten erspriessliche Tischunterhaltung, in Gang kommen werde.

Bei Tische wurde von einem Morde gesprochen, und auf meine Fragen erfuhr ich, dass man schon vor geraumer Zeit in einem der ausgedehnten Wälder der Umgegend —

wenn ich nicht irre, im Schilfe einer der dicht verwachsenen Sumpflachen, an denen jene Wälder reich sind — den Körper eines ermordeten Mannes gefunden hatte, und dass bald danach, auf Veranlassung meiner richterlichen Tischgenossen, durch die Polizei ein verdächtiges Individuum in Haft genommen worden war. Allein, obgleich man dasselbe inzwischen wiederholt verhört hatte, auch innerlich von der Schuld desselben völlig überzeugt war, hatte es bis jetzt nicht gelingen wollen, auch nur die leiseste Spur eines wirklichen Beweises zu finden, und man sah sich genöthigt, den Inkulpaten wieder seiner Wege gehen zu lassen. Natürlich waren die Herren etwas betreten über ihren Misserfolg, namentlich aber sehr ärgerlich auf ihre Untergebenen von der Polizei, weil dieselben das Gewehr nicht gefunden hatten, mit dem der Mord verübt worden war. Man wusste nehmlich, dass der Gefangene eines Tages mit einem Gewehr ausgegangen, und ohne dasselbe wieder nach Hause zurückgekehrt war. Seiner eigenen Angabe, wonach er dasselbe auf der Landstrasse an einen Mann aus Mecklenburg, den er nie vorher gesehen und dessen Namen er nicht wisse, verkauft habe, schenkte man keinen Glauben.

Am Nachmittage unternahm ich einen weiteren Ausflug. Da wieder einsetzend, wo ich meinen Morgen-Spaziergang abgebrochen hatte, fand ich bald einen Pfad, der mich zu dem Obelisken führte. Von seiner Basis aus hat man einen ausserordentlich hübschen Blick über den See hinweg auf Stadt und Schloss Rheinsberg. Ich las sämmtliche Inschriften, deren der Obelisk achtundzwanzig enthält,* und wanderte dann weiter, einem sehr hübschen Rasenwege folgend, der quer durch den ganzen Park führt; denn einen „Park"† darf man ihn mit Recht nennen, mit seinen wahr-

* Die Beschreibung des Obelisken wird an einer andern Stelle gegeben werden.

† Im Englischen bedeutet „Park" eine Anlage von viel grösserem Umfange und viel reicherem Wechsel an Scenerie, als im Deutschen. D. Ü.

haft majestätischen Baumgruppen, die in überreicher Laubfülle prangen, und seinen saftigen Rasenflächen, in die, wie in einen Riesen-Teppich, Tausende bunter Feldblumen eingewebt sind. Er wird in verschiedenen Richtungen von breiten Alleen durchschnitten, die bis auf eine einzige ganz verrast und mit Gras überwuchert sind; auch die Bäume zeigen bei aller Ueppigkeit des Wuchses vielfach noch die Spuren der rüheren Vernachlässigung. Der Pfad, den ich eingeschlagen, führte mich zu einem anderen Denkmal Heinrichs, einem höchst seltsamen Bauwerk, das die grösste Aehnlichkeit mit dem unteren Theile eines grossen, aus Ziegelsteinen aufgeführten Fabrikschornsteines hat und gegen vier Meter im Quadrat misst; es stekt mitten im tiefen Grase, und ist ganz von Strauchwerk und Bäumen überwachsen. Ohne Zweifel stand es einst auf einem Schmuck-Platze des Parkes, wahrscheinlich umgeben von Urnen und Statuen und dergl.; diese sind nun freilich längst verschwunden; die Natur ist wieder in ihre alten Rechte getreten, und hat ihre Kinder bis dicht an das Denkmal heranwachsen lassen. An seinem oberen Theile sieht man einige Relief-Figuren, die den Tod symbolisiren sollen, während der grössere Theil der Fläche, welche man die Front des Baues nennen könnte, so behandelt ist, dass er eine geschlossene Pforte darstellt, die eine Inschrift vom Jahre 1790 trägt. Dieselbe beginnt mit den Worten:

Oh vous dont les cendres sont confondues

und ist ganz in Heinrichs Style gehalten, grossartig, hoffnungslos und mit einem Anflug von Sentimentalität. Ich stand still und schrieb sie ab, aber sie ist zu lang, um sie hier wiederzugeben. Gewidmet ist sie „dem Andenken geliebter Verwandten, standhafter Freunde und treuer Diener", von denen nichts bleibt, als „le souvenir." In einer der Lebensbeschreibungen des Prinzen habe ich eine flüchtige Notiz über dieses Denkmal gefunden, allein über die speziellen Motive, welche ihn zur Errichtung desselben veranlassten,

war nichts zu ermitteln. Ich glaube nicht, dass irgend Jemandes Asche hier wirklich beigesetzt ist, bin vielmehr der Meinung, dass der Prinz, der nachgerade jedem seiner Bekannten, entweder einen Denkstein gesetzt, oder eine Erinnerungstafel gewidmet hatte, in seiner grossmüthigen, echt fürstlichen Weise, sich gewissermassen schuldbewusst fühlte, den Manen derer gegenüber, die er etwa übergangen oder vergessen hätte; um nun ihre Schatten zu versöhnen, hat er jenes merkwürdige Trauer-Denkmal in Würfelform errichtet, das All' und Jedermann gewidmet ist; gewissermassen eine lapidare Allerseelen-Messe im Rheinsberger Style. Die Inschrift schliesst mit einer Mahnung, dass „der Tag einst kommen wird, da „düsterer Gram uns alle in den Trauerschleier hüllt." — Zuletzt wird dann der Vorübergehende noch aufgefordert, „einige Thränen zu weinen".

Erst später fand ich heraus, dass der Tempel der Freundschaft, der in den Rheinsberger Annalen so häufig erwähnt wird, ganz in der Nähe von diesem Stück Grabesgemäuer gestanden hat. Ich vermuthe sogar, dass zwischen beiden eine gewisse Beziehung bestand. Der Tempel ist, nachdem er völlig baufällig geworden war, erst vor wenigen Jahren abgetragen worden.*

* Während einer langen Reihe von Jahren, wahrscheinlich schon seit dem Tode des Prinzen August, des letzten Bewohners von Rheinsberg im Jahre 1843, wenn nicht schon viel früher, ist dies die alleinige Methode gewesen, nach der man die Ueberreste derjenigen Monumente behandelte, an welchen der Zahn der Zeit sein Zerstörungswerk bereits begonnen hatte. Niemals ist irgend etwas geschehen, um zu verhindern, dass sie in Stücken fielen; erst, wenn sie völlige Ruinen geworden, wurden sie „abgetragen". Die ehemaligen Wagenremisen und Treibhäuser des Schlosses sind von unten bis oben angefüllt mit mehr oder weniger zerbrochenen Statuen, Säulen, Kapitälen und anderen Trümmern. Seit meinem ersten Besuche, hat übrigens das Aufsichtspersonal, das wohl seinen guten Willen, zur Restauration mitbeizutragen, zeigen wollte, das neue Regime dadurch inaugurirt, dass es aus den Trümmerhaufen in den Remisen eine der wenigst beschädigten Statuen (es ist eine fast ganz intakte Figur der Flora, deren früherer Standort nicht zu ermitteln war) heraussuchte, und

Wenn ich nun auch nicht gerade Thränen vergoss im Mitgefühl für des Prinzen lapidaren Schmerz, so konnte ich mich doch eines gewissen pathetischen Gefühles nicht erwehren, das mich beschlich, wenn ich bedachte, dass ich, und mit mir vielleicht noch vier oder fünf Menschen, die Einzigen gewesen waren, die seit fünfzig Jahren irgend eine von Heinrichs dekorativen Schöpfungen überhaupt angesehen, geschweige denn sie mit Theilnahme und Interesse betrachtet hatten.

Nur wenige Schritte weiter senkte sich plötzlich das Terrain, und eröffnete mir durch eine Lichtung in den Bäumen einen entzückenden Blick auf den kleinen Boberow-See*, der, gleichsam in Wald eingebettet, vor mir lag. Ein gut gehaltener Pfad zieht sich auf etwa ein Drittheil seiner Länge am Ufer hin, zwischen prächtigen, alten Kiefern hindurch, deren schlanke Stämme mit ihrer rostrothen, sich in grossen Flocken abblätternden Rinde, im Scheine der Abendsonne flammenden Feuersäulen glichen. Weiterhin beginnt dichter und hochbestandener Eich- und Buchenwald, und das Terrain steigt wieder. Unter fortwährendem Auf- und Abklettern, und nicht ohne verschiedene Male in Sumpflachen hineinzugerathen, machte ich meinen Weg um

---

dieselbe auf ein Piedestal grade in der Mitte des Platzes aufstellte, an welchem ehemals (nur wenige Schritte von dem erwähnten Grabmal) der Tempel der Freundschaft gestanden hatte. Diejunge Dame, deren heiteres Sommerkostüm lediglich aus ein Paar Blumen im Haar und einem Füllhorn besteht, das sie unter dem linken Arme trägt, und die sicherlich nichts an sich hat, was auch nur den Soupçon eines „Trauerschleiers" erwecken könnte, ist Alles, was man von der „Freundschaft" nur wünschen kann, doch will es mir scheinen, dass sie etwas mit dem düsteren Tone kontrastirt, in welchem Heinrichs französische Inschrift zu uns spricht.

* Boberow wird abgeleitet von *bobr*, Neuhochdeutsch: *Biber*. Der Name kommt häufig vor; *Babelsberg*, des Kaisers Lieblingssitz bei Potsdam, ist dieselbe Ableitung. Vor noch nicht allzulanger Zeit schrieb und sprach man *Babersberg*, und in noch älterer Zeit *Boberow-Berg*. (Fidicin, *Die Territorien der Mark Brandenburg*, IV. 2, p. 168.)

den ganzen See herum. Der Wald schien sich von hier aus viele Meilen weit in's Land hinein zu erstrecken, und mit einem Male sah ich mich an dem Rande von etwas, was ich sogleich richtig als einen jener Landwege erkannte, wie sie für diesen Theil der Mark so charakteristisch sind. Es war eigentlich eine Art Kanal, von der Breite eines gewöhnlichen Weges und augefüllt mit merkwürdig feinem und leichtem Sande. Da sich kein Lüftchen regte, konnte ich die Spuren der Räder und Hufe erkennen, während bei Wind und Regen der Sand sehr rasch wieder eine glatte Oberfläche annimmt. Das Reiten und Fahren auf diesen Wegen ist eine harte und mühevolle Arbeit für Mann und Thier, das Gehen aber beinahe unmöglich; gewöhnlich, aber nicht immer, findet sich längs des Weges ein Streifen Rasen oder Heidekraut für die Fussgänger. Mit Ausnahme der nach Berlin führenden Chaussee, welche eine künstliche Stein-Unterlage und nur oben eine Decke von Sand hat, sind fast alle Wege in der Nachbarschaft diesem ähnlich; nur der Sand selbst unterscheidet sich, je nach der Lokalität, durch einen höheren, oder geringeren Grad von Reinheit.

Am Abend hörte ich Musik und ein Geräusch, wie von einer Menschenmenge herrührend, die von dem kleinen Rasenplatze, gegenüber dem Rathskeller, zu mir herauf tönten. Es stellte sich heraus, dass im Laufe des Tages ein Caroussel angelangt war, und eben eine Serie von elf Vorstellungen eröffnete. Es war eins von der gewöhnlichen Sorte, hölzerne Pferde, die sich abwechselnd mit hochlehnigen Sitzbänken, um eine Achse im Kreise drehten. Wie es schien, war diese Art von Vergnügen hierorts etwas Neues, oder doch Seltenes, denn die ganze Stadt war auf den Beinen, um es sich anzusehen. Ein mächtiges, starkknochiges Weib hämmerte nach Leibeskräften, von acht bis elf Uhr Abends auf einem Harmonium, während ihr männlicher Begleiter, ein kleiner, magerer Kerl, der, wie ich

fürchte, auf sehr magere Brocken angewiesen war, hart an ihrem Ellbogen mit Eifer auf einer Violine herum kratzte. Alles sass auf, und machte seinen Ritt; ich glaube sogar, die Jünger der Themis, sowie meine künstlerischen Freunde von der Wirthstafel, betheiligten sich an demselben; in der Stadt hielten Lust und Neigung dazu ungeschwächt vor bis gegen das Ende der Vorstellungen. Obwohl der Eintrittspreis nur ein sehr niedriger war, hat der Eigenthümer, wie er mir später versicherte, doch ein sehr gutes Geschäft mit seinen elf Vorstellungen gemacht.

Ich will nun nicht sagen, dass ich die weite Reise unternommen hätte, nur um ein Caroussel zu sehen, oder dass es mir ein besonderer Genuss gewesen wäre, das Gedudel seiner Musik bis in die tiefe Sommernacht hinein mit anzuhören; aber mit dem elften Glockenschlage wurde alles still in der Stadt. Ich stieg hinauf in mein Zimmer und lehnte mich zum Fenster hinaus, dem einzigen unter den vieren, welches mir einen Blick in die Ferne gestattete. Von ihm aus konnte ich über den Marktplatz hinweg, gerade hinunter auf das Schloss sehen. Es war nicht eigentlich dunkel draussen, am allerwenigsten am sommerlichen Nachthimmel oben. Obwohl das abendliche Zwielicht längst aufgehört hatte, „des jungen Tages zu harren", waren doch die Tiefen des Himmelsraumes noch erfüllt von leuchtendem Aether, und die Sterne strahlten mit dem durchdringenden Lichte der Ewigkeit. Oben im Himmel aber und unten auf der Erde lag tiefes Schweigen; wie man auch lauschte, mit beinahe schmerzhafter Spannung, man hörte nichts, und je länger man lauschte, desto gewaltiger wurde das Schweigen; es war, als schwelle es mehr und mehr an, als werde es erfüllt von einer Stille anderer Art, als die ihm selbst eigen, bis es zuletzt das Ohr erfüllte wie mit einem gewaltigen Tönen. In Wahrheit, ein Silentium acre, so mächtig, so ergreifend, dass man es dem Reisenden verzeihen möge

wenn seine erregte Phantasie ihn hinwegtrug über die kurze Gegenwart, die nur bis morgen schlummert, und die Vergangenheit zu erfassen suchte, die längst den Schlaf der Ewigkeit schläft, wenn er in der Juli-Mitternacht unverwandten Auges hinüberstarrte auf das alte Schloss, das, in Mondenschein gebadet, vor ihm lag, als müsse sein gespanntes Ohr das Schweigen eines Jahrhunderts durchdringen, und Stimmen vernehmen, die längst erloschen, und Worte, die längst verklungen sind.

Capitel II.

Quartiermachen.

Ein holländischer Wirth — Eine deutsche Wirthin — Die Vorstädte von Rheinsberg — Der Sand — „Nach Mirow“ — Meine Hausgenossen.

Da ich beschlossen hatte, sobald als möglich aus dem Rathskeller auszuziehen, mit seinen Insassen aber auch fürderhin auf freundnachbarlichem Fusse zu bleiben, so sagte ich dem Wirth am nächsten Vormittag, ich würde vielleicht auf eine oder zwei Wochen in Rheinsberg bleiben, falls ich irgendwo eine Wohnung finden könnte; ich sähe recht gut ein, fügte ich hinzu, dass ich ihm sehr lästig sein müsste, indem ich grade sein grösstes und bestes Zimmer inne hätte, das er doch so oft anderweitig gebrauche. — „Aber er habe ja auch noch kleinere Zimmer.“ — Ich wolle aber nicht zu ebener Erde wohnen. — „Ja, im oberen Stock wären doch auch noch . . . . . .“ — Oh nein, ich sei überzeugt, dass er seine kleineren Zimmer alle Augenblicke für Passanten nöthig habe, besonders für Geschäftsreisende und wünsche durchaus nicht, ihm Schaden zu verursachen, oder etwa gar die Veranlassung zu sein, dass er seine alten Kunden vor den Kopf stosse. Vielleicht könne er mir irgend wo eine Wohnung ausfindig machen; womöglich in der Nähe des Rathskellers, so dass ich es nicht

zu weit hätte, wenn ich hier meine Mahlzeiten einnehmen wolle.

Da diese Unterhaltung in der Nähe der Schänkstube stattfand, so waren einige Bürgersleute, die dort bei ihrem Frühschoppen sassen, Zeugen derselben. „Der — das ist ein Holländer, der wird schon thun, was Sie ihm sagen!" riefen sie, und nickten dabei auch dem Wirthe zu, gewissermaassen, als wollten sie ihn mir vorstellen. Besagter Wirth war eine auffallend grosse und dicke Figur mit röthlichem Haar, im Ganzen ein Mensch, der mir von Herzen missfiel. Es stellte sich heraus, dass er, sammt seiner Ehehälfte, deren Bruder und dem Oberkellner, vor einigen Jahren aus Oranienburg eingewandert war, einem nur wenige Meilen entfernten Orte, der einst von einer holländischen Prinzessin gegründet wurde.* Nach dem, was Fontane sagt, muss der Gasthof früher, ehe er in die Hände seines jetzigen Besitzers kam, bei weitem sauberer und wohnlicher gewesen sein. Auffallend war es mir übrigens, mit wie wenig Respekt die Bürger — offenbar wegen seiner fremden Abstammung — ihren Wirth behandelten.

Es fand sich bald ein Gewürzkrämer, der mich in seinem Hause aufnehmen wollte. Es war ein Jude mit einer ganzen Heerde kleiner Kinder, die mich umringten und unverwandt anstarrten. Als ich gewahr wurde, dass er vorwiegend mit Seife, Heringen und Petroleum handelte, und die mir zugedachten Zimmer unmittelbar gegenüber der Ladenthüre auf der anderen Seite des Flures lagen, endlich angesichts der zahlreichen, kleinen Nachkommenschaft, die mir nicht von den Fersen wich, und mich mit offnem Munde anstarrte, schützte ich meine Abneigung gegen das Wohnen zu ebener Erde vor, und ging wieder

* Luise Henriette, Gemahlin des Grossen Kurfürsten. Ihr zu Ehren wurde es Oranienburg genannt.

heim, um dem „Holländer" zu sagen, es gäbe gewiss noch andre Wohnungen in Rheinsberg, und er müsse mir unter allen Umständen eine ausfindig machen. Er sagte, es gäbe keine mehr; ich entgegnete, ich sei überzeugt, dass es deren noch gäbe. Da legte er den Zeigefinger an die Stirne und verschwand; in wenigen Minuten aber erschien er wieder und meldete mit freudig erstauntem Gesicht, Ja, Frau Lemm wolle mich in ihr Haus nehmen, aber nicht eher als morgen; an die habe er gar nicht gedacht; ausgezeichnete Zimmer, vorzügliche Lage und in unmittelbarer Nähe." Es stellte sich dann heraus, dass Frau Lemm, die eine Putzmacherin war, und ein kleines Haus am Markte besass, ihre ganze erste Etage von Michaelis ab vermiethet hatte; da sie aber bis zu diesem Termin noch frei darüber verfügte, so war sie erbötig, mir einen Theil davon zu überlassen. Die grössere Hälfte derselben hatte sie bereits für den Sommer an einen kranken Schullehrer und seine junge Frau vermiethet. Da der Rest der Wohnung aber unmöblirt war, so bat sie sich einen Tag Zeit aus, um ein Bett, einen Tisch und einen Sopha hineinzustellen, und die Rouleaux einzuhängen. Sie schien besonderes Gewicht auf die Anbringung der letzteren zu legen, obwohl ich sie bat, sich doch nicht erst diese Mühe zu machen. Mit einer doppelten Reihe mächtiger Bäume vor der Thüre, so nahe, dass ihre Zweige das Dach und Mauern streiften, und die so hoch in den Himmel hinaufragten, dass auch nicht ein Zoll breit mehr davon zu sehen war, hatte man ja, selbst um die Mittagszeit, in den Vorderzimmern nur auf ein Zwielicht zu rechnen.

Frau Lemm war eine nette, freundliche Person in vorgerückten Jahren, von ruhigem, gelassenem Wesen. Man konnte ihr heute noch ansehen, dass sie in ihren jungen Tagen eine Blondine gewesen war, ausserdem besass sie ein Paar tiefblaue Augen, sehr helles Haar, das bereits

dünn zu werden anfing, einen schönen Teint, ein hohes Maass von Selbstrespekt und — wenn ich nicht irre — eine verheirathete Tochter in Berlin. Sie hauste allein unten im Erdgeschoss in ihrem kleinen Putzmacherladen, neben dem sich noch ein Wohn- und ein Schlafzimmer, sowie eine Küche befand. Die andre Hälfte des Erdgeschosses war an den „Herrn Gerichtsrath" vermiethet, die höchste Quelle des öffentlichen Rechtes in Rheinsberg. Seinen Namen habe ich nie zu hören bekommen. Er war in die Schweiz auf Sommer-Urlaub gegangen, und hatte seine Wohnung und seine Hühner in der Obhut seines Dieners, die Pflege des Rechtes aber in den Händen meiner juristischen Freunde von der table d'hôte (derselben, die den Mörder nicht finden konnten) gelassen. Meine unmittelbaren Nachbarn im ersten Stock waren, wie ich bereits erwähnt, ein junges, ungefähr seit einem Jahr verheirathetes Ehepaar, ein eben flügge gewordener Pastor, d. h. so etwas zwischen einem Lehrer und einem Nachmittags-Prediger, und seine hübsche, junge Frau. Er hatte das Unglück gehabt, bald nach seiner Verheirathung seine Stimme fast ganz zu verlieren und konnte kein hörbares Wort sprechen; nun war er auf Kranken-Urlaub und, da er kaum Hoffnung hatte, seine Stimme je wieder zu bekommen, so musste er, wie Frau Lemm sagte, darauf gefasst sein, binnen kurzem ganz pensionirt zu werden. Ich konnte nicht umhin, diese Aeusserung der Frau Lemm für etwas lieblos zu halten; sie entgegnete mir indess, es sei freilich recht traurig, allein es gäbe noch viel schlimmere Dinge im Leben, mit denen der Mensch eben suchen müsse, fertig zu werden. Mein armer Nachbar war stets schwarz gekleidet und in weisser Halsbinde, zum Zeichen seines Berufes; eines Berufes, den er wohl nie antreten sollte. Er war übrigens in seinem Aeusseren viel sauberer, und machte viel mehr den Eindruck eines Gentleman, als mancher

seiner Berufsgenossen, dem ich in Deutschland begegnet bin; er hatte etwas sehr Angenehmes und Liebenswürdiges in der Art, wie er Einen ansah und grüsste; auch seine junge Frau war von heitererm und freundlichen Wesen und machte sich den ganzen Vormittag fleissig in ihrer Küche, oben an der Treppe, zu thun. Nun, ich habe mir alle Mühe gegeben, ihnen ein ruhiger Nachbar zu sein.

Am Nachmittage dieses, meines zweiten Tages in Rheinsberg, machte ich einen Gang durch die Stadt, um einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Wie schon gesagt wurde, ist dieselbe sehr regelmässig gebaut. Die Hauptstrassen laufen alle von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und diese werden wieder gekreuzt durch andere, die zum See hinunter führen. Die Strassen sind alle breit und die Häuser niedrig, mit Ausnahme von dreien, oder vieren, welche das grosse Feuer verschont hat, und die sämmtlich in der Nähe der Kirche stehen.

An der Nordseite verläuft sich die Stadt in eine Art Vorstadt, die sich zusammensetzt aus vier Scheunen, einem Bleichplatz mit Pfosten und Waschleinen, einer Bank an der Strasse und einem Bienenhause. Der Weg führt eine viertel oder halbe Stunde weit durch offenes Land, mit dem See zur Rechten, während ein gigantischer Halbkreis von Wald den Horizont begrenzt. Der Weg selbst besteht aus purem Sande und wird auf beiden Seiten von einem Streifen eingefasst, den eine Kriechpflanze durch Verfilzung mit der Sandoberfläche bildet. Es ist eine Art Gänsefuss, glaube ich, auf dem sich Millionen von Raupen mästeten; der Fremde meint im ersten Augenblick, die ganze Landschaft bestehe lediglich in Sand, verkrüppeltem Gänsefuss und Raupen. Erst, nachdem er die Gruppen arbeitender Leute bemerkt hat, wird er gewahr, dass hier wirklich Felder sind zu beiden Seiten des Weges, und dass auf ihnen auch etwas wächst. Diese Feldfrüchte — Roggen, Kartoffeln etc.

— obwohl sie so dünn stehn, dass ein ungeschultes Auge sie gar nicht bemerkt, sind doch von hohem Werthe für ihre Besitzer, die ganz genau wissen, wo sie stehen und sie mit grossem Eifer kultiviren.

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde gegangen war, blieb ich bei einem Wegweiser stehen, der nach rechts hin zeigte. In dieser Richtung führte allerdings eine Spur, aber sie prägte sich so schwach auf dem Triebsande aus, dass ich sie, ohne den Wegweiser, sicherlich nicht bemerkt haben würde. Auf der Tafel des letzteren standen die Worte „Nach Mirow". Dies war also ohne Zweifel derselbe Weg (damals wahrscheinlich kaum in besserem Zustande wie heute), den Prinz Friedrich und seine Cavaliere an dem Tage des Besuches im „Schlummerlande"* und ebenso der Mecklenburgische Hof, als er den Besuch erwiederte, eingeschlagen haben. Wer Carlyle's Beschreibung dieser beiden Exkursionen vergessen hat, der lese sie wieder einmal nach.†

Noch ehe die vierundzwanzig Stunden völlig abgelaufen waren, stellte ich mich bei Frau Lemm ein, und fand dieselbe einigermaassen in Noth wegen eines Rouleaus. Der hölzerne Stock, der unten in den Saum desselben eingeschoben wird, um ihm die nöthige Spannung zu geben, war zerbrochen, und Frau Lemm, die den Schaden erst bemerkt hatte, als das Rouleau schon eingehängt war, fand kein Ende in ihren Entschuldigungen dafür, dass sie den neuen Stock nicht zu rechter Zeit bekommen habe. Sie sah so verzweiflungsvoll aus, wie sie dastand, mit der einen Hand das Rouleau haltend, voller Zerknirschung, den biegsam gewordenen Saum desselben um die Finger der anderen wickelnd, und mir dabei eifrig auseindersetzend,

* „Sleepy Hollow" aus Washington Irving's Ripp van Winkle. D.Ü.

† Carlyle. *History of Frederic the Great*, vol II., pp. 609 bis 17. i. d. Uebersetzung von Neuberg. Bd. II. pp. 627—35. (Berlin. Decker).

wie eigentlich das ganze Unglück gekommen wäre, und immer von Neuem versichernd, der Mann habe fest versprochen, den Stock noch heut Nachmittag zu liefern, dass mir schliesslich nichts anderes übrig blieb, als gleichfalls ein sehr ernstes Gesicht zu machen, ja, sogar etwas wie meine bestimmte Erwartung auszusprechen, dass sie nunmehr ohne Säumen die Sache in Ordnung bringen lassen würde. Im Uebrigen waren die Zimmer viel komfortabeler möblirt, als ich es für möglich gehalten hätte; zudem hatte der sehr gut gezogene und augenblicklich unbeschäftigte Bediente des „Herrn Gerichtsrathes" sich bereit erklärt, für mich allerlei kleine Dienstleistungen zu verrichten; wohl verstanden, nicht offiziell! Ich hatte natürlicher Weise Bedenken dagegen erhoben, den Diener eines Anderen zu beschäftigen, aber Frau Lemm wusste dieselben völlig zu beschwichtigen; schliesslich konnte ich ihr doch auch nicht verbieten, von Jemand in meinem Interesse Hilfe anzunehmen, der bereit war, solche zu leisten. So war denn alles auf die bestmöglichste Weise geordnet. Das Frühstück nahm ich stets zu Hause ein, bisweilen auch ein sehr behagliches Abendbrot, bestehend in Thee aus meinen eigenen Vorräthen, Fischen aus dem See, oder kaltem Huhn und Eiern, nicht zu vergessen der köstlichen Erd- oder Himbeeren, die Wilhelm gutmüthiger Weise in einem Garten vor der Stadt holen ging, wozu er sich für ein Paar Groschen die Erlaubniss verschafft hatte. Andere Beeren verstand Frau Lemm zu einem vorzüglichen Gelée zuzubereiten. Und alle diese guten Dinge pflegte ich, noch lange ehe es völlig dunkel wurde, im tiefsten aller Zwielichte, zu mir zu nehmen, die Fenster weit geöffnet und davor die grüne Laubwand der Linden- und Kastanienbäume.

Als nach einigen Tagen das Wetter sehr heiss ge-

worden war, wurde uns unser Diner unter den Kastanienbäumen des grünen Triangel, gegenüber dem Rathskeller, servirt. Dort konnten auch diejenigen, denen der Sinn danach stand, bis spät in den Abend hinein beim Biere sitzen, und der Karoussel-Musik lauschen. So bekam ich denn vom Innern des Rathkellers nicht mehr viel zu sehen.

Capitel III.

Die Grundherren von Rheinsberg.

Die Grafen von Lindow und Herren von Ruppin — Die Markgrafen und Kurfürsten von Brandenburg — Die von Rheinsberg — Die von Bredow — Ihr Ursprung — Der dreissigjährige Krieg — Die von Lochow — M. Chenevix de Béville — König Friedrich Wilhelm I.

Urkundlich erwähnt finden wir den Namen Rheinsberg — und zwar in der Schreibweise „Rynesperg“* zum ersten Male in einem Dokumente des Jahres 1335. Der Ort gehörte zweifellos damals, oder schon zu viel früherer Zeit, einer Familie gleichen Namens. Wann diese, wahrscheinlich in Geldnöthen, sich von ihrer Besitzung getrennt hat, wissen wir nicht. Allem Anscheine nach hat dieselbe

---

* In einer Sammlung alter Urkunden, welche Riedel herausgegeben hat, findet sich der Name in jedem einzelnen Falle anders geschrieben, Rinusbergk, Rinesberghe etc. Hoppe hat in seiner *Chronik* allein siebenzehn solcher Varianten zusammengestellt; wahrscheinlich giebt es deren noch mehr.

Vor etwa hundert Jahren schrieb man allgemein „Reinsberg“; diese Schreibweise ist auch von Carlyle angenommen worden, und ich folge derselben, als der heutzutage üblichen. Der Name des Flusses hat im Gegensatz zu dem des Ortes, keine Umwandlung in's Hochdeutsche erlitten. Er wird „Rhyn“ oder „Rhin“ geschrieben. In Bezug auf „Remusberg“, einer Version, an der Friedrich der Grosse festgehalten hat, werde ich gelegentlich noch Einiges zu sagen haben.

es niemals zu etwas Rechtem bringen können; eine Weile lang sehen wir sie noch ein kümmerliches Dasein aus dem Ertrage von Dörfern und Ländereien geringen Bodenwerthes fristen, die sie in anderen Theilen der Grafschaft Ruppin besass, dann stirbt sie aus.*

Regierende Herren im Lande waren zu jener Zeit die Grafen von Lindow und Herren von Ruppin. Wir müssen schon in der Mehrheit von Ihnen reden, da sie, gleich vielen anderen Dynasten in jener und noch viel späterer Zeit, meist zu dreien, oder vieren (d. h. so viel ihrer gleichzeitig majorenn waren) gemeinschaftlich zu regieren pflegten. Die Grafen waren Vasallen, aber sehr mächtige Vasallen der Kurfürsten von Brandenburg, und, obwohl keineswegs „reichsunmittelbar", genossen sie doch, da sie fast ausschliesslich in souveräne Familien hineinheiratheten, in gesellschaftlicher Beziehung mit diesen gleichen Ranges. Im Ganzen haben sie den Kurfürsten die Lehnstreue gehalten und ihnen in mancher Fehde Heeresfolge geleistet. Ihr eigentlicher Beruf war natürlich das Waffenhandwerk; allein vom ersten bis zum letzten ihres Stammes, haben sie sich als ein hochgemuthes, feingeistiges Geschlecht erwiesen, das die schönen Künste pflegte, und weit hinausragte über die meisten seiner Standes-Genossen in der Mark. Sie stammten aus einer alten Thüringischen Sippe, die sich von Arnstein nannten, und etwa um den Anfang des XII. Jahrhunderts nordwärts gewandert waren. Ihren Grafentitel hatten sie von Lindow, nicht etwa jenem kleinen, staubigen Marktflecken, durch welchen wir auf der Herreise gekommen waren, sondern einem anderen Orte gleichen Namens im Anhaltischen. Da sie zu Ruppin Hof hielten, so gewöhnte sich das Volk daran, sie die „Grafen von Ruppin"

---

* Riedel. *Codex Diplomaticus Brandenburgensis. Erste Hauptabth., IV. 493—6.*

zu nennen. Im Laufe der Zeit mögen die Grafen wohl den Titel bequem gefunden haben, und legten sich denselben gelegentlich selbst bei. Der letzte von ihnen, Wichmann, ein stattlicher junger Herr von siebenzehn Jahren, trug im Jahre 1521 auf dem Reichstage zu Worms, bei der Investitur Joachims von Brandenburg durch Karl V., diesem den Kurhut vor. Kaum drei Jahre später, am 28. Febraur 1524, starb er an den Folgen einer Erkältung, die er sich durch zu frühzeitiges Ausgehen nach einer Pocken-Krankheit zugezogen hatte. Schild uud Helm wurden ihm, der Sitte gemäss, mit in die Gruft gegeben; denn mit ihm starb der letzte der Dynasten von Lindow. Der Kurfürst von Brandenburg zog nun das verfallene Lehn ein, und bis zum heutigen Tage führen die Könige von Preussen, bezw. der deutsche Kaiser, unter ihren zahlreichen Titeln, auch den, freilich nicht ganz correkten, eines Grafen von Ruppin. Friedrich der Grosse und Friedrich Wilhelm III. pflegten auf ihren Reisen bisweilen von demselben Gebrauch zu machen.

Die Beziehungen zwischen den Grafen von Lindow-Ruppin und den Hohenzollern bilden ein interessantes Capitel in der politischen Geschichte Deutschlands. Ruppin war allerdings ein Brandenburgisches Lehen; indessen in früheren Zeiten, als die Grafen noch stark und mächtig waren, die Markgrafen, aus mehr als einer der nach einander regierenden Dynastien, aber nicht selten schwach und kraftlos, war das Lehnsverhältniss bei allen Betheiligten sehr häufig in Vergessenheit gerathen. Die Grafen schlossen Bündnisse, oder führten Krieg, ohne auch nur nach den Markgrafen zu fragen; ja, sie stellten (selbst noch im Jahre 1449) auswärtigen Mächten Hilfsvölker, und geriethen auf diese Weise einige Male sogar mit Brandenburg in Fehde. Die Markgrafen selbst behandelten Ruppin als völlig fremdes Gebiet, und in ihren Erlassen und Ur-

kunden finden wir es niemals als einen Theil der Mark aufgeführt; ja, es wurden sogar, unter Vermittlung fremder Mächte, Verträge zwischen ihnen und ihren Lehnsträgern abgeschlossen. Die Kurfürsten hatten daher mit den inneren Angelegenheiten des Landes Ruppin gar nichts zu schaffen.

Das Alles wurde nun wesentlich anders, als die Hohenzollern in's Land kamen, und die Herren von Ruppin nach und nach in finanzielle Verlegenheiten geriethen. Die Geschichte der Entwickelung der gegenseitigen Beziehungen zwischen beiden Dynastien liefert ein höchst bemerkenswerthes Beispiel dafür, wie früh sich schon die erstaunliche Begabung der Hohenzollern für Assimilirung geltend gemacht hat.

Die eigenthümliche, halb unabhängige, halb lehnspflichtige Stellung der Grafen von Lindow, bot in dieser Beziehung zwar mannichfache Schwierigkeiten, andererseits aber auch grosse Vortheile dar. Dagegen bildeten die zunehmende Verarmung der Grafen und die hieraus für sie erwachsende Geldnoth, ferner die lange Minderjährigkeit ihres letzten Stammhalters, endlich ihr plötzliches Aussterben lauter Momente, welche der Politik der Markgrafen und Kurfürsten nur in hohem Maasse förderlich sein konnten. Kaiser und Reich schlugen sich, nach kurzem Schwanken, auf die Seite des Stärkeren. Einige Nachbarn, wie die Mecklenburger Herzoge, welche ebenfalls Theile ihres Landes von Brandenburg zu Lehen trugen, daneben aber auch von diesem unabhängig Land besassen, waren noch stark genug, um sich auf eignen Füssen zu erhalten; und erst in unseren Tagen sehen wir sie, zusammen mit den übrigen Reichsfürsten, in eine andre Stellung zu den Hohenzollern kommen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Grafen von Lindow noch grade zur rechten Zeit ausstarben, um nicht zu einfachen Unterthanen des Kurfürsten herabzusinken. Die letzteren begannen inzwischen, trotz

aller Proteste und Widerstands-Versuche, im Lande Ruppin Abgaben zu erheben, erliessen für dasselbe Gesetze, grade wie für die übrigen Theile der Mark, und beanspruchten die Gerichtsbarkeit in letzter Instanz. Dabei kam ihnen die obenerwähnte, lange Minderjährigkeit des letzten Grafen trefflich zu statten. Die Einwohner des Ruppiner Landes gewöhnten sich allmälig daran, von ihrem eigenen Souverain an die höhere Instanz des Kurfürsten zu appelliren, der Graf aber kam in die Lage, sich vor Letzterem verantworten zu müssen, und als Wichmann, nachdem er zur Volljährigkeit gelangt war, nicht leiden wollte, dass seinen Unterthanen von irgend Jemand Anderen, als ihm selbst, Steuern auferlegt würden, brauchte der Kurfürst Gewalt.

Andere Familien in der Mark, die sich eines nicht minder edlen Blutes rühmen dürfen, wenn sie auch weniger mächtig waren, als die Grafen von Lindow-Ruppin, haben sich schon seit langer Zeit mit dem gewöhnlichen Adel vermischt. *

Zu jener Zeit finden wir Schloss und Stadt Rheinsberg wohlbefestigt. Das Landbuch Kaiser Karl IV. nennt den Ort, als einen der sieben festen Plätze des Lindowschen Gebietes.† Alte Drucke zeigen uns die Stadt, als von einem hohen Ringwalle umgeben, über den in gewissen Zwischenräumen Wartthürme emporragen; eine Weise der Stadtbefestigung, wie sie im Mittelalter allgemein üblich war. In den häufigen Fehden zwischen den Markgrafen von Brandenburg und den Herzogen von Mecklenburg pflegten die Bewohner der Umgegend mit ihrem Vieh hinter den Mauern von Rheinsberg Schutz zu suchen,

---

* So z. B. die Familie der „Edelen Gänse zu Puttlitz"; — Freiherren, i. e. „Freihe Herren" im wahren Sinne des Wortes.

† Comitas Lyndoensis has habet municiones: „Ruppin Antiqua Ruppin Nova, Lindow, Gransoye, Rynsberg, Wustershusen, Rynow." *Kaiser Karls IV. Landbuch der Mark Brandenburg.* p. 37.

woraus dann, wie Hennert berichtet, wiederholt Feuersbrünste entstanden, welche ganze Stadttheile in Asche legten, und da die Herren von Rheinsberg zu arm waren, um eine Beihilfe zu gewähren, mussten die Bürger ihre Häuser selbst wieder aufbauen, so gut sie es eben vermochten.*

Wie es scheint, haben die von Rheinsberg ihr Schloss und ihre Ländereien an die von Platen verkauft. Diese blieben im Besitz bis gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; als aber der letzte von ihnen, Achim von Platen, ohne Manneserben starb, wurde sein Schwiegersohn, Berend von Bredow, im Jahre 1465 mit dem Gute belehnt. Die Bredow, ein überaus gescheutes Geschlecht, waren meines Wissens damals die grössten Grundbesitzer im sogenannten „Havellande", einem Theile der Mark, der von der Havel, die hier eine sehr starke Krümmung macht, zum grossen Theile umschlossen wird. Noch heutigen Tages sind sie dort eine sehr angesehene Familie.

Ueber ihren Ursprung geht folgende Sage: Der Teufel habe einmal Musterung auf Erden gehalten, und dabei eine grosse Menge übelthäterischer Ritter und Junker in einen grossen Sack gesteckt, und sei mit ihnen munter zur Hölle geflogen. Dabei sei er unterwegs aus Versehen mit dem Sacke an die Spitze eines Kirchthurmes gestreift, der Sack habe ein Loch bekommen und eine grosse Menge der Junker — man sagt ein gutes Viertel des Sack-Inhaltes — sei, ohne dass der Teufel etwas davon gemerkt, zur Erde gefallen. Das sind die Bredow gewesen, die, herzlich froh, für eine Weile den Klauen des Satans entwischt zu sein, am selbigen Orte eine Stadt gründeten, die sie „Friesack"

---

* Hennert. *Beschreibung des Lustschlosses und Gartens Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Heinrich, Bruders des Königs, zu Reinsberg, etc. etc. Berlin bei Friedrich Nicolai, 1778.*

nannten, und von der aus sie sich dann über das ganze Havelland verbreiteten.*

Die Nachkommen Berendt Bredow's blieben im Besitze von Rheinsberg bis 1618. Doch schon lange vor dieser Zeit war es mit dem Gute immer bergab gegangen. Schlechte Wirthschaft und Verschwendung mögen das ihre dazu beigetragen haben, immerhin aber muss es eine Kunst gewesen sein, auf einem solchen Gute ritterlich zu leben und leben zu lassen. Die Seen und Teiche waren längst ausgefischt und kaum einen Heller mehr werth,† mit den Wäldern stand es nicht viel besser, und was die Ländereien betraf, so war ein grosser Theil derselben reiner Sand, und gab so gut wie gar keinen Ertrag. In jenen frühen Zeiten hatten die Ritter immer zwei Mittel bereit: brachten die Ländereien ihnen nur wenig, so liess sich doch noch ein erträglicher Lebensunterhalt herausschlagen, indem man über einen reisenden Handelsmann herfiel, oder eine benachbarte Stadt plünderte. Es hiess damals:

„Reiten und Rauben ist keine Schande,
Es thaten's die Edelsten im Märkischen Lande".*†

Jedermann that es und machte ein gutes Geschäft dabei, bis Kurfürst Friedrich I. dem Adel in seinem Lande etwas das Handwerk zu legen begann.

---

* Adalbert Kuhn. *Märkische Sagen und Märchen*, S. 153. Andere Nachrichten über den Ursprung der Bredow geben die genealogischen Handbücher. *Friesack*, oder *Vriesach*, ist ein wendisches Wort, und hat sicherlich nichts zu thun mit einem „Sack". Der Ort ist, wenn auch nicht die Wiege, oder das Stammschloss der Bredow, wenigstens ein sehr alter Besitz derselben; es wurde ihnen indess ein Mal genommen, und denen von Quitzow zu Lehn gegeben, kurze Zeit vorher, ehe Friedrich I. Dietrich Quitzow dort angriff und belagerte. (Ueber diesen Angriff. S. Carlyle: *Hist. of. Fred. the Great*, vol. I. p. 197.) Friesack liegt am Rhin

† In jenen Zeiten brachten die Fischereien einen verhältnissmässig weit grösseren Ertrag, als heut zu Tage.

*† Von dem Knesebeck. *Haus und Dorf Carwe*, p. 8.

In dieser Beziehung folgten die Grafen von Lindow dem Beispiele des Kurfürsten. Der Eifer und die Energie, die sie in der Unterdrückung des Faustrechtes an den Tag legten, ist noch heute bei den Bauern in dankbarer Erinnerung, wie folgende Erzählung beweist.

Ein Herr von Fratz, der auf dem Schlosse Krenzlin in der Nähe von Neu-Ruppin lebte, war ein bekannter und gefürchteter Raubritter. Er hatte unter einer Brücke auf der Landstrasse in der Nähe seines Burgthores einen Draht angebracht, der bis in seine Burghalle reichte, und hier mit einer Glocke in Verbindung gebracht war, sodass der Burgherr sogleich benachrichtigt wurde, wenn irgend Jemand die Brücke passirte; so konnte der Junker auch bei Nacht hinaussprengen, und seiner Beute sicher sein. Der Graf von Lindow, der diese Praktiken durchaus nicht leiden wollte, hatte schon mehrere Male gedroht, ihm das Nest über dem Kopfe anzuzünden; allein der Herr von Fratz machte sich aus Drohungen nichts und trieb es wie zuvor. Da sandte der Graf, als der Junker einstmals zu ihm nach Ruppin hereingeritten war, Reiter nach Schloss Krenzlin hinaus, die dasselbe in Brand stecken mussten; als es nun in vollen Flammen stand, führte er seinen Gast auf die Zinne seines Thurmes, und zeigte ihm die brennende Heimstätte von Weitem. Noch heutigen Tages tragen die Ruinen derselben die Spuren des Brandes.

Im Laufe der Zeiten sahen sich die Junker endlich gezwungen, sich dem Willen der Landesherren auch in diesem Stücke zu unterwerfen, obwohl das Aufgeben alles Wegelagerns und Plünderns einen gewaltigen Ausfall in ihren Einkünften zur Folge hatte.*

---

* Sicherlich lässt sich manches für die Raubritter anführen. Ihre Stellung war durchaus das geworden, was man heutzutage eine „schwierige“ nennen würde. Lange Zeit hindurch waren „Macht“ und

Alle Besitzer Rheinsbergs, vom ersten bis auf den letzten, haben, wie es scheint, sich ihr Leben lang vergebens mit dem Problem abgemüht, ihr Einkommen mit ihren Ausgaben in Einklang zu bringen.

Die von Platen „verpfändeten zweidrittel ihres Gutes an die Lüderitze und das letzte Dritttheil an die Restorf.“ Im Jahre 1533 — hören wir — lagen „alle zum Gute gehörigen Dörfer wüst, und die dazu gehörigen Ländereien waren an Nachbar-Dörfer verpachtet.“ In jenem Jahre hatte Achim von Bredow Rheinsberg dem Kurfürsten zum Kaufe anbieten lassen; darauf waren Commissäre von Berlin gekommen, und hatten eine Abschätzung des Gutes vorgenommen. Ihrem Berichte nach konnte der jährliche Ertrag desselben auf sechs hundert und ein und dreissig Gulden veranschlagt werden, welcher Rente ein Kaufpreis von acht bis zehntausend Gulden entsprechen würde. Zu jener Zeit zählte Rheinsberg dreissig „Gespann haltende“ Bürger mit ihren Weibern und Kindern und elf Kötter. Alle diese

---

„Recht“ auf ihrer Seite gewesen, nun sollten sie sich mit einem Male zu dem Glauben bequemen, dass diese beiden ihnen untreu geworden, und zum Feinde übergegangen seien; noch weniger aber wollte es ihnen einleuchten, dass sie von nun ab, wie sie es ansahen, ohne raison d'être gelassen werden sollten. In Brandenburg übrigens hatten sie unter der Herrschaft der Markgrafen aus Askanischem, Bayrischen und Böhmischen Hause, gar keinen Grund, sich von diesen etwas befehlen zu lassen, da die Meisten derselben ihre eigene Ohnmacht formell dadurch anerkannt hatten, dass sie gewissen Städten Vollmacht ertheilten, auf eigene Faust mit den Rittern Abrechnung zu halten. So kam es denn, dass die Mächtigeren unter diesen allgemach lernten, sich innerhalb ihrer Sphäre für völlig unabhängig anzusehen, während die Markgrafen innerhalb der ihrigen, ihnen selten irgendwie in den Weg traten. Bekmann sagt, die Ritter hätten beansprucht, „als *Circumjoviales* betrachtet zu werden, gewissermaassen Trabanten des Jupiter, aber doch auch selbst Sterne am Firmamente.“ Natürlich entsprach das durchaus nicht der Auffassung der Hohenzollern, allein es hat ihnen, wie Beckmann sagt, nicht geringe Mühe gekostet, den Adel von seinen alten Vorstellungen zu bekehren, nachdem dieselben einmal so tiefe Wurzel gefasst hatten.

hatten den Grundherren Frohndienste zu leisten, die einen mit ihren Gespannen für die Acker-Arbeit und die nöthigen Fuhren, die anderen mit ihrer Hände Arbeit. Zu dem beabsichtigten Verkaufe kam es nicht, da Achim, der immer hoffte, einen noch höheren Kaufpreis zu erlangen, zu lange gezögert und den Käufer hingehalten hatte, unter dem Vorwande, er müsse erst seine Verwandten darüber befragen. Fünfundachtzig Jahre später, anno 1618, verkaufte sein Nachkomme Justus von Bredow das Gut an Cuno von Lochow. Die von Lochow mögen später oft genug den Kauf bereut haben, denn ihnen waren schlimmere Zeiten vorbehalten, als je einem ihrer Vorgänger. Der dreissigjährige Krieg brach herein mit seinem namenlosen Jammer. Mehr als irgend ein anderer in der Mark, hatte der Ruppiner Kreis zu erdulden, und das will viel sagen. Jahr aus, Jahr ein, hören wir von nichts, als von Sengen und Brennen. Feind und Freund wetteifern im Verwüsten. Schweden, Dänen und Sachsen, selbst Brandenburgische Völker, die Horden Tillys und Wallensteins, der Gallas und der Banner, zwei Unmenschen, bei deren blossen Namen der Landmann sich bekreuzte, jagten Einer den Andern über die Fluren der Mark, oder nisteten sich daselbst ein, das arme Volk bis auf's Mark aussaugend und dann beim Abzuge den Rest seiner Habe in Brand steckend. Unbeerdigt lagen die Leichen erschlagener Bauern überall auf den Strassen umher. Die Ueberlebenden flüchteten in die Wälder, ihr Dasein von Eicheln fristend, und wurden schliesslich, aus Mangel an nahezu Allem, auf lange Jahre hinaus den Wilden ähnlich. Im Jahre 1640 — so lesen wir — waren in der Grafschaft Ruppin nur noch vier Dörfer bewohnt, neunzig lagen in Asche. Nicht besser erging es den Städten; 1634 wird Rheinsberg niedergebrannt, 1637 bricht die Rinderpest, 1638 die wirkliche Pest aus. „Einmal flüchtet beim Nahen

des Feindes der Geistliche mit dem Reste der Bewohner auf die Remus-Insel, und dort werden Alle niedergemetzelt."

Vierzig Jahre später, als der Grosse Kurfürst sich mit den Holländern gegen Ludwig XIV. verbündete, nahmen die Dinge sehr bald wieder einen nicht minder schlimmeren Verlauf als je vorher. Im Jahre 1675 quartirte sich Wrangel mit einem schwedischen Heere in und um Rheinsberg ein; wieder wurde die Stadt, bis auf sieben Häuser, ein Raub der Flammen, und wieder flohen die Einwohner auf die Remus-Insel.

Im Jahre 1685 starben die von Lochow aus, und der Grosse Kurfürst belehnt den General Du Hamel mit dem Rittergute. Aber noch ehe das Jahr zu Ende ging, verkaufte es der General, mit Bewilligung des Kurfürsten, an den Geheimen Rath Chenevix de Béville.* Bald nachher werden in Rheinsberg, und noch mehr in den Dörfern der Umgegend, die ersten Hugenotten angesiedelt. Im Jahre 1701 verkaufte Béville das Gut an einen gewissen Hermann,

---

* M. Chenevix de Béville war einer von den Hugenotten, welche Frankreich *vor* dem Widerruf des Ediktes von Nantes verliessen. Einer seiner Brüder, welcher General in Venetianischen Diensten geworden und zum Katholizismus übergegangen war, erhielt später die Familien-Güter zurück. Zwei Vettern desselben Namens flohen nach England, von denen einer irgendwie seinen Weg nach Irland fand, und sich dort niederliess. Er war der Grossvater Dr. Chenevix's, Bischofs von Limerick, und dieser wieder der Grossvater des gegenwärtigen Erzbischofs von Dublin. Ein anderes Glied der Familie war Paul Chenevix, *Doyen der Parlamentsräthe von Metz;* er starb 1686, über achtzig Jahre alt, treu seinem protestantischen Glauben, nachdem er sich standhaft geweigert hatte, die Sterbe-Sakramente aus den Händen des römisch-katholischen Bischofs zu empfangen. Dafür wurde sein Leichnam verurtheilt, auf einer Hürde durch die Strassen geschleift zu werden, welches Urtheil, trotz des Seitens des Parlamentes erhobenen Protestes, auf Grund einer nochmaligen Entscheidung des Gerichtshofes, auch wirklich am 28. November 1686 vollstreckt wurde. (Ermann & Reclam. *Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français dans les états du Roi, II. 23.*)

um es indessen nach kurzer Zeit wieder zurückzukaufen. Von dem Sohne des Geheimen Rathes, dem Obersten von Béville, erwarb es im Jahre 1734 König Friedrich Wilhelm I. für seinen Sohn, den Kronprinzen.

Sobald aber der Kauf perfekt geworden war, erliess der König eine Ordre an das General-Direktorium,* worin er diese Behörde anwies, alle Maassregeln zu ergreifen, welche zur Besserung der allgemeinen Lage Rheinsbergs dienlich sein konnten. Dabei ging Seine Majestät in die kleinsten Détails ein. So gab er Anweisung, dass die Hauptstrasse und der Marktplatz der Stadt gepflastert, die Strohdächer durch solche von Ziegeln ersetzt und die Fronten der Häuser frisch geputzt und getüncht werden sollten. Zur Bestreitung der Kosten für die Pflasterung bewilligte er fünfhundert Thaler und ebensoviel pro Jahr für die Neu-Eindeckung der Dächer und die Erneuerung des Façaden-Anstriches unter der Bedingung, dass die erwähnten Verbesserungen innerhalb fünf Jahren durchgeführt würden. Von gewissen Abgaben wurde die Stadt für die Zukunft befreit, und sollte das Direktorium in Erwägung ziehen, ob nicht den Einwohnern die persönlichen Frohndienste nach und nach erlassen werden könnten; der Commissarius loci wurde angewiesen, alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun, um Gewerbsleute zur Ansiedelung in der Stadt zu veranlasssn. Eine gewisse Anzahl von kaufmännischen und gewerblichen Betrieben (die Hoppe ausdrücklich aufzählt† werden mit Privilegien bedacht. In Folge dieser Massregeln — so wird uns berichtet — begann der Ort aufzublühen. Mehr als alles andere trug hiezu bei, dass der Kronprinz und sein Hof sich daselbst niederliessen. Die Lei-

---

* Eine Behörde, die etwa unserem jetzigen Ministerium des Inneren entsprach. D. Ü.

† Hoppe. *Chronik von Rheinsberg.* S. 79.

stung der Frohndienste erliess der Prinz den Einwohnern der Stadt gegen Abtretung eines derselben gehörigen Waldes, gab ihr aber denselben, ohne irgend ein Equivalent dafür zu verlangen, bei seiner Thronbesteigung zurück.

Vier Jahre später, im Jahre 1744, schenkte Friedrich der Grosse Rheinsberg seinem Bruder Heinrich, dem dritten Sohne Friedrich Wilhelm I. Prinz Heinrich hat indessen erst nach seiner Verheirathung im Jahre 1752, dort seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Von 1756 bis 1763, d. h. während des siebenjährigen Krieges, stand das Schloss wieder leer. Im Jahre 1758 lagerte ein schwedisches Heer unter Feldmarschall Hamilton, einem würdigen und humanen Manne in der Nähe von Rheinsberg, that aber, abgesehen von einer, der Stadt auferlegten Constribution von 7000 Thalern, keinen Schaden. Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges hat Prinz Heinrich, während der letzten neununddreissig Jahre seines Lebens (i. e. von 1763 bis 1802) vorwiegend in Rheinsberg gewohnt. So lange er lebte, stand der Ort in Blüthe, namentlich aber gegen das Ende seines Lebens, als er sich fast das ganze Jahr hindurch dort aufhielt. Nach seinem Tode ging es in die Hände seines Bruders Ferdinand über, des jüngsten von König Friedrich Wilhelms Kindern. Eigentlich hatte Prinz Heinrich das Gut testamentarisch seinem Neffen Louis (gewöhnlich Louis Ferdinand genannt) hinterlassen, indem er den Vater überging, weil dieser bereits sehr reichlich ausgestattet war. Allein Ferdinand, dessen Herz sehr am Landbesitz und Gelde hing, fühlte sich dadurch so schwer gekränkt, dass der Sohn seine Ansprüche aufgab, glaubte er doch, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, bald genug Alles sein eigen nennen zu dürfen. Allein, wie man weiss, fiel er noch zu seines Vaters Lebzeiten bei Saalfeld und so ging Rheinsberg, zur grossen Enttäuschung der Gläubiger des eigentlichen Erben, seiner Zeit in den

Besitz von dessen zweitem Bruder August über.* Prinz Ferdinand starb 1813, Prinz August 1843, und das Gut fiel somit an die Krone zurück.

Seit 1802 ist in Rheinsberg nicht mehr Hof gehalten worden. Wohl mögen Prinz Ferdinand und sein Haus bisweilen nach Rheinsberg gekommen sein, meines Wissens aber sind das immer nur ganz kurze Besuche gewesen. Prinz August lebte mit seiner Gemahlin (die nicht von fürstlicher Geburt war) und seinen Kindern sehr viel in Rheinsberg, selbstverständlich nur als Privatmann. Damit war aber der Stadt wenig geholfen, die sich von dem Schlage, den sie durch den Tod des Prinzen Heinrich erlitten, nie wieder erholt hat. Die Regierung hat sich allerdings zu jener Zeit einmal mit Plänen getragen, wie man durch Meliorirung wüstliegender Ländereien der Stadt aufhelfen könne; allein, als bald darauf Napoleon kam, und alle Welt an andere Dinge denken lehrte, als an Meliorations-Pläne, so waren auch die, welche man für Rheinsberg in's Auge gefasst hatte, sammt der armen Stadt selbst, bald genug vergessen, und sind es geblieben bis zum heutigen Tage. Man kann mit den Worten Riedels sagen: „Rheinsberg ist nur noch ein unbedeutendes Landstädtchen." Gegenwärtig schaut es nun sehnsüchtig nach der neuen Nordbahn aus, deren Linie in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt vorüberführen soll. Abgesehen von der Eisenbahn aber, schmeicheln sich Sanguiniker mit der Hoffnung, wieder einen Prinzen nach Rheinsberg zu bekommen. „Es giebt ja wieder einen Prinzen Heinrich", so hört man sie sagen; offenbar schwebt ihnen dabei etwas wie ein Anspruch vor, den sie, des Namens wegen, auf

---

* *Aus Karls von Nostitz Leben und Briefwechsel*, S. 85. Prinz Louis Ferdinand hatte allerdings darauf gerechnet, seine Schulden, deren er viele und grosse besass, zu bezahlen, sobald er seines Vaters und seines Onkels grosse Besitzungen geerbt haben würde.

den zweiten Sohn des Kronprinzen zu haben glauben. Inzwischen hat die Stadt angefangen, sich durch allmälige Aufbesserung ihrer Feldmarken selbst zu helfen, auch mancherlei andere Zeichen deuten auf ihren wiedererwachenden Gewerbefleiss; so ist denn die Hoffnung nicht ganz ungerechtfertigt, dass ihr Streben nach weiterem Gedeihen dereinst mit Erfolg gekrönt, ja ihr vielleicht gar ein Prinz und eine Eisenbahnstation zu Theil werden mögen.*

---

* Inzwischen ist nun die Nordbahn eröffnet worden, führt aber in so bedeutender Entfernung von der Stadt vorüber, dass jeder Nutzen für dieselbe ausgeschlossen ist.

Capitel IV.

Das Schloss.

Der Kastellan und seine Familie — Der grosse Konzertsaal — Pesnes Fresken — Die Zimmer des Kronprinzen, der Kronprinzessin, des Prinzen und der Prinzessin Heinrich und der Prinzessin Amalie — Friedrichs Arbeitszimmer, seine Bibliothek und sein Schreibtisch.

Die einzigen Menschen, welche im Schlosse wohnen, sind der Portier — oder wie man in Deutschland stolzer Weise zu sagen pflegt — „der Kastellan“ und seine Familie. Es war am dritten Tage meines Aufenthaltes in Rheinsberg und am ersten meiner Niederlassung bei Frau Lemm, als ich mich, in der Stille der frühen Nachmittagsstunden, um die Zeit der allgemeinen Siesta, zur Besichtigung des Schlosses aufmachte. Nachdem ich einige Male auf dem inneren Hofe auf und ab gewandelt, ging ich geraden Weges auf die einzige Thüre zu, welche um die Klinke herum Spuren moderner Finger zeigte, und zog an einer daneben aufgehängten Glocke. Da Niemand erschien, klopfte ich und klingelte noch einmal, öffnete dann die Thüre, schaute hinein, und fuhr fort, zu klopfen und zu läuten. Endlich öffnete sich eine innere Thür, eine alte Frau schaute heraus, würdigt mich indess auf das, was ich ihr sagte, keiner Antwort, ja, sie hörte mich nicht

einmal „mit Theilnahme“ — ich will sagen — mit willigem Verständniss, oder auch nur mit gerechter Neugierde an; im Gegentheil, sie sandte mir einen ungewissen, wenig versprechenden Blick zu, und verschwand, die Thüre hinter sich zuwerfend, so plötzlich, wie sie gekommen. Aus der Kurzangebundenheit der Alten, sowie ihrer verzweifelten Gleichgiltigkeit und Einfalt, schloss ich sogleich und mit Recht, dass ich es mit einer passageren, alten Person zu thun gehabt, die entweder zum Besuch oder mit einer Botschaft auf's Schloss gekommen, vielleicht auch zu irgend einer Hilfeleistung gerufen worden war, keinesfalls aber zum eigentlichen Schloss-Inventar, resp. zum Haushalte des Kastellans gehörte. Ich machte mir deshalb keine grosse Sorge darüber, dass ich sie so schnell wieder aus dem Gesichte verloren hatte; und zwar um so weniger, als nun auch der Kastellan selbst erschien, in geschäftiger Eile und ganz roth im Gesicht und voller Freude, dass sich ein Tourist bei ihm sehen liess. Dabei hatte er — in seiner übergrossen Hast, und mit dem dicken Schlüsselbunde, das er in der Hand trug — alle Mühe, jeden seiner Arme in den richtigen Rockärmel unterzubringen. — Wie sich von selbst versteht, war derselbe ein ehemaliger Unteroffizier, und hatte, sobald er sich in seiner neuen Stellung, als Schlosswart, ein wenig eingerichtet, den Grund zu seinem künftigen Glück dadurch gelegt, dass er ein Weib nahm. Es stellte sich nun heraus, dass die Frau Kastellanin am vorhergehenden Tage in dem behaglichen Winkel des grossen, öden Schlosses, in dem sich das Paar sein Nest gebaut hatte, eines Kindleins genesen war, und er, der glückliche Vater, hatte in der Dankbarkeit und Freude seines Herzens, sich gerade zur Seite von Mutter und Kind einem erquicklichen Mittagschläfchen hingegeben, als ich kam, und ihn aufstörte.

Wir stiegen gleich zum oberen Stockwerke hinauf, und gingen vor allen Dingen zuerst in den grossen Konzertsaal,

der in demselben Flügel liegt. Es ist ein stattlicher Raum, etwa vierzehn Meter lang und elf Meter breit, mit Fenstern nach beiden Seiten, von denen die zur Rechten nach dem Cavalierhause, die zur Linken auf den Hof hinausgehen. Die Wände sind mit Stuck bekleidet und die Pfeiler zwischen den Fenstern von grossen Spiegeln in goldenen Rahmen eingenommen. Die Kronenleuchter, welche von der Decke herabhängen, liefern, wenn auch vielfach defekt, immerhin eine sehr schöne Probe von der Glasfabrikation jener Tage; sonst aber ist der Saal völlig leer. Was ihn einst berühmt gemacht hat, ist Pesnes, al fresco hergestelltes Decken-Gemälde: „Die aufgehende Sonne, die Schatten der Nacht zerstreuend," d. h. Appollos Wagen, dem Fama vorauseilt, und den Grazien, Horen und Liebesgötter umringen, treibt die Nacht von dannen. Die letztere ist ein schönes junges Weib, die sich dicht in einen schwarzen Schleier hüllt, von Traumgöttern und Eulen umschwebt, wird und ein schlafendes Täubchen in ihren Armen hält. „Wir würden sie mit noch grösserem Bedauern scheiden sehn," sagt Hennert, „hätte es der Künstler nicht so gut verstanden, uns den kommenden Tag mit allen nur ersinnlichen Symbolen der Schönheit und Freude darzustellen." Da sehen wir Diana, Venus und Amor, endlich Zephyr und die Morgenröthe; schöne Nymphen giessen aus goldenen Schalen Thau auf die Erde herab, während andere die Pforten des Himmels öffnen; Genien streuen Blumen, und folgen in lustigem Reigen der Fama, die ihre Trompete erschallen lässt. Die Sonnen-Rosse bäumen sich auf, und eines wirft eben den kleinen Liebesgott ab, dem die Pfeile aus dem Köcher fallen, und über die Erde hingestreut werden. Das Frescobild ist, wie Fontane sagt, ganz im Ovidischen Sinne gehalten, und grade deshalb wird es, glaube ich, uns schwer, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; an diese Gottheiten können wir nicht glauben

und nicht zu ihnen beten, sie würden uns selbst auslachen, wollte wir es thnn; und dann können wir uns des Gedankens nicht erwehren, dass diese Gewänder, die ihren Trägern kaum etwas nützen, so nahe den Winden, recht lästig sein müssen. Der Maler war eben im Manierismus seiner Epoche befangen, und durch ihn gebunden; wir aber, denen der Manierismus unserer eigenen Zeit die Augen verbindet, wie können wir ihm unbefangene Richter sein? Wie dem auch sei, das Bild wird einen Beschauer, der sich nicht an Schulen kehrt, nicht gleichgültig lassen. Ob nun auf verbotenen Wegen, oder nicht, offenbar hat der Künstler hier der Natur gewisse Geheimnisse abgelauscht, und sie zu den seinigen gemacht. Vor Allem hat er sehr glücklich den frischen, belebenden Zug, der das junge Tageslicht durchweht, zu erfassen gewusst. Es zittert wie morgenliche Hoffnungsfreudigkeit und Thatenlust durch das ganze Bild; jeder Einzelne geht auf demselben mit so herzlich gutem Willen an sein Tagewerk, von Apollos feurigen Rossen an, bis auf die hochgeschürzten jungen Weiber, die so festen Schrittes auf dem reinen Nichts daherschreiten. Das Bild wurde im Jahre 1739 begonnen und 1740 vollendet, demselben Jahre, in welchem Friedrich den Thron bestieg. Es kann uns nicht zweifelhaft sein, dass der Maler, wenn nicht sein Auftraggeber, dabei den damaligen Stand der Dinge im Königreich Preussen im Auge gehabt hat. Das aber erscheint uns zweifelhaft, ob es weise gehandelt war, in so unzweideutiger, für Jeden verständlicher Sprache zu reden. Der König wurde unterrichtet über das, was in Rheinsberg vorging, und dürfte mit Recht Anstoss daran genommen haben, dass er als Genius der Nacht im schwarzen Shawl figuriren sollte, der dem Wagen Apollos, den Liebes-Göttern und Grazien und dər Nachwelt den Rücken kehrt.

Der Konzertsaal konnte von Friedrich, als Kronprinz, nicht mehr benutzt werden, da er damals noch nicht fertig

war. Seine eignen Konzerte fanden in einem Saale des gegenüberliegenden Flügels statt. Die einzige Gelegenheit, bei welcher er, wie man annehmen darf, von dem grossen Saale Gebrauch gemacht hat, war, wie er als König, im Herbste 1740, etwa ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung, auf sechs Wochen nach Rheinsberg kam. In unmittelbarem Anschlusse an den Konzertsaal liegt ein kleines, rundes Thurmgemach, dessen Decke ebenfalls ein von Pesne gemaltes Freskobild schmückt, das in der Wahl wie in der Behandlung seines Gegenstandes, sich mehr in Uebereinstimmung hält mit den Raum-Verhältnissen des Zimmers und dessen Bestimmung für eine Unterhaltung tête à tête. Es stellt Ganymedes dar, wie er, auf dem Adler Jovis sitzend, Venus eine goldene Schale kredenzt. Diana steht daneben „um anzudeuten, dass eine schöne Nacht die Freuden des Weines und der Liebe erhöhe."

In demselben Flügel liegen die Zimmer der Prinzessin Amalie, und eine Reihe anderer ohne besondere Bezeichnung. Nachdem wir diese verlassen, und in das Corps de logis eingetreten, wurden mir die Zimmer der Kronprinzessin (der späteren Königin Elisabeth Christine) und der Prinzessin Heinrich gezeigt. Im Schlafzimmer der Kronprinzessin befinden sich noch einige Möbel, und die Decke des Raumes, der ihr einst als Vorzimmer diente, schmückt wieder eine Freske von Pesnes Hand. Aus Prinz Heinrichs Zeit stammen das Muschel-Zimmer, in welchem Wände und Decke mit wirklichen Muscheln bekleidet sind, das Chinesische Zimmer und des Prinzen Bibliothek. Weiterhin, im linken Flügel, liegt das sehr geräumige Schlafzimmer Heinrichs; es ist leidlich in Ordnung gehalten, und enthält noch das mächtige, vierpföstige Bett, in welchem, soviel ich weiss, der Prinz gestorben ist. An das Schlafzimmer schliesst sich die sogenannte „Gallerie". Prinz Heinrich ge-

wann dieselbe dadurch, dass er eine Wand niederreissen liess, und so aus zwei Räumen einen machte; einer derselben, und zwar der dem Ende des Flügels zunächst gelegene, hatte einst dem Kronprinzen als Musikzimmer gedient, in welchem er seine täglichen Konzerte abzuhalten pflegte.

Dieser Flügel bildet, zusammen mit etwa der Hälfte des Corps de logis, den ältesten Theil des Gebäudes, d. h. das alte, ursprüngliche Schloss Rheinsberg, erbaut, ich weiss nicht, zu welcher Zeit. Es war, noch ehe der Kronprinz davon Besitz ergriff, (1734—1736) durch Kemmeter völlig umgestaltet worden, so dass es seinem früheren Selbst in Nichts mehr ähnlich sah. Später ist dann das Innere, mit Einschluss der eben erwähnten Räume, vom Prinzen Heinrich wiederum umgebaut worden.

Friedrichs Studierzimmer, welches in dem Thurme am Ende des Flügels liegt, ist von all' diesen Veränderungen am wenigsten berührt worden, es enthält noch einige Stücke seines ursprünglichen Ameublements, und auch die Decke ist noch genau, wie sie war. Es ist ein mässig grosser, achteckiger Raum, mit enorm dicken Wänden und drei Fenstern, die in tiefen Nischen liegen; aus jedem derselben blickt man, wie Carlyle sagt, auf lauter „Himmel und Erde und Wasser in ornamentaler Pracht."

In den Nischen sind Sitze angebracht, und zwischen den Fenstern stehen Stühle, deren Lehnen und Beine noch die Spuren ehemaliger Versilberung tragen. In der Mitte des Zimmers befindet sich der Schreibtisch von der Grösse eines gewöhnlichen Damen-Schreibtisches. Er hatte einst vergoldete Füsse, und war mit rothem Sammet bezogen, aber die Vergoldung und der Sammet sind fast verschwunden. Die Platte des Tisches ist beweglich und stellbar. Die Decke ziert wiederum eine Freske Pesnes, die den beschaulichen Fleiss versinnbildlichen soll. Eiu Genius

reicht der Minerva ein Buch, auf dessen aufgeschlagenen Seiten wir die Namen Horaz und Voltaire lesen; in der anderen Hand hält er ein, mit Flügeln versehenes Stunden-Glas. Ein anderer Genius, der das Schwert des Mars in der Hand trägt, macht sich hastig davon. Zu Friedrichs Zeit muss das Zimmer ausserordentlich hell und freundlich und bei Alledem, in Folge der Dicke seiner Wände, doch recht warm und behaglich gewesen sein. Friedrichs Bücher standen theils an den Pfeilern, zwischen den Fenstern, theils in dem geräumigen Kabinette, welches den einzigen Zugang zu dem Thurme bildet, und sein Licht vom Studierzimmer aus durch eine Glasthür erhält. Hier sind sie noch Jahre lang geblieben, als Friedrich lange schon nicht mehr nach Rheinsberg kam, ja selbst noch, als er das Gut bereits seinem Bruder geschenkt hatte. Erst 1747, dem Jahre, in welchem der Bau von Sanssouci vollendet wurde, sind sie nach Potsdam gebracht worden.*) Dem Schreibtische irgendwo gegenüber hat einst Voltaires Portrait gehangen. — Ihre gegenwärtige Gestalt haben die Wände der Fensternischen erst durch den Prinzen Heinrich erhalten. Hier standen nämlich seine

---

* Meinem besten Wissen nach existirt von der Rheinsberger Bibliothek kein Katalog mehr. Das Verzeichniss von Friedrichs frühester Bibliothek — derselben, die ihm vom Vater konfiszirt und 1730 verkauft wurde — ist noch zugänglich, und von Friedländer in der *Zeitschrift für Preussische Geschichte und Landeskunde.* 1869. beschrieben worden. Merkwürdig ist die Zahl der darunter befindlichen Bibeln in Folio und Quart, sowie von Werken über Theologie und Kirchengeschichte. Späterhin mögen ihrer wohl nicht mehr so viel gewesen sein, aber im Grossen und Ganzen war Friedrich in hohem Grade konservativ in seinem Geschmacke für Bücher; was ihm in der Jugend lieb gewesen, dem blieb er bis zum Abende seines Lebens treu, und seine Lieblings-Autoren las er immer wieder von Neuem durch, auch wenn er sie längst auswendig wusste. Die konfiszirte Bibliothek umfasste 3774 Bände, eine stattliche Anzahl für einen jungen Mann von achtzehn Jahren. Friedländer erstattet uns einen sehr amüsanten Bericht über die Abenteuer, welche die „vier Kisten und neun Tonnen", in denen die Bibliothek ver-

eigenen Bücher von der Zeit seiner Verheirathung im Jahre 1752 an, bis nach Beendigung des siebenjährigen Krieges. Als Studierzimmer benutzt hat er den Raum, so viel ich weiss, vom Jahre 1752 bis 1756; und als dann im Jahre 1763 seine Bücher in der neuen Bibliothek untergebracht wurden, liess er die Wände, um die Spuren der Bücherregale zu vertilgen, panelliren, und die Panäle, im Sinne eine Symbolisirung der vier Jahreszeiten, mit Blumen, Vasen etc. bemalen.*)

Jetzt ist das Alles mit einer weisslich gelbgrünen Kalktünche überzogen. An den Pfeilern zwischen den Fenstern sind, in einer Höhe von ungefähr drittehalb Meter, Konsolen angebracht, auf denen die Büsten von Horaz, Voltaire, Rousseau und Diderot stehen; jedenfalls hat sie Prinz Heinrich dort aufstellen lassen.

Die beiden Flügel des Schlosses enden, einander genau entsprechend, jeder in einem runden Thurme, der den Eindruck eines riesigen Pfeilers von stark hervortretendem Relief macht; so bildet denn das Studierzimmer Friedrichs das Vis à vis zu dem kleinen runden Thurmgemach an

---

packt war, auf ihrer Reise nach Hamburg und Amsterdam durchzumachen hatten, da König Friedrich Wilhelm, der stets seine Augen offen hielt, wo es sich um den nervus rerum handelte, das Gebot des Hamburger Antiquars von elftausend Thalern mit Entrüstung zurückgewiesen hatte — „Ein höchst unbilliges Gebot für eine solche Masse von Büchern."

* Hennert, *Beschreibung*, etc. Seite 19 u. s. f. Die Umbauten wurden unter Leitung des Baron von Reisewitz ausgeführt, des *zweiten* dieses Namens, welcher als Indentant von Rheinsberg fungirte; er lebte nach seiner Anstellung kaum noch ein Jahr und starb 1764. Hennert giebt uns sogar den Namen des Künstlers, der die „Vasen und Blumen" gemalt hat. In verschiedenen Beiträgen beliebter Tagesschriftsteller zu deutschen Zeitschriften finde ich es als abgemacht angenommen, dass Alles, was sich in Friedrichs ehemahligem Studierzimmer noch vorfindet, von ihm und aus seiner Zeit herrühre; überhaupt enthalten ihre Beschreibungen mannigfache Irrthümer, weil sie sich nicht die Mühe genommen haben, Hennert nachzulesen.

dem Ende des anderen Flügels, welches, wie schon erwähnt, sich an den grossen Konzertsaal anschliesst. Dass die freien Enden dieser Flügel durch einen Säulengang verbunden sind, habe ich bereits in einem früheren Kapitel gesagt.

Nach Hennert — und seit seiner Zeit hat sich ja wenig geändert wenigstens nicht in den oberen Etagen — beträgt die Zahl der Zimmer im Erdgeschosse des Schlosses sechsunddreissig, im ersten Stocke aber neunundzwanzig, und die Grundfläche jedes Stockwerks 1010 □Meter. Zu Friedrichs Zeiten ist an bewohnbarem Raume kaum mehr als die Hälfte des eben angegebenen vorhanden gewesen. Das Cavaliergebäude, welches nach Hennert neunundfünfzig „möblirte" Zimmer für die Gäste enthielt, war eben erst im Entstehen, als Friedrich Rheinsberg verliess; und an das Domestikenhaus, welches unter des ersten Baron Reisewitz Leitung während des siebenjährigen Krieges erbaut wurde, hatte man damals noch nicht einmal gedacht.

Während der letzten vierzig Jahre hat das Schloss unbewohnt, und fast von allem Hausrathe entblösst gestanden. Die Wittwe und die Kinder des Prinzen August haben ohne Zweifel alle ihnen gehörige, bewegliche Habe mit sich genommen, oder verkauft. Der Rest, einschliesslich Allem, was aus der Zeit Friedrich des Grossen und des Prinzen Heinrich stammt, gehörte der Krone. Friedrich Wilhelm IV. liess eine Menge Bilder wegnehmen, um sie in Potsdam und anderswo aufhängen zu lassen.*) Vielleicht ist auch manches Stück Möbel bei dieser Gelegenheit translocirt, oder verkauft worden. Jetzt ist das Schloss thatsächlich leer, befindet sich aber in baulich gutem Zustande. Von Zeit zu Zeit pflegt ein Beamter des zu-

---

* Einige wenige Bilder sind noch vorhanden, und finden sich in den verschiedenen Zimmern verstreut, sichtlich, ohne dass irgend ein Prinzip bei ihrer Auswahl oder Anbringung leitend gewesen ist.

ständigen Ressorts von Berlin oder Potsdam herüberzukommen, um nach dem Rechten zu sehen — wohl auch, wie ich vermuthe, um Gelder einzuziehen, oder solche anzuweisen. Zu seinem Gebrauche sind ein Paar Zimmer in moderner Weise möblirt worden.

---

* Noch vor wenigen Jahren befanden sich in der Stadt Rheinsberg eine Menge Ueberbleibsel des ehemaligen Schloss-Ameublements, wie auch alten Porzellans; jetzt ist dort nichts derartiges mehr zu finden.

Capitel V.

Friedrich ergreift Besitz von Rheinsberg.

Friedrich übernimmt das Kommando seines Regiments uud wird einem Amte überwiesen — Die Amalthea — Rheinsberg wird umgebaut — Der Prinz und die Prinzessin lassen sich dort nieder — Der König und die Königin machen ihnen einen Besuch — Der König wiederholt den Besuch — Und kommt dabei um seine Sonntagspredigt — Der Prinz liest seinen Soldaten Predigten vor — Lange Lebensdauer der Rheinsberger Ortsgeistlichen.

Es war altes Herkommen im kurfürstlichen Hause Brandenburg, dass der Kurprinz irgend einem „Amte" überwiesen wurde. So übertrug denn der König auch dem Kronprinzen, als er aus dem Küstriner Exil zurückkehrte, das Amt Ruppin, das ehemalige Lindowsche Lehen, welches nach seinem Heimfalle an die Kurkrone einen Amtsbezirk bildete.

Da die dienstlichen Funktionen des Kronprinzen vorwiegend militärischer Natur waren, (der König hatte ihn zum Oberst des in Ruppin garnisonirenden Regimentes ernannt), so wurde es nothwendig, dass er, entweder in der Stadt selbst, oder doch in deren unmittelbaren Nachbarschaft seinen Wohnsitz nahm. Nun gab es ja in Neu-Ruppin ein ganz gutes Haus, das sich wohl zur Wohnung für einen jungen Obersten, mit den bescheidenen Ansprüchen eines Soldaten und Junggesellen eignete, aber kein Palais,

wie es sich für den Thronerben und seine Gemahlin sammt den Damen und Herren ihres Hofes schickte, und als Friedrich im Jahre 1733 heirathete, wurde es allen Betheiligten, den König Friedrich Wilhelm mit inbegriffen, klar, dass, wenn das junge Paar überhaupt einen gemeinschaftlichen Haushalt führen sollte, irgendwo für dasselbe eine geeignete Residenz erst noch gefunden werden musste.

Da Friedrich selbst sich sehr nach einem ländlichen Aufenthalte sehnte, so wurden Verhandlungen über den Ankauf von Rheinsberg eingeleitet, der alten Grenzwarte gegen Meklenburg, die von Neu-Ruppin nur etwa vier Meilen entfernt lag, und damals, wie bereits erwähnt, sich im Besitz des Obersten Chenevix de Béville befand. Als Beitrag zur Kaufsumme gab der König (am 11. November 1733) aus seiner Tasche 55,000 Thaler her, und im Januar 1734 ritt der Kronprinz selbst hinüber nach Rheinsberg, um den Kauf abzuschliessen, der am 18. März desselben Jahres durch den König bestätigt wurde. Der Kaufschilling betrug 75,000 Thaler; der Mehrbetrag wurde, wie sich nach den vorhandenen Andeutungen schliessen lässt, aus der Mitgift der Kronprinzessin bestritten.*

So war denn wenigstens der Platz für eine Wohnung beschafft, allein das daselbst vorhandene Wohnbaus bot nicht genügenden Raum für den jungen prinzlichen Haushalt; es bedurfte hiezu eines gründlichen Umbaues und bedeutender Vergrösserung. Hiemit betraute der König seinen Hofbaumeister Kemmeter, der aus dem alten Herrenhause zunächst den linken Flügel und die linke Hälfte vom Corps de logis des neuen, jetzt noch bestehenden Schlosses herstellte. Damit war denn für den jungen prinzlichen Hof, zunächst freilich nur innerhalb der bescheidenen Grenzen eines Privathanshaltes, der nothwendige Raum gewonnen; die Vollendung

* *Elisabeth Christine, etc. etc. Ein christliches Lebensbild, gezeichnet* von W. Ziethe. Berlin, 1866. S. 113.

des Mittelbaues indessen und die Aufführung des rechten Flügels, in denen die Staats- und Repräsentations-Räume Platz finden sollten, blieb einer späteren Zeit vorbehalten. Da Kemmeter zwei Jahre zur Vollendung seines Werkes brauchte, so blieben Friedrich und seine junge Gemahlin thatsächlich während dieser Zeit von einander getrennt.

Friedrich führte seinerseits zu Ruppin ein lustiges Junggesellenleben; er that seinen Dienst als Regiments-Kommandeur, verschmähte aber auch nicht, gelegentlich mit seinen Offizieren nächtlicher Weile irgend einen tollen Streich auszuführen, und dabei den Nachbarn die Fenster einzuwerfen.

Dicht vor den Mauern der Stadt legte er sich einen Garten an, den er „Amalthea" nannte, baute darin einen Tempel, und brachte häufig die Sommerabende dort zu. In der Amalthea wurde treffliches Gemüse gezogen, so dass noch Jahre nachher die Bedürfnisse der Rheinsberger Schloss-Küche von dort aus versorgt, und ausgezeichnete Stücke als Geschenk für seine Majestät nach Potsdam gesandt werden konnten.

Inzwischen lebte die junge Kronprinzessin einsam im Palais ihres Gemahls* zu Berlin; während des Sommers auch auf kurze Zeit in Schönhausen, einem ehemaligen Jagdschlösschen Friedrich I., das zu einem Landhause umge-

---

* Das Palais des jetzigen Kronprinzen. „Es ist", sagt Nicolai, (*Beschreibung von Berlin*) — „wahrscheinlich von Nering, zur Zeit des Grossen Kurfürsten für den Feldmarschall Schomberg erbaut worden. Als Schomberg Brandenburg im Jahre 1688 verliess, um mit Wilhelm von Oranien nach England zu gehen, wurde das Haus der Sitz des Gouverneurs von Berlin. Im Jahre 1734 quartierte Friedrich Wilhelm den Gouverneur aus und schenkte das Haus, nachdem er es hatte umbauen und vergrössern lassen, dem Kronprinzen. Friedrich gab es seinerseits nach seiner Thronbesteigung seinem Bruder, dem Prinzen von Preussen. Nach dessen im Jahre 1758 erfolgtem Tode wurde es von seiner Wittwe noch bis an ihr Lebensende im Jahre 1780 bewohnt." Ihr Enkel Fried-

schaffen worden war, demselben, welches später ihr Privat-Eigenthum wurde.

Um das Frühjahr 1736 war der Neubau soweit vollendet, dass Friedrich zu seiner grössten Freude in Rheinsberg bleibenden Aufenthalt nehmen konnte. Er brachte einen Theil des Frühsommers dort zu, und schildert uns in den glühendsten Farben sein „verzaubertes Schloss", sowie das sesshafte Leben, welches er dort führe, indem er seine Zeit mit Lesen, Schreiben und Musiziren verbringe, letzteres übrigens sehr mit Maassen, da ihn „le Diable" (Manteuffel) gewarnt habe, er werde sich ein Lungenleiden zuziehen, wenn er fortfahre, so viel Flöte zu blasen, wie er bisher gethan.* Im Juli musste er mit dem Könige nach Ostpreussen, und wurde dort, und später in Berlin, über einen Monat festgehalten.

Am 15. August 1736 befindet er sich wieder zu Neu-Ruppin, auf dem Heimwege nach Rheinsberg, und schreibt an Suhm:

„Ich bin soeben im Begriff, in meine liebe Einsamkeit zurückzukehren, um mich dort mit allem Eifer meinen Studien hinzugeben. Wolff wird, wie Sie sich denken können, dort sein Plätzchen erhalten, und auch M. Rollin soll seine bestimmten Stunden haben; was mir dann noch an Zeit bleibt, soll den Göttern des Stilllebens und süssen Nichtsthuns geweiht sein. Ein gewisser Gresset, ein Dichter, von dem Sie vielleicht gehört, oder etwas gelesen haben, wird mich besuchen kommen und mit ihm Abbé Jordan, Keyserlingk, Fouquet und Major Stille. Wie grausam ist das Schicksal, dass es uns von ein-

---

rich Wilhelm III. hat dort, als Kronprinz und als König, 50 Jahre hindurch gelebt. Im Laufe der Zeit hat es verschiedene Anbauten erhalten.

Es sollte mich wundern, wenn Schomberg es je wirklich bewohnt hat. Da er nur achtzehn Monate überhaupt im Dienste des Kurfürsten gestanden, so müsste man, falls der Bau erst nach seiner Ankunft begonnen hat, ganz wunderbar schnell gebaut haben, um es für ihn noch beziehbar zu machen.

* Seckendorffs *Journal.* Seite 148.

ander fern hält, mein theurer Diaphanes! Warum ist es uns versagt, am Busen der Wahrheit und Unschuld gemeinsamen Glückes zu geniessen?"

„Là, sous un ciel serein, assis au pied des hêtres,
Nous étudions Wolff au dépit de nos Prêtres.
Les Grâces et les Ris ont accès en ces lieux,
Sans pourtant excepter aucun des autres Dieux.
Tantôt, quand nous sentons bouillonner notre verve,
Nous chantons en l'honneur de Mars et de Minerve;
Tantôt le verre en main, nous célébrons Bacchus,
Et la nuit nous payons nos tributs à Venus."

„Da haben Sie den Inhalt unseres Lebens und Treibens in diesem glückseligen Schlupfwinkel, wo es dem Himmel gefallen möge, uns noch recht lange zu belassen."*

Von nun ab wurde „Rheinsberg" zum „Remusberg", und die Einsamkeit blieb nicht länger völlig ungestört. Die Anwesenheit der Kronprinzessin und ihrer Damen, welche im August 1736 an den Hof des Prinzen übersiedelten, brachte ein neues Element frohen Lebensgenusses in den Rheinsberger Kreis. Friedrich selbst gesteht in einem Briefe an Manteuffel,† dass die Gesellschaft des schönen Geschlechtes („du sexe") eine grosse „resource" sei" und ist darin gewiss aufrichtig. Mag er nun in der That damals eine wirkliche Zuneigung für seine junge Gemahlin empfunden haben, oder nicht, jedenfalls freute er sich, nach seiner Junggesellenzeit des Sonnenscheins von Glanz und Frohsinn, den die Damen mit sich brachten und der völlig veränderten Gestalt, welche ihre Anwesenheit dem Leben an seinem Hofe verlieh.

Ein wichtiges Ereigniss sollte übrigens die Routine täglicher Beschäftigung, wie man sie sich vorgenommen hatte, unterbrechen, noch ehe dieselbe recht hatte in Gang kommen können; dies war der Besuch des Königs und der Königin.

---

* *Oeuvres de Frédéric le Grand.* XVI. 277.

† *Oeuvres, etc.* XXV. 486.

Schon im Frühsommer, lange bevor alles in Ordnung war, hatte Friedrich in seinem, wie im Namen seiner Gemahlin unterthänigst darum gebeten, Ihre Majestäten als die ersten Gäste in seiner neuen Häuslichkeit begrüssen zu dürfen.*) Die Einladung wurde sehr gnädig aufgenommen, und der Besuch bald nach der Rückkehr von Ost-Preussen abgestattet. Das Programm der dem König zugedachten Unterhaltungen war folgendes: Erster Tag: Hetzjagd, zweiter Tag: Fischzug, dritter Tag: Taubenschiessen. Die hohen Herrschaften blieben, glaube ich, drei Tage in Rheinsberg und amüsirten sich vortrefflich. Seine Majestät befand sich in ausgezeichneter Laune, und, wenn ich nicht irre, war es damals, wo gewisse Personen, die in des Prinzen Wünsche eingeweiht waren, die Gelegenheit benutzten, sich bei ihm beliebt zu machen, indem sie den König zu seinen Gunsten bearbeiteten. Wenigstens scheint es zweifellos, dass Poellnitz einen dieser Tage, — wahrscheinlich war es der letzte des Besuches — im Sinne hat, wenn er uns erzählt, dass „eines Tages, im Sommer 1736, als der König beim Kronprinzen zu Mittag speiste, und in vortrefflicher Laune zu sein schien, Grumbkow die Gelegenheit benutzte, sich bei Letzterem, mit dem er nicht grade auf dem besten Fusse stand, in Gunst zu setzen. So begann er denn das glänzende Diner zu loben, das der Kronprinz dem Könige vorgesetzt habe, und fügte scherzend hinzu, solche Bankette werde er wohl nicht oft veranstalten können, sonst möchten seine Finanzen darunter leiden. Da fragte der König seinen Sohn, ob er Schulden habe, und wie hoch sie sich beliefen. Der Kronprinz getraute sich nicht, eine höhere Summe zu nennen, als 40,000 Thaler, worauf der

---

* Seckendorff, als er von der Einladung hört, sagt boshafter Weise, indess nicht ganz ohne Grund: „Des Kronprinzen Zweck bei dieser Einladung sei lediglich der, eine Erhöhung seiner Appanage zu erlangen."

König sagte, er werde sie ihm bezahlen. Darauf fragte Grumbkow, ob dies denn so zu verstehen sei, dass die jährlichen Einkünfte des Kronprinzen um die genannte Summe erhöht werden sollten; Friedrich Wilhelm that indessen, als habe er nichts gehört, schickte aber am anderen Tage seinem Sohne die 40,000 Thaler."*

Es kann wohl kaum bei Gelegenheit dieses Besuches gewesen sein, dass Seine Majestät, der seine Andacht in der Stadtkirche zu Rheinsberg verrichten wollte, ganz unerwartet um seine Predigt kam.† Er war an einem Sonntage von Potsdam herübergekommen, ohne Jemanden etwas zu sagen, da er seine Kinder überraschen wollte, und hatte am Stadtthore erfahren, dass der Gottesdienst soeben erst begonnen habe; da beschloss er sogleich — ein eifriger Kirchengänger wie er war — zuvörderst eine Predigt zu hören. Der Gesang und die Gebete waren gerade vorüber, und der Geistliche, der ehrwürdige Johann Rossow, hatte eben die Kanzel betreten und seinen Text gelesen, da wird er plötzlich den König gewahr, der, in strammer Andacht auf den Knopf seines Stockes gebeugt, ihm voll in's Gesicht sieht, wie Jemand, der gewohnt ist, sich „nach seiner Façon" erbauen zu lassen. Darüber geräth der geistliche Herr, der damals schon hochbetagt war, in solche Verwirrung, dass er fast zusammenbricht, nach einem schwachen Versuche, den verlorenen Faden wieder aufzunehmen, mühsam den Segen stammelt, und sich anschickt, die Kanzel zu verlassen. Da erhebt der König den Stock und droht ihm damit; allein vergebens, der Pastor steigt die Kanzeltreppe hinab, und

---

* Poellnitz. *Mémoires pour servir à l'histoire des derniers quatre souverains etc. etc.* Tome II. p. 323.

† Fontane sagt, es sei am Pfingstsonntage 1737 gewesen. Hahnke dagegen, (der die *MSS. boruss* als Quelle angiebt) bezeichnet den 7. August 1737, als das Datum des zweiten Besuches Königs Friedrich Wilhelms I. Meinem besten Wissen nach sind alle Autoritäten darin einig, dass er überhaupt nur zwei Mal nach Rheinsberg gekommen ist.

ist nachmals nur mit genauer Noth einer Citation vor das Consistorium entgangen, um sich wegen „Menschen-Furcht" zu verantworten. Indess vierzig Jahre glaubenstreuen Predigens sprachen zu seinen Gunsten, und bald darauf ist er in Frieden in seinem Amt gestorben. Sein Nachfolger war, wie uns glaubhaft berichtet wird, sein Sohn, der das Amt zweiundsiebzig Jahre lang verwaltete.*

Der Rheinsberger Hof ging nicht in die Kirche zu Herrn Rossow. Friedrich selbst ritt alle Sonntage nach Ruppin hinüber, und las seinen Soldaten eine Predigt vor, gewöhnlich eine Uebersetzung nach irgend einem französischen Kanzelredner. — Bourdaloue, Massillon, Fléchier und Saurin werden uns in dieser Beziehung als seine besondere Lieblinge genannt. †

Daheim im Schlosse predigte Ehrwürden Jean des Champs vor der Prinzessin und ihrem Gefolge, natürlich Französisch. Es gab damals noch eine grosse Zahl französischer Protestanten in jener Gegend, Kinder der Refugiés, die sich dort angesiedelt hatten, weniger in der Stadt selbst, als auf den Dörfern in der Umgegend. Solcher Kolonien waren viele in der Mark, deren jede eine geschlossene Kirchengemeinde bildete, und einen dauernd angestellten und besoldeten Geistlichen ihrer eignen Nationalität besass, der ihnen in ihrer Muttersprache predigte. In Rheinsberg

---

* Ich hatte geglaubt, es müsse der „Enkel" gewesen sein, allein die Nachrichten sind durchaus positiv in diesem Falle. Johann Rossow selbst war vier und vierzig Jahr im Amte. Fast alle Inhaber der Rheinsberger Pfarre seit der Reformation, (deren Reihenfolge, zwischen Hennert und Hoppe, sich noch feststellen lässt,) haben ein hohes Alter erreicht.

† Formey. *Souvenirs d'un Citoyen*, I. 37. Formey fügt als einen sicherlich erstaunlichen Beweis für Friedrichs ausserordentliche Gedächtnissstärke hinzu, dass der König noch gegen das Ende seines Lebens „lange Tiraden" dieser Predigten zu citiren pflegte, und zwar mit vortrefflichem Vortrage. Dass er in der Zwischenzeit dieselben jemals wieder nachgelesen haben sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich.

selbst war es nie zur Bildung einer eigentlichen Gemeinde gekommen, und auch kein Geistlicher förmlich angestellt worden, denn die Béville hatten sich immer einen eignen französischen Schlosskaplan gehalten, dem zugleich die Seelsorge für diejenigen seiner Landsleute oblag, welche innerhalb seines Bereiches wohnten.* „Wegen des Caplans" hatten sich denn auch, so wird uns berichtet, eine Anzahl Refugiés in der Nachbarschaft angesiedelt.† Auch gab es in der Stadt ein Bethaus, das wahrscheinlich von den ersten Béville erbaut worden war, in welchem Gottesdienst nach dem Ritus der französischen protestantischen Kirche gehalten wurde. Diese Einrichtung bestand noch, als Friedrich inRheinsberg residirte. Nachdem aber die französische Kirche nach dem grossen Feuer im April 1740 niedergebrannt war, wurde sie nicht wieder aufgebaut.*† Wenige Wochen nach diesem Ereignisse erfolgte Friedrichs Thronbesteigung, und der Hof verliess Rheinsberg, um wie wir wissen, nie mehr zu dauerndem Aufenthalte dahin zurückzukehren; so liess man denn den französischen Gottesdienst eingehen, und meines Wissens ist derselbe auch nie wieder eingerichtet worden. Der Hugenottische Theil der Bevölkerung hatte sich inzwischen auch soweit germanisirt, dass er seinen Gottesdienst in der Sprache seines Adoptiv-Vaterlandes abhalten konnte.

---

* Erman & Réclam, & c. VI., 249.

† Mehr als in irgend einem andern Theile der Mark, hatten sich in der Grafschaft Ruppin die Refugiés niedergelassen, da gerade dort die Bevölkerung in Folge der Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges sehr dünn geworden war. Ganze Dörfer wurden durch Franzosen wieder neu bevölkert. Erman & Réclam, VI. 165.

*† Hoppe. *Chronik von Rheinsberg*, 196.

Capitel VI.

Der französische Prediger.

Jean Des Champs übersetzt ein Werk über Logik — Und widmet es dem Kronprinzen — Er definirt die Organe des Prinzen — Wird Almosenier zu Rheinsberg — Fällt in Ungnade — Greift Voltaire an — Seine Philosophie wird nach der Elle verkauft — Er verlässt Brandenburg und siedelt sich in England an.

Ehrwürden Jean Des Champs wurde, als Sohn eines französischen Refugiés, am 27. Mai 1709 zu Bützow im Mecklenburgischen geboren. Nach mehrjährigen Studien in Genf, und später in Marburg unter Wolff, unternahm er, zusammen mit einem seiner Brüder, eine Uebersetzung von Wolffs „Logik“ in's Französische; später ist er dann nach Berlin gekommen und muss irgendwo die Bekanntschaft von Manteuffel gemacht haben, der, wie es scheint, mit dem Kronprinzen von ihm und seiner Uebersetzung gesprochen hat; wenigstens erschien die „Logique“ im Jahre 1736 unter den Auspicien des Prinzen und mit einer Widmung an denselben. Die sieben Seiten lange Dedikation ist natürlich ein Panegyricus, der in Bezug auf schwülstige Schmeichelei die üblichen Leistungen dieser Art noch um einiges übertrifft. Es scheint nicht, als wenn Friedrich selbst die Schmeichelei überhaupt bemerkt hat, bis Suhm und möglicherweise auch

Andere, ihn darauf aufmerksam machten, und zugleich ihr Bedauern über einen solchen Angriff auf seine Bescheidenheit aussprachen; dann allerdings erklärte auch er, dass dieselbe alles erlaubte Maass überschreite,* lud aber nichtsdestoweniger im Jahre 1737 deren Autor nach Rheinsberg ein. Ohne Zweifel glaubte er in ihm einen werthvollen Zuwachs für seinen dortigen Kreis zu gewinnen; ein französisches Element mehr, neben Jordan und Chasot, und doch wieder ganz verschieden von beiden; auch ist es mehr als wahrscheinlich, dass er sich von dem Verkehr mit dem Jünger und Interpreten Wolff's einen erheblichen Gewinn für seine eigene Belehrung versprach. Ob es vorher ausgemacht worden war, dass Des Champs ständiger französischer Hofprediger werden sollte, wissen wir nicht, soviel ist indessen sicher, dass er vor dem Hofe predigte,† nicht minder aber auch, dass er gleich von Anfang an sich die Gunst

---

* Nach den üblichen Tiraden über Trajan und Augustus und über ein neues Zeitalter, das nun beginnen und alle vorangegangenen in den Schatten stellen werde, kommt er auf den Prinzen und hebt ihn eine oder zwei Seiten hindurch in den Himmel, um sich schliesslich zu folgendem Satze zu versteigen: — „Es darf versichert werden, dass das Wahre und Schöne sich in richtigerer Proportion zu den Organen Eurer Königlichen Hoheit befindet, oder dass Eure Königliche Hoheit mehr Sympathie für das Wahre und Schöne besitzen, als dies bei anderen Menschen der Fall ist.“ Darauf bemerkt Suhm in seinem Briefe an den Prinzen missbilligender Weise: „Wenn ich mich an Ihrer Stelle denke, das will sagen, indem ich mich, im Bewusstsein Ihrer erhabenen Eigenschaften, weit über mich selbst erhebe, so würde ich in Ihrem Sinne beim Lesen dieser Vorrede etwas in Verlegenheit gerathen, nicht etwa, dass Eure Königliche Hoheit mit Ihren grossen Tugenden nicht hoch erhaben wären über den Lobpreisungen dieser Epistel, die bei aller Wahrheit, welche sie enthält, sich doch recht fade ausdrückt, sondern weil es Ihnen in Ihrer grossen Bescheidenheit widerstrebt, sich in ihrem eigenen Bilde wiederzuerkennen, und zwar um so entschiedener, je mehr dasselbe seinem Originale gleicht.“

† Seine Functionen beim Hofe waren, nach dem technischen Ausdrucke, die eines „Almoseniers“ (*aumônier*. Bielfeld, Lettres etc., I. 75.) Ich glaube nicht, dass er jemals förmlich als „Schlosskaplan“ angestellt

des Prinzen völlig verscherzte. Friedrich ging nicht mehr in seine Predigten, offenbar hatte er sich in ihm getäuscht, und nicht das gefunden, was er erwartet. Dennoch liess er ihn nicht fallen, weder damals, noch in späterer Zeit, und Des Champs blieb in Rheinsberg, so lange der Hof dort residirte. Nach der Thronbesteigung Friedrich's ging er in dessen neuformirten Hofhalt über und wurde zu einem der Erzieher der jungen Prinzen Heinrich und Ferdinand mit dem ausdrücklichen Auftrage ernannt, ihnen die Elemente der Wolffischen Philosophie beizubringen. Im Jahre 1743 gab er in Form von Briefen einen „Cours de la Philosophie Wolffienne" heraus, welcher speziell für den Unterricht der Prinzen bestimmt, und ihnen gewidmet war.* In zweien dieser Briefe macht er einen unüberlegten Angriff auf Voltaire, in dem er an dessen ersten Besuch im Berlin, im Jahre 1740, anknüpft. Was er in dieser Beziehung sagte, war überaus thöricht und taktlos („. . . . . er ist nur wenige Tage hier gewesen, immer aber schon zu lange für seinen Ruf etc.") noch viel taktloser aber war es, einen Gast — noch dazu einen, wie alle Welt wusste, sehr geehrten

---

wurde, oder auch nur angestellt werden konnte. In der Berliner Ausgabe der Correspondenz Friedrich's mit Suhm (Vieweg, 1787) findet sich eine Note (Band I. p. 133), welche in sehr wenig wohlwollendem Tone abgefasst ist und besagt, dass „Des Champs, der als „Kanditat" gelegentlich in der Kirche zu Rheinsberg und auch vor dem Hofe gepredigt, sich den Titel (*caractère*) eines Schlosskaplans angemasst habe." Es scheint aber nicht, dass er dies gethan hat, denn in seinem Buche, das er im Jahre 1743 herausgab, nennt er sich selbst „Ministre du Saint Evangile à la cour de S. M. le Roi de Prusse." Ehe er nach Rheinsberg ging, im Winter 1736/37, machte Des Champs eine Reise nach Cassel, und wurde dort „mit der Würde bekleidet, nach der er schon lange gestrebt hatte", worunter man die eines „Canditaten der Theologie" zu verstehen hat. In Rheinsberg wohnte er nicht im Schlosse. Jordan und er waren die einzigen Mitglieder der Hofhaltung, welche eigene Wohnungen in der Stadt inne hatten.

* *Cours Abrégé de la philosophie Wolffienne*, à Amsterdam etc. etc. Leipzic, MDCCXLIII.

Gast Seiner Majestät — à propos de rien anzugreifen. Er übersandte dem König ein Exemplar des Buches, obwohl er „einiges Bedenken hegte über die Aufnahme, die demselben zu Theil werden würde." Wenige Tage darauf erhielt er eine in höflichem Tone gehaltene Empfangsbescheinigung, die er für ein Zeichen der wiedererwachten königlichen Gunst nahm.* Offenbar hatte der König, als er ihm seinen Dank ausdrückte, noch keinen Blick in das Buch gethan, und somit keine Ahnung von dessen Inhalt; bald darauf aber nahm er Notiz davon, sowie von dem Autor, und da klang es denn freilich aus einem ganz anderen Tone. Am 20. November desselben Jahres (1743) wurde am Hofe, zur Feier von Keyserlingk's Hochzeit, ein neues französisches Stück „Le Singe de la Mode" aufgeführt, von dem man allgemein und mit Recht annahm, dass es Seine Majestät zum Verfasser habe. In dem Stücke kommt eine Scene vor zwischen dem jungen Modenarren und einem Buchhändler, worin der erstere hundert Exemplare von Des Champs's „Philosophie" und die gleiche Zahl von den Werken des Abbé Saint Pierre, sowie dreissig Exemplare der Marivaux'schen Schriften† in Maroquin-Einband bestellt (welche sämmtlich, als alte Ladenhüter, zu billigem Preise zu haben waren), um damit „sechs Ellen" leeren Faches in seinem neuen Bücherschranke auszufüllen. Der Scherz war freilich weder geistreich, noch geschmackvoll, allein man muss gestehen, dass der davon Betroffene etwas der Art wohl verdient hatte. Man wollte ihm zu ver-

* Friedrich's Brief an Des Champs ist noch im Besitz der Nachkommen des Letzteren. Er wurde gedruckt in Courthope's *Life of Daniel Chamier*, S. 68.

† Ich weiss nicht, weshalb, oder ob Friedrich überhaupt einen besonderen Groll gegen Marivanx hegte. Der Abbé Saint Pierre hatte gesagt, dass „le roi belliqueux" doch im starken Widerspruche zu dem Verfasser des *Antimachiavel* stehe.

stehen geben, dass er auf eine Wiederkehr der königlichen Gunst in keinem Falle zu rechnen habe; dieser Zweck wurde erreicht, und mehr als das, hatte man, meines Erachtens, mit dem Scherz nicht beabsichtigt; wie es scheint, nahm sich Herr Des Champs denselben auch nicht sonderlich zu Herzen.* Zwar fehlte es auch nachher nicht an Witzbolden, die seine Philosophie nach der Elle verkauften, das liess er sich aber wenig anfechten, und fuhr fort, zu schreiben und zu publiziren. Erst im Jahre 1746 verliess er Berlin, „da es ihm", so versichert uns Courthope, „nicht gelungen war, eine seinen Leistungen entsprechende Besoldung ..... ja nicht einmal die Zahlung auch nur eines Theiles der ihm geschuldeten, sehr beträchtlichen Gehaltsrückstände (!) zu erlangen."† Nachdem er sich einige Zeit in Hessen aufgehalten, langte er im Frühling des Jahres 1747 in England an. Im Jahre 1749 empfing er die Würden der englischen Kirche aus den Händen des Bischofs, von Llandaff und wurde Prediger der französischen Episkopalkirche im Kirchspiel „the Savoy" zu London. Im Jahre 1753 verheirathete er sich mit Judith, der ältesten Schwester Anton Chamier's.† Er war stets ein sehr fleissiger

---

* Die Note zu Suhm's Correspondenz sagt uns, dass Des Champs sich sehr gekränkt (navré) fühlte, sich mehrere Tage lang nicht sehen liess und dann, ohne irgend Jemandem etwas davon zu sagen, Berlin verliess. Formey, der es doch hätte besser wissen können, scheint dies einfach in seine *Souvenirs* übertragen zu haben. Thatsächlich aber ist, dass Des Champs, ob nun „navré", oder nicht, fortfuhr, vor dem Hofe zu predigen, und Berlin erst drei Jahre später verliess. Noch im Jahre 1745 finden wir ihn, wie er im Gefolge der Königin Mutter nach Rheinsberg geht, und dort vor ihr predigt.

† Courthope, &c., s. S. 68 etc.

Charles Read, der in seinem „Daniel Chamier" (Paris, 1858), sobald der Name Friedrich's des Grossen genannt wird, immer einen Ton anschlägt, dem man leider oft, und nicht nur bei Franzosen, begegnet, erklärt (p. 431), dass Des Champs „sehr unter den Capricen und dem Undanke des Königs gelitten habe"!

Schriftsteller, besonders im Dienste der periodischen Presse, und hat zahlreiche Beiträge für die Nouvelle Bibliothèque Germanique und Maty's Journal Britannique geliefert. Er hat auch Lord Lyttelton's „Dialogues" und dessen „Conversion of St. Paul" in's Französische übersetzt. Im Jahre 1767 starb er. Sein ältester Sohn wurde von Anthony Chamier (dem letzten männlichen Nachkommen Daniel Chamier's) unter der Bedingung zum Erben eingesetzt, dass er seinen Namen annehme. Dieser, John Ezekiel (Des Champs) Chamier, war der Vater des Novellisten Frederic Chamier und noch mehrerer Söhne. Alle jetzigen Chamier dieser Linie in England sind Abkömmlinge von Jean Des Champs. Seine Memoiren, von denen bis jetzt nur kleine Bruchstücke veröffentlicht worden sind, befinden sich, glaube ich, noch in den Händen der Familie.

---

* Anthony Chamier war ein Freund von Samuel Johnson, Burke, Reynolds und ihres ganzen Kreises; er hatte seiner Zeit einen grossen Ruf, hat aber nichts hinterlassen, um ihn zu rechtfertigen. Die Chamier stammen aus einer nach England geflüchteten Hugenotten-Familie.

Capitel VII.

La République de Platon.

Friedrich und seine Gemahlin — Ihr Hof — Ihre Gäste — Sie kultiviren die „tranquillité“ — Friedrich sucht die verlorene Zeit einzubringen — Versäumt dabei aber nicht, sein Regiment zu drillen — Und kümmert sich angelegentlich um Landwirthschaft und Gartenbau — Er macht dem Könige einen langen Rekruten und ein gemästetes Kalb zum Geschenk — Des Königs üble Laune — Friedrich's Lebens-Regel — Seine Meditationen.

Der Prinz und die Prinzessin bildeten, mit den Herren und Damen ihres Gefolges zusammen, eine Gesellschaft von ungefähr vierzig Personen. Ausserdem fehlte es auch nie an Gästen, fürstlichen und anderen; selbst im Winter nicht. Im Februar 1737 schreibt Friedrich an die Markgräfin von Bayreuth: „. . . Gewöhnlich sind wir zwei- bis vierundzwanzig Personen bei Tafel . . . . . Wir amüsiren uns mit allerlei harmlosem Nichts und halten uns Alles fern, was uns das Leben unbehaglich machen und unser Vergnügen stören könnte. Wir führen Tragödien und Comödien auf, geben Bälle und Maskeraden und machen Musik *à toutes sauces*. Da hast du einen Abriss unseres täglichen Lebens. — Bei alledem wird aber das Studium der Philosophie nicht vergessen, denn sie ist doch die zuverlässigste

Grundlage, auf der wir unsere Glückseligkeit aufbauen können.“*

Man würde bisweilen wohl gern noch mehr Gäste bei sich gesehen haben, wäre nicht die Furcht gewesen, dadurch das Missfallen des Königs zu erregen. Mancher gute Bekannte wurde deshalb nicht eingeladen, oder zog es doch vor, aus dem angeführten Grunde der Einladung keine Folge zu geben.

Nach Allem, was wir wissen, scheint Friedrich mit seiner Gemahlin zu dieser Zeit ebenso glücklich gelebt zu haben, wie andere jungverheirathete Paare. Es findet sich nirgends die leiseste Andeutung, die auf etwas wie eine Entfremdung zwischen den Ehegatten schliessen liesse. Im Gegentheile, es sind Spuren vorhanden, die auf einen natürlichen und herzlichen Verkehr zwischen ihnen deuten. Wie der junge Gatte im innersten Herzen für die Frau fühlte, welche er gezwungen worden war, zu heirathen, wissen wir nicht, vor der Welt zeigte er sich ihr gegenüber stets voller Güte. So konnte es denn nicht fehlen, dass der königliche Jüngling, mochte er sie nun suchen oder nicht, die Liebe des sanften Geschöpfes an seiner Seite gewann, das mit glänzenden Augen zu ihm aufschaute, wie zu einem Gotte. Und abgöttisch hat sie ihn denn auch verehrt, damals und während ihres ganzen Lebens. Ab und zu mag sein Herrscher-Temperament wohl einmal aufgebraust und übergeschäumt haben; aber sie gewöhnte sich bald an das, was sie „ses manières“ nannte, und gab sich Mühe, es nicht zu bemerken.

---

* *Oeuvres*, &c., tome XXVII. I. p. 46. Es ist bemerkenswerth, dass Friedrich nicht nur damals, sondern auch später, ja, selbst er in den arbeitsvollsten Momenten seines Lebens, je nach seiner Stimmung, oder dem Geschmacke seines Correspondenten, es liebte, nur von seinen „Amüsements“, wie Lektüre, Flötenblasen, Schreiben, Gärtnerei etc., zu reden, als wäre er der grösste Müssiggänger von der Welt, und diese die einzigen Dinge, für die sich ein verständiger Mensch interessiren könne.

Natürlich stimmte sie ganz seiner Weise und Auffassung des Lebens bei, und fand in seinen Lieblings-Neigungen auch ihr Glück. Ja, ich möchte glauben, es lassen sich bisweilen Spuren von ihr im Thurmzimmer finden, wie sie, dem Gatten über die Schultern blickend, seiner Feder folgt. Der Hof- und Tages-Klatsch jener Tage, dem es nicht unbekannt war, dass ihm diese Ehe aufgezwungen worden, wusste natürlich davon zu reden, dass man eben nur den äusseren Schein aufrecht erhalte, so lange der König noch am Leben sei; indessen, gegenüber den Zeugnissen aus dem Kreise des Prinzen selbst, ist das von wenig oder gar keinem Gewicht. Was hätten denn die Klatschbasen von damals Anderes sagen sollen? Sicherlich war es ein Irrthum, wenn man hinzufügte, der Prinz würde seine Gemahlin verstossen, sobald er nur erst sein eigener Herr geworden wäre.

Die hübsche und liebenswürdige Prinzessin war übrigens keine Spielverderberin und scheint an Allem, was man unternahm, thätigen Antheil genommen zu haben. Sie hatte ja Jugend, Geist und eine treffliche Gesundheit auf ihrer Seite. Ein junger Prinzen-Hof, den noch keine Krone und keine Regierungssorgen drücken, noch dazu, wenn er an einem so abgelegenen Orte residirt, ist immer eifrig danach aus, sich möglichst zu amüsiren; und so nahmen auch in Rheinsberg die Divertissements bisweilen einen etwas geräuschvollen Verlauf. Weder die Prinzessin, noch irgend jemand aus ihrem Kreise, konnten freilich ahnen, dass man hundert Jahre später etwas weniger Ausgelassenheit für geziemend halten, ja, den fröhlichen Uebermuth der Voreltern für höchst anstössig erklären würde. Nach den damaligen Vorstellungen wurde übrigens der Ausgelassenheit stets zur rechten Zeit ein Ziel gesetzt. Sowohl der Hausherr, wie seine Gemahlin, haben bei aller ihrer Jugend in dieser Beziehung immer einen bemerkenswerthen Takt bewiesen. Ueberdies hatte man ausdrücklich dafür gesorgt, dass ein

Hemmschuh zur Hand war, wenn das Rad des geselligen Vergnügens einmal bergab zu rollen begann und die Verantwortlichkeit hierfür in die Hände der *Grande Maîtresse* (Oberhofmeisterin) Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzessin (in diesem Falle repräsentirt durch Frau von Katsch) gelegt, einer Dame, die man den Inbegriff und die Verkörperung alles dessen nennen konnte, was gute Lebensart und strenge Sitte fordern, und die es trefflich verstand, in ihr verbindlichstes Lächeln zur rechten Zeit eine kleine Belehrung zu legen, oder eine leise Missbilligung in eine tiefe Verbeugung einzukleiden. Neben ihr her figurirte die unglückliche Person eines gewissen Oberst von Bredow, der — ich weiss nicht recht, was für eine Stellung einnahm; eine Stellung, die der Herr des Hauses nur allzu gern beseitigt haben würde, wenn er damit zugleich den Mann selbst hätte los werden können. Ueber die eigentliche *raison d'être* desselben zu Rheinsberg, resp. das, was man als eine solche anzusehen glaubte, wagte man nicht laut zu reden. Er galt allgemein als der „Kundschafter" des Königs, der über Alles, was in Rheinsberg vorging, nach Potsdam zu berichten hätte; Berichte, die natürlich im boshaftesten Sinne abgefasst und sehr stark gefärbt seien.

Wir besitzen noch das Verzeichniss der Personen, welche dauernd beim prinzlichen Hofe angestellt waren. Der *Maréchal de la Cour*, in dessen Händen die ganze innere Verwaltung lag, war Wolden. Schon in Cüstrin war er mit dem Amte betraut worden, als der Prinz aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde, und blieb darin bis wenige Wochen vor dessen Thronbesteigung, als er ganz plötzlich starb. Von Bredow habe ich schon gesprochen; neben ihm sind vor Allem noch Keyserlingk, Knobelsdorff, Senning, Stille und Jordan zu nennen. Einige Offiziere von des Prinzen Regiment, Chasot, Wylich und Buddenbrock, hatten ihr stehendes Quartier in Rheinsberg, und gingen nur, wenn der Dienst

es erforderte, in ihre Garnison. Andere, von denen Rathenow, Kleist und Schenkendorf namentlich genannt werden, waren im Schlosse häufige Gäste. Fouqué aber, der alte Freund aus den Cüstriner Tagen, ist nur Anfangs auf längere Zeit zum Besuche dort gewesen. Der Letzte, der sich in der Absicht, eine dauernde Anstellung zu erlangen, und zwar nur wenige Monate, bevor die Hofhaltung daselbst aufgelöst wurde, in Rheinsberg eingefunden hatte, war Bielfeld.

Einige von Friedrich's besten Freunden sind überhaupt nie, oder kaum nach Rheinsberg gekommen. So z. B. Du Han, Camas, Manteuffel, Suhm und Voltaire. Letzerer hat allerdings dort einen kurzen Besuch abgestattet, aber erst nach Friedrich's Thronbesteigung. Für ihre Abwesenheit hielt er sich nach Möglichkeit schadlos durch einen überaus regen und stetigen brieflichen Verkehr.

Friedrich liebte es sehr, seinen Freunden Phantasie-Namen zu geben, indem er entweder ihre wirklichen Namen in antikisirender Form umwandelte, oder den neuen so wählte, dass durch denselben irgend ein angeblicher Charakterzug seines Trägers ausgedrückt wurde. Einige Freunde des Rheinsberger Kreises kennt man beinahe gar nicht unter ihrem wirklichen Namen. So figurirt zum Beispiel Keyserlingk in den Briefen stets als „Caesarion", bisweilen auch, der Abwechslung wegen, als „Der Schwan von Mitau", nach der bekannten Hafenstadt an der Ostsee, in deren Nähe er geboren war. Jordan war „Hephaestion", oder auch — warum weiss ich nicht — „Tindal".* Grumbkow, zwar kein Freund, aber aus sehr zwingenden Gründen, ein naher Bekannter, hiess „Biberius" oder auch „cher Cassubien". Suhm wurde „Diaphanes", Algarotti „Der Schwan von Padua" genannt. Manteuffel figurirte, bezeichnend genug, als „Diable", bei direkter Anrede indessen meist als „Quinze-

* Ein deistischer englischer Schriftsteller. D. Ü.

Vingt", was ihm jedenfalls lieber war. Man erzählt, er habe hiezu selbst Veranlassung gegeben, in jener Zeit, da Friedrich noch an seinem Munde hing, begierig die Weisheit einsog, die von seinen Lippen träufelte, und gläubigen Sinnes auf Erleuchtung hoffte, die ihm von den „*lumières supérieures*" des Meisters kommen sollte. Manteuffel wies bescheidentlich alle Ansprüche auf den Titel „eines Weisen" zurück und protestirte dagegen, dass er im Stande sein sollte, Andere zu erleuchten, er, der selbst noch „in der Finsterniss wandle", und nicht besser daran sei, als ein armer „Quinze-Vingt", — das bekannte, für dreihundert Patienten eingerichtete Blindenhospital zu Paris.

Die Damen der Prinzessin waren die schon erwähnte Frau von Katsch, als *Grande Maîtresse* und die Fräuleins von Walmoden und von Schack, als Hofdamen. Andere werden uns als ständiger Besuch genannt, so die Frauen von Hacke, von Morrien, von Brandt, von Veltheim und von Kaunenberg, von denen einige auch ihre Gatten mitbrachten. Ein sehr häufiger Gast war des Prinzen Vetter, der Markgraf Heinrich, später von Schwedt. Obwohl zu jener Zeit mit Friedrich sehr befreundet, war er doch mit seinem, mehr als lebhaften, lärmenden und dabei zugleich halsstarrigen Wesen, und weil er mitunter ohne militärischen Urlaub kam, nicht immer ein willkommener Gast. Mit mehr Recht konnte als solcher der Lieblingsbruder der Prinzessin, der nachmalige berühmte Kriegsheld, Ferdinand von Braunschweig, gelten. Noch eine Reihe anderer fürstlicher Namen werden in der ihnen gebührenden Rangordnung aufgezählt; auch die Gesandten und sonstige in Berlin verkehrende Diplomaten verfehlten nicht, am Hofe des Thronerben gelegentlich ihre Aufwartung zu machen. Neben diesen gingen und kamen fortwährend Gäste der verschiedensten Kate-

gorien, wie z. B. Lord Baltimore, in dessen Gefolge sich auch Algarotti befand.

Sie alle haben sich, wie es scheint, in Rheinsberg nach Herzenslust amüsirt; wir besitzen allerdings darüber, was sie dort getrieben und gesprochen haben, nur sehr spärliche Nachrichten, aber wir dürfen sicher sein, dass die Unterhaltung eine sehr heitere gewesen ist; wenigstens wissen wir, dass mancher von den damaligen Gästen des prinzlichen Hofes, jenen Rheinsberger Tagen ein dankbares und freundliches Andenken bewahrt hat. Selbst heiter und voll Frohsinns, that der Hausherr gewiss sein Bestes, die Gäste in fröhlicher, angeregter Stimmung zu erhalten. Freilich stellte sich oft genug Mangel an Geld ein, und dies, sowie allerlei Reibungen, die sich von Zeit zu Zeit fühlbar machten, mussten wohl wie ein Dämpfer auf seine eigene frohe Stimmung wirken. Allein das alles vermochte doch nichts daran zu ändern, dass es eine Lust war, in Rheinsberg Hof zu halten.

Noch im Jahre 1734, als der König er einmal recht krank war, hatte Friedrich ausgerufen: „Wenn mein Vater mich doch nach meiner eignen Neigung leben lassen wollte, mit Freuden würde ich meinen rechten Arm hergeben, könnte ich sein Leben damit um zwanzig Jahre verlängern.“ Jetzt durfte er endlich während eines vierjährigen Landaufenthaltes thatsächlich ungestört seinen Neigungen leben, und nur dann war's mit dieser glücklichen Freiheit aus, wenn er, wozu er freilich von Zeit zu Zeit par force majeure genöthigt wurde, seine Heimstätte verliess. Er studirte jetzt mit grossem Eifer, blies fleissig die Flöte und schrieb Essays, sowie eine nicht geringe Zahl von Versen und Briefen in mehr, oder minder gutem Französisch, worin er sich durch gesellige Vergnügungen, obwohl er sich ihnen mit aller Lust und Frische hingab, niemals stören liess. Je tiefer er es empfand, dass seine erste Erziehung

trauriger Weise missleitet worden war, mit desto grösserem Eifer und Fleisse suchte er nun durch Selbststudium das Versäumte nachzuholen. Vielleicht wiegte er sich auch in dem Traume, dass es ihm gelingen werde, sich dereinst einen Platz zu erringen neben den grossen Meistern der Literatur und nicht gar zu weit zu ihrer Linken.

Im Dezember 1837 schreibt er an Camas . . . . . „Der Bericht über die vier letzten Monate dürfte nicht sehr interessant ausfallen . . . . . Auf jeder Seite wirst Du einen Mann erblicken, der seine Nase in's Buch steckt, und sie nur herauszieht, um dann sofort die Feder zu ergreifen, et celle là relevée par la taverse!"

Und im Jahre 1738: (an Du Han) . , . . . „Ich bin begraben in meinen Büchern, und jage hinter der Zeit her, die ich in meiner Jugend so gedankenlos weggeworfen, mich nach besten Kräften bemühend, Schätze an Wissen und Erkenntniss einzusammeln." *

Einmal, während des Winters kam eine kurze Unterbrechung in das Stillleben zu Rheinsberg, das war, wenn sie alle auf ein paar Wochen an den Hof nach Berlin mussten, um zu „tanzen"; allein gegen Mitte oder Januar waren sie schon wieder zurück in ihrer lieben Schnee-

* *Oeuvres, etc.*, XVI. 144. XVIII. 279. Gewiss trägt sein Vater mehr Schuld daran, als er selbst, wenn seine ersten Jugendjahre so schlecht verwendet worden waren. Er selbst hat, meine ich, sich keiner grössern Zeitverschwendung anzuklagen, als andere Knaben auch. Aber der Vater hatte ihm absichtlich den Segen einer humanistischen Erziehung vorenthalten; so fehlte es ihm denn an jener harmonischen Durchbildung der geistigen Fakultäten, wie sie eben nur eine klassische Schulbildung zu geben vermag, nach der er sich auch selbst, bewusst oder unbewusst, stets gesehnt hatte und „deren Werth jeder zu schätzen weiss, der es zu einem gewissen Grade von Selbsterkenntniss gebracht hat." (Pröhle. *Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur.*) — Dieser Mangel allein ist schuld daran, dass es ihm sein ganzes Leben hindurch nicht gelang, einen tieferen Einblick in den Wissens-Besitz seiner Zeit und volles Verständniss für denselben zu gewinnen. Vielleicht erst

Wüste. Einmal scheinen sie indess den ganzen Winter hindurch überhaupt nicht nach Berlin gegangen zu sein. Friedrich selbst musste zu seinem grossen Verdrusse häufig von Rheinsberg fort; entweder rief ihn der Dienst seines Regiments nach Neu-Ruppin, oder er musste in gewissen Zwischenräumen nach Potsdam, um das heilige Abendmahl zu nehmen, oder endlich nach Berlin zu den grossen Frühjahrs-Paraden. Im Herbste hielt ihn wohl gar ein Manöver in Ostpreussen auf mehrere Wochen fern von Rheinsberg. Ueber solche Unterbrechungen seines Stilllebens war er dann immer höchst entrüstet.

So finden wir ihn einmal im Januar 1737, nachdem er etwa einen Monat lang in Berlin die Hofbälle hat mitmachen müssen, wie er, eben im Begriffe, heimzureisen, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, in Potsdam zum Abendmahle gehen muss; und als er im Herbste desselben Jahres wieder zu diesem Behufe nach Potsdam beordert wird, macht er auf dem Rückwege nach Rheinsberg seinem Aerger Luft, und schreibt an Camas:

„Eine Reise, ein Prediger und ein Gang zum Abendmahl, das sind drei Gründe, von denen schon einer hinreicht, mich zu entschuldigen, wenn ich nicht eher geantwortet habe. Im Gefolge meines Vaters und in Begleitung meines Bruders habe ich mich, wenn ich dem Priester glauben darf, von der Last meiner Sünden erleichtert, sie haben mich übrigens nicht so schwer gedrückt, und nun bin ich ihrer, wie man mir sagt, los und ledig. Darauf reiste der König nach Wusterhausen, Dein Freund aber kehrte nach Remusberg zurück."

Jeder Tag, den er nicht in seinem Thurmzimmer zubringen konnte, galt ihm als ein verlorener, erst recht, wenn er ihn zum Drillen seiner Soldaten verwenden musste. Bei

---

am Spätabende seines Lebens mag es ihm — wie Pröhle sagt, — klar geworden sein, „dass die französischen Klassiker doch nur ein milder Mondreflex des Sonnenlichtes sind, das von den klassischen Werken der Griechen und Römer ausstrahlt."

alledem aber studirte er nicht nur eifrig Taktik, sondern gab sich auch seinen Pflichten als Regimentscommandeur mit einer Sorgfalt nnd Pflichttreue hin, die wohl die Anerkennung und Bewunderung aller Militairs verdienen. Persönlich war ihm der Fürst Leopold von Dessau im höchsten Grade zuwider, aber, da er ihn für einen der grössten Heerführer seiner Zeit hielt, so erkannte er ihn willig als seinen Lehrer an, reiste mit ihm nach Stettin, um dort unter seiner Leitung praktische Studien in der Fortification zu machen, und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihm über allerlei taktische Fragen. Einmal sendet ihm Fürst Leopold sechzehn Festungs-Pläne, jeder zehn Fuss lang und sechs breit, auf denen gezeigt wird, wie ein befestigter Platz belagert werden muss, und Friedrich schickt seinerseits eine eingehende Beschreibung derselben an Camas, unter Beifügung seiner eigenen Kritik und einer von ihm selbst gefertigten Skizze. (In demselben Briefe dankt er ihm zugleich für die Uebersendung einiger Käse und Birnen.) Ein anderer Brief an Camas ist von Anfang bis zu Ende ganz „kleiner Dienst"; wir lesen von Nichts als „Avancirten", „Sold-Zulagen", „Hemden", „Schuhen für dieselben" etc. (*appointés, gratificationes des appointés souliers* etc.)* Das hinderte ihn aber nicht, auf den Dienst zu schimpfen, wie irgend ein anderer Subalteren-Offizier. Es ist sehr spasshaft, das, was er damals sagte, mit den Ordres und scharfen, dienstlichen Verweisen zu vergleichen, die er später als König erlassen hat. Als er im Juni 1737 zu den Frühjahrsparaden in Berlin ist, ruft er (natürlich in einem Briefe an den vertrauten Freund) aus: „Wir sitzen wieder bis über die Ohren in Paraden, und vergeuden die kostbare, unwiederbringliche Zeit mit lauter Trivialitäten." Ein anderes Mal, als der König grade wieder sehr verdriess-

* *Oeuvres etc.*, XVI., 147, 153.

lich ist, und in seiner übelen Laune an Allem zu tadeln findet, hören wir von Friedrich, „er werde den Soldaten für die Parade ein paar Hände voll Weizenmehl (Puder) mehr auf den Kopf streuen, das werde schon Alles wieder gut machen“; und dann stösst er einen tiefen Seufzer aus, in welchem theils sein Aerger, theils etwas wie Verachtung durchklingt, die ihm die Gamaschenreiterei an höchster Stelle einflösst. Wer freilich, wie er damals, unverwandt nach Oben schaut, in der festen Erwartung, die Wahrheit, die himmlische Maid, werde ihm eines Tages erscheinen, eine leuchtende Fackel in der Hand, und angethan mit allen sonstigen Emblemen der Verheissung, und nur daran denkt, wie er ihr einen würdigen Empfang bereite, dem mussten die kleinen, mühsamen Verrichtungen, welche die Alltäglichkeit verlangt, und die Menschen, die darin ihre Lust und Freude finden konnten, leicht unter ihrem wirklichen Werthe erscheinen. Das alles hinderte ihn aber nicht, seine volle Schuldigkeit zu thun, wenn der König für seine Potsdamer Riesengarde einmal lange Rekruten brauchte, und er konnte dann — wie uns nachfolgender Brief zeigt — ein recht gefährlicher Nachbar für hochgewachsene Schäferknechte werden; derselbe ist von Ruppin aus dem Jahre 1732 datirt.

„ . . . . . Ich habe aus dem Werb-Reglement gesehen, dass, wenn Officiers grosse Kerels wissen, so über sechs Fuss haben, sie solche angeben sollen, wenn sie nicht mit Gutem zu persuadiren wären. Hier unweit von Perleberg in's Meklenburgische hält sich ein Schäferknecht auf, welcher 6 Fuss 4 Zoll gewiss haben soll; mit Gutem ist da Nichts mit ihm auszurichten; aber wenn er die Schaafe hütet, so ist er allein auf dem Felde und könnte mit ein paar Officiers und ein Paar tüchtige Unter-Officiers ihn schon kriegen; es ist derselbe, da einmahl die Husaren noch seindt geschicket gewesen; ich habe Officiers allhier, die sehr wohl dort bekannt seindt, also wollte fragen, ob mein allergnädigster Vahter vor gut findet, so will ich schon praecautiones nehmen, dass die Sache gut gehen soll, und ohne das sonderlich Lärmen daraus wird, denn ich

kenne den Amtmann, unter welchem der Kerel stehet und kann man dem schon das Maul stopfen ....."

Darauf fordert der König näheren Bericht, indem er schreibt:*

„Mein lieber Sohn. Ich habe aus Eurem Schreiben vom 15. d. M. ersehen, was Ihr wegen eines Schäferknechtes im Meklenburgischen meldet.

Ihr sollet mir berichten, unter welchem Edelmann derselbe stehet, und wer seine Obrigkeit ist, so will Ich schon weitre Ordre geben. Ich bin etc. ..."

Diesen Bericht erstattet nun der Prinz in seinem nächsten Briefe, wie folgt:

„Ich habe die Gnade gehabt, aus meines allergnädigsten Vahters schreiben in aller unterthänigkeit zu ersehen, dass mein Gnädigster Vahter zu wisen verlanget in was vohr ein Dorf sich der schäfer aufhielt da ich meinem allergnädigsten Vahter davon geschrieben, so heisset dieses Dorf Bressegarten und ist unter einem Schwerinischen Ambte, der Ambtmann aber ist des Krisraht Cramer sein Schwager und Konte es wohl angehen, das ihm selbiger uns in die Hende spille, dieweil der Kerl dan und wann hier 3 meille von der Grentze seine Schaafe hüten gehet und sich des nachts bei seiner Herden aufhelt, 6 Wochen oder 2 mohnat zeit, müste man wol haben alsdan die Sache gewis angehen Kan, ich erwarte kierauf in aller unterthänigkeit meines allergnädigsten Vahters gnädiste Ordre etc."

Darauf erlässt der König die nöthigen Ordres an Cramer, indem er ihm befiehlt, seinem Schwager zu sagen, er solle den „Kerl" doch auf irgend eine Weise an die Grenze locken lassen, „wo er in aller Stille und ohne sonderlichen Lärmen weggeholt werden könne." Ich bezweifle nicht, dass alles so geschehen ist, wie der König es befohlen hatte.†

Wie wir gesehen, schrieb Friedrich seine Briefe an

---

* Wir geben hier, statt des kurzen Auszuges im Original, den für Deutsche kulturgeschichtlich interessanten Briefwechsel in extenso. D. Ü.

† *Friedrich des Grossen Briefe an seinen Vater.* Berlin, 1838.

seinen Vater deutsch — in einem Deutsch freilich, das in Bezug auf Orthographie nicht um ein Haar korrekter war, als seine französische Korrespondenz mit anderen Leuten! Den Inhalt dieser Briefe bilden, zu einem grossen Theile, Versicherungen seiner Unterthänigkeit, das Uebrige besteht in Regiments-Rapporten, Notizen über die Arbeiter auf den Königlichen Domänen, oder auf den zu ersteren gehörigen bäuerlichen Wirthschaften, bisweilen auch in Vorschlägen zur Verbesserung des Wirthschaftsbetriebes, und ziemlich häufig in der unterthänigen Bitte, von ihm einen fetten, oder raren Bissen gnädigst annehmen zu wollen, den er der väterlichen Küche als Geschenk darbringt. Irgend einen Blick in das tägliche Leben des Schreibers gewähren die Briefe, aus sehr natürlichen Gründen nicht; nur einmal fallen sie in den erzählenden Ton, und zwar gelegentlich seines bereits erwähnten Besuches in Mirow, und der Erwiderung desselben — einer Erzählung, die uns Carlyle mit einer Fülle von Humor wiedergiebt.*

Die harte, ununterbrochene Arbeit, welcher Friedrich, unmittelbar nach seiner Befreiung in Cüstrin, genöthigt worden war, sich zu unterziehen, war nachgerade eine immer leichtere geworden. Es war von ihm verlangt worden, dass er, als aktives Mitglied der verschiedensten Behörden, mit allen Zweigen des Verwaltungsdienstes bis in die kleinsten Details hinein sich völlig vertraut mache; und, wie widerwärtig und ermüdend, ja mitunter wohl bis an die äusserste Grenze seiner Kräfte gehend, ihm die Bewältigung dieser Aufgabe auch erschienen war, er hatte sie bewältigt, und zwar in viel kürzerer Zeit, als der

* Die unfreiwillige Komik, welche der fürstliche Besucher entwickelte, und die z. Th. ziemlich derben Scherze, zu denen dieselbe herausforderte, waren, wie Friedrich wohl wusste, ganz im Geschmacke des Königs, und geeignet, ihn zu amüsiren. Man lese Carlyle's humoristische Schilderung. *History of Frederic the Great*, II. 609—17. D. Ü.

Vater vorausgesetzt.* Nun war der grössere und schwerere Theil dieser Arbeit von seinen Schultern genommen, immer aber verblieb ihm noch ein gewisser Kreis von Geschäften, namentlich solchen, welche die Verwaltung des ihm übertragenen Amts-Bezirkes mit sich brachte, und über deren Fortgang der König fortwährend auf dem Laufenden erhalten sein wollte. So hatte derselbe zum Beispiel aus-

* Es war ihm befohlen worden, sobald er nicht bei seinem Regimente sei, allen Sitzungen des *General-Direktoriums* (Ministeriums) beizuwohnen. „Jedoch müsset Ihr zur Zeit“ — so heisst es in der bez. Ordre des Königs — „noch nichts dezidiren, Euch aber von allen vorkommenden Sachen gründlich informiren und deshalb genaue Erkundigungen einziehen; wofern Ihr bei einer, oder der anderen Sache noch *dubia* habet, müsset Ihr die Akten selbst nachsehen und solche zu dem Ende in Eure Kammer holen lassen, hernachmals aber fleissig nachfragen und Euch die Sache, darüber ihr *dubia* habet, noch expliziren lassen, dass Ihr solche recht begreiffet und zu Eurer Nachricht behalten könnet. Wie Ich denn sowohl den dirigirenden Ministris, als übrigen Assessoribus Ordre gegeben habe, Euch von denen Sachen, deshalb Ihr informiret seyn wollet, allen nöthigen Unterricht zu geben, mit Anführung derer *raisons* . . . . . Auch was Ich vor Ursachen habe, dieses oder jenes zu thun; die Sachen aber, mit denen Ihr Euch hauptsächlich bekannt machen solltet, seind alle Accise- und Contributionssachen, Verpachtungs-Sachen von Aemtern und Zöllen, alle Brau-Sachen auf den Aembtern, Vorwerckern und Städten und bey denen Wasser-Wercken, auff was Art die Revenüen zu verbessern, ingleichen die Rechnungs-Abnahmen . . . . . Desgleichen habet Ihr zuweilen bey den Abnahmen derer *Provinzial-Domainen-Kassen* auch Saltz-Kassen u. s. w. . . . . mit gegenwärtig zu sein; ferner die Grentz- und Forstsachen, insonderheit wegen derer Landesgrentzen, und der Connexion mit benachbarten Puissancen, wegen des *Commerces*, Handel und Wandel, Manufaktur und worin der *nervus rerum gerendarum* eigentlich bestehet . . . . . Zum Zweiten wurde der Kronprinz ermahnt, „so Ihr *dubia* bey etwas habet, solche zu sagen“ . . . . . „Dass Euch Alles deutlich expliziret werden könne.“ Auch soll er sich des Königs *Marginalia* zeigen lassen, „damit Ihr Meine *resulotiones* sehet und daraus urtheilen lernet, was Ich approbire und accordire oder nicht“ . . . . . Besonders wird die ernsteste Beschäftigung mit dem Ackerbau anempfohlen, was der König damit motivirt, dass der Prinz erfahre, „wie viel Mühe es einem Bauern koste, soviel *Groschen* zusammen zu bringen, als zu einem *Thaler* gehören und damit einstens rathsam umzugehen . . . .“ (Stadelmann. p. 201, 198.)

drücklich befohlen, dass der Prinz, wo es sich um Aufstellung der Ertrags-Anschläge für die Verpachtung der Domänen handle, diese Arbeiten stets selbst anzufertigen habe, und sich dabei in keinem Falle auf die früheren Anschläge, oder etwa auf die Angaben der ortsangestellten Beamten verlassen dürfe. Für Friedrich, der eine grosse natürliche Begabung für rasches Erfassen des Wesentlichen besass, waren diese Arbeiten selbst Anfangs keine allzu schwere Bürde gewesen, inzwischen aber hatte er längst gelernt, sie gleichsam spielend zu bewältigen, so dass seine eigentlichen Lieblings-Beschäftigungen dadurch keine irgend merkbare Einbusse erlitten. Bald nachdem er von seinem Gute Besitz ergriffen, schreibt er: es würde, nachdem sein Vater die Gnade gehabt, ihm Rheinsberg zu schenken, sehr undankbar von ihm sein, wenn er ihm nicht die ersten Früchte von Allem zum Geschenk darbrächte, was er daselbst erzeuge. „Ich nehme mir deshalb die Freiheit, meinem aller Gnädigsten Vahter ein vet Kalb in allerunterthähnigkeit zu presentiren, und wünsche hertzlich, dass es ihm smecken möge.“ — Als Gegengeschenk schickt ihm der König dann einen halben Salm. Ein anderes Mal bedankt der Letztere sich bei „Fritz“ für das „grosse gemästete Kalb“ aus der Rheinsberger Zucht, „das sehr schön ausgefallen sei.“ Dabei vergisst er aber nie die Geschäfte. Er verlangt, dass auf das Strengste untersucht werden solle, „weshalb die Bauern des Dorfes Pechlin keinen Korn-Zehnten bezahlen,“ und als einmal in der Stadt Neu-Ruppin ein Feuer ausgebrochen war, befiehlt Seine Majestät dem Kronprinzen, ihm darüber zu berichten, „wer dabei sein Devoir nicht gethan habe, und ob an der Feuer-Ordre vielleicht noch verbessert werden könne.“ Als der Prinz den Vorschlag macht, in Strobeck eine Ziegelei zu bauen, wünscht der König erst zu wissen, ob sich dort auch ein hinreichender Absatz für die Ziegel werde finden lassen. In gleicher Weise billigt Seine Maje-

stät zwar auf des Prinzen Vorschlag das allmählige Abholzen der auf den Feldern der Lüderstädter Bauern noch vorhandenen Bäume, verfügt aber zugleich „Ihr müsset vorher zusehen, wie das Holtz beschaffen und wie es zu Nutze gemacht werden kann." Im Oktober 1738 schreibt der Prinz, sein Gnädigster Vater werde sich wundern, dass er jetzt in der Haide Holz schlagen lasse, „aber es hat mich mehr als eine Ursache dazu bewogen; erstlich wahr das Holtz alt, und wenn ich es nicht hätte schlagen lassen, so wehre es auf den stam verdorben; zum anderen brauche ich es zum stall und zu Werthschaftsgebäude, so ich auf ein Fohrwerck, bei Sonnenberg gelegen, machen lasse und überdem ist junckholtz genug, das so zu dicke ist und verdirbet, wohr es nicht gelüftet wird." Der König hat nichts dagegen einzuwenden und schreibt: „. . . . . Ihr habet recht daran gethan: weil dort Holtz überflüssig vorhanden ist."*

---

* Stadelmann. *Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landeskultur Preussens*, pp. 198, 200, 206 etc.

In Bezug auf die Förderung des Gartenbaues fand der König in Friedrich einen willigen Helfer. Allerdings theilte der Erstere keineswegs des Sohnes Liebe für die Blumenzucht, von der er, als einem unnützen Luxus, nichts wissen wollte; aber Vater und Sohn waren beide sehr eifrige Förderer der Obst- und Gemüse-Kultur. Was die Gemüse betraf, so war ihr Anbau in Brandenburg eigentlich noch eine ganz neue, erst durch die französischen Refugiés gleichzeitig mit anderen Industriezweigen eingeführte Kunst. Es klingt freilich heutzutage sonderbar, wenn man hört, dass im nördlichen Deutschland bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, ja — wie wir aus Klöden's „*Erinnerungen*" ersehen — in einigen, sehr weit nördlich gelegenen Gegenden, noch in viel späteren Zeiten, die gewöhnlichen grünen Gemüse eine grosse Seltenheit gewesen sind. Einige Sorten wurden im getrockneten Zustande vom Auslande bezogen, von frischen Gemüsen aber kannte man nur den Kohl, „die gemeine Kohlrübe und ein paar andere Wurzel-Arten". Anfangs hatten die französischen Ansiedler bei der Kultur der von ihnen neueingeführten Pflanzen mit allerlei Schwierigkeiten, namentlich mit dem Misstrauen, ja dem Widerstande der Einheimischen gegen alles Neue und Unbekannte, zu kämpfen; „so etwas könne in Brandenburg gar nicht gedeihen", sagten die Leute. Nun geschah es auch wohl, dass die Akklimatisirungs-Ver-

Das persönliche Verhältniss des Prinzen zu seinem Vater war und konnte kein recht natürliches und herzliches sein; König Friedrich Wilhelm trug selbst am meisten Schuld daran, dass es dazu niemals hatte kommen können, und die Art, wie er den Sohn behandelte, wenn sie bei einander waren, hatte sehr wesentlich dazu beigetragen, diesen in seiner Sehnsucht nach einem Wohnsitze zu bestärken, wo er zurückgezogen leben konnte, und allein sich selbst überlassen war. So kann man sich auch nicht wundern, dass der Prinz wenig, oder gar kein Verlangen nach den am Hofe veranstalteten Lustbarkeiten trug, wenn man weiss, wie viel bittere Tropfen ihm der Vater mit seinem unaufhörlichen Nörgeln und Schelten in den Becher der Freude mischte, Es mag ihm schwer genug geworden sein, alles das still zu ertragen, allein laut dagegen zu murren, verboten ihm sowohl seine Stellung, wie die traurigen Erfahrungen, welche er in seinen jungen Jahren hatte machen

---

suche zuerst misslangen und wiederholt werden mussten, und als sie dann wirklich gelangen, verhöhnte man „die Franzosen, die solches Zeug assen," und erfand, wie uns Erman und Reclam berichten, den Spitznamen „*Bohnen-Fresser*" („*mangeurs de haricots*"), als eine neue Variation für das, bei den Berliner Strassenjungen bis dahin sehr beliebte „*Paddenschlucker*" („*mangeurs de grenouilles*", von „*Padde*", dem plattmärkischen Worte für „Frosch", Schottisch„ puddock"), das sie den eingewanderten Hugenotten nachriefen. Auf den Unglauben folgte dann allmählig Neugierde, und als es dem Doktor Le Clos gelungen war, in seinem Garten draussen in Friedrichsfelde ein paar Artischocken zu ziehen, fährt Friedrich Wilhelm I. mit seinem ganzen Hofe hinaus, um sich dieselben anzusehen. Im Laufe der Zeitfingen auch die Einheimischen an, Artischocken, Spargel und Blumenkohl zu essen, und fanden, dass es etwas sehr Gutes sei. Friedrich Wilhelm, mit seinem Scharfblick für Alles, was geeignet schien, den Boden seines Landes ertragsfähiger zu machen, liess es sich nun mit grosser Energie angelegen sein, die Gemüse-Gärtnerei zu fördern. Bisher war er gewohnt gewesen, „Gott für jede Schüssel Hopfen-Salat zu danken," die auf seine Tafel kam, und uun war der neue Salat *à la Dahuron*, den die französischen Gärtner in Charlottenburg zogen, selbst für den einfachen Bürgersmann kein Luxus-Artikel mehr. (Erman & Reclam. IV. 294.)

müssen, und nur in den Briefen an die vertrautesten Freunde, besonders an Camas, macht er bisweilen seinem Unmuthe über die ungerechte Behandlung, die ihm zu Theil wird, Luft. Nicht ohne herzliches Mitgefühl liest man in einem (natürlich von Berlin aus) im Jahre 1739 an Camas gerichteten Briefe nachfolgenden Herzenserguss:

„ . . . . . Die Stimmung des Königs ist wieder eine völlig verbitterte, und sein Hass gegen mich tritt in so vielfältiger Form zu Tage, dass ich — wäre ich nicht der, der ich bin — längst um meine Entlassung gebeten hätte. Lieber will ich ja anderswo mir mein Brot erbetteln, als hier noch länger von dem Gram und Aerger leben, den ich täglich hinunterschlucken muss. Der Eifer (*acharnement*), mit dem der König bemüht ist, mich privatim und öffentlich herabzusetzen, ist nachgerade ein Ding geworden, was sich die Leute nicht mehr in die Ohren flüstern, nein, was sie einander laut auf den Gassen erzählen; alle Welt sieht es, alle Welt redet davon . . . . . Nun, einmal muss doch die Stunde meiner Abreise schlagen. Ich gestehe, dass ich, trotz alles stoïschen Gleichmuthes, den ich mir Mühe gebe zu behaupten, sehnlichst den Augenblick herbeiwünsche, der mich einem Orte entführt, wo ich nur noch eben geduldet bin — und auch dies nur mit Widerwillen seitens eines gewissen Jemand — wo man mich hasst, wo man mich am liebsten — doch, wozu die Gedanken Anderer zu errathen suchen; nicht unseres Amtes ist es, die Herzen zu prüfen! Lass uns vielmehr Mitleid üben, und auf Rechnung einer kranken Galle setzen, was vielleicht Andere mit etwas weniger Gewissenhaftigkeit, dem Herzen derer zur Last legen würden, die sie quälen und verfolgen. Lebendiger Glaube war nie meine starke Seite, allein die Sittenlehre des Christenthums wird stets die Richtschnur meines Lebens sein.“

Mit diesen letzten Worten berührt er das, was man „die Frage nach seinen religiösen Ueberzeugungen“ genannt hat. Etwa ein Jahr vorher, grade als er sich in Rheinsberg niederliess, hatte er wiederholt versucht, sich darüber Klarheit zu verschaffen, ob sich für die Lehre von der Offenbarung irgend welche Beweise erbringen liessen, und

in einer Korrespondenz mit Achard und Beau-Sorbre, zwei würdigen französischen Geistlichen in Berlin, einige hierauf bezügliche Punkte diskutirt, ohne indessen, wie es scheint, davon überzeugt worden zu sein, dass die von den genannten Geistlichen gepredigte Lehre absolut unanfechtbar sei. Ein Bruchstück des an Achard gerichteten Briefes, das ich hier folgen lasse, mag zeigen, wie sehr es ihm mit dem Wunsche nach Belehrung Ernst gewesen ist, zugleich aber auch, wie scharf das kritische Element in seiner Natur sich geltend machte.

(Rheinsberg, Juni 1736) ..... „Ich gestehe, dass Ihre Predigt eine Deduktion enthielt, der ich nicht ganz zu folgen vermag, und die, meine ich, eines Kommentars bedarf, um vollständig klar und verständlich zu sein. „Sie sprachen davon, ob man annehmen dürfe, dass es Fanatismus gewesen sei, was die Apostel bestimmt hat, so beharrlich die Mission zu erfüllen, mit der sie der Heiland betraut hatte, und Sie bedienten sich, wenn ich nicht irre, dabei folgenden Ausdruckes: „Wer da sagt, dass die Apostel Fanatiker waren, der ist selbst ein Fanatiker!" Im Gefühl der Autorität, die Ihnen die Kanzel verleiht, sprachen sie diesen, Satz mit grosser Kühnheit aus, und Ihre Heerde, die Ihnen auf's Wort glaubt, verlangte auch keine weiteren Gründe; allein, vom Katheder herunter gesprochen, würde der bewusste Satz nach meiner Ansicht keine richtige Schlussfolgerung darstellen. Sie bitten mich, Ihnen die Texte für zwei Predigten zu geben, die Sie zu meiner Erbauung ausarbeiten und in meiner Gegenwart halten wollen. Ich bin Ihnen dafür unendlich verbunden, und eifrig darauf bedacht, wie ich es stets bin, alle Dinge so zu nehmen, dass mir daraus Früchte der Belehrung erwachsen, möchte ich Sie bitten, zuerst über folgenden Text zu predigen: „Ces paroles nous ont été données de Dieu",* nichts weiter, und zum Ersten die Möglichkeit der Offenbarung, zum Zweiten die uns dafür gegebenen Zeichen, zum Dritten aber ihre Wahr-

* Ich weiss nicht, wo Seine Königliche Hoheit diese Variante der Stelle des zweiten Briefes an Timotheus, Cap. III. V. 16, gefunden hat. Das zweite Citat ist ziemlich korrekt nach der französischen Uebersetzung gegeben.

heit nachzuweisen. Sodann bitte ich Sie, über folgende Textesworte zu sprechen: „Das Kreuz Christi ist den Juden ein Aergerniss, den Griechen eine Thorheit", und uns darzulegen: erstens, die Nothwendigkeit seiner Sendung, zweitens, die Wahrhaftigkeit der Prophezeiungen, welche dieselben verkündeten, und drittens — wenn ich so sagen darf — die Gründe, weshalb Gottes Rathschluss grade diesen und keinen anderen Weg zu unserer Erlösung gewählt hat; dann mögen Sie noch für ihre Heerde die Anwendungen auf die Pflichten hinzufügen, welche sich aus dem Glauben an Christus ergeben. Ich gestehe, dass ich mir grosse Erbauung von der Mühe verspreche, die Sie sich um meinetwillen geben wollen, denn ich habe das Unglück, sehr schwach im Glauben zu sein, und bedarf es, dass ich darin bisweilen durch gute Gründe und wohl fundirte Argumente bestärkt werde."*

Von dem, was die nach ihm folgende Generation Natur nannte, und ihre Nachkommen so nennen lehrte, wusste Friedrich freilich nichts. Er liebte sein Leben lang leidenschaftlich die Blumen, und hatte seine unbefangene Freude am Grün der Bäume, frischer Luft und warmen Sonnenschein. Allein im Anblicke und Genusse all dieser harmlosen und heiteren Schönheit, konnte er noch nicht ahnen, welch' geheimnissvolle Offenbarung der wiedererwachenden Phantasie seiner Landsleute aus ihr zu Theil werden sollte; eine Offenbarung, die schwankend und nebelhaft aufdämmert, dann immer heller und heller aufflackert, und endlich dem geistigen Zuge der ganzen nächsten Zeit-Periode Richtung und Gestalt verleiht.

Nicht das also war es, worüber er sann und grübelte auf seinen einsamen Spaziergängen durch Garten und Wald, oder auf seinen Ritten nach und von der Garnison. Einem anderen Geheimniss, dem uralten, unerbittlich dunkelen vom Menschen, zu welchem das der Natur erst hinzugetreten ist, wie eine heitere, sonnige Antithese, galt all' sein

---

* *Oeuvres, etc.* XVI, 116, 117.

Sinnen; das Dunkel zu durchdringen, in welches es sich hüllt, war sein inbrünstiges Begehren, kämpfte er vergeblichen Kampf mit den Zweifeln, welche seine kritische Natur stets von Neuem erwachsen liess. Ein tief gesättigtes Gefühl der unendlichen Nichtigkeit des Menschen und seiner Ziele, war, wie wir wissen, das Endergebniss all' seines Sinnens, und bildete fortan das Fundament seiner ethischen Ueberzeugungen; ein Gefühl, das sich bei trüberer Stimmung bisweilen in dem traurigen Refrain Luft machte: „C'est peu de chose que l'homme!" So in der Ode an Maupertuis:

O Maupertuis, cher Maupertuis,
Que notre vie est peu de chose!
Cette fleur, qui brille aujourd'hui,
Demain se fane à peine éclose, etc.

In den Briefen an seine Lieblings-Schwester kehrt dieser Refrain immer und immer wieder. Im März 1747 schreibt er:

„Glaube mir, die Gesundheit ist das köstlichste Gut, das wir in dieser Welt besitzen. Es liegt ein unendlicher Abstand zwischen dem kranken und gesunden Menschen, dsa habe ich an mir selbst auf das Schmerzlichste erfahren. Man denkt schwach, man arbeitet schlecht, und alles das noch in viel höherem Grade, sobald auch nur der kleinste Theil unserer inneren Maschine in Unordnung geräth, „irgend ein kleines Ventil" (soupape) den Dienst versagt. In der That „*nous sommes bien peu de chose*;" unser Leben hängt an einem Haare; und doch, wenn man uns hört, sollte man meinen, die Natur hätte uns mit Körpern von Erz versehen. Wir leisten eben, was wir leisten können, mit diesem unseren gebrechlichen Mechanismus, und während unsere Phantasie über die Erde hineilt, und raschen Fluges der fernsten Zukunft zustrebt, ja ganze Jahrhunderte umfasst, schleppt sich der Körper mühsam seinem Ziele — der Auflösung zu."

Und im Herbste desselben Jahres:

„Ich traure um den armen Du Châtelet und fürchte, dass es mit General Borcke denselben Weg geht. „*C'est peu de chose que l'homme.*" Ich begreife nicht, dass seine Eitelkeit

ihn immer wieder darüber täuschen und noch weniger, wie er sich auf seine Existenz so viel einbilden kann, und worauf er denn eigentlich seine chimärischen Ansprüche an ein jenseitiges Fortleben gründet ..... Ein Augenblick des Genusses, ein Hauch des Vergnügens vermag, wie mit einem Schwamme, in uns die Erinnerung an erlittenes Uebel wegzuwischen. Wir sind eben nur, was es dem Schöpfer der Natur gefallen hat, aus uns zu machen."

Hier scheint er allen Ernstes zu glauben, dass die Nichtigkeit einzelner Theile nothwendigerweise auch zu der des Ganzen führen muss; und, im Einklange mit den Menschen seiner Zeit und mit vielen aus anderen Jahrhunderten, vermag er in dem, was er „Eitelkeit", „Phantasterei" und „chimärische Prätensionen" nennt, nichts Anderes zu erblicken, als Elemente unserer Menschen-Natur, die noch unendlich armseliger seien, als jenes „kleine Ventil"; auch nicht entfernt kommt ihm der Gedanke, dass grade jene Schwäche und Gebrechlichkeit unserer Menschennatur, wenn auch nur schüchterne und stammelnde, so doch unvergängliche Zeugen sind für die Realität der Beziehungen zwischen dem Menschen und — dem Ungekannten.*

* Für uns, vor denen die Geschichte jener Zeit wie ein offenes Buch daliegt, und die wir das Ende des Anfanges kennen, ist es vergleichsweise leicht, die Periode der vier Rheinsberger Jahre in einem idealen Lichte zu sehen. Aber auch auf einige der zeitgenössischen Beobachter scheint dieselbe diesen Eindruck gemacht, und auf ihre Phantasie fruchtbringend gewirkt zu haben. So schrieb — um nur Einen anzuführen — Formey ein Gedicht, betitelt: „La République de Platon" und publizirte dasselbe in dem von ihm herausgegebenen, litterarischen Journal, *Mercure et Minerve*. Er empfing dafür ein sehr schmeichelhaftes Schreiben Jordan's, der damals in Rheinsberg war, mit zahlreichen artigen Komplimenten seitens des Kronprinzen. (*Souvenirs d'un Citoyen, tome I., p. 106.*) — Wahrscheinlich ist Jordan's Brief in Formeys Correspondenz, die aus 20,000 handschriftlichen Briefen besteht, und in der Berliner Bibliothek liegt, noch vorhanden. Ein anderer, der mit ihm von Rheinsberg korrespondirte, war Des Champs.

Capitel VIII.

Die Flöte.

Friedrich geht nicht auf die Jagd — Heyne giebt ihm Unterricht im Gesange, und Quantz im Flötenspiel — Graun, Benda und die Hofkapelle des Prinzen — König Friedrich Wilhelm und Pepusch — *Porco primo und Porco secondo — Flauto solo.*

Friedrich war kein Jäger. Schon in seinen Jünglingsjahren soll er, wenn der Vater ihn mit auf die Jagd nahm, er mochte nun wollen oder nicht, stets die Flöte zu sich gesteckt haben, um bei günstiger Gelegenheit mit ein paar vertrauten Freunden sich bei Seite zu machen, und fern von der Jagdgesellschaft an irgend einem einsamen Plätzchen, nach Herzenslust zu blasen, dass rings der Wald davon widerhallte. Dann stürmte und raste der Vater in ehrlichem Zorne ob solch' unmännlichen Treibens, ohne doch sicher zu sein, dass er damit demselben ein Ende mache. Im Grunde wusste er wohl gut, dass seine Mahnungen in diesem, wie in gewichtigeren Dingen, nicht allzutief gegangen waren, denn, als er sich seinem Ende nahe fühlte, gab er seine besten Rüden an den Fürsten Leopold von Dessau, „da sein Sohn doch keine Hunde gebrauchen könne." Indessen hat Friedrich, obwohl er selbst nicht auf die Jagd ging, doch Andere nie daran gehindert, es zu thun. Die Jagd um Rheinsberg

herum war gut, und viele von den Gästen daselbst, ja auch einige Herren vom Hofe, machten sich dieselbe zu Nutze.*

Bis zu einem gewissen Grade hatte sich übrigens Friedrich Wilhelm die Neigung seines Sohnes für das Musikmachen selbst zuzuschreiben. Schon als der Prinz noch ein Knabe war, hatte der König ihn dem Dom-Organisten Heyne† übergeben, damit dieser ihn die„Marot'schen Choräle" singen lehre. Heyne aber, der sein Lehramt gewissenhaft auffasste, hatte mit seinem Schüler, neben der Praxis im Choralsingen, auch noch einen regelmässigen Cursus im Generalbass durchgenommen; so war dem Prinzen frühzeitig eine gute und gründliche Schulung zu Theil geworden.*† Die bekannten Lektionen im Flötenspiel fanden im Jahre 1728 statt. Der König hatte in demselben Jahre seinen ältesten Sohn mit nach Dresden genommen, als er dem König von Polen seinen Besuch abstattete. Dort sah und

---

* Das mangelnde Interesse für waidmännischen Sport scheint bei den Söhnen Friedrich Wilhelm's eher Regel, als Ausnahme gewesen zu sein. Viele Jahre später erwähnt Friedrich einmal, dass Ferdinand, der jüngste seiner Brüder, „für die ganze Familie auf die Jagd gehe."

† Heyne (dessen Name sich auch „Hayne" und „Hein" geschrieben findet) hatte in seiner Jugend in des alten Königs Friedrich Kapelle Violine gespielt. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's, zugleich mit den übrigen Kapell-Mitgliedern, von diesem entlassen, war er später bei der *Dom-Gemeinde* als Cantor und Organist angestellt worden. In dieser Stellung hatte er, nicht allein aus seinen Domschülern, sondern auch aus anderen musikalisch begabten Personen einen Kreis um sich gesammelt, dem er Unterricht im mehrstimmigen Gesang ertheilte. Eines Tages ritt König Friedrich Wilhelm grade an dem Schulhause (in der *Brüderstrasse*) vorüber, als die Gesangübung stattfand, die einen so mächtigen Eindruck auf ihn machte, dass er den Organisten mit dem Unterricht des Kronprinzen im geistlichen Gesange betraute. (Ledebur. *Tonkünstler-Lexikon Berlins*, 228). Ledebur bemerkt, dass diese Gesangsklasse Heyne's als der erste Gesangverein in Berlin angesehen werden kann; gewissermassen der Keim für viele andere, die ihm später folgen sollten.

*† Nicolai. *Anekdoten von König Friedrich II.* Drittes Heft. S. 252. Auch Preuss in der *Vossischen Zeitung* vom Januar und Februar 1862.

hörte der junge Prinz zum ersten Male in seinem Leben eine Oper. Als der König von Polen nun im Mai desselben Jahres den Besuch erwiderte, brachte er in seinem Gefolge einige seiner Kammermusiker* mit sich, deren Leistungen am Preussischen Hofe grosse Bewunderung erregten. Damals, oder vielleicht einige Wochen später, war es, als Quantz vor der Königin von Preussen spielte, und ihr, sowie dem Kronprinzen, damit ein solches Vergnügen bereitete, dass er auf

---

* In seinem Gefolge befand sich Locattelli, der Violinist, dem sehr daran gelegen war, sich vor dem Berliner Hofe hören zu lassen. Nachdem es entschieden war, dass er spielen sollte, erhob sich eine Schwierigkeit in Bezug auf die Beschaffung eines Orchesters, welches im Stande war, die Begleitung zu übernehmen. Nun gab es aber überhaupt kein Orchester in Berlin, wenigstens kein anderes, als das Hautboisten-Corps, von dem weiter unten die Rede ist; mit Hilfe dieser Oboen, so wird uns berichtet, that nun der Künstler sein Möglichstes. Er trug dabei ein blaues Sammtkleid mit Silberstickerei, viel zu schön für einen *Fiedler;* „Nun seht mal den Kerl an, sieht er nicht ganz aus wie ein *Kriegsrath?*“ sagte der König, schickte ihm aber am anderen Tage ein Geschenk von zwanzig Thalern. Locatelli gab mit demonstrativem Stolze die zwanzig Thaler dem Boten, darüber wurde nun Friedrich Wilhelm sehr zornig, namentlich aber wurmte es ihn, dass ein *Fiedler* sich ein solches Geschenk erlaubte. Am nächsten Abende indessen, nachdem er zuvor König Augusts Rath eingeholt hatte, schenkte er ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose. Es scheint nicht, dass auch Quantz in König Augusts Gefolge gewesen ist (obwohl einige Schriftsteller herausgefunden haben wollen, dass dies der Fall war, unter Anderem auch Quantz's Namensvetter und letzter Biograph, Albert Quantz, in seinem kleinen Buche: „*Leben und Werke des Flötisten Johann Joachim Quantz*“). Einige Wochen nach seiner Rückkehr, im Juli desselben Jahres, sandte der König von Polen vier seiner Kammermusiker, nehmlich Quantz, Weiss, Pisendel und Buffardin nach Berlin, um vor der Königin (der König war grade abwesend auf einer Reise in Ostpreussen) zu spielen. Zweifellos geschah dies in Erfüllung eines galanten Versprechens, das König August der Königin bei seinem Besuche gegeben, in dessen Verlanf er Gelegenheit gehabt hatte, mit Bedauern zu bemerken, dass sie jedes musikalischen Genusses entbehrte. (In Bezug hierauf s. Preuss, in der *Vossischen Zeitung* vom 12. Januar 1862). Die Markgräfin von Bayreuth sagt ebenfalls: „Der König von Polen sandte der Königin seine geschicktesten Virtuosen etc.“ (*Mémoires*, tome I. p. 131.)

die inständige Bitte des Letzteren, und unter Connivenz Ihrer Majestät, als Lehrer des Prinzen engagirt wurde. Unmittelbar darauf fingen die Lehrstunden an, und Quantz, so wird uns erzählt, kam zu wiederholten Malen auf mehrere Wochen nach Berlin, um sich Seiner Königlichen Hoheit ganz zur Verfügung zu stellen. Es erscheint einigermassen wunderbar, dass dies und manches Andere vor sich gehen konnte ohne Wissen und gegen den Willen des Königs; noch dazu unter den Augen derer, welche er mit Beobachtung und Berichterstattung beauftragt hatte. Eine dieser Unterrichtsstunden wurde bekanntlich in sehr unsanfter Weise durch den König unterbrochen; die seidenen Schlafröcke wurden in's Feuer geworfen, und Quantz steckte, zitternd vor Schreck, eine Stunde lang in der Holzkammer — oder war es das Kaminloch?* — Er hatte Grund zu zittern!

Friedrich's Gefangenschaft machte alledem ein Ende; sobald er aber wieder sein eigener Herr geworden war, wurden die Lektionen wieder aufgenommen. In Rheinsberg erschien Quantz, wie uns berichtet wird, zweimal im Jahre. Friedrich würde sich seine Dienste gern für das ganze Jahr gesichert haben, aber da das Gehalt, das er ihm zu bieten vermochte, wahrscheinlich gering war, — die Königin soll dazu achthundert Thaler haben hergeben wollen — so wollte es Quantz damals „durchaus" nicht gelingen, „Erlaubniss" zum Austritt aus dem sächsischen Hofdienste zu erhalten.

Die Aermlichkeit, welche unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. in Bezug auf alle feineren Genüsse und Vergnügungen am preussischen Hofe und in der Landeshauptstadt herrschte, lässt sich kaum übertreiben, ja, es ist schwer, sich überhaupt ein Bild davon zu machen. Um nur von der Musik zu sprechen, so gab es ausser der Kirche

---

* *Nicolai VI., 145—9.*

und auf der Parade, überhaupt keine Musik. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dass von einer Oper, oder irgend einer anderen Art öffentlicher musikalischer Unterhaltung, gar keine Rede war. Nur die Königin soll ihre eigene, kleine Kapelle gehabt haben. In sehr seltenen Fällen verirrte sich einmal ein fremder Sänger auf seiner Tour nach Berlin, liess sich ein oder zwei Mal hören, und ging dann, da ihn Niemand zu längerem Bleiben ermuthigte, (die Königin hätte es gern gethan, hatte aber nicht die Macht dazu) nach irgend einer anderen Stadt. Beim Tode Königs Friedrich I. war die königliche Kapelle, d. h. die eigentliche Hofmusik, welche beim Diner etc. zu spielen pflegte, sofort entlassen und abgelohnt worden, sodass ihre Mitglieder sich in aller Herren Länder zerstreuen mussten, um eine Anstellung zu suchen, und in einzelnen Fällen genöthigt waren, in der Heimath als Tagelöhner für ihr tägliches Brot zu arbeiten. Die einzige Ausnahme hatte man mit einem hochgewachsenen Burschen gemacht, Namens Pepusch, der lang genug war, um in das Regiment der Potsdamer Riesengarde gesteckt zu werden, und dort die Hautboisten zu dirigiren. In ähnlicher Weise wurde mit den vierundfünfzig Hoftrompetern und Paukern verfahren, die man, nachdem sie zum letzten Male bei des alten Königs Leichenbegängniss Dienst gethan, ohne alle Umstände, oder ohne sie auch nur darum zu fragen, als gewöhnliche Soldaten in die verschiedenen Kavallerie-Regimenter vertheilte.

Dieser Stand der Dinge war nun gar nicht nach dem Sinne des Kronprinzen; aber vergebens flehte er, namentlich seit der Dresdener Reise, den Vater an, in Berlin Opern aufführen zu lassen. Der König sagte peremptorisch „Nein"! So musste denn das Flöteblasen heimlich weiter betrieben werden, bis er in seinem eigenen Hause, mit dem Bischen Freiheit, das ihm die Verheirathung brachte, und wie es für diesen Fall ganz besonders aus-

bedungen worden war, sich seiner Lieblings-Neigung hingeben durfte, soweit es ihm seine Mittel erlaubten. Schon in Ruppin hatte er Musiker in seinen Diensten, und dann später in Rheinsberg eine ziemlich vollständige Kapelle. Hennert nennt uns die Namen von fünfzehn Mitgliedern derselben, sowie die Instrumente, welche sie spielten, darunter sieben Violinen, mit Einschluss der Gebrüder Graun und Benda. Um dieselbe auf die Höhe eines Conzert-Orchesters zu bringen, wurde sie bei gewissen Gelegenheiten aus den Reihen der Dienerschaft verstärkt. Schneider erwähnt, dass sich in den Hofhaltungs-Rechnungen (die noch jetzt zugänglich sind) „sechs Lakaien für musikalische Aufführungen" angeführt finden. Uns, mit unseren modernen Vorstellungen, drängt sich dabei unwillkührlich die Frage auf: Haben wir es hier mit Musikern in der Verkleidung von Lakaien zu thun, oder mit Lakaien, die gelernte Geigenspieler waren? Zu jener Zeit würde schwerlich Jemand eine solche Frage aufgeworfen haben. Ohne Zweifel sind die Sechse ungefähr das gewesen, als was sie in den Rechnungs-Büchern figuriren, — d. h. man hatte sie gemiethet, um die Geige zu spielen, und, wenn hiefür kein Bedürfniss vorhanden war, sich im Hause anderweitig nützlich zu machen. Zu jener Zeit pflegten alle Musiker, welche im Dienste deutscher Fürsten standen, Livrée zu tragen. Es existirt noch ein Bild, das ein Mitglied der oben erwähnten Kapelle Friedrich's, des ersten Königs, in der Livrée darstellt, in welcher sie beim Diner spielen musste.* Es ist das dieselbe Zeitperiode, in welcher Herzog Wilhelm Ernst von Weimar sich von sechzehn gut geschulten Musikern in Heiducken-Livrée aufspielen zu lassen pflegte, zu denen, wie man glaubt, auch Sebastian Bach gehört hat.† Man braucht übrigens deshalb nicht anzunehmen, dass alle diese abwechselnd geigten, und bei Tafel aufwarteten; in-

* Schneider, *Geschichte der Oper.* S. 43.

† Spitta. *Johann Sebastian Bach.* I. 377.

dessen, wenn die Mittel einmal knapp waren, und man Mühe hatte, Ausgaben und Einnahmen in Einklang zu bringen, verstand es sich von selbst, dass man alle Hofbedienten, je nach ihren Fähigkeiten, für die verschiedensten Dienstleistungen nutzbar machte. Noch einige fünfzig Jahre später und an demselben Orte gab Prinz Heinrich, der sich nicht nur ein Orchester, sondern auch ein Theater und eine Opern-Gesellschaft hielt, und dessen Mittel in starkem Missverhältniss zu seinen kostspieligen Neigungen standen, die Ordre, dass beim Miethen der Domestiken für seine Hofhaltung auf etwas Fertigkeit im Singen, oder im Spielen eines Instrumentes gesehen werden sollte. Die unter solchen Bedingungen gemietheten Leute wurden dann, falls sie hinreichende Anlage oder Fertigkeit zeigten, weiter ausgebildet, um später einen Platz im Orchester, oder im Sängerchor einzunehmen.

Man darf nicht vergessen, dass Friedrich auch noch die Kapelle seines Regiments zu seiner Disposition hatte, und nur nach Ruppin zu senden brauchte, wenn es einmal eine Aufführung im grossen Maassstabe galt. Schneider glaubt, dass die oben angegebene Zahl von „sechs" Lakaien bei weitem unter der wirklichen gegriffen ist, und nur in die Bücher eingetragen wurde, um dem König Sand in die Augen zu streuen, der ab und zu einmal die Rechnungen durchsah, und seine Zustimmung sicher versagt haben würde, wären die Ausgaben „für musikalische Unterhaltungen" noch „schrecklicher" gewesen. Seiner Majestät Grundsätze in diesen Dingen waren sehr einfach. Er gab willig Geld her für Musik (oder irgend etwas Anderes), sobald damit irgend ein nützlicher Zweck verbunden war, aber nicht einen Heller für blosses Vergnügen. So legte er bedeutende Summen an zur Herstellung von Glockenspielen für die Kirchen in Berlin und Potsdam, und errichtete sogar eine Musik-Akademie in Potsdam (!), d. h. eine Ausbildungs-Anstalt für Regiments-

Hautboisten, welche mit dem Militär-Waisenhaus verbunden wurde. Es war dies der am wenigsten kostspielige Weg, um die Armee mit Regimentsmusiken zu versorgen. Zuerst wurde Pepusch mit der Leitung derselben beauftragt, später indess, als der König davon gehört hatte, dass einer seiner Unterthanen, Namens Sydow, nach London gegangen sei, um dort englische und schottische Musik zu studiren, und Fortschritte in diesem Zweige der Kunst gemacht habe, schrieb Seine Majestät an seinen Gesandten Borcke in London, er solle über den Sydow Erkundigungen einziehen. Die Antwort des Gesandten finden wir in der *„Neuen Berliner Musikzeitung"* vom Jahre 1861, Seite 403 abgedruckt. Er meldet, dass er Sydow gesehen, und mit ihm „wegen seiner Opern und Musik in dem schottländischen Gusto gesprochen habe; er lasse davon einige piecen abschreiben, und werde dieselben, sobald sie fertig seien, Seiner Majestät via Hamburg (wahrscheinlich weil diese, als lange Seeroute, für Packete die billigste war) übersenden." Dann fügt er hinzu: „Sydow's Musik wird allhier (in London) nicht sowohl in gantzen Opern, sondern eigentlich in den englischen Schauspielen, oder stummen Comoedien, welche man Pantomimen nennt, gebrauchet und sehr estimiret . . . ." Der Bericht, und, wie es scheint, auch die übersandten Proben, fanden gnädige Aufnahme, denn im Laufe der Zeit wurde Sydow veranlasst, nach Potsdam zu kommen, um die Waisenknaben nach „Schottländischem Gusto" zu unterrichten.

Wenn das Nothwendige abgethan war, und es sich fand, dass sich dabei noch irgend ein Amüsement gewissermaassen von selbst ergab, oder ohne besondere Kosten mit in den Kauf genommen werden konnte, war Friedrich Wilhelm ganz der Mann, sich das zu Nutze zu machen. So liess er oft an langen Herbst- und Winterabenden das Musikkorps seiner Potsdamer Riesengarde in's Schloss

kommen, um ihm unter Leitung des Regiments-Kapellmeisters, Gottfried Pepusch, etwas vorzuspielen. Der König pflegte dabei ganz allein an einem Ende des Saales zu sitzen, während Pepusch und seine Hautboisten mit den nöthigen Pulten und Lichtern an dem andern Ende standen, und nach besten Kräften bliesen. Gewöhnlich waren es ausgewählte Stücke Haendel'scher Opern, die zum Vortrag kamen. Bisweilen schlief der König (namentlich wenn er stark zu Mittag gegessen und getrunken hatte) über der Musik ein, und dann pflegten die Musiker, um es sich leichter zu machen, und schneller fertig zu werden, wohl eine, oder mehrere Arien zn überschlagen. Allein — so wird ausdücklich berichtet — Seiner Majestät „war durchaus nicht zu trauen", wenn er nicht fest schlief, weckte ihn die Auslassung auf, und er rief ihnen mit lauter Stimme zu: „Ihr lasst ja was aus", oder wohl auch: „Da fehlt ja die Arie . . .!" — und sang ihnen die ersten Takte des Thema vor; dann mussten sie das Versäumte nachholen. War er aber recht fest eingeschlafen, und es dünkte ihn beim Erwachen, das Konzert habe nicht lange genug gedauert, so liess er sie bisweilen wieder von vorn anfangen, und das ganze Programm noch einmal durchspielen.*

Wenn Friedrich Wilhelm bei diesen Blasinstrument-Konzerten den Namen der zu spielenden Stücke nicht selbst bezeichnete, so hing die Wahl derselben von Pepusch ab, welcher alsdann auch wohl von seinen eigenen Compositionen etwas zum Besten gab. Einst hatte ihm eine Geschichte, die in der „Tabaks-Gesellschaft" des Königs erzählt worden war, das Motiv geliefert zur Composition eines Stückes für sechs Fagots, in welchem ebensoviel Schweine — die Stimmen waren mit Porco Primo, Porco Secondo etc. über-

* Nicolai, II. 152. Das Nachfolgende ist demselben Autor entnommen; seine Anekdoten sind stets glaubwürdig.

schrieben — nach den Regeln des strengsten Generalbasses quiekten und grunzten, und er dasselbe in Gegenwart des Königs aufgeführt. Der König hielt sich den Bauch vor Lachen, und liess sich das Stück Abend für Abend vorspielen. Diese Wiederholungen waren noch im Gange, als der Kronprinz zum Frühjahrs-Exerzieren nach Potsdam kam. Nun fügte es sich, dass er Pepusch eines Morgens über den Paradeplatz gehen sah, da liess er ihn zu sich rufen, und sagte ihm, er habe so viel von seinem neuen sechsstimmigen Musikstücke gehört, und ersuche den Herrn Kapellmeister, es doch diesen Nachmittag bei ihm aufzuführen. Pepusch, der des Prinzen Zunge fürchtete, und wusste, dass die Potsdamer Fagots und ihr Dirigent in der Koterie desselben häufig durchgehechelt wurden — grade so, wie man umgekehrt, nur mit etwas weniger Witz, in der Tabaks-Gesellschaft die Rheinsberger Flöten-Konzerte herunterriss — gefiel der Auftrag durchaus nicht, und er versuchte daher, ihm auszuweichen, indem er Seiner Königlichen Hoheit versicherte, es wäre nur eine Kleinigkeit, und nicht würdig, von Ihm gehört zu werden etc., das half ihm aber nichts. Der Hohe Herr blieb bei seinem Verlangen, wiederholte es in einer Weise, die keine Weigerung gestattete, und ging nach Hause, um seinen Hofstaat und noch ein Paar Freunde zu der Aufführung des Sextettes zu befehlen.

Am Nachmittag war beim Kronprinzen eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; sechs Musikpulte waren aufgestellt, und zur festgesetzten Stunde erschien Pepusch, gefolgt von sieben Hautboisten. Er legte die ausgeschriebenen Stimmen für sechs Instrumente auf die Pulte und blickte dann, ein siebentes Notenblatt in der Hand haltend, wie verlegen, im Saale umher. Der Kornprinz ging auf ihn zu, und fragte: „Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?" „Es fehlt noch ein Pult", erwiderte Pepusch. „Ich dachte, es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik?" „Ganz recht, Euer

Königliche Hoheit" versetzte der Componist; „aber es ist da noch ein kleines Ferkelchen gekommen: — Flauto solo!"

Friedrich hat viele Jahre nachher die Geschichte selbst an Quantz erzählt, und hinzugefügt: „Der alte Kerl hatte mich schliesslich doch angeführt, und ich musste noch Jemand zu ihm schicken, der ihm gute Worte gab, sonst hätte er am Ende das Ferkelchen auch noch vor meinem Vater produzirt."*

Wenn Friedrich Wilhelm nach Rheinsberg kam, so hatte er nichts dagegen, dass ihm die Kapelle des Abends etwas vorspielte, nur durfte es keine Composition Telemann's sein. Dieser, einer der fruchtbarsten Componisten seiner Zeit, hatte nämlich, wie der König zufällig erfahren, auch einen Text in Musik gesetzt, den Erdmann Neumeister gedichtet, einer der produktivsten Choral-Dichter jener Tage, zugleich aber auch ein sehr heftiger und unerschrockener Kämpfer für die Sache des Lutheranismus, der unermüdlich, sowohl gegen Calvinismus wie Crypto-Calvinismus, schrieb und predigte.

Ueber Friedrich's kleine Conzerte und die Personen, welche daran Theil genommen haben, ist wenig zu berich-

---

* Gottfried Pepusch war ein Verwandter (ob ein Bruder oder nicht, ist nicht ganz sicher) unseres englischen Dr. Johann Christian Pepusch, der sich seiner Zeit einen so bedeutenden Namen durch seine musikalische Gelehrsamkeit und die „Bettler-Oper', gemacht hat. Im Jahre 1704 besuchte Gottfried Pepusch, der damals noch in Diensten Friedrich's I. stand, England, und gab in London ein Conzert unter Mitwirkung von sieben jungen Musikern, die er mit herüber gebracht hatte. (Burney, *History of Musik*, IV., 633.) Nicht dieselben, — wie ich wohl nicht zu sagen brauche — welche dreissig Jahre später dem Prinzen Friedrich mit dem „Ferkelchen" aufwarteten. In den glorreichen Tagen König Friedrich's I., als ihm noch Urlaub zu Kunstreisen und die Erlaubniss zu Theil wurde, im Auslande Conzerte zu geben, hatte Gottfried es sich wohl nie träumen lassen, dass er noch am Abende seines Lebens unter die Potsdamer Riesen gesteckt werden würde. Bei der Thronbesteigung Friedrich des Grossen ist er wahrscheinlich pensionirt worden. Er starb 1750 in hohem Alter (Ledebur: *Tonkünstler-Lexikon*, S. 413.)

ten; Quantz und Frank Benda haben zwar beide, von ihrer eigenen Hand geschriebene Biographien hinterlassen — recht unterhaltende Darstellungen ihrer Jugend-Erlebnisse — allein über Rheinsberg sagen sie kaum ein Wort, was freilich nicht gut anders sein konnte, da sie noch zu Friedrich's Lebzeiten und für die Oeffentlichkeit schrieben. Das ausgezeichnetste Mitglied des Orchesters war der jüngere Graun. In Hennert's Verzeichniss figurirt er als erste Violine, und ohne Zweifel hat er sie auch gespielt, aber seine eigentliche Aufgabe in Rheinsberg war doch die, Tenor zu singen. Er hatte, nachdem er in Dresden seine musikalische Ausbildung erhalten, 1733 in Braunschweig als erster Tenor Engagement erhalten, und bei Gelegenheit der Hochzeit des Kronprinzen von Preussen, in seiner eigenen Oper „Timareta" und in Haendel's „Parthenope" so vorzüglich gesungen, dass Letzterer sich ihn vom Herzoge erbat. So kam er 1835 nach Neu-Ruppin, um sofort Frank Benda abzulösen, der bis dahin, mit seinem damals immer noch ganz leidlichen Tenor, — wie er uns selbst mittheilt — allabendlich mehrere Arien hatte singen müssen. Von nun ab sang Graun die Arien, und componirte deren eine ganze Anzahl. Während seines Aufenthaltes in Rheinsberg hat er gegen fünfzig Kammerkantaten geschrieben, von denen jede gewöhnlich aus zwei Recitativen mit Begleitung und zwei Arien bestand. Für die meisten von diesen verfasste der Kronprinz den Text in französischer Sprache, und liess ihn dann in's Italienische übersetzen; nebenbei studirte er unter Graun's Leitung fleissig die Grundsätze musikalischer Composition.

In jenen Tagen pflegte Friedrich auch mit Graun und Knobelsdorff das Projekt einer grossen Oper zu besprechen, welche er dereinst in Berlin einzurichten gedachte, und dafür Pläne zu entwerfen; und als nun die Zeit gekommen war, Friedrich den Thron bestiegen hatte, und die Oper in's Leben treten sollte, wurde Graun nach Italien geschickt,

um sich nach Sängern umzusehen. Im Verlaufe seiner Reise trat er vielfach selbst als Sänger auf, und erntete in den grösseren Städten Italiens reichen Beifall. Nach seiner Rückkehr hat er dann, bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges, regelmässig zwei Opern jährlich komponirt. Dem Werthe derselben hat es sehr geschadet, und ihm das Vergnügen, welches er beim Schaffen derselben empfand, verdorben, dass der König beschlossen hatte, auf dem Gebiete musikalischer Composition ebenso zu herrschen, wie in allen anderen Dingen. Der grosse Eroberer hatte sich daran gewöhnt, seinen alten Lehrer lediglich als ein Werkzeug zur Ausführung seiner Ideen anzusehen; er gab hier Fingerzeige, dort Direktive, befahl, tadelte, modificirte, änderte und radirte so lange an dem Werke, bis nichts mehr übrig blieb als ein fortwährendes Einerlei, das natürlicher Weise jeder Originalität und Frische der Erfindung entbehren musste. — Graun's beste Werke sind das „Tedeum für die Schlacht bei Prag" vom Jahre 1756 und der „Tod Jesu" aus dem Jahre 1755, beides Arbeiten, bei denen er ganz sich selbst überlassen gewesen war. Das zuletzt erwähnte Werk ist in Berlin völlig heimisch geworden, und wird dort noch jetzt regelmässig alle Jahre in der Passionswoche vor einem dichtgedrängten Auditorium aufgeführt. Graun starb im Jahre 1759.

Quantz, der früher nicht hatte kommen wollen, kam nun, nach Friedrich's Thronbesteigung, mit tausend Freuden; einer solchen Versuchung war nicht zu widerstehen. Man hatte ihm ein für damalige Zeiten immenses Gehalt, ausserdem aber ein glänzendes Honorar für jede Composition und jede neue Flöte, angeboten; dazu sollte er so gut wie völlig frei, d. h. keinem Vorgesetzten unterstellt, und zu keiner Art von öffentlichem Auftreten verpflichtet sein.

Friedrich gab sich nach seiner Thronbesteigung der Musik grade so eifrig hin, wie zuvor. Die Hauptmitglieder der

alten Rheinsberger Kapelle — ihre Zahl verstärkte sich bisweilen durch Anwerbung neuer Mitglieder — blieben bei ihm, bis sie einer nach dem anderen starben. Bis nahezu an das Ende seines Lebens hatte er jeden Nachmittag sein „Conzert", bei welcher Gelegenheit er selbst gewöhnlich drei Stücke mit Begleitung spielte. Quantz allein komponirte für ihn zweihundertneunundneunzig Conzerte, und starb, als er das dreihundertste eben zur Hälfte vollendet hatte.* Er war der einzige Componist seines Hofes, dem Friedrich nie in seine Arbeiten hineinsprach. Auf der anderen Seite aber wurde der Styl der Quantzischen Compositionen doch sehr bedenklich durch die Rücksicht beeinflusst, die der Autor auf den Grad der Fertigkeit und die Liebhabereien des Königs, als Spieler, nehmen musste; man kann sich daher nicht wundern, wenn man hört, dass in den dreihundert Conzerten eine gewisse Monotonie herrschte.† Quantz galt in jeder Beziehung als eine bevorzugte Persönlichkeit. Er war der Einzige, dem es gestattet war, „Bravo!" zu rufen, und, was noch viel mehr ist, zu husten und sich zu räuspern, zum Zeichen der Missbilligung.

Die wenigen anderen Personen, die überhaupt den Vorzug genossen, Seine Majestät spielen zu hören, waren natürlich sehr laut in jener Form von „Bravo!" wie sie allein in Hofkreisen zulässig, und dazu bestimmt ist, auf Umwegen das Allerhöchste Ohr zu erreichen. Sie lobten vor Allem sein Adagio, das viel schöner sei, als das irgend eines Spielers von Beruf; ich glaube indessen nicht, dass Friedrich es

---

* Friedrich selbst vollendete dies Conzert mit einem Allegro seiner eigenen Composition, wie Nicolai sagt, „ganz in Quantzsischem Geiste". Die Partitur (No. 300 in C-moll) wurde vor einigen Jahren durch Kaiser Wilhelm grossmüthiger Weise an Albert Quantz, einen Seitenverwandten und Biographen Johann Joachim's, geschenkt.

† Burney sagt, „er werde sehr oft gewöhnlich und geschmacklos". (*Tour through Germany* etc. vol. II., p. 232.)

jemals zu einer Dilettanten-Leistung ersten Ranges gebracht hat.

Aus einem Witzworte Emanuel Bach's wissen wir, dass Friedrich sogar beim Taktschlagen „nach Willkühr verfuhr". Es sind auch noch andere Anzeichen dafür da, dass sein Spiel den Musikern von Fach immer etwas mehr oder weniger „königlich" geklungen hat. Der Nachdruck, den man auf das Adagio legte, lässt, fürchte ich, ein bedenkliches Licht auf das Allegro fallen.

Selbst inmitten der allerdringendsten Berufsarbeit, angesichts drohender Entscheidungen, oder unmittelbar nach einem schweren Unglück, liess sich Friedrich seine Musik nicht nehmen. War es nicht möglich, ein ganzes Orchester zu haben, so trug er wenigstens Sorge, dass ein Musiker in erreichbarer Nähe war, der ihn begleiten konnte. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung wurde Emanuel Bach nach Charlottenburg befohlen, um mit Seiner Majestät ein Duett zu spielen, und in ähnlicher Weise erhielt Frank Benda die Ordre, dem König zu gleichem Zwecke in's Feld zu folgen. Als der König in Dresden einrückte, befahl er, als sei es das natürlichste Ding von der Welt, sofort die Aufführung einer Oper, obwohl das Sängerpersonal bis auf die Choristen herunter, in ihrer Bestürzung über das, was geschehen war, kaum einen Ton herauszubringen vermochten.

Das ganze Leben hindurch (mit einer verschwindend kleinen Zahl von Ausnahmen) ist diese stahlfeste Natur sich selbst treu geblieben; hinter den Gewitterwolken strahlte der Himmel in ständiger Bläue, und trat, wenn der Sturm ausgetobt hatte, in altem Glanze hervor. Dass Friedrich immer wieder zur Litteratur und Kunst, zumal zu seinem täglichen Flötenspiel, als Gegenwicht gegen die harte Last des Regierens, zurückkehrte, war, wie ich vermuthe, ein Zeichen, ein Symbol, eine Art unvollkommenen und unge-

stalteten Ausdruckes der heiteren Ruhe und Harmonie im tiefsten Innern seiner Natur. —

„Deeper than ever the andante dived."

Aber mit dem hohen Alter kam die Gicht — die Fingergelenke schwollen, und es wollte nicht länger gehen mit der Flöte. Da legte er sie eines Tages bei Seite, und sagte zu Frank Benda: „Ich habe von einem alten Freunde Abschied genommen." Die Jahre, die nun noch folgten, wurden immer einsamer und bedeutungsloser. Frank Benda selbst, auch ein alter Freund aus den Vor-Rheinsberger, oder Ruppiner Zeiten, war einer der allerletzten, die „Abschied nahmen". Er starb, nach dreiundfünfzig Dienstjahren, grade fünf Monate vor Friedrich dem Grossen, am 7. März 1786.*

* Friedrich's Conzerte warten noch ihres Geschichtsschreibers. Einige Artikel, welche vor mehreren Jahren in der Neuen Berliner Musikzeitung unter der Ueberschrift: „Aus der Kapelle Friedrich des Grossen" erschienen, hatten wenigstens einen vortrefflichen Titel. Die musikalischen Lexika behandeln so obscure Leute, wie Benda, Graun, Quantz etc., in einer sehr flüchtigen Weise; meist wiederholen sie eines das andere, und tragen so eher dazu bei, die Irrthümer zu vermehren, als dieselben zu klären.

Capitel IX.

Fouqué und der Bayard-Orden.

Liebhaber-Theater-Vorstellungen — Fouqué spielt die Rolle des Arbates — Sein Streit mit dem alten Dessauer — Fouqué erhält eine Domherrenstelle — Er wird gefangen genommen — Friedrich sendet ihm eine Flasche Wein und ein Stück Perigord-Pastete — Fouqué als Grossmeister des Ordens — Er schlägt Friedrich und die übrigen Ordensgenossen zu Rittern.

Um die langen Winterabende hinzubringen, griff man in dem geselligen Kreise des jungen Hofes von Rheinsberg zum Theaterspiel. Wer selbst in seiner Jugendzeit bei dergleichen mitgewirkt hat, wird sich vorstellen können, wie amüsant die Proben gewesen sein müssen. Aber wie Alles, was man in Rheinsberg unternahm, wurde auch diese harmlose Zerstreuung wo anders sehr übel vermerkt.

Seckendorff in Berlin, der immer eifrig auf alles Geklätsch horchte, das etwa im Schwunge war, in der Hoffnung, davon im bösen Sinne irgend einen Gebrauch machen zu können, hat darüber eine Bemerkung in sein Journal aufgenommen. „Fouqué", sagt er, „hat dem Prinzen in den Kopf gesetzt, Comödien und Tragödien aufzuführen; man hat den „Mithridates von Racine" gegeben, und der Prinz selbst eine Rolle darin übernommen. Wenn der König das hört, wird er sehr zornig werden."

Ich kann nur annehmen, dass Seckendorff mit dem Unglück, das ja auch dem geschicktesten Klätscher bisweilen zustösst, sich hier im Irrthum befindet, wenn er Fouqué Schuld giebt, die Anregung zu den Theater-Vorstellungen gegeben zu haben. Allerdings fällt dessen Besuch auf dem Schlosse zu Rheinsberg im Herbste 1736 in die Zeit kurz vor der Aufführung des Racine'schen Stückes; allein der ernste, steife und — wie Carlyle sich etwas streng ausdrückt — „pedantische" Soldat, der damals schon im mittleren Lebensalter stand, und überdies etwas zur Frömmelei neigte, war gewiss die allerletzte Person, um irgendjemand die Idee in den Kopf zu setzen, es mit dem Theaterspiel zu versuchen. Ich denke, ich kann es verantworten, wenn ich sage, dass dieser treffliche Einfall Friedrich's eigenem Gehirn entsprungen ist; wie dem auch sei, soviel steht fest, dass nicht nur der Mithridates eine ganze Reihe von Aufführungen ähnlicher Art eröffnete, sondern dass Fouqué darin auch die Rolle des Königlichen Vertrauen Arbates übernommen hatte. Die Rolle muss ganz zu seinen Jahren und seinem ernsten Wesen gepasst haben, aber, mag man ihn nun zur Uebernahme derselben gegen seine Neigung überredet haben, oder nicht, sein Spiel scheint ein totaler Misserfolg gewesen zu sein. Wie ich fürchte, hat er darüber manche Sticheleien hören müssen, und meines Wissens nie wieder die Bühne betreten; noch viele Jahre nachher galt in den betreffenden Kreisen eine witzige Bemerkung, die Jemand über „Fouqué's Arbates" gemacht hatte, als spirchwörtliche Bezeichnung dafür, wie eine Sache nicht gemacht werden müsse. Er hat übrigens selbst eingestanden, dass er kein Talent für die Bühne habe. Nach Verlauf von mehr denn zwanzig Jahren, kommt er noch einmal auf sein erstes und einziges Auftreten zurück; es war im Jahre 1760, während einer der düstersten Perioden des siebenjährigen Krieges, und zu einer Stunde, wo das Kriegsglück Preussens tief gesunken war.

Der König hatte eine Stelle im Dom-Kapitel zu Brandenburg, die durch den Tod des unglücklichen Prinzen Moritz von Anhalt erledigt war, seinem treuen Generale verliehen, während Beide, General und König, nur fünf Tagemärsche von einander entfernt, im Felde standen. (Wie lange mag der Eine überhaupt noch etwas zu vergeben haben, und dem Anderen noch vergönnt sein, sich der Gabe zu freuen!) Fouqué sendet dem Könige den Ausdruck seines Dankes, und nimmt — Angesichts des östreichischen Heeres, und während die Chancen fast unrettbar schlecht für ihn stehen — noch einen schwachen Anlauf zu einem Scherze, indem er an die fröhlichen Zeiten von Rheinsberg wieder anknüpft, und die Befürchtung ausspricht, „er werde den geistlichen Funktionen seines neuen Amtes ebensowenig gewachsen sein, wie einst der Rolle des Arbates". Nur wenige Wochen später wurde er auf seinem verlorenen Posten überwältigt, als Gefangener nach Croatien abgeführt, und dort bis zum Friedensschlusse festgehalten.

Heinrich August, Baron de la Motte Fouqué, war der Sohn eines protestantischen, französischen Refugiés und 1698 in Haag geboren. Frühzeitig nach Deutschland gebracht, wurde er Page am Hofe zu Dessau im Dienste der schönen Anne Liese, der Apothekerstochter und des alten Dessauers hoch in Ehren gehaltener Gemahlin. Als ihm die Erlaubniss, mit in den Krieg zu ziehen, verweigert wurde, lief er heimlich vom Hofe fort, folgte auf eigene Faust der Armee, und gewann sich durch diesen Akt des Ungehorsams erst recht das Herz Leopold's. Bald darauf wurde er zum Offizier in dessen Regimente ernannt. Im Laufe der Zeit aber nahm Seine Durchlaucht Anstoss an dem „weibisch klingenden" Namen des Jünglings. Ihm waren französische Sprache und unmännliches Wesen, feine Manieren und andere Dinge, von denen er meinte, dass sie da bleiben sollten, wo sie hingehörten, identische Begriffe, und so dekretirte er, dass der

Name in Fouquet (mit Aussprache des t) umzuwandeln sei. Das Regiment des Dessauers war eine gute Schule strenger und rauher militärischer Zucht. In den Tagen von Cüstrin war Fouqué dort, ohne, soweit uns bekannt ist, irgend einen andern Zweck, als den, Friedrich bei gutem Muthe zu erhalten. Es gelang ihm, Zutritt zu Letzterem zu erhalten, und ihm, gegen die gegebene Ordre, bis spät in den Abend Gesellschaft zu leisten. Die Geschichte, wie er um sieben Uhr „Kapitain Fouqué's Kerzen" anzündete, wenn der Kronprinz die seinigen hatte auslöschen müssen, ist ja allgemein bekannt. Seine ernsten Grundsätze und seine strenge Auffassung von Pflicht, die er nur grade soweit milderte, als es seine grosse Anhänglichkeit an Friedrich bisweilen erheischte, machten ihn zu einer sehr geeigneten Gesellschaft für den gefangenen Prinzen, — einer viel geeigneteren jedenfalls, als manche andere Freunde sie bieten konnten. Friedrich wusste das wohl zu würdigen; er hatte ihn nicht nur sehr gern, sondern blickte auch mit Achtung zu ihm auf, und sorgte, sobald er nur einigermassen in Rheinsberg eingerichtet war, dafür, dass Fouqué Urlaub erhielt, und ihm einen langen Besuch abstatten durfte. Er mochte wohl gehofft haben, der Besuch werde sich zu dauerndem Aufenthalte ausspinnen lassen, allein, das sollte nicht sein. Fouqué musste zurück in seinen Dienst, und hatte bald nachher das grosse Unglück, mit seinem Regiments-Chef, dem alten Dessauer — der nunmehr wirklich alt, und barscher, denn je geworden war — in Differenzen zu kommen, Differenzen, die sich soweit zuspitzten, dass er schliesslich, im Jahre 1739, seinen definitiven Abschied aus dem Preussischen Dienste nahm, ja Deutschland verliess, und nach Dänemark auswanderte. Hier verblieb er, bis Friedrich den Thron bestieg, und ihn zurückrief. In späteren Jahren hat er, und zwar in hervorragender Weise, Antheil genommen an allen Feldzügen und Kämpfen seines Souverains, und ist

von diesem in hohem Grade ausgezeichnet, ja wirklich geliebt worden. Auch in Bezug auf den Geldpunkt hat sich Friedrich sehr grossmüthig gegen ihn bewiesen, und, wenn er ihn anredete, oder an ihn schrieb, stets etwas von dem alten, achtungsvollen Tone durchklingen lassen. Fouqué gehörte, wie Zieten zu denen, die keine gottlosen, oder frivolen Reden vertragen konnten, und, wenn einer von ihnen beiden zugegen war, gab sich der König alle Mühe, dergleichen Gespräche nicht aufkommen zu lassen. Im Jahre 1760, nur wenige Monate nach der obenerwähnten Verleihung der Domherrenwürde, und grade, als der siebenjährige Krieg seinen schlimmsten Moment erreicht hatte, kam es doch einmal zu starker Reibung zwischen dem Könige und General Fouqué. Der König, der einige Tagemärsche von ihm entfernt im Lager stand, war auf's Aeusserste empört, dass Fouqué eine wichtige Position verloren hatte, und schrieb ihm einen zornigen Brief, der in einem, dem alten Freunde gegenüber, durchaus nicht sehr achtungsvollen Tone gehalten war (es stand sogar etwas von *„diable“* in dem Briefe), und befahl ihm, die Position wieder zu nehmen. Fouqué war auf's Tiefste verletzt, und gelobte, im Falle einer Niederlage, niemals wieder für Preussen den Degen zu ziehen, gehorchte aber, wurde zurückgeschlagen, und gerieth in Gefangenschaft. Als er drei Jahre später beim Friedensschlusse wieder in Freiheit gesetzt wurde, zog er sich nach Brandenburg zurück, und lebte dort von den Einkünften seiner Domherren-Präbende. Schon viele Jahre vorher hatte er sich mit einer Fräulein Maison verheirathet, und war nun Vater mehrerer Kinder.* Die letzten elf Jahre seines Lebens verbrachte er in tiefer Ruhe und Zufriedenheit im Kreise seiner Familie und vom Könige sehr ge-

* Bei seiner Auswanderung nach Dänemark im Jahre 1739, liess er seine Familie zurück, und Friedrich, dem dies damals schwer genug wurde, übernahm selbst die Sorge für die Erziehung der Kinder.

hätschelt, der längst allen Groll vergessen hatte. Da Potsdam von Brandenburg aus zu Wagen leicht zu erreichen ist, war Fouqué, so lange es ihm seine gebrechliche Gesundheit gestattete, für ein Paar Tage im Sommer zu Sanssouci ein stets erwarteter Gast, und, wenn der König auf einer seiner Inspektionsreisen im Frühjahr nach Brandenburg kam, pflegte er dort regelmässig ein Paar Stunden Halt zu machen, und bei Fouqué zu speisen.

Der Briefwechsel mit dem Freunde aus der Zeit der letzten Lebensjahre desselben, wimmelt von Beweisen ausgesuchtester, zärtlicher Aufmerksamkeit seitens des Königs. Beständig sendet er ihm Geschenke, bisweilen sehr werthvolle, wie Silbergeschirr und ganze Porzellanservice aus der neuen königlichen Manufaktur in Berlin, noch öfter aber Früchte und Gemüse aus den Gärtnereien von Sanssouci, oder Rheinwein, italienische Trüffeln — ja, bei einer Gelegenheit einmal einen „Bissen" *„pâté de Perigord véritable"*, ein anderes Mal wieder etwas türkischen Kafé von dem „Mamamouchi"* und zu wiederholten Malen eine Flasche *Baume de Mecque*, aus derselben Quelle. Einmal zu Weihnachten ist ein es Geschenk „de vieillard à vieillard", mit dem er ihn überrascht, ein Lehnstuhl, der sich nach Belieben hoch und niedrig schrauben lässt. Fouqué seinerseits, der immer hinfälliger wird, und dies deutlich fühlt, macht häufig Anspielungen darauf, dass seine Tage gezählt seien, und bittet Seine Majestät unterthänigst, sich doch nicht soviel Mühe um einen „unnützen alten Hund" zu geben. Einst, als er dem Könige für ein Paar übersandte Trüffeln dankt, fügt er traurig hinzu: „Ich fange an taub zu werden, und habe die grösste Schwierigkeit, mich verständlich zu machen.

---

* Der türkische Gesandte, dessen Ankunft und Aufenthalt in Berlin Monate lang eine unversiegbare Quelle des Staunens und der Bewunderung bildeten.

Ihr Diener rüstet sich langsam zur grossen Reise.“ Darauf antwortet ihm Friedrich:

„Ihr Brief, mein theurer Freund, hat mich recht traurig gestimmt; Sie sprechen mir vom Abschied, während ich, wenn es nur in meiner Macht stünde, Sie so lange als möglich besitzen möchte. Menschen findet man ja überall, aber so gute, treu gesinnte, wie Sie, nur sehr selten. Pflegen Sie sich nur recht, damit ich Sie nicht so bald verliere, und denken Sie ein wenig daran, welchen Gram es mir bereiten würde, müsste ich mich für immer von Ihnen trennen. Ein wenig Taubheit will ich ja noch nichts sagen; dagegen giebt es ja Hörrohre, die das Gehör verstärken. Die verstorbene Frau v. Roucoulle besass ein solches. Ich werde Ihnen ein ähnliches machen lassen. Hoffentlich werden Sie mit Hilfe des guten Wetters wieder zu Kräften kommen, und ich habe dann das Vergnügen, Sie bei mir in Sanssouci zu sehen.“

Fouqué antwortet ganz gerührt; es ist fast, als fühle er, dass so viel Güte seine Nerven erschütterte; und darauf schreibt nun Friedrich wieder;

„Ich sehe, wir müssen Ihnen Kraft einflössen. Vor zwei Tagen wünschte man hier den Ungarwein, der noch von meinem Grossvater herstammt, zu kosten, und fand, dass er gut war; ich habe eine Flasche davon zurückbehalten, die ich Ihnen hiemit sende; es ist die letzte. Möge sie Ihnen gut thun! Sollten Sie irgend welche andere alten Weine gern haben, ich besitze deren von allen Sorten, und es wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Sie damit zu versorgen. Sie haben nur ein Wort zu sagen.“

Auch wird Dr. Cothenius nach Brandenburg geschickt; aber der alte General, der aus seinem Widerwillen gegen alle Medizin gar kein Hehl machte, empfängt den königlichen Leibarzt mit solch ausgesuchter Gastfreundschaft, und die ganze Familie entwickelt einen solchen Wetteifer unter einander, ihn zu unterhalten, dass er wieder fortgehen

muss, ohne auch nur ein Rezept verschrieben zu haben. Darauf schreibt der König etwas piquirt:

„Ich hatte Ihnen einen Arzt geschickt, da ich aber sehe, dass Sie von seiner Hilfe kaum einen Gebrauch machen, so sende ich hier einige Melonen, die vielleicht mehr nach Ihrem Geschmacke sein werden. Der Arzt behauptet, dass Sie die rechte Zeit zum Aderlass versäumt hätten, meint aber, ein wenig Blut-Entziehung werde Ihnen auch jetzt noch sehr gut thun."

„Sire", antwortete Fouqué, „ich unterziehe mich regelmässig zwei Mal im Jahre einem Aderlasse, am 15. April und am 15. Oktober .... Im Uebrigen darf ich mich wohl auf den allgemeinen Geschmack berufen, wenn ich Kirschen und Melonen den Vorzug gebe vor Cassia, Seemsblättern und Rhabarber. *

Jn den Rheinsberger Zeiten hatte Fouqué sich besonders thätig erwiesen (und hierauf begründen sich auch die Ansprüche, die er auf eine auszeichnende Erwähnung hat) bei der Stiftung des Bayard-Ordens und in der Wahrnehmung seiner Würde als Grossmeister desselben. Es ist merkwürdig, wie wenig man über diesen Orden weiss, der doch, als ein charakteristischer Zug aus Friedrich's Jugendleben, eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Büttner mit seinen mageren Notizen, in dem Buche, das er über Fouqué geschrieben, ist in der That die einzige Autorität, die wir darüber besitzen.†

Der jüngere Fouqué (in dem Leben seines Grossvaters)*† und andere Autoren (so z. B. der Mitarbeiter für das

---

* *Oeuvres* etc., XX. pp. 147—48, 152, 153.

† *Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Königl. Preuss. Generals der Infanterie, Freiherrn de la Motte Fouqué.* Berlin, 1788.

*† *Lebensbeschreibung des Königl. Preuss. Generals der Infanterie, Heinrich, August Baron de la Motte Fouqué.* Von seinem Enkel Friedrich, etc., etc. Die Lektüre des dickleibigen Bandes enttäuscht einigermaassen, er ist bei Weitem nicht so lesenswerth und belehrend, als der Lebenslauf seiner „*Undine*".

Militär-Wochenblatt vom 24. Januar 1874) haben kaum etwas anderes, als Wiederholungen dessen gebracht, was Büttner sagt.

Schneider erwähnt in seinem Buche über den Schwarzen Adler-Orden,* als ein seltsames Zusammentreffen, dass vier Erbprinzen aus dem Hause der Hohenzollern noch zu Lebzeiten ihrer Väter Ritter-Orden gegründet haben. Es gründeten, sagt er, im Jahre 1660 Markgraf Christian Ernst† den Orden *de la Concorde*, im Jahre 1704 Markgraf Georg Wilhelm*† den Orden *de la Sincerité,* im Jahre 1667 der Kurprinz Friedrich** den Orden *de la Générosité,* und 1735 Kronprinz Friedrich den Bayard-Orden.

Der Bayard-Orden war ein ausschliesslich militärischer, und als solcher keineswegs etwa als ein Scherz, oder eine Spielerei gemeint. Es war ein Verein zur Förderung militärischen Wissens. „Ausser der Ausübung der gewöhnlichen Ritterpflichten arbeitete diese erhabene Gesellschaft an die (sic!) Vervollkommnung der Kriegskunst; stellte Betrachtungen über bedenkliche Gegenstände der Taktik an; studirte die Feldzüge und Operationen der alten und neueren Helden; sammelte sich Kenntnisse, jenen Schatz von militärischen Problemen, dessen Fouqué in einem Briefe erwähnt, den er in seiner Gefangenschaft an den Herzog von Bevern schrieb,“ ††

Ich weiss nicht, wer den Gedanken dazu zuerst angeregt hat; sehr wahrscheinlicher Weise Friedrich selbst, auf

---

* *Das Buch vom Schwarzen Adler-Orden.* Berlin, 1870. p. 4.

† Von Brandenburg-Bayreuth.

*† Auch von Brandenburg.

** Der spätere König Friedrich I. Im Jahre 1667 war er gar nicht *Kurprinz* und *Thronerbe,* hat auch den Orden *Generosité* nicht *allein*, sondern im Verein mit seinem älteren Bruder Karl (der 1674 starb) gegründet. Beide waren im Jahre 1667 noch Knaben von zehn, resp. zwölf Jahren.

†† Büttner II. p. 237.

die Eingebungen Fouqué's hin. Ebensowenig ist mir bekannt, wann das erste Kapitel abgehalten worden ist. *

Fouqué wurde zum Grossmeister erwählt und hatte als solcher die Ehre, Friedrich und die übrigen Candidaten zu Rittern zu schlagen (de donner l'accolade à ...). Jeder Ritter trug auf seiner Brust, unmittelbar auf seinem blossen Körper, eine Dekoration, die in einem Schwert (ohne Zweifel von Silber) bestand, das auf einem Lorbeerkranze ruhte, mit dem Motto „*Sans peur et sans reproche.*"†

Die Zahl der Ritter war auf zwölf festgesetzt (ein vollständiges Verzeichniss ihrer Namen habe ich nie zu sehen bekommen) und zwar sämmtlich aktive Militärs. Es wird erzählt, dass Knobelsdorff, obwohl er in seinen Kriegsjahren sehr tapferer Soldat gewesen war, auf Grund dessen, dass er seinen Abschied genommen hatte, für einen nicht qualifizirten Candidaten erklärt worden sei. Jedes neueintretende Mitglied erhielt einen Namen, oder legte sich einen solchen bei. Einige Wenige derselben sind uns noch erhalten. So hiess Friedrich „Le Constant", Fouqué „Le Chaste" und der Herzog von Bevern „Le Chevalier du Carquois d'or". Prinz Wilhelm von Preussen, der im Jahre 1736 erst vierzehn Jahre alt war, und sicherlich später zum Ritter geschlagen worden sein muss, erhielt den Namen „Le Sobre."

---

* Alle Autoritäten, ohne Ausnahme, wie es scheint, nahmen es als ausgemacht an, dass der Orden in Rheinsberg, und zwar im Jahre 1735, gegründet wurde. Das sind aber zwei Dinge, die sich nicht vereinen lassen; im Jahre 1735 lebte Friedrich und sein Freundeskreis noch nicht in Rheinsberg.

† Ich habe nie eine dieser Dekorationen gesehen. Die von Friedrich einst getragene wird gezeigt, allein, als ich sie sehen wollte, war sie, zusammen mit anderen Sachen, grade eingepackt worden, um an einen neuen Aufstellungsort gebracht zu werden.

[Früher in der Königl. Kunstkammer im Neuen Museum zu Berlin, ist sie bei der Vertheilung dieser Sammlung in das Hohenzollern-Museum (Montbijou-Palais) gekommen.] D. Ü.

Nach der Thronbesteigung Friedrich's liess man den Orden keineswegs aussterben; er hat sich noch viele Jahre am Leben erhalten, und, obwohl er niemals eine grosse Bedeutung erlangte, sind doch noch aus der Zeit bis zum Beginne des siebenjährigen Krieges, und später, Spuren seiner Wirksamkeit — soweit er überhaupt eine solche bethätigen konnte — nachzuweisen. Von Zeit zu Zeit schlossen sich ihm neue Mitglieder an. Prinz Heinrich von Preussen wurde im Jahre 1745 aufgenommen, einen oder zwei Monate vor seinem zwanzigsten Geburtstage, und wählte den Namen „Le Gaillard". Sein, im alterthümlichen Ritter-Französisch abgefasstes Sendschreiben an Fouqué („À très-haut et très-puissant, très-preux et très-hardi Chevalier Le Chaste, grand-maître du très-noble et très-illustre Ordre des Chevalier Bayards sans peur et sans reproche"), worin er den Empfang der „pancartes" bescheinigt, findet sich in des jüngeren Fouqué Buche abgedruckt.* Etwas später werden der Prinz Ferdinand von Braunschweig und der General von Saldern als neu aufgenommene Mitglieder namhaft gemacht.

Als Friedrich im Jahre 1758 dem General Fouqué seine Ideen „sur la manière de faire la guerre etc." und wiederum im Jahre 1760 seine „Considérations sur les qualités militaires de Charles XII." sendet, dürfen wir wohl annehmen, dass dies in seiner Eigenschaft als Bayard-Ritter geschah. Einer seiner Briefe aus jener Zeit zeigt, dass er ihn mit „Imperator" anredet; und als er ihm zehn Jahre später eine „petite marque de souvenir" sendet, schlägt er noch einmal dieselbe Saite an. „Ich behandele Sie", sagt er, „wie zu der Familie gehörig, sowohl in Ihrer *qualité d'honnête et preux chevalier sans peur et sans reproche qu'en qualité de mon ancien ami.*"

* Fouqué war einer von den Generalen, welche Heinrich noch über das Grab hinaus gehasst hat.

Im Jahre 1762 schreibt Herzog Wilhelm von Bevern, „Ritter vom goldenen Köcher", einen langen Brief an den Grossmeister Fouqué, der sich damals als Kriegsgefangener in Croatien befand, und sendet ihm im Namen der anderen Ritter pflichttreue Grüsse und Glückwünsche zum Neuen Jahre. Fouqué's Erwiderung darauf (Januar 1763) ist das letzte, mir bekannte Dokument, welches sich direkt auf den Bayard-Orden bezieht. (Er sendet dem Herzog eine formelle Vollmacht, auf Grund deren er durch den „Ordens-Sekretär" von gewissen Papieren Besitz ergreifen solle, die sich im Nachlasse eines verstorbenen Ordens-Mitgliedes befanden und militärische Streitfragen behandelten.) Was aus dem Orden nach dem Hubertusburger Frieden wurde, vermag ich nicht zu sagen, ebensowenig, ob Fouqué Grossmeister blieb, nachdem er aus dem aktiven Dienste geschieden war. Jedenfalls liegt kein Grund vor, anzunehmen, dass damals, oder später ein Anderer an seiner Stelle zum Grossmeister gewählt worden wäre.*

Lange Jahre nachher, und zwar an einer Stelle, die in gar keinem Zusammenhange mit ihm zu stehen scheint, stösst man unerwartet auf eine Erinnerung an den Bayard-Orden. Es ist dies die Vorrede zu der französischen Uebersetzung von Sturm's *Meditationen,* welche nebst mehreren anderen Büchern derselben Gattung, Ihre Majestät, die Königin Elisabeth Christine zur Verfasserin hat; alle ihre übrigen Bücher hatte sie anonym herausgegeben; in diesem Falle aber, wo sie aus irgend einem Grunde eine Vorrede geschrieben hat, hielt sie es für nöthig, dieselbe zu unterzeichnen, und zwar mit dem Namen „Constance". Es

* Im Jahre 1788 ersuchte Büttner öffentlich alle Personen, welche etwa im Besitze von Dokumenten in Bezug auf den Orden wären, ihm dieselben mitzutheilen. Ich weiss nicht, ob ihm irgend ein solches zugegangen ist. Noch heute, nach Verlauf von weiteren neunzig Jahren, würden dieselben nicht ohne Interesse sein.

hat den Anschein, als habe sie damals in den Rheinsberger Tagen, da der Orden und ihre eigene frohe Jugend noch in lustigster Blüthe standen, voller Stolz auf ihren Ritter „Le Constant“, und in der Freude ihres Herzens, sich selbst diesen Namen, in seiner weiblichen Form, beigelegt, und ihn nun, nach vierzig Jahren des Verlassenseins, als alle Anderen ihn, und was sich daran knüpfte, längst vergessen, und sie Niemand beobachtete, gleichsam ganz verstohlen wieder hervorgeholt. Sie war und ist bis an ihr Ende geblieben: „La Constante“.

Capitel X.

Knobelsdorff.

Geburt und Jugendjahre — Soldat, Maler und Architekt — Malt die Portraits des Königs und des Kronprinzen — Vollendet den Umbau von Rheinsberg — *Friderico Tranquillitatem Colenti* — Die Planeten und der Bachus-Tempel — Das Berliner Opernhaus — Das Charlottenburger Schloss — Sanssouci — Knobelsdorff's Milchwirthschaft — Sein Tod — Sein *Éloge* — Seine Nachfolger — Das Haus mit den neunundneunzig Schafsköpfen.

GEORGE WENZESLAUS VON KNOBELSDORFF wurde im Jahre 1699 auf seines Vaters Gute zu Kuckädel bei Crossen geboren. Da der Vater früh gestorben war, ergriff Georg, der erstgeborene von vier Brüdern, den Soldaten-Beruf, als er fast noch ein Knabe war. Im Jahre 1714 wurde er Corporal in einem zu Cüstrin garnisonirenden Bataillon, und kam schon im darauffolgenden Jahre tüchtig in's Feuer. Er nahm Theil an der Campagne in Pommern einschliesslich der Belagerung von Stralsund, und landete mit seinem Bataillon auf der Insel Rügen. Alles dies, namentlich der Umstand, dass er es im Winter durchzumachen hatte (Stralsund kapitulirte am 24. Dezember 1715), erschütterte die Gesundheit des Knaben. Er fing an, Blut zu speien, hielt aber in seinem Dienste aus. Im Jahre 1723 avancirte er zum Fähndrich und 1728 zum Sekonde-Lieu-

tenant. Sein Regiment hat verschiedene Garnisonen in der Mark und in Pommern durchgemacht, bis es im Jahre 1729 nach Berlin beordert wurde.

Unmittelbar darauf kam Knobelsdorff um seinen Abschied ein und erhielt denselben im Juni des Jahres 1729 mit dem Range eines Capitains. Von der Zeit ab ergab er sich ganz der Kunst, für die er sich schon früher, sobald er nur irgend wie freie Zeit erübrigen konnte, durch fleissiges Zeichnen und Malen vorbereitet hatte. Nun begann er in Berlin mit grossem Eifer unter Pesne's Leitung die Malerei, sowie unter Kemmeter und Wangenheim die Architektur zu studiren.

Um diese Zeit herum soll er auch den Kronprinzen im Zeichnen unterrichtet haben. König Friedrich Wilhelm hatte bekanntlich selbst *in tormentis* gemalt, und konnte deshalb nicht gut etwas dagegen haben, dass sein Sohn in einer so nützlichen Fertigkeit unterwiesen würde. Sei dem, wie ihm wolle, des Prinzen Einkerkerung im August 1730 machte allen diesen Bestrebungen ein Ende. Man hat früher behauptet, Knobelsdorff sei einer von den Offizieren gewesen, die während der Gefangenschaft des Kronprinzen in Cüstrin Dienst gethan, und habe speziell zu denen gehört, die Alles, was in ihren Kräften stand, aufboten, um dem Gefangenen die Einsamkeit zu versüssen. Diese Tradition ist jetzt aufgegeben; Knobelsdorff hatte zu jener Zeit längst den Dienst verlassen, und lebte in tiefer Zurückgezogenheit und fleissig arbeitend zu Berlin. Allein es ist schon möglich, dass er, als die schlimmste Zeit der Gefangenschaft vorüber war, nach Cüstrin gegangen ist, und den Prinzen besucht hat. Im Jahre 1732 finden wir ihn in Dresden, wie es scheint, eifrig sein Studium in der Architektur fortsetzend; da es ihm nach und nach klar geworden, dass in ihr sein eigentlicher Beruf liege. Zwar hatte er unter Pesne's Leitung so bedeutende Fortschritte

gemacht, dass er, wie versichert wird, Landschaften, „ganz in der Manier Claude Lorrain's" malte, nichtsdestoweniger stellte es sich aber heraus, „dass die Malerei ihm nur eine Führerin gewesen war, an deren Hand er den Weg zur Architektur gefunden hatte."

Im Jahre 1732 wurde es dem Kronprinzen, nach dem er aus seiner Eklypsirung wieder herausgetreten, und zu seiner militärischen Ausbildung nach Neu-Ruppin geschickt worden war, gestattet, einige seiner Freunde und Lieblinge in seine persönlichen Dienste zu nehmen; unter ihnen befand sich auch Knobelsdorff, mit der besonderen Aufgabe, den Prinzen im Zeichnen zu fördern, und zugleich, in Bezug auf Alles, was die schönen Künste betraf, als Kenner und Berather zur Seite zu stehen. Amtlich war seine Stellung im Hofhalte die eines *„Gentilhomme"*, also eine Stufe niedriger, als die eines *„Kammerherren"* (*chambellan*). Als der Prinz im Jahre 1734 nach dem Rhein ging, um sich seinem Vater anzuschliessen, begleitete ihn, wie wir wissen, Knobelsdorff, und war der Ueberbringer des Briefes an die Markgräfin von Bayreuth, welcher die Zusammenkunft zwischen ihr und dem Bruder herbeiführte.*

Schon in Neu-Ruppin gab es für Knobelsdorff einige Arbeit unter freiem Himmel zu thun. In Friedrich's Küchengarten, der „Amalthea", baute er im Jahre 1735 einen Tempel in Form einer von dorischen Säulen getragenen Kuppel, welche eine Statue des Apollo krönte. Hier pflegte, so darf man wohl annehmen, Friedrich bisweilen in einer schönen Mondnacht im Kreise der Freunde das Souper einzunehmen, oft auch, allein mit seinen Büchern und seinen Gedanken, zu sitzen. Die Tradition, wie sie noch heute am Orte selbst lebt, und mir von dem alten Gärtner mitgetheilt wurde, ist die, dass er dort „über seine Pläne

* Carlyle. *Hist. of Fred.* II. 507.

nachzudenken" pflegte. Der Tempel steht noch, und gehört, zugleich mit dem Garten, einem wohlhabenden Kaufmann in Neu-Ruppin, der das Ganze in guter Ordnung hält, und noch selbst Abend-Gesellschaften in dem Tempel giebt, wie ich aus Fontane ersehe, der einmal zu einer solchen eingeladen worden war. Die Statue des Apollo ist verschwunden.*

Im Jahre 1736 ging Knobelsdorff nach Italien, theils um Sänger für eine in Neu-Ruppin einzurichtende italienische Oper zu engagiren (was ihm aber nicht gelang), theils um seine eigenen Kenntnisse in denjenigen Zweigen der Kunst, an der sein Herz am meisten hing, zu erweitern. In seiner Neigung zur Antike, mit der er sich in tragischem Widerspruche zu der, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herrschenden Geschmacksrichtung befand, wurde er durch die Reise nur noch bestärkt. Die Ueberreste griechischer Kunst sind das Einzige, wovon er mit wirklicher Verehrung spricht; selbst von Raphael redet er in wegwerfendem Tone. Die modernen Italiener sind ihm in Allem, was sie thun und treiben, verhasst. Für Priester, Adel und Volk hegt er die gleiche Verachtung, und der Kummer über die Gemeinheit, Unredlichkeit und Heuchelei, die ihm überall entgegentreten, hindert ihn nicht nur am Geniessen, sondern lässt ihn auch offenbar häufig die Dinge in schiefem Lichte betrachten. Es vergeht ihm beinahe die Lust, ein Bild auch nur anzusehen, wenn es zufällig irgend einem bettelhaften, römischen *Principe* gehört, der, voller Ignoranz und Dünkel, es seinen Dienern überlässt, ihren Lohn aus den Trinkgeldern der Touristen aufzubringen.

* Wahrscheinlich ist sie weggenommen worden, um irgendwo anders als Dekoration benutzt zu werden. In einer Beschreibung der Gärten von Sanssouci, die bald, nachdem die Pläne dazu entworfen waren, erschien, fand ich „eine Statue des Hercules aus Neu-Ruppin" erwähnt.

„Wer sich erlauben wollte, ein Wort gegen Raphael oder Michel Angelo zu sagen, würde von der Inquisition Schlimmeres zu fürchten haben, als wenn er Jansenistische Lehren verbreitete . . . . . Ein Christus, der in einer sibirisch kalten Luft gen Himmel fährt, während die Zuschauer im Vordergrunde ganz in Anspruch genommen sind von den Bocksprüngen eines vom Teufel besessenen Knaben, ist, weil ein Raphael ihn gemalt hat, mehr werth, als die ganze Welt . . . . . Die Instrumental-Musik hier hat mir nie gefallen können; ich wünschte, ich könnte die Leute hier einmal ein Ruppiner Konzert hören lassen."

Im Frühjahr 1737 kehrte er, vom Prinzen, der seiner bedurfte, zurückberufen, wieder heim. Der junge Hof hatte sich inzwischen in dem halbfertigen Palais leidlich eingerichtet. Während der nächsten drei Jahre, bis sie Alle Rheinsberg für immer verliessen, war Knobelsdorff — wenigstens nach einer Richtung hin — die wichtigste Person im Hause, und in der That, ganz abgesehen von seiner Thätigkeit als Architekt, für die ganze Gesellschaft ein grosser Gewinn. Dabei war er durchaus nicht das, was man einen Hofmann nennt; dazu fehlte ihm das glatte, schmiegsame Wesen. Im Gegentheil, nach Allem, was man hört, ist anzunehmen, er sei barsch, schroff und eher verschlossen und schweigsam, als mittheilsam und gesprächig gewesen, wenn er aber einmal sprach, so habe er leicht seine Meinung sehr unverhohlen gesagt, und dann auch daran festgehalten. Allein er strotzte, so zu sagen, von Wissen, war erfüllt von hohem Streben, und trug den Kopf voller Pläne. Ein solcher Mann war ein Schatz für Alle, die mühelose Belehrung suchten, von noch grösserem Werthe aber für einen jungen Prinzen, den noch viel höherer Drang erfüllte.

Knobelsdorff hatte eine ganze Mappe voll Skizzen aus Italien mitgebracht, eine Fundgrube des Genusses für Friedrich, der sich damals vielleicht noch in Träumen wiegte von

der grossen Tour, die er zu unternehmen gedachte, und die es ihm ermöglichen sollte, das Land „der schönen Künste" und „des guten Geschmackes" selbst zu sehen; Dinge, an denen sein Herz hing, und die ihm auf dem heimathlichen Boden der Mark versagt waren.

Knobelsdorff's erstes Werk nach seiner Rückkehr war ein Portrait Friedrich's, das er für Voltaire malte; dasselbe, welches Keyserlingk später nach Cirey brachte.

Ein ganzer Monat wurde der Durchsicht der Mappen und dem Portrait gewidmet, während Knobelsdorff über das, was er gesehen, berichtete, und für das Werk, das ihm zunächst vorlag, Pläne entwarf. Es war eine köstliche Zeit, umsomehr, als der Genuss ein heimlicher war, da man dem Könige von Knobelsdorff's Rückkehr nichts mitgetheilt hatte. Als dann endlich Seine Majestät in aller Form die Meldung davon erhielt, wurde der Capitain nach Potsdam befohlen, um Bericht zu erstatten, und hatte auf die Bitte des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit die Ehre, auch Seine Majestät zu malen.*

Als man dann später Kemmeter, den Baumeister des Königs und Knobelsdorff's alten Lehrer (soweit sich ermitteln lässt, unter Zustimmung aller Betheiligten), los geworden war, wurde der weitere Ausbau von Rheinsberg ganz in Knobelsdorff's Hände gelegt. Da das *Corps de logis* und

---

* Dies Bild war bei Gelegenheit der im Jahre 1863 in Berlin veranstalteten Ausstellung von Gegenständen, die sich auf Friedrich den Grossen bezogen, ebenfalls ausgestellt, und zu diesem Behufe von Rheinsberg herübergebracht worden. Wo es sich jetzt befindet, ist eine andere Frage. Die, welche mit dem Arrangement der Ausstellung betraut waren, sagen, dass alle Gegenstände wieder dahin gebracht worden seien, woher man sie genommen hatte. In Rheinsberg dagegen wurde mir selbst etwas sehr bedeutungsvoll gesagt, „dass gar nichts wieder zurückgesandt worden sei." Noch befinden sich mehrere Bilder Friedrich Wilhelm's I. im Schlosse daselbst, von denen eines, nach dem Alter des Königs zu schliessen, wohl das von Knobelsdorff gemalte sein könnte.

der linke Flügel inzwischen vollendet worden war, so handelte es sich nur noch um die Hinzufügung des rechten. Unter diesen Umständen blieb dem neuen Baumeister keine andere Wahl, als mit all' der Anmuth und Würde, die der höhere Flug seines Genius und seine grössere technische Bildung seinem Werke verliehen, in seines Vorgängers Fussstapfen zu treten. Ein Jahr später wurde dem neuen Flügel gegenüber ein Haus für die Dienerschaft angefangen, das später vom Prinzen Heinrich zum Cavalierhaus gemacht worden ist; ein Name, den es noch bis zum heutigen Tage führt.

Im Schloss lässt sich Knobelsdorff's eigener Geschmack hauptsächlich in der aus zweiunddreissig jonischen Säulen bestehenden Colonnade, welche beide Flügel auf der, dem See zunächst liegenden Seite verbindet, sowie am *corps de logis* nachweisen, welches er, da es vom See aus gesehen, den Hintergrund für die Colonnade bildet, mit dieser in Einklang brachte. Von den vier Brücken über den Graben und den Fluss, hat er drei erbaut. Die auf den Haupt-Eingang zuführende, trug auf ihren Geländern acht Lampen haltende Statuen, die fünf Planeten Mars, Venus, Mercur, Jupiter und Saturn, nebst Appollo, Diana und Aurora, „welche der aufgehenden Sonne auf ihrem Wege vorleuchten sollten." Ueber dem Portale brachte er einen messingenen Schild an, mit der Inschrift: FRIDERICO TRANQUILLITATEM COLENTI, MDCCXXXIX.*

Um das Jahr 1739 war der Bau des Schlosses soweit gediehen, dass man es zur Noth fertig nennen konnte, obwohl Pesne und seine Myrmidonen noch tüchtig an der inneren Ausschmückung zu thun hatten. So konnte der Prinz und sein Architekt — der eine den Kopf voller Pro-

* Hennert etc. S. 32. Die von Glume entworfenen und in Holz ausgeführten Statuen waren zu der Zeit, wo Hennert sein Buch schrieb, verwittert, und viere davon erneuert worden.

jekte, der andere bereits mit fertigen Plänen und Zeichnungen bei der Hand — nunmehr ihre Gedanken auf die Parkanlagen und den Garten richten. In jenen Zeiten pflegte man noch darauf zu halten, dass ein Schloss, und der dazu gehörige Park und Garten in strenger Uebereinstimmung mit einander angelegt wurden. Beide sollten durchaus ein einheitliches Ganzes bilden; das Schloss dabei als ein intregrirender Theil der Anlagen, und diese wiederum als eine Art von Erweiterung des Schlosses gedacht. In dem vorliegenden Falle freilich, wo verschiedene Hände thätig gewesen, machten sich auch verschiedene Stylarten geltend, deren Anzahl sich in späterer Zeit noch vermehrte.* Im Jahre 1740 wurde der Bau eines recht grossartigen Einfahrt Thores am andern Ende des durch den Garten führenden Hauptweges begonnen, und in dem Jahre, nachdem Friedrich Rheinsberg verlassen hatte, vollendet. Es hatte eine Breite von dreizehn Metern, und Pfeiler korinthischer Ordnung, welche Kinder-Gruppen und Vasen von mächtiger Grösse trugen; es ist noch heute in leidlich gutem Zustande. Um dem Bilde nach dieser Richtung hin einen passenden Abschluss zu geben, wurde ausserhalb an einer ansteigenden Stelle des Terrains ein Obelisk aufgeführt. Mit dem Bau von Treibhäusern wurde begonnen, ebenso mit dem einer Orangerie, welche indessen nie vollendet, sondern später von Heinrich zu anderen Zwecken verwendet worden ist. Der von Bielfeld beschriebene Bacchus-Tempel, der die Gestalt einer umgekehrten, von Satyrn getragenen Punschbowle, erhalten sollte, kam nie zur Ausführung, er ist, glaube ich nicht einmal angefangen worden.

Im April des Jahres 1740, sechs Wochen vor Friedrich's Thronbesteigung, brannte die Stadt Rheinsberg bis auf den

* Irgendwo habe ich gelesen, dass die Park- und Garten-Anlagen von Rheinsberg nach Plänen Le Nôtre's angelegt worden seien. Das müssten dann posthume Pläne gewesen sein, da Le Nôtre im Jahre 1700 starb.

Grund nieder. Das Palais blieb unversehrt, von der Stadt aber blieb nichts verschont, als einige wenige Häuser und die Kirche. Der ganze Ort wurde, so wie wir ihn jetzt sehen, nach Knobelsdorff's Plänen, aber nicht unter seiner persönlichen Leitung, wieder aufgebaut.

Der junge König hatte den Kopf voller Pläne, wie er die Musen verlocken sollte, nach Berlin zu kommen, und sich dort niederzulassen — nein, für alle Zeiten ihr Standquartier daselbst zu nehmen; da galt es denn vor Allem, ihnen eine würdige Stätte zu bereiten; mit Anfang Juli begannen in der Stadt allerlei Gerüchte über die Bauten laut zu werden, die Seine Majestät auszuführen gedenke — ein neues Palais, ein Opernhaus, ein Schauspielhaus, eine Akademie der Künste, eine solche der Wissenschaften und, was weiss ich sonst noch Alles! Wem man nur immer Urtheil und Geschmack genug zutraute, der erhielt den Auftrag, irgend einen Jünger der Kunst oder Wissenschaft zu engagiren. Voltaire wurde ersucht, sich einiger französischer Schauspieler zu versichern, und an Suhm geschrieben, um Euler aus Petersburg kommen zu lassen; der Gesandte in Paris erhielt Auftrag, sich nach Tänzerinnen umzusehen, und Graun wurde nach Italien geschickt, um Musiker aufzutreiben. Knobelsdorff ging nach Frankreich, um mit eignen Augen sich die französischen Theater anzusehen, und Bildhauer zu engagiren, und wurde, als er im November zurückkehrte, zum *Surintendant* aller Königlichen Paläste und Garten-Anlagen, sowie zum Direktor der Theater und der Hofmusik ernannt.

Die ersten baukünstlerischen Werke, die er in die Hand nahm, waren das Opernhaus und das Charlottenburger Schloss, dessen Bau von König Friedrich I. begonnen, und während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelm's I. als Fragment liegen geblieben war. Der junge König hatte sich noch nicht darüber schlüssig gemacht, wo er seinen

Wohnsitz aufschlagen wollte. Er sehnte sich nach Rheinsberg, dann fielen seine Gedanken, noch zweifelnd freilich und ungewiss, auf Potsdam, und schliesslich fand er, dass doch wohl Charlottenburg, welches in so bequemer Nähe bei Berlin lag, der geeignetste Ort sein möchte; freilich musste es zuerst fertig gebaut werden. Für eine Zeit lang hatte das allerdings so viel nicht zu bedeuten, denn Friedrich brachte zunächst seine Frühsommer mehr in den Feldlagern, als in Palästen zu; allein es lag gar nicht in seiner Absicht, dass diese Lebensweise noch lange so fortgehen sollte, und er wünschte, wenn er heimkehrte, ein eigenes Wohnhaus bereit zu finden. Warum es nun so viel mehr Zeit erfordern sollte, an ein altes Schloss einen neuen Flügel anzubauen, als eine Provinz zu erobern, das wollte ihm nicht in den Kopf. In jedem Briefe drängte und bat er den Surintendanten, ja befahl ihm, sich zu beeilen, und zu gleicher Zeit ihm auf das Detaillirteste über den Fortgang der Arbeiten zu berichten. Knobelsdorff, der weder sehr schreiblustig war, noch, in welchem „*métier*" es immer sein mochte, viel Geduld und Nachsicht mit Dilettantismus hatte, war gar nicht der Mann, um Seiner Majestät zu willfahren. Er beeilte sich nach Kräften, sein Werk zu fördern, wurde er aber dazu angetrieben, so berichtete er über den Fortschritt desselben kurz und geschäftsmässig. Da der König nichts aus ihm herausbringen konnte, so wandte er sich an Jordan. Diese aus den Feldlagern in Böhmen datirten, ungeduldigen Nachfragen sind sehr spasshaft:

„Chrudim, den 8. Mai 1742. Fridericus Jordano Salutem! Ich habe einen Brief von Knobelsdorff erhalten, mit dem ich ganz zufrieden sein würde, wäre er nicht so ausserordentlich trocken und geschäftsmässig gehalten, und ginge ein wenig mehr in die Détails ein. Ich wollte, er schriebe mir über jede Astragale des Charlottenburger Schlosses vier Quartseiten voll, das würde mir das grösste Vergnügen machen."

„Im Lager zu Zleby, den 20. Mai . . . . . Ohne Zweifel wirst Du meinen Brief erhalten haben, in welchem ich Dir unseren grossen Sieg* melde . . . . . Sage Knobelsdorff, er soll mir mein liebes Charlottenburg in Stand setzen, und mein Opernhaus fertig bauen . . . . . .

Lager zu Brzezy (ohne Datum). „Ich erwarte mit Ungeduld einen Brief von Dir. Schreibe mir nur recht ausführlich über meine Bauten, die Ameublirung (von Charlottenburg) und die neuengagirten Ballettänzer, das heitert mich auf, und erleichtert mir die Bewältigung meiner Aufgaben, die in dem Grade, wie sie wichtiger, auch ernster und schwieriger werden.“ —

(Später): „Mache doch, dass der dicke Knobelsdorff mir endlich Nachricht giebt, wie sich Charlottenburg, mein Opernhaus und meine Gärten befinden. Ich bin einmal in dieser Beziehung ein Kind, und das sind meine Puppen, mit denen ich spiele.“ —

„Lager zu Kuttenberg, den 7. Juni . . . . . Schreibe mir nur recht viel von Charlottenburg, dem Parke und dem Opernhause, und gieb mir möglichst ausführliche Beschreibungen von Allem, so dass ich auf möglichst lange Zeit eine angenehme Zerstreuung habe.“ †

Was seine Majestät auch immer denken mochte, Charlottenburg wurde rasch und gut zu Ende gebaut. Noch heutigen Tages ist dieser spätere Theil des Schlosses bemerkenswerth durch das edle Maass seiner Verhältnisse und durch die Einfachheit, die in seinen Détails herrscht, und es ist in gewissem Sinne rührend, zu sehen, mit welcher Freudigkeit und Treue diejenigen, welche einst hier gearbeitet haben, an ihr Werk gegangen sind. Pesne, dessen grosses Fresko mit der „Aufgehenden Sonne“ in Rheins-

* Bei Chotusitz, den 17. Mai 1742.

* Oeuvres, etc. XVII., 198, 208, 214, 216, 221.

* Heutzutage besuchen die Fremden Charlottenburg gewöhnlich nur, um das Mausoleum und Rauch's Königin Luise zu sehen. Indessen ist das Innere des Palais ebenfalls sehr sehenswerth.

berg kaum trocken geworden, malte nun auch die „Aufgegangene" in Charlottenburg an die Decke des grossen Saales. „Prometheus, der das himmlische Feuer stahl, schwebt in der Mitte des Himmels, d. h. „Friedrich, der preussische Aar, der zur Sonne auffliegt, mit dem Motto: „nec soli cedit". Pallas Athene in voller Rüstung zeigt ihm seinen Weg. Unten in den vier Ecken der Saaldecke harren, seiner Befehle gewärtig, die vier Tageszeiten. Zu guterletzt ist Charlottenburg doch nicht der Privat-Wohnsitz Friedrich's geworden, sondern die offizielle Sommer-Residenz des Hofes. Der König, die Königin und der gesammte Hof pflegten bei allen grossen Staatsceremonien — wie Hochzeiten, Besuch fremder Fürstlichkeiten und dergl. — falls dieselben grade in die Sommerszeit fielen, sich während einiger Tage dort aufzuhalten, und die Honneurs zu machen.

Kaum ist je ein Jugendtraum so bald und schön in Erfüllung gegangen, als der, den Friedrich einst in den Rheinsberger Tagen von der Erbauung eines Opernhauses in Berlin geträumt hatte, das, sowohl in Bezug auf die Schönheit seiner baulichen Verhältnisse, wie den Glanz der Vorstellungen, es mit allen Opernhäusern der Welt aufnehmen, ja dieselben noch überbieten sollte. Am 5. September 1741, während der König in Reichenbach bei der Armee stand, legte Prinz Heinrich, der damals fünfzehn Jahr alt war, den Grundstein zu demselben, und Dank einer unerhört raschen Förderung des Baubetriebs, war es am 7. December 1742 in der That soweit fertig geworden, dass an diesem Tage die erste Vorstellung — es war Graun's „Cesare e Cleopatra" — darin stattfinden konnte. Das Aeussere war noch ganz unfertig, und selbst das Innere noch soweit zurück, dass noch alle Vergoldung fehlte, die Decke mit Segelleinwand drapirt werden musste, und in den Logen statt der Stühle einfache hölzerne Bänke standen. Aber das Staunen und Entzücken war trotz alledem nicht weniger gross. Solch

ein Theater, solch eine Vorstellung, in solch einer Stadt wie Berlin, hatte man noch niemals gesehen, oder nur für denkbar gehalten.

Ungefähr ein Jahr später war das Haus vollendet. Es hat grade ein Jahrhundert hindurch gestanden, denn im Jahre 1843 brannte es ab. Das Aeussere ist nahezu — leider nicht ganz — in Ueberinstimmung mit dem alten Plane restaurirt worden.

Es war in der That ein ausgezeichnetes, und für die Zeit seiner Entstehung, in Bezug auf die edle Einfachheit wie klassische Schönheit seines Styles, einzig dastehendes Bauwerk. Um es nur einigermassen nach seinem wirklichen Werthe zu schätzen, muss man sich den manierirten Geschmack jener Tage recht deutlich vor Augen stellen. Es zeigte, wie kaum ein anderes, was Knobelsdorff zu leisten im Stande war. Hätte er so weiter fortfahren können, wie er begann, er würde sicherlich grosse Dinge geschaffen haben; allein, das sollte ihm nicht vergönnt sein.

Es dauerte nicht lange, so wollte der König (und jeder Zoll in ihm war König!) auch im Reiche von Stein und Mörtel unumschränkt herrschen. War er in früherer Zeit Knobelsdorff's bewundernder „Lehrling" gewesen, so wollte er von nun ab selbst der „Mauermeister" sein. Die Lehren des Ersteren waren indessen nicht so tief eingedrungen, wie man hätte erwarten sollen; es zeigte sich, dass der „Styl" Seiner Majestät durchaus kein klassicher war. Im Allgemeinen hatte er für die Künste nur insoweit Interesse, als sie heitere Künste waren. Die Worte „ernst" und „streng", auf die Kunst angewendet, erschienen ihm wie eine „contradictio in adjecto". Er wollte mit seinen „Puppen" spielen. So liebte er in seinen Zimmern heitere, zarte Farben, eine lebhafte Musik auf der Bühne, und es konnte ihn beispielsweise eine Arie in Moll völlig verstimmen. In der Architektur war ihm das, was wir „Roccoco" nennen, das

Liebste, weil es ihm das Amusement gewährte, grillenhafte Einfälle in Stein und Mörtel zu verewigen. Das widerstritt nun durchaus den Ideen des „*Surintendant*"; dieser nahm es selbst sehr streng und ernst mit seiner Kunst *(métier)*, und war nicht der Mann, der es sich hätte gefallen lassen, dass das Streben und Endziel seines Lebens von jemand Anderem als Spielzeug behandelt wurde. Unglücklicherweise war es ihm nicht gegeben, das Beste, was in ihm lag, in einer angenehmen, halb spielenden Weise, und mit der sorglosen Nonchalance des wohlerzogenen Mannes vorzubringen, und dadurch sich williges Gehör zu schaffen. Vielmehr war er hartnäckig und unduldsam, und verdarb es mit den Leuten durch seinen bis auf's Aeusserste getriebenen, herben Ernst; wie so häufig Männer, die von einer einzigen grossen Idee erfüllt sind, und dabei unter dem Einflusse einer gründlich erschütterten Gesundheit stehen. Schliesslich, da ihm nichts Anderes übrig blieb, gab er denn doch dem Könige nach, aber immer mit verdrossener Miene, und nur Zoll für Zoll zurückweichend.

Die Ideen des Königs, so wird uns berichtet, waren stets „voller Poesie", da ihm aber jede Kenntniss von den Gesetzen der Baukunst abging, häufig solcher Art, dass sie sich nicht in Stein und Mörtel verkörpern liessen. So hatte der *Surintendant*, welcher sich der Grenzen seiner Kunst recht wohl bewusst war, selbst wo er den guten Willen zeigte, Seine Majestät bei Laune zu erhalten, und ihm in Fragen des Styls Opfer zu bringen, lange Kämpfe mit ihm in Bezug auf die Détails durchzufechten. Die Folgen davon waren endlose Misshelligkeiten. Ziemlich deutlich ausgedrückte Wünsche des Königs stiessen auf Widerspruch, ja, unter Umständen auf eine Weigerung, worauf dann direkte Befehle folgten, und bald genug kam die Zeit, wo der König überhaupt von Niemand mehr den leisesten Widerspruch vertrug. Man hat, vielleicht etwas schroff, aber ohne Zweifel

mit vollem Rechte, das Ende des zweiten schlesischen Krieges (von 1745—46 ab) als den Zeitpunkt bezeichnet, da der König inne wurde, wie er den Männern, welche ihn einst gebildet und erzogen hatten, himmelweit über den Kopf gewachsen war, und nun, nicht allein in Staatsangelegenheiten und als Stratege, sondern auch auf allen übrigen Gebieten des Lebens, allein herrschen wollte.* In dem Maasse, wie er mehr und mehr für alles, was in Preussen bis in die äussersten Ecken und Enden hin geschah, die einzige Triebfeder wurde, vermochte er es immer weniger und weniger zu ertragen, dass seine Befehle nicht buchstäblich ausgeführt wurden. Da mussten ihm denn die alten Lehrer, die nicht plötzlich vergassen, dass sie doch auch einmal in ihrem Fache etwas verstanden hatten, und sich nicht ohne Weiteres in gefügige Werkzeuge verwandelten, sehr unbequem sein.

Mit Knobelsdorff war dies eine Zeit lang mehr, als mit irgend einem anderen der Fall. Er hatte mit schwerem Herzen lernen müssen, seinen Träumen von griechischer Kunst zu entsagen, und die Hoffnung aufgegeben, dereinst irgend etwas ihr Aehnliches in Berlin wieder in's Leben zu rufen; allein, wenn er auch Friedrich nachgab, suchte er doch, als redlicher Mann und seinen Ueberzeugungen treu, aus den Entwürfen Seiner Majestät das Bestmögliche zu machen, und gerieth dann häufig, höchstwahrscheinlich in den meisten Fällen, mit ihm in Streit über die richtige Art und Weise, wie dieselben zur Ausführung zu bringen seien, da sein höheres Wissen ihm dazu Wege zeigte, die dem

* In noch späterer Zeit gesellte sich bei ihm zu der Neigung für das Befehlen, noch die zu belehren, und kaum liess er eine Gelegenheit vorübergehen, die Leute in Bezug auf ihren eigenen Beruf nach seiner Weise zu schulmeistern. So war er in den letzten Jahren seines Lebens mit demselben Eifer bemüht, Reichardt die Gesetze der musikalischen Composition beizubringen, wie Rüchel Unterricht in der Strategie zu ertheilen.

Auge des Dilettanten verborgen blieben. Der König, welcher nicht Lust hatte, mit einem Feinde zu kämpfen, der ihm überlegen war, andererseits aber auch den alten Freund nicht zu sehr verletzen mochte, indem er ihm immer wieder ein gebieterisches „fiat!" entgegenstellte, suchte beides dadurch zu vermeiden, dass er ihn häufig ganz aus dem Spiele liess, und es mehr und mehr so einzurichten, dass er ohne ihn fertig wurde. Seine Majestät hatte irgendwo in Potsdam einen gewissen Boumann aufgetrieben, einen Holländer, oder Sohn eines Holländers, der, wie man sagte, halb Maurer, halb Gärtner, und ganz der Mann war, zu thun, was ihm befohlen wurde. Es dauerte denn auch nicht lange, so machte ihn der König, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, zu seinem Hof-Architekten.

Sanssouci, mit dem noch heute die Erinnerung an den Namen Knobelsdorff verknüpft ist, wurde die unmittelbare Veranlassung zu dem schlimmsten Streite, der jemals zwischen dem Könige und ihm stattgehabt hat. Friedrich, der sich endlich entschlossen, auf seinem Lieblings-Hügel, wo er einst begraben zu werden wünschte,* eine Sommer-Residenz zu bauen, hatte hiezu selbst den ersten, rohen Entwurf gemacht; nach dieser Skizze fertigte Knobelsdorff eine Zeichnung, die, was er auch sonst von den Ideen des Königs denken mochte, im völligen Einklange mit diesen gehalten war. Soweit ging nun alles gut. Vielleicht hatte er gehofft, den Plan, wenn es einmal zur Ausführung desselben kam, noch modifiziren zu können; allein hierin täuschte er sich. Als der Bau frühzeitig im Jahre 1745 begonnen werden sollte, und er diese und jene Aenderungen vorschlug, wollte der König nichts davon hören. Knobelsdorff, der, wie uns berichtet wird, damals „noch nicht an Widerspruch seines ehemaligen Schülers gewöhnt war," bestand auf seiner Ansicht,

* Er ist schliesslich doch nicht daselbst begraben worden.

und der König, der seinerseits schon nicht mehr recht vertragen konnte, dass man ihm widersprach, blieb ebenfalls bei der seinigen. So kam es schliesslich einmal zu ziemlich lautem Wortwechsel. Am nächsten Morgen liess der *Surintendant* sagen, er sei krank, und habe einen Anfall von Blutspeien gehabt, der ihm jede Art von Anstrengung unmöglich mache. Der König schickte einen Doktor zu ihm, der das Blut sah. Manger, welcher uns die Geschichte erzählt, fügt hinzu, „dass es nicht immer möglich sei, zwischen dem Blute eines menschlichen Wesens und dem eines anderen Thieres genau zu unterscheiden." Wie dem auch sei, Knobelsdorff erhielt die Erlaubniss, Potsdam zu verlassen und nach Berlin zu gehen, Sanssouci aber wurde nach den von ihm entworfenen Plänen, d. h. so weit diese nach des Königs Sinn waren, von Boumann gebaut, der von da ab für lange Zeit Seiner Majestät recht wie ein Gottgesandter erschien, da er jeden Befehl, ohne ihn zu kritisiren, oder daran zu deuteln, geschweige denn darüber zu murren, buchstäblich ausführte.

Mehrere Jahre hindurch wurde kein Werk von irgend welcher Wichtigkeit in die Hände des *Surintendant* gelegt, öffentliche Gebäude wurden in Berlin ausgeführt, ohne dass man dazu seinen Rath eingeholt hätte. Dabei erlitten indess die persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Könige wenig Aenderung; Friedrich blieb seinerseits bei dem alten, rücksichtsvollen Verhalten ihm gegenüber, und Knobelsdorff, wie tief er sich auch verletzt und gekränkt fühlen mochte, hatte weniger Gelegenheit, dies zu zeigen. Sicherlich war die Erbitterung auf seiner Seite die grössere, da für ihn viel mehr auf dem Spiele stand. Bald nach der Sanssouci-Affaire gab ihm übrigens, wie berichtet wird, der König Beweise von Wohlwollen, sehr wahrscheinlich in der Absicht, seinen Groll dadurch zu beschwichtigen. Als nämlich Keyserlingk im Jahre 1745 starb, und ein kleines

Töchterchen hinterliess, ernannte er Knobelsdorff zum Vormunde des Kindes, beschied ihn, da er sich in Folge dieses traurigen Ereignisses sehr vereinsamt fühlte, und danach sehnte, wieder einmal ein altes, befreundetes Gesicht zu sehen, zu sich, und Knobelsdorff reiste nach Schlesien, um ihn zu trösten. Kurze Zeit darauf machte ihm der König ein werthvolles Geschenk mit zwei Häusern in Berlin (eines in der Kronen-, das andere in der Leipzigerstrasse und mit ihren Rückseiten an einander grenzend). Obwohl Knobelsdorff jetzt wenig, oder gar nichts mehr mit dem Bau von Sanssouci zu thun hatte, fuhr er doch fort, an der Anlage des Parkes und der Gärten daselbst zu arbeiten. Der König wünschte bei derselben an Rheinsberg erinnert zu werden, oder richtiger gesagt, einige der dortigen Entwürfe, deren Ausführung zwar begonnen, aber so plötzlich unterbrochen worden war, nunmehr zu verwirklichen. In der Skizze, die er selbst von der Südfront des Schlosses Sanssouci entworfen, hat er, mehr oder weniger bewusst, die Orangerie und den Bacchus-Tempel, deren Ausführung man für Rheinsberg im Plane gehabt hatte, in Eines verschmolzen. Im weiteren Verfolg dieser Intentionen des Königs, baute Knobelsdorff, um der Aussicht vom Portale des Freundschafts-Tempels aus, einen Mittelpunkt und Abschluss zu geben, ein dem Rheinsberger ähnliches Einfahrts-Thor mit einem Obelisk dahinter.

Als Alles fertig war, wurde Sanssouci am ersten Mai 1747 „feierlich eingeweiht". Es war ein glänzender Kreis, der sich an diesem hochfestlichen Tage hier zusammenfand. Hatte man ihm doch seit langer Zeit entgegengesehen, in der Erwartung, dass er die Inauguration eines — diesmal in vollem Ernste gemeinten, weiteren Ausbaues jener idealen „Platonischen Republik", (freilich unter der Aegide eines gekrönten, unumschränkt gebietenden Hauptes, mit grösserer Freiheit des Raisonnements) bedeuten solle, wie sie

in Rheinsberg zwar als Ziel vorgeschwebt, sich aber vor ihrer Verwirklichung aufgelöst hatte. Der schöne Frühsommer-Abend auf den breiten Terrassen von Sanssouci mag die Erinnerung an so manchen, ihm völlig gleichen in früheren Jahren verlebten, wieder wachgerufen haben, da man in jenem „stillen Thale" sich der republikanischen Genüsse, besonderes des kühnen Denkens und der freien Rede, nur ganz verstohlen erfreuen durfte. Alle die alten Freunde, soweit sie noch am Leben, waren da, gleichzeitig natürlich auch eine grosse Zahl von neuhinzugekommenen. Von dem alten Rheinsberger Kreise wurden ein Paar der Besten und Theuersten — Jordan und Keyserlingk leider! leider! — schmerzlich vermisst; nicht minder Andere, die zwar niemals dort gesehen worden waren, auf deren Gesellschaft man aber für die Jahre, die später kommen sollten, so sehr gehofft hatte.

Knobelsdorff war sicherlich da, und wurde selbstverständlich später noch häufig nach Sanssouci eingeladen; allein es scheint, als habe sich bald nach dieser Zeit eine gewisse Kluft, oder Entfremdung zwischen dem Könige und ihm bemerklich gemacht. Sein barsches Wesen und seine derbe Sprache, die eher schlimmer als besser wurden, harmonirten zu wenig mit dem Tone *à la française,* der in diesem eleganten, geistig angeregten und verfeinerten Kreise herrschte. Ihm war es keineswegs nur darum zu thun, zu gefallen; und wo es galt, die Leute zu belehren, da stiess er ihnen wohl mit seiner rauhen, ungestümen Hand fast die Augen aus, die er ihnen zu öffnen gedachte. Eine solche Natur musste nothwendig sehr unbequem werden und abstossend wirken. Der Kummer, den er empfand über seine getäuschten Hoffnungen, über die Nichterfüllung alles dessen, was er einst ersehnt hatte, nagte an seiner Seele, wie an seiner Gesundheit. Er lebte zuerst in dem einen, dann in dem anderen seiner beiden Häuser in Berlin

und den Sommer über in seiner kleinen Meierei an der Spree, da, wo jetzt das Schloss Bellevue steht.* Gesellschaft suchte er nicht auf, aber er war freundlich gegen Alle, die *ihn* besuchten; am liebsten war es ihm freilich, wenn man ihn sich selbst und seinen Arbeiten überliess. Einen Gegenstand für die letzteren, der ihm viel Vergnügen bereitete, bildete die Anlage des *Thiergartens*. Friedrich legt in seinem *Eloge de Knobelsdorff* hierauf besonderen Werth, indem er „die Verschiedenartigkeit der Laubmassen und deren Gruppirung" hervorhebt; eine damals in Deutschland noch ganz neue Kunst. Einige Fahr- und Fussgänger-Wege im *Thiergarten* existiren heute noch so, wie er sie gelassen; wohl auch noch mehrere Privathäuser, (es sind freilich nicht viele mehr) die er gebaut hat.

Das letzte grosse Werk, wozu er nicht nur den Plan entworfen, sondern dessen Ausführung er auch selbst überwacht hat, war das Palais des Fürsten von Anhalt Dessau. Im Laufe der Zeit hat er dann wieder angefangen, Pläne für öffentliche Gebäude in Preussen zu zeichnen; Pläne, die dann später, bisweilen erst, nachdem sie bedeutende Abänderungen erlitten hatten, von Boumann, oder Anderen ausgeführt worden sind. Knobelsdorff behandelte Boumann stets als „Maurer", und verhöhnte seine „Handwerkerarbeit", obwohl er recht gut wusste, dass Seine Majestät gewöhnlich einen sehr aktiven Antheil an jedem von ihm genehmigten Détail hatte. Das Stadt-Schloss zu Potsdam wurde Anfangs von Knobelsdorff selbst, und später durch Boumann, nach Knobelsdorff's Plänen umgebaut, und durch Anbauten vergrössert. Um der Façade den letzten Schliff zu geben, liess der Holländer über einer Anzahl Fenster

---

* Ich weiss nicht, ob die Milchwirthschaft wirklich Milch produzirte. Friedrich hatte das Privilegium, Kühe im *Thiergarten* weiden zu lassen, aufgehoben. Raumer. *Der Thiergarten bei Berlin.* S. 44.

menschliche Köpfe (wahrscheinlich solche aus der Antike) anbringen, und zwar in der Mitte jedes Krönungsgesimses, als eine Art von Schlussstein, je einen Kopf. Als Knobelsdorff darauf das nächste Mal nach Potsdam kam, sagte er, „das Palais sähe jetzt aus, wie das Serail des Grosstürken, mit den als Trophäen aufgesteckten Köpfen der Erschlagenen daran. Einige Zeit nachher setzte Boumann wieder über die Fenster mehrerer Privathäuser grinsende Faunsköpfe, welche die Zunge herausstreckten. Diesmal machte Knobelsdorff einige Bemerkungen von so schneidender Art, dass der König, der die Spitze derselben fühlte, obwohl er sehr aufgebracht war, in der That die Köpfe von der Façade des Schlosses wegnehmen liess. Die leer gelassenen, mit Mörtel ausgefüllten Stellen, sind noch heute zu sehen. Auch von den Faunsköpfen wurden einige herausgenommen.

Allem Anschein nach hegte Knobelsdorff durchaus keine Abneigung gegen die Anbringung von Skulpturen an Gebäuden, selbst wenn sie humoristischer Natur waren, nur mussten sie Sinn haben. Als das Militär-Lazareth in Potsdam gebaut wurde, liess er selbst auf des Königs Wunsch in der Façade vier Ochsenköpfe anbringen, um die Doktors zu ärgern. Einige spezifisch pädagogische Attribute an dem Schulhause daselbst, welche den richtigen Weg zum Lernen klar machen sollen — ein Rektor Orbilius mit einer Ruthe in der Hand, der einen Knaben, das Gesicht nach unten, über seine Knie gelegt hält — sollen ebenfalls dem heiteren Humor Seiner Majestät ihre Existenz verdanken. (Die Gruppe ist von Glum's Hand.)*

* Das neue Schulhaus und die beiden Pfarrhäuser befanden sich alle unter einem und demselben Dache. Sie waren eine Copie nach dem Pallaste des Cardinals Quirini in Rom. Ich glaube, es ist dasselbe Schulhaus, in Bezug auf welches uns Manger (*Baugeschichte von Potsdam* II. 456) erzählt, dass, als das Gebäude fertig war, und die Geistlichen davon Besitz ergreifen sollten, diese im hohen Grade ungehalten

Da, wo die Berliner Strasse in die Stadt Potsdam einmündet, hatte der König mit Hilfe Boumann's ein sehr schönes Thor bauen lassen. Sobald es fertig war, lud der König eines Tages Knobelsdorff zum Diner ein, und schickte seine Equipage bis nach Berlin, um ihn abzuholen. Als die Tischgesellschaft beisammen, erschien der König, diesmal in besonders guter Laune und sehr gnädiger Stimmung, und eine der ersten Fragen, die er an Knobelsdorff richtete, war: „Nun, wie gefällt Ihm denn das Thor?" indem er artig hinzusetzte: „Sein Dummkopf von Boumann hat es gebaut." „Das ist ohne Zweifel der Grund, weshalb ich es gar nicht bemerkt habe", erwiderte Knobelsdorff, worauf der König in der ersten Aufwallung sagte: „Er thäte besser, wieder nach Hause zu gehen", und ihm den Rücken kehrte. Knobelsdorff verliess sofort das Zimmer, miethete sich einen Wagen und fuhr davon. Als zur Tafel gerufen wurde, war er nirgends zu finden, aber von der Thorwache kam die Meldung, dass der *Surintendant* auf seinem Wege nach Berlin das Thor passirt habe. Sofort wurde ein Mann zu

---

darüber waren, an der Frontseite der Dach-Etage einen langen, dunkelen Bodenraum, statt wohnlicher Mansardzimmer, zu finden. Der König hatte nämlich aus Gründen der äusseren Symmetrie angeordnet, dass nach der Strassenseite zu gar keine Fenster, nicht einmal Oberlichter, in den Dach-Etagen der beiden Schulhäuser angebracht werden sollten. Die Kirchenvorsteher richteten nun, nachdem sie die Dachräume ihrer Häuser in Augenschein genommen hatten, ein amtliches Schreiben an den Baumeister, worin sie ihn anwiesen, auch nach der Frontseite hinaus Mansardenzimmer herzustellen, sowie sie an der Rückseite bereits vorhanden seien. Der Baumeister konnte natürlich nicht anders, als einen abschläglichen Bescheid geben, und berief sich dabei auf die entgegenstehenden Befehle des Königs. Darauf erliess der Kirchenvorstand, der in einer zweiten Sitzung über die Weigerung des Baumeisters berathen hatte, folgendes Erwiederungsschreiben an denselben: „Es gehöre zur Kunst eines Baumeisters, auch diejenigen Gemächer, in deren Umfassungsmauern keine Oeffnungen dürften gemacht werden, zu erhellen, und dies könne man von ihm mit Recht fordern."

Pferde abgesandt, um ihn zurückzuholen; allein der *Surintendant* antwortete demselben: „Seine Majestät haben mir selbst befohlen, nach Berlin zurückzukehren, und ich bin nicht einen Augenblick im Zweifel darüber, ob ich Allerhöchst Seinen Befehlen, oder denen eines gemeinen Soldaten zu gehorchen habe!“ und fuhr weiter.

Dies soll das letzte Mal gewesen sein, dass Friedrich und er sich begegnet sind. Knobelsdorff, dessen Gesundheit schon seit langer Zeit erschüttert war, kränkelte, und starb im Herbste 1753. Er war nie verheirathet, hinterliess aber zwei kleine Mädchen, deren Mutter „die Tochter des Kirchendieners in Charlottenburg" war. Diese Kinder erhielten, in Folge eines auf dem Sterbebette an den König gerichteten Briefes, die Befugniss, das Vermögen des Vaters zu erben, und seinen Namen, aber ohne das Adelsprädikat, anzunehmen. Von der Mutter, die sehr schön war, hat er zwei Portraits hinterlassen. *

Der König schrieb selbst ein „*Eloge de Knobelsdorff* für die *Academie*“. Er liess darin dem rechtschaffenen Charakter und den grossen Talenten des Verstorbenen die vollste Gerechtigkeit wiederfahren, sagte aber nicht, dass er selbst oft versäumt habe, ihm gerecht zu werden, als es noch Zeit gewesen wäre; allein, indem er der alten Zeiten gedenkt, wird er weich, die spätere Entfremdung zwischen ihm und dem alten Freunde macht ihn betrübt, und er sucht die Sonderbarkeiten des Verstorbenen im besten Lichte darzustellen.

„Herr von Knobelsdorff“, sagt er, „war eine so offene,

---

* Die hauptsächlichste Quelle über Knobelsdorff ist sein, von einem seiner Seiten-Verwandten geschriebenes Leben: *Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff, der Baumeister und Freund Friedrich's des Grossen. Von Wilhelm von Knobelsdorff.* Berlin, 1861. Dann findet sich auch ein Aufsatz von Villaume über ihn im vierten Bande (1869) der *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams.*

rechtschaffene Natur, dass er sich der allgemeinsten Achtung erfreute. Er war gewohnt, stets die Wahrheit zu sagen, und dabei überzeugt, dass er damit Niemand verletze. Alles gefällige Wesen war ihm zuwider, und er duldete keine Beschränkung seiner Freiheit. Man musste ihn sehr genau kennen, um seine Verdienste völlig zu würdigen. Dem Talent war er ein Förderer, den Künstlern ein Freund, und wollte eher aufgesucht sein, als dass er sich selbst den Leuten in den Weg stellte. Vor Allem muss zu seinem Lobe gesagt werden, dass er trotz des Ehrgeizes, der ihn beseelte, sich niemals neidisch gezeigt hat; zwei menschliche Triebe von so durchaus verschiedener Natur, dass man den Künstlern und Männern der Wissenschaft, um ihrer eigenen Ehre und Ruhe willen, wie im Interesse der Gesellschaft, nicht dringend genug empfehlen kann, recht streng zwischen ihnen zu unterscheiden.“* Der grössere Theil des *Éloge* wird natürlich von dem Lebens-Abriss des Künstlers in Anspruch genommen, und der Verfasser lässt ihm darin die höchste Anerkennung zu Theil werden.

Nach Knobelsdorff's Tode ging sein kleines Landhaus an der Spree aus einer Hand in die andere, fuhr aber fort,

---

† Es wird nicht uninteressant sein, daran zu erinnern, dass Friedrich diese Bemerkungen in demselben Jahre niederschrieb, in welchem Voltaire in so geräuschvoller Weise sich verabschiedet hatte, und zwar kaum sechs Monate nach diesem aufregenden Ereignisse, als es ihm noch in ganz frischem Andenken war, wie wenig es dem hochbedeutenden Manne gelungen war, „zwischen Ehrgeiz und Neid zu unterscheiden“.

* Nach den *Oeuvres* hat Friedrich acht *Eloges* für die Academie der Wissenschaften verfasst, und zwar zu Ehren von Jordan, Duhan, General Goltz, La Mettrie, Stille, Knobelsdorff, Prinz Heinrich (des Jüngeren) des Königs Neffen) und Voltaire. Ein „*Eloge de Keyserlingk*“ hatte er begonnen, da er aber damals von einem Feldlager zum andern getrieben wurde, dasselbe unvollendet gelassen. Maupertuis hat dann dafür ein anderes geschrieben; übrigens ist es auch noch zweifelhaft, ob selbst in dem „*Eloge de Duhan*“ irgend etwas wirklich aus Friedrich's Feder geflossen ist.

seinen Namen zu tragen. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war „Knobelsdorff's Meierei" der gewohnte Ziel- und Wendepunkt für die guten Bürger von Berlin, wenn sie an Sommerabenden ihren Spaziergang im Thiergarten machten. Sie pflegten dann irgend eine Erfrischung *„unter den Zelten"* (diese *„Zelte"* bestehen heutzutage aus sehr solidem Mauerwerk) einzunehmen, und wandelten wieder nach Hause. Im Jahre 1785 kaufte Prinz Ferdinand die Meierei, sowie das dazu gehörige Grundstück, und baute daselbst das Schloss Bellevue.

Knobelsdorff's Haus steht noch; der Gärtner wohnt darin, und gestattet freundlich dem neugierigen Fremden einzutreten, und sich die stark beschädigten und übermalten Fresken Pesne's anzusehen.

An Rauch's Monument Friedrich's des Grossen figurirt Knobelsdorff in einem Basrelief mit Sanssouci im Hintergrunde. Er überreicht Friedrich die Bronzestatue des „betenden Knaben", die er für den König aus der Sammlung des Prinzen Eugen (wie man sagt, bei Gelegenheit als dieselbe aufgelöst wurde) angekauft hatte. Sie stand früher in Sanssouci, bildet aber jetzt seit vielen Jahren einen der Hauptschätze der Berliner Skulpturen-Gallerie. *

Knobelsdorff's Antheil an der Kunst-Entwicklung seines Vaterlandes ist anerkannter Maassen ein weit grösserer, als dies Angesichts der misslungenen Ausführung so vieler seiner Entwürfe, auf den ersten Blick erscheinen mag; — ein grösserer, als er ihn selbst, wenn er auf seine vereitelte und verfehlte Carrière zurückblickte, erhoffen durfte.

---

* Ranke (der in seinen Angaben immer zuverlässig ist) sagt, dass es Fürst Lichtenstein war, der den *betenden Knaben*, nachdem er ihn gegen ein anderes Kunstobjekt von dem Prinzen Eugen eingetauscht hatte, unter Knobelsdorff's Vermittelung an Friedrich verkaufte. Prinz Eugen hatte ihn vom Marquis de Belleisle für 18,000 Fr. erstanden. (*Zwölf Bücher preussischer Geschichte*, III., 451.)

Das Wenige, was ihm erlaubt war, zu schaffen, und das Viele, was er wenigstens angestrebt hat, haben gleichsam die Grundlage gebildet, auf welcher die wiederauferstandene Kunst in Berlin später Fuss fassen konnte. Eine Wiederauferstehung, die um die Mitte unseres Jahrhunderts zu grossen Dingen geführt hat. Fasst man das Wort im zeitlichen Sinne auf, so mag er als einer der ersten Reformatoren der Kunst in Norddeutschland genannt und bei dieser Gelegenheit hervorgehoben werden, wie viele unter diesen — z. B. Knobelsdorff, Winckelmann, Schadow und Schinkel, (unter denen der zweite als der Reformator, oder richtiger, Wiedererwecker der Kunst, nicht nur für Norddeutschland, sondern für ganz Europa anzusehen ist) Kinder der Mark Brandenburg gewesen sind.

Nach Knobelsdorff's Tode scheinen die Ideen, die er zu verkörpern versucht hatte, wieder für eine Zeit lang geschlummert zu haben; der Same, den er ausgestreut, hat lange Zeit gebraucht, ehe er aufging; wurde ihm doch seitens der höchsten Autorität keine freundliche Pflege zu Theil. Trotzdem aber lassen sich selbst damals Spuren seiner Keim- und Lebenskraft nachweisen. In den Zustand roher Barbarei, wie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., ist der allgemeine Kunstgeschmack nicht wieder zurückgesunken. Ohne Zweifel hat sich durch Knobelsdorff's Einfluss bei vielen der jüngeren Architekten, wohl auch in weiteren Kreisen des intelligenten und gebildeten Publikums, ein Umschwung in Bezug auf den Schönheitssinn vollzogen. Und so haben seine Werke den allgemeinen Geschmack, gleichsam *par force majeure,* auf einem höheren Niveau, als dem natürlich gegebenen, erhalten. Nur in Friedrich's eigenen architektonischen Entwürfen finden wir keine Spur dieses Einflusses. Als der *Surintendant* todt war, fühlte er sich endlich frei und ungehindert, seinen eigenen Weg zu gehen, ohne damit entweder Widerspruch hervorzurufen,

oder irgend Jemand zu verletzen, und dreissig oder noch mehr Jahre hindurch wurden Seiner Majestät „Ideen" von der Hand seines getreuen Boumann gewissenhaft und nach dem Buchstaben in Ausführung gebracht. Von Geist oder „Poesie" freilich vermögen wir Späteren wenig darin zu entdecken. Was wir finden, sind vielfache und oft seltsame Excentricitäten; plötzliche Einfälle, Grillen, oder Seitenhiebe autokratischen Humors und Witzes, wie sie eine flüchtige, scherzhafte Anwandlung seiner despotischen Natur grade eingab; in dem dauerhaftesten aller Materialien verewigt, müssen sie bei der Nachwelt eher einen bedauerlichen, als sonst irgend einen Eindruck hervorrufen.

Einige dieser Friedrich'schen, in Sandstein verkörperten Scherze sind schon oft erzählt worden. Der folgende, für dessen historische Aechtheit ich nicht entfernt einstehen will, ist vielleicht weniger bekannt, und mag, wenn er auch sonst weiter keinen Werth hat, als Illustration dafür dienen, wie eifrig in der Stadt, die nunmehr zur Metropole des Deutschen Reiches geworden, der Volksgeist bemüht gewesen ist, sich einen Sagenkreis zu schaffen.

Am Alexanderplatz zu Berlin steht ein Haus, das bekannt ist unter dem Namen, „das Haus mit den neunundneunzig Schafköpfen". Es wird erzählt, Friedrich der Grosse habe einst einem Manne, von dem er viel Gutes gehört, in seiner königlichen Huld ein schönes Haus in der Landsberger Strasse zum Geschenk gemacht. Darüber sei nun bei einem Nachbar, der, um die Ecke herum, auf dem Alexanderplatze wohnte, solcher Neid erwacht, dass ihn die Begierde nach einem ähnlichen Zeichen königlicher Gunst, nicht mehr habe schlafen lassen. Nicht, dass es ihm etwa Noth gethan hätte, denn er war reich; es war nur die damit verbundene Ehre, an der sein Herz hing. So fing er denn an, grosse Summen an die Armen zu geben, und sich bei allerlei nützlichen und wohlthätigen Unter-

nehmungen als Leiter zu betheiligen; und richtig, der König, der von diesem edelherzigen Manne vernahm, liess ihn vor sich bescheiden, und sich eine Gunst ausbitten. Da bat er denn, er möchte gern ein Haus haben; und ehe noch ein Paar Monate in's Land gegangen, war das Haus gebaut, und der glückliche Eigenthümer hatte Besitz davon ergriffen. Aber auch jetzt war er noch nicht zufrieden, die Statuen auf dem Hause des Nachbars liessen ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Nun wollte es der Zufall, dass der alte Fritz eines Tages grade des Weges daher ritt, und still hielt, um den Mann zu fragen, wie ihm denn sein neues Haus gefiele? Da sagte dieser, es gefalle ihm ganz ungeheuer, — allein, etwas fehle doch noch daran — wenn Seine Majestät doch geruhen wollten, ihm auch so ein Paar Figuren darauf zu setzen, wie seinem Nachbar. „Gewiss", sagte der König; „Er soll die Figuren haben!" und befahl, dass neunundneunzig Schafsköpfe in Sandstein an dem Hause angebracht werden sollten (fünfzehn sollen davon noch heutigen Tages zu sehen sein). Das nächste Mal, als der König wieder des Weges ritt, beklagte sich der Mann, unter Furcht und Zittern, über seine Nachbarn, die so boshaft wären, zu sagen, dass die bewussten Skulpturen eine Anspielung auf den Haus-Eigenthümer sein sollten. „Aber Er hat ja nun, was Er wollte", sagte der König. „Ja gewiss", erwiderte der Mann, — aber, halten Euer Majestät zu Gnaden, die Schafsköpfe!" „Gut! Ich verstehe", antwortete der König, „es sind nur neunundneunzig! — will Er das Hundert voll haben, dann stecke er nur Seinen eigenen Kopf zum Fenster hinaus. Guten Morgen!" und ritt weiter.

Capitel XI.

Antoine Pesne.

Wird durch König Friedrich I. nach Berlin berufen, und Direktor der Akademie — Wird von König Friedrich Wilhelm I. seines Amtes enthoben — Geht nach England — Kehrt nach Berlin zurück — Zeichnet sich als Portraitmaler aus — Malt Hofdamen — Der kleine Fritz mit der Schwester und dem Mohren — Seine Fresken zu Rheinsberg und Charlottenburg — Die aufgehende und die aufgegangene Sonne.

Antoine Pesne wurde im Jahre 1683 zu Paris geboren. Er entstammt einem Geschlechte von Künstlern; sowohl der Vater wie der Grossvater (Jean Pesne, der bekannte Kupferstecher) waren Jünger der Kunst, und in noch hervorragenderem Grade darf dies von dem Bruder der Mutter, Charles de la Fosse, gelten. Nachdem er in der Lehre und unter dem Vorbilde dieser Männer selbst zum Manne gereift, ging Anton nach Italien, und dort wurde ein Portrait des preussischen Barons von Knyphausen, das er im Jahre 1707 zu Venedig gemalt hatte, Veranlassung, dass Friedrich I. ihn als ersten Hofmaler und Akademie-Direktor nach Berlin berief. Im Jahre 1710 langte er, der sich inzwischen zu Rom mit Anna, einer Tochter Guyot de Buissons, verheirathet hatte, in Berlin an. Als Direktor bezog er das ansehnliche Gehalt von zwölfhundert Thalern, und hatte in

seinem Atelier über fünfzig Schüler. Aber böse Zeiten waren im Anzuge, und brachen bald genug über die Akademie herein, sowie Friedrich I. im Jahre 1713 die Augen geschlossen hatte. Friedrich Wilhelm jagte die Jünger der Kunst von dannen, und zog ihre Gehälter ein, so dass Pesne, der rasch ein gesuchter Mann geworden war, für lange Zeit sich hauptsächlich durch Portraitmalen ernähren musste. Im Jahre 1716 malte er das Bildniss der beiden ältesten Kinder des Königs, Wilhelmine und Friedrich, welches zu wiederholten Malen in Kupfer gestochen worden, und von dem ein Abdruck dem ersten Bande von Carlyle's Geschichte Friedrich's des Grossen beigegeben ist. Einige Jahre darauf ging er nach England, und malte mehrere Mitglieder der Königlichen Familie, blieb aber nicht so lange dort, wie er beabsichtigt hatte, „da seine französische Manier", wie Fuessli sagt, „drüben nicht gefiel". Er kehrte nun nach Berlin zurück, und nahm seine alte Thätigkeit wieder auf; aber erst als der Kronprinz zum Manne herangewachsen war, oder richtiger, erst als er den Thron bestiegen hatte, brachen für Pesne und seine Kunstgenossen bessere Tage an.*

In Bezug auf seine Fresken in Rheinsberg und Charlottenburg möge das Wenige genügen, was darüber an anderer Stelle bereits gesagt wurde. Die später in Sanssouci von ihm ausgeführten liegen ausserhalb der Grenzen dieses Buches; und obwohl einige derselben zu ihrer Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangten, so lag doch weder in ihnen, noch in den historischen Bildern, sondern in den Portraits, Pesne's eigentliche Stärke. Er hat beinahe alle Personen

* Seiner Frau nächste Verwandte, die Du Buisson (Vater, drei Brüder und zwei Schwestern), die sämmtlich, oder fast sämmtlich, Blumen-Maler, resp. Malerinnen waren, folgten Pesne nach Berlin, und liessen sich dort nieder. Einen von der Familie, wahrscheinlich den Vater, finden wir, gleichzeitig mit Pesne, in Rheinsberg, ohne Zweifel als Dekorationsmaler, beschäftigt.

von einiger Distinktion in Preussen und dessen Nachbarländern gemalt, und in den Bidnissen, zu denen ihm eine hübsche Hofdame gesessen, sich gradezu selbst übertroffen. Seine Portraits sind nicht allein ihrer Sujets wegen, sondern auch durch die Art ihrer Behandlung interessant; man findet sie, ebenso wie seine mythologischen Bilder, in den Gallerien von Berlin, Dresden und Braunschweig zahlreich vertreten, auch in Privathäusern sind sie nicht selten. Aber obgleich Pesne in der Kunstgeschichte seiner Zeit einen bedeutenden Platz ausfüllt, und von hervorragenden Kunstkritikern (unter Anderem von Waagen) ein eminenter Künstler genannt wird, wissen doch die Geschichtschreiber von ihm kaum mehr, als seinen Namen.* Ein sorgfältiger Bericht über die von ihm gemalten Portraits, würde für Jemanden, der hiezu Beruf fühlt und gerade Musse hat, eine recht dankbare Aufgabe sein.

Es existirt eine französische Ode Friedrich's auf Pesne, die vom 14. November 1737 datirt ist*, und zu der Zeit geschrieben wurde, als der Künstler den Auftrag erhalten hatte, die Plafonds im Schlosse zu Rheinsberg mit Gemälden auszuschmücken. Sie ist ziemlich lang, ganz in Friedrich's gewohntem Style, aber eines der erfreulichsten Erzeugnisse desselben; — ich möchte sagen, vielleicht das erfreulichste, einfachste, frischeste und lesenswertheste von allen. Damit soll indessen keineswegs gesagt sein, dass sie etwa an irgend einer Stelle den Bannkreis der Gemeinplätze durchbräche; allein auf diesem, ihrem heimathlichen Boden, bewegt sie sich mit soviel Anmuth, dass man seine Freude daran hat. Mit einiger Ausführlichkeit verweilt die Dich-

---

* Die beste mir bekannte Notiz über Pesne ist, nächst der von Nagler, die, welche Dussieux in seinen *Artistes Français à l'étranger* giebt.

† „*Poëme adressé au Sieur Antoine Pesne.*" *Oeuvres, etc.*, tome XVI., pp. 30 etc.

tung bei drei der damals neusten Portraits Pesne's, dem der Königin (der Mutter des Dichters), der Hofdame, Fräulein von Wallmoden und dem des Fürsten Leopold von Dessau. Dieselben werden beschrieben und hochgepriesen, und dann wird der Künstler, welcher sich auf das Gebiet der kirchlichen Kunst verirrt hatte, ermahnt, dies aufzugeben, und sich an gute Modelle und mythologische Stoffe zu halten. Die Ode beginnt mit einem grossartigen Ergusse:

„Quel spectacle vient de frapper mes yeux!
Oui, Pesne, ton pinceau te place au rang des dieux.“ etc. etc.

und endet dann, wie folgt:

„Abandonne tes saints entourés de rayons,
Sur des sujets brillants exerce tes crayons;
Peint-nous d'Amaryllis les danses ingénues,
Les nymphes des forêts, les Graces demi-nues,
Et souviens toi toujours que c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit sont être et le jour.“

Pesne malte Friedrich als König im Jahre 1742. Es ist dies jenes bewundernswerthe Bildniss, welches in Kupfer gestochen, dem dritten Bande von Carlyle's Geschichtswerke, sowie auch dem ersten Bande der Quartausgabe von den *Oeuvres de Frédéric* beigegeben ist.

Pesne und Knobelsdorff waren die einzigen Maler, welchen Friedrich jemals gesessen hat; mit einer Ausnahme allerdings, nämlich der des Braunschweiger Hofmalers Zisenis, dem er, auf die dringende Bitte der Herzogin von Braunschweig, zu Salzdahlum eine Sitzung von der Dauer einer Stunde bewilligte.*

* Dies fand in der Zeit zwischen 1770 und 1775 statt. Fiorillo *Geschichte der zeichnenden Künste*, I. 392.

Die, ausser dem eben erwähnten in der Prachtausgabe (in Quart) der *Oeuvres de Frédéric* noch befindlichen Bildnisse Friedrich's I., Friedrich Wilhelm's I., Sophie Dorotheens und Knobelsdorffs, sind ebenfalls nach Pesne. Auch das im Schlosse zu Hampton Court befindliche Portrait Friedrichs, wird ihm von Waagen zugeschrieben.

Capitel XII.

Die Jugendgenossen.

Keyserlingk, der sechs Sprachen in einem Athem spricht — Zeigt sich im Schlafrocke und mit der Jagdflinte auf der Schulter — Seine Ergebenheit für Friedrich — Jordan — Früher ein Prediger, nachmals ein Skeptiker — Und ein Bücherwurm — Der Tod Jordan's, Keyserlingk's und Duhan's.

Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, dass von allen Freunden Friedrich's aus jener Zeit — und die Freundschaften, die er in späteren Jahren geschlossen, haben nicht den intimen Charakter gehabt, wie die aus seiner Jugendzeit — Keyserlingk ihm am nächsten gestanden hat und am theuersten gewesen ist. Und grade über ihn weiss man so gut, wie gar nichts. Das von Maupertuis zu seinem Andenken für die Akademie der Wissenschaften geschriebene, und ziemlich förmlich gehaltene *Éloge de M. de Knobelsdorff* sagt wenig über ihn. Bielfeld sowohl, wie Pöllnitz haben Schilderungen seiner Persönlichkeit hinterlassen, so wie dieselbe sich ihnen darstellte, Schilderungen, die einander sehr ähnlich, und obwohl sie seine Herzensgüte sehr hervorheben, keineswegs schmeichelhafter Natur sind. Er selbst hat, trotz seiner bedeutenden Befähigung, Nichts hinterlassen, woraus sich ein Urtheil über ihn bilden liesse. Wir wissen nur, dass er eine französische Uebersetzung des „Rape of the Lock" verfasst hat. Seine Corre-

spondenz mit Friedrich ist möglicher Weise noch vorhanden, bis jetzt aber nicht an das Tageslicht gekommen. Im Jahre 1837 machte Preuss in etwas mysteriöser Weise der Welt Hoffnung auf das Erscheinen derselben.* Wie es indessen scheint, ist ihm dieselbe, als er einige Jahre später seine eigene, grosse Ausgabe der Werke Friedrich's in die Hand nahm, nicht zur Verfügung gestellt worden. Seitdem sind vierzig Jahre verflossen, und man hat, meines Wissens, nichts wieder von ihr zu hören bekommen.

Wie so viele Andere aus dem Rheinsberger Kreise, war auch Keyserlingk von Geburt kein preussischer Unterthan. Er wurde am 5. Juli 1698 auf dem Familien-Gute Octen in Kurland geboren, war also nahezu vierzehn Jahre älter als Friedrich. Seine Mutter, eine Della Chiesta, stammte aus einer italienischen Familie. Er war schon als kleines Kind und als Knabe eine aussergewöhnliche Erscheinung. Als er mit achtzehn Jahren auf die Universität nach Königsberg geschickt wurde, scheint er ein ungewöhnlich glänzendes Aufnahme-Examen abgelegt, und bei dieser Gelegenheit Reden in vier verschiedenen Sprachen gehalten zu haben. Nicht minder zeichnete er sich in allen körperlichen Uebungen aus, war ein vorzüglicher Tänzer etc. Nach zweijährigem, Aufenthalte in Paris, fand er seinen Weg nach Berlin und erhielt ein Lieutenants-, später ein Hauptmanns-Patent im Regimente Markgraf Albrecht. Bei irgend einer Gelegenheit wurde er dann der Person des Kronprinzen attachirt. Was er während des Prinzen Gefangenschaft getrieben hat, weiss ich nicht; es war aber einer der ersten Gunstbeweise, die Friedrich nach seiner Befreiung sich von König Friedrich

---

* Preuss. *Friedrich der Grosse als Schriftsteller*, Berlin 1837 S. 286 ..... „und die Korrespondenz des Königs mit seinem Lieblingsfreunde, dem Grafen Keyserlingk, genannt Cäsarion, dürfte, den Aeusserungen eines würdigen Nachkommen desselben zufolge, nicht lange mehr auf sich warten lassen."

Wilhelm erbat, und der ihm auch bewilligt wurde, dass Keyserlingk ihm zurückgegeben werden sollte. Und von diesem Tage an, bis der Tod sie von einander trennte, hat, soviel mir bekannt ist, ihre Freundschaft nicht die leiseste Abschwächung erfahren. Man darf wohl mit Sicherheit annehmen, dass Friedrich seinen Freund besser, als irgend sonst jemand gekannt hat, und wenn er an ihm Eigenschaften pries, die anderen Leuten gegenüber nicht zur Geltung kamen, so wird er wahrscheinlich auch andrerseits durch das excentrische Wesen desselben nicht so belästigt worden sein, wie diejenigen, welche zufällig mit ihm bekannt wurden; schon deshalb, weil er dessen Aeusserungen weniger preisgegeben war. Das, was Fremden an Keyserlingk so sehr auffiel, und wodurch er seine Freunde so häufig ermüdete, war seine aussergewöhnliche Lebhaftigkeit; — in der Gegenwart des königlichen Freundes wird er sie wohl meist zu mässigen gewusst haben. Pöllnitz, der hier freilich Züge zusammenstellt, die zum Theil einander zu widersprechen scheinen, sagt von ihm:

„Er war noch lebhafter und ungestümer, als ein Gascogner, und besass eine ganz erstaunliche Beweglichkeit der Zunge. Er sprach deutsch, französisch, italienisch, lateinisch, polnisch, holländisch und bisweilen alle diese Sprachen in einem Athem ..... Das Gedächtniss musste ihm den *esprit* ersetzen. Wenn man ihn selber hörte, gab es allerdings nichts, was er nicht wusste; dabei war er aber in allen Dingen oberflächlich..... Nichts jedoch ging über seine Herzensgüte; allein er trieb dieselbe so weit, dass er aller Welt Freund sein wollte; was dann zur Folge hatte, dass sich Niemand viel aus seiner Freundschaft machte. In allem, was er that, liess er sich von strengem Ehr- und Rechtlichkeits-Gefühl leiten ..... Sein Tod wurde allgemein bedauert.“*

---

* Pöllnitz. *Mémoires, etc.*, tome II. p. 187.

Bielfeld hat uns zwei Schilderungen von Keyserlingk hinterlassen, welche augenscheinlich den Eindruck machen sollen, als wären sie zeitgenössisch, die in Wirklichkeit aber aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben sind, so dass sie uns nicht des Autors erste, frische Eindrücke, sondern vielmehr seine, mit den zunehmenden Jahren gereiften Einbildungen wiedergeben. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass er seine besonderen Gründe hatte, oder doch zu haben glaubte, Keyserlingk's nicht mit Wohlwollen zu gedenken, und man braucht im vorliegenden Falle nicht allzu weit zu suchen, um einen allgemeinen Grund zum Neid und zur Malice zu finden. Es war der Groll eines kleinen Menschen, dem es selbst nicht gelungen war, die hohen und höchsten Stufen des Günstlingthums zu erklimmen, gegen einen Mann, der, anscheinend ohne irgend eine Bemühung von seiner Seite, bis zu seinem Tode die Liebe des Königs besessen hatte, und dessen Andenken auch nachher noch in Ehren gehalten wurde. Es war natürlich, dass ein solcher Contrast ein Gefühl wie Hass erweckt hatte, dem nun, nach Verlauf von zwanzig Jahren, endlich Luft machen zu können, ihm eine Wohlthat war, und da sich Keyserlingk's Exzentrizitäten zu einer karrikirten Darstellung sehr eigneten, so bot sich zugleich eine treffliche Gelegenheit dar, ein Streiflicht des Lächerlichen, auch auf den König fallen zu lassen, der „ebenso, wie er seine Augen gegen die Schwächen des Einen verschloss, so erstaunlich blind für die Verdienste des Anderen gewesen war"; jenes Anderen, der jetzt, da man seiner nicht mehr bedurfte, unbeachtet in fremdem Lande lebte.

Unmittelbar nach Bielfeld's Ankunft bei seinem ersten Besuche in Rheinsberg, fand — so sollen wir annehmen — nachstehend geschilderte Begegnung statt.

„Ich hatte bis dahin den Baron K. (wozu hier bloss der Anfangsbuchstabe des Namens, so viele Jahre nach dem Tode

des Betreffenden?) einen kurländischen Edelmann, noch nicht zu Gesicht bekommen ..... hatte aber so viel von ihm gehört und war so sehr zu seinen Gunsten eingenommen, dass ich vor Ungeduld brannte, ihn kennen zu lernen. Da stürmte er ganz plötzlich in das Zimmer herein, mit einem Ungestüm und einem Lärmen, wie Boreas im Rosen-Ballet. Er kam eben von der Jagd, und zwar zu meinem grossen Erstaunen im Schlafrocke, und dabei das Gewehr auf der Schulter. In höchst ungezwungener Weise redete er mich an, und schien gleich mit den ersten Worten mir die Idee beibringen zu wollen, dass ich schon seit langer Zeit die Ehre seiner intimen Freundschaft genösse, dann nahm er mich unter den Arm, und trug mich beinahe in sein Zimmer. Während er sich nun ankleidete, deklamirte er mir Stücke aus der Henriade und lange Tiraden aus Deutschen Dichtern vor, machte dazwischen ein Paar Entrechats *et quelques pas de Rigodon à la Balon*, und unterhielt mich dann wieder von Politik, Mathematik, Malerei, Architektur, Literatur und Militärwissenschaft. Ich stand wie versteinert, und hörte ihm stillschweigend zu, voller Bewunderung über alles, was ich sah und hörte, selbst über die Leichtigkeit, mit welcher er von einer Materie auf die andere überzuspringen wusste. Doch wollte es mir scheinen, als könne diese übermässige Lebhaftigkeit keine natürliche sein, und flösse nicht immer aus der tiefen Quelle eines wahrhaft produktiven Geistes ..... Er ist von kurzer, gedrungener Figur und hat kleine Augen, eine grosse Nase, einen wenig graziösen Mund und eine gebräunte, gelbliche Gesichtsfarbe; dabei trägt er sich leicht und ungezwungen, und hat durchaus die Haltung, den Ton und die Manieren eines Mannes von guter Herkunft."

Im Juni 1740, wenige Tage nach Friedrich's Thronbesteigung, schreibt Bielfeldt, (so will er uns auch hier wieder glauben machen) während er von den Amüsements bei Hofe und zwar speziell der nach Charlottenburg geladenen Gäste spricht:

„Der Baron von K. steht an der Spitze aller dieser vergnügten Leute. Seine Zimmer wurden nie leer. An allen

seinen Thüren steht der Name „Cäsarion", den ihm Seine Majestät gegeben hat, und von welchem er, wie es mir scheint, einen gefährlichen Gebrauch macht. Täglich empfängt er gegen fünfzig Briefe, die theils Glückwünsche, theils Geschäfts-Angelegenheiten enthalten, und beschäftigt mehrere Sekretäre mit der Beantwortung derselben ..... Täglich fliesst ein Strom von Versen aus seiner Feder ..... Jeden Tag erhält er vom Könige kleine Geschenke, die aber auf ihn ganz denselben Eindruck machen, wie auf andere Leute grosse Gunstbezeugungen. Er springt in den Gärten und im ganzen Schloss herum, und trägt dabei eine kleine Flöte von Bernstein im Knopfloche. Ausserdem spielt er die Bassgeige, singt, lacht, und wirft mit lustigen Scherzen um sich. Ich fürchte, er wird sich einmal einen Schlagfluss zuziehen."*

Die enthusiastische Weise, in der sich Keyserlingk's Zuneigung für Friedrich äusserte, wird von Maupertuis in dem ihm gewidmeten *Éloge*, welches in einer Sitzung der *Akademie* vorgelesen wurde, förmlich bestätigt. Hier heisst es: „Es war kein ruhiges Gefühl der Zuneigung, welches er für den König empfand, sondern eine wirkliche Leidenschaft. Er wollte, dass alle Welt ihn sehen, kennen und lieben sollte." Und fügt dann weiter hinzu: „Er liebte es zu sehr, den Leuten Aufmerksamkeiten und Dienste zu erweisen.

Im November 1743 heirathete Keyserlingk die Gräfin Juliane von Schlieben, *dame d'honneur de la reine.* Die Hochzeit wurde bei Hofe in der glänzendsten Weise gefeiert; aber in weniger als zwei Jahren starb Keyserlingk am 13. August 1745. Aus dieser Ehe hinterliess er eine Tochter. Da die Mutter noch sehr jung war, ernannte der König die Gräfin Camas und Knobelsdorff zu Vormündern des Kindes. Zehn Jahre später, im Jahre 1755, starb Keyserlingk's

---

* *Lettres familières etc.* Brief vom 30. Oktober 1739 und vom 20. Juni 1740.

Wittwe im Alter von dreiunddreissig Jahren. Im Jahre 1760 heirathete die Tochter, die nunmehr selbst Hofdame bei der Königin war, einen Herrn von Alvensleben. Die Hochzeit fand in Magdeburg statt, wohin sich der Hof auf einige Zeit geflüchtet hatte. Die Gräfin Voss war bei der Vermählung gegenwärtig, scheint indessen von der Erscheinung der Braut nicht sehr erbaut gewesen zu sein: —

„Sie trug", sagt sie, „ein weiss seidenes Kleid mit Silber broschirt, was weder schön, noch reich war; auch fand ich nicht, dass sie gut aussah, sondern nur ebenso naseweis und eingebildet wie gewöhnlich. Das Souper war zum Sterben langweilig .... Die Braut nahm Abschied vom Hofe, ohne viel Gefühl oder Rührung zu zeigen ..... Die ganze Gesellschaft gab ihr das Geleite." *

Diese Ehe erwies sich als keine glückliche, und wurde im Jahre 1771 gelöst. Die Dame heirathete zum zweiten Male einen Baron Edelsheim, der, zusammen mit seinem Bruder, sich in Baden niederliess. Aus ihrer Nachkommenschaft ist dann später eine Reihe von namhaften Staatsmännern hervorgegangen.

Unter den Herren seines Gefolges und im Kreise der Genossen war, glaube ich, nächst Keyserlingk, oder vielleicht in gleichem Masse wie dieser, Jordan der Liebling Friedrich's. Der Sohn eines französischen, protestantischen Refugiés, und im Jahre 1700 zu Berlin geboren, war er zu Prentzlow in der Uckermark Prediger gewesen, hatte aber nach dem Tode seiner Frau, theils aus Gesundheitsrücksichten, theils, oder vielleicht nicht minder deshalb, weil seine Glaubensansichten inzwischen andere geworden waren, seine Stelle aufgegeben, und sich mit seinen beiden kleinen Mädchen nach Berlin zurückgezogen. Seine Brüder, welche Kaufleute waren, ge-

* Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe. S. 80.

währten ihm die Mittel zu einer Reise nach Frankreich, England und Holland. Nach seiner Rückkehr gab er einen „*Voyage Littéraire*" heraus. Der Kronprinz, der entweder das Buch gelesen, oder sonst Günstiges über dessen Autor gehört hatte, und dem es um einen französischen Gelehrten zu thun war, bat Manteuffel, in welchen er damals grosses Vertrauen setzte, die Bekanntschaft des Ex-Predigers zu machen, und sein Urtheil darüber abzugeben, ob derselbe zu dem Posten befähigt sei. Daraufhin lud Manteuffel Jordan zu Tische ein, und berichtete über ihn im günstigen Sinne. Die Folge davon war, dass dieser nach Rheinsberg eingeladen wurde, zunächst nur, wie es scheint, als Gast, und Friedrich musste versprechen, ihm „einen Bücherschrank in sein Zimmer stellen zu lassen." Später wohnte er, wie auch Des Champs, in der Stadt und hat, wie es scheint, wenigstens eine Zeit lang bei dessen sonntäglichen Gottesdiensten in irgend einer Weise mit fungirt.

Als er einstmals nach Berlin auf Urlaub gegangen war, sendet ihm Friedrich einen Brief in Versen nach, worin er ihn auffordert, schleunigst zurückzukehren. Besässen wir mehr solcher Briefe, sie würden uns manchen Blick in Friedrich's Hofhalt zu Rheinsberg, sowie in das Leben und Treiben daselbst thun lassen; wie folgender Auszug aus demselben zeigt:

Seigneur Jordan, on vous invite
A venir chez nous au plus vîte
Accompagné des agréments
Que vous mêlez si joliment.
Dans vos discours pleins de sagesse,
Et qui plaisent également
Aux barbons et à la jeunesse.
Notre petit prêtre à rabat
Vous marque son impatience;
Il veut, dit-il, votre présence
Pour célébrer un sien sabbat
Avec grande magnificence.

Son marguillier, ce petit fat,
Prétend en fredons marotiques
Psalmodier de longs cantiques
Pour amuser les auditeurs;
Ils feront baîller les apôtres,
Qui, je crois, du goût de nous autres,
Connaissent des plaisirs meilleurs.

. . . . . .

Pour Chasot, qui, dans son réduit,
En damné travaille sa flûte,
Qui fait enrager jour et nuit
Tous ses voisins, qu'il persécute,
D'un instrument tendre et charmant
Il tire des sons de trompette.
Wylich en a mal à la tête,
Et ses voisins par conséquent;
Le fameux chantre de la Thrace
L'aurait puni de son audace.
Vous lui direz éloquemment,
D'un ton doux et d'un air bonasse:
De l'histoire de Marsyas,
Chasot, ne vous souvient-il pas?
Nos plaisirs, Jordan, vous séduisent,
Pour le coup, mes raisons suffisent,
Vous allez redoubler vos pas.
Ah! je vous vois chercher vos bottes
Et vous couvrir de ce manteau
Qui, dix ans passés, fut nouveau.

„Dies will soviel sagen, als dass es unmöglich ist, ohne Dich in Rheinsberg auszuhalten. Wir haben es drei Tage lang versucht, aber, wie den Verliebten, sind sie uns zu Jahren geworden. Wir Alle erwarten Dich Montag Abend zurück. Sammle einen tüchtigen Vorrath guter Laune an, bringe uns alle Gelehrsamkeit Deiner Bibliothek, ohne ihren Staub mit, und Du kannst sicher sein, von uns als ein Mann empfangen zu werden, der uns von grossem Werthe ist."

Nach Friedrich's * Thronbesteigung wurde Jordan zum

* Formey sagt uns, Jordan habe Friedrich vor der Thronbesteigung bisweilen wichtige Dienste geleistet, indem er unter Vermittelung seiner

Geheimrathe, Curator der Preussischen Universitäten, Akademien etc. und zum Direktor einer *maison de travail* in Berlin ernannt. Ich glaube, es war in dieser letzteren Eigenschaft, dass er ein Polizei-Corps organisirte, die Strassen von Bettlern reinigte, und sich als Begründer des Berliner öffentlichen Fuhrwesens einen Namen gemacht hat.

Von allen im Druck erschienenen Briefen Friedrich's sind die an Jordan gerichteten die anmuthigsten; sie werden von keinen anderen in Bezug auf Natürlichkeit, Abandon nnd Witz erreicht. Wenn die beiden Freunde von einander getrennt wurden, was während des ersten und zweiten schlesischen Krieges meist der Fall war, so pflegten sie sich ziemlich regelmässig zwei, oder drei Mal in der Woche lange Briefe, sowohl in Prosa wie in Versen, zu schreiben. In Bezug auf die Verse sagt Formey etwas boshaft: „Le bon Jordan suoit sang et eau", wenn er dem Könige in gleicher Münze zurückzahlen sollte. Ueberhaupt schlägt Formey weder Jordan's Fähigkeiten, noch seine Kenntnisse sehr hoch an, und nimmt dabei nur einen speziellen wissenschaftlichen Zweig, die Bibliographie, aus, worin er ihm „une érudition fort variée" zuerkennt. Man kann sich kaum der Ueberzeugung verschliessen, dass Formey ihn sehr richtig beurtheilt hat. Es lässt sich in den Jordan'schen Schriften weder Genie, noch auch nur *esprit*, entdecken. Was uns daraus entgegentritt, ist eine durchaus würdige, ehrenwerthe Persönlichkeit und eine liebenswürdige, treue Natur. Allein es scheint, dass Friedrich, der damals noch nicht wie in späteren Jahren die Fähigkeit besass, das Maass der Begabung eines Menschen richtig zu beurtheilen, ihn für einen Brunnen von Gelehrsamkeit hielt. Er neckt ihn fort-

---

Brüder, die reiche Kaufleute waren, ihm Geld vorschoss, wobei — er sowohl, wie die Letzteren — grosse Gefahr liefen, da es geradezu gegen das strenge Verbot des Königs geschah. *Souvenirs d'un citoyen* I. 45. etc.

während wegen der Hingebung an seine Bücher, die daran Schuld sei, dass er seine Freunde vernachlässige, und vergesse, an sie zu schreiben.

Einige Stellen aus diesen Briefen sind oft citirt worden, so die folgende, welche einem am 3. März 1741 (nach seinen ersten kriegerischen Erfolgen) geschriebenen Briefe entnommen ist:

. . . . . „Du wirst mich mehr Philosoph finden, als Du glaubst. — Ich war es eigentlich mehr oder weniger immer. — Meine Jugend, das Feuer meiner Leidenschaften, die Ruhmsucht, mit etwas Neugierde gemischt, endlich — um Dir Nichts zu verschweigen — ein geheimer, innerer Trieb, haben mich dem vergnüglichen Stillleben, das ich genoss, entrissen. Der Gedanke, meinen Namen in den Zeitungen zu lesen, ja, ihn einst in den Büchern der Geschichte verewigt zu wissen, war zu verführerisch, als dass ich ihm hätte widerstehen können."*

Am meisten wird man angemuthet von dem, was ihm seine Freundschaft für Jordan eingiebt, wie zum Beispiel folgende Stelle:

Olmütz, den 2. Februar 1742.

„Du erklärst mir den Krieg, unerbittlicher Jordan, weil ich Dich nicht in aller Form ersucht habe, mir zu schreiben. Hast Du denn nicht Geist genug, um zu begreifen, dass, wenn ich allen Dummköpfen und unbequemen Leuten verboten habe, an mich zu schreiben, sich dies keinesfalls auf meinen lieben

* Wenn man Auszüge aus Friedrich's Briefen, wie den obigen liest, in welchem er — soweit er sich überhaupt ausspricht — gewiss die Wahrheit sagt, muss man wohl im Auge behalten, wie sehr er es liebte, sich in ein gewisses Dunkel („*the Cloak of Darkness*", sagt Carlyle II. 333.) zu hüllen, und sich nur schwer entschloss, in seinen brieflichen Mittheilungen diese Hülle abzulegen. Einige begabte französische Schriftsteller haben daran nicht gedacht, und irrthümlicher Weise geglaubt, in diesen Briefen Friedrich's Anschauungen voll und ganz zu besitzen

Jordan bezieht? Konntest Du wirklich daran zweifeln, dass es mir ein Vergnügen sei, Deine Briefe zu lesen, und dass mir hier in der Verbannung jede Nachricht, die ich aus der Heimath empfange, Freude bereite? Und wenn alle diese Gründe noch nicht verschlagen sollten, so wisse, und merke es Dir, dass zwei Worte aus der Feder meines lieben Freundes mir mehr werth sind, als die allersubtilsten Pointen, welche das fruchtbare Gehirn von Leuten zu Tage fördert, die weder Herz noch Genie besitzen. Wolle doch endlich begreifen, dass ich feinfühlig genug bin, um auch in Deinen dicken Buchstaben Genuss zu finden. Schreibe nur so oft, als Deine vielen Audienzen und Deine Bibliothek es Dir gestatten, und sei sicher, dass Du mich stets damit erfreust. . . . . Ich war ein rechter Thor, mein theurer Freund, mein Stillleben um des frivolen Ruhmes unsicherer Erfolge willen aufzugeben. Allein es giebt so vielerlei Thorheiten in dieser Welt, und die meinige, glaube ich, ist eine der ältesten! . . ."

Selowitz, den 17. März.

. . . . . Ich muss oft an Renusberg denken und an den Fleiss, mit dem ich mich dort aus freiem Antriebe dem Studium und den schönen Künsten hingab. Allein es giebt kein Glück, in das uns nicht ein bitterer Tropfen fällt. Wie ich damals Genuss und Freude fand an unbedeutenden Kleinigkeiten, so waren es auch oft genug erbärmliche Kleinigkeiten, die mir Aerger und Sorge verursachten. Damals schiffte ich im stillen Wasser, heute treibe ich auf hoher See. . . . . Ich hoffe und schmeichele mir, meinen Freunden gegenüber derselbe geblieben zu sein, der ich immer war. . . . ."

Und später: „. . . . Du hast ganz recht, wenn Du meinst, dass ich fleissig arbeite. Ich kann nicht leben, ohne zu arbeiten; Nichts kommt dem Tode so nahe, als Unthätigkeit."

Jordan starb drei Monate vor Keyserlingk, am 25. Mai 1745, während Friedrich noch unter den Waffen stand. Das war ein Sommer voller Arbeit und zugleich voller Kummer und Sorgen im Leben des Königs. Zweifel und Schwierigkeiten thürmten sich immer von Neuem vor ihm auf, und als sie endlich glücklich überwunden waren, da kam der

Tod, und verdüsterte ihm die Freude über die errungenen Erfolge durch die Lücken, die er im Kreise seiner liebsten Freunde riss. Als man im Herbste dieses Jahres dem Könige einige Bücher Jordan's sendet, zum Ersatz für die, welche er in der Schlacht von Sohr bei der Plünderung seiner Bagage verloren hatte, schreibt er beim Oeffnen des Packetes an Duhan (24. Oktober 1745):

„Ich gestehe, dass mir die Thränen in die Augen traten, als ich die Bücher meines armen Jordan aufschlug. Von neuem kam tiefer Schmerz über mich, dass der Mann, den ich so sehr geliebt, nicht mehr ist. Ich fürchte mich deshalb ordentlich vor Berlin; es wird mir recht schwer werden, die Genüsse zu entbehren, welche mir aus dem freundschaftlichen Umgange mit diesen beiden Männern erwuchsen; ich werde mein Leben lang um sie trauern."

Duhan selbst, Friedrich's ehemaliger Erzieher und später sein treuer Berather, folgte jenen Beiden am 3. Januar 1746, gerade, als der König, nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges, seinen feierlichen Einzug in Berlin gehalten hatte. Diese drei, innerhalb acht Monaten eingetretenen Todesfälle alter Jugendfreunde, hinterliessen eine Lücke in Friedrich's Leben, die nie wieder ganz ausgefüllt worden ist. Wenn man etwa von Rothenburg und Winterfeld absieht, — und auch diese Freundschafts-Verhältnisse fanden ein baldiges Ende — so hat der König nie mehr zu irgend Jemanden eine so innige Zuneigung gefasst. Als dann das hohe Alter kam, war sein Herz vereinsamt, und ehe es ganz zu Ende ging, war ihm diese Vereinsamung zur Gewohnheit, ja vielleicht sogar lieb geworden.

Dem Könige ist es stets als ein selten hartes Loos erschienen, sich so aller der Männer beraubt zu sehen, die ihm am theuersten waren. Im Jahre 1760 schreibt er an

die Herzogin von Gotha, indem er ihr dafür dankt, seine Aufmerksamkeit auf ein gewisses philosophisches Buch gelenkt zu haben:

„Das Unglück, Madame, macht uns zu Philosophen. Meine Jugend war eine Schule der Trübsal; aber auch seither hat es mir, trotz meiner gebietenden Stellung, um die ich so viel beneidet werde, nicht an schweren Schicksalsschlägen und Unglück gefehlt. Mir ist, wie kaum sonst Jemand, das harte Loos beschieden gewesen, alle meine Herzensfreunde und meine besten Bekannten zu verlieren. Das sind Wunden, an denen das Herz lange blutet, und auf welche die Philosophie wohl lindernden Balsam giesst, die sie aber nie zu heilen vermag."*

---

* *Oeuvres*, XVIII. 181. In dem Gedichte „Le Stoïcien" (geschrieben zu Strehlen im Jahre 1761) finden sich folgende Zeilen:

„Où sont les compagnons de mon adolescence?
Où sont ces chers parents, auteur de ma naissance?
Ce frère qui n'est plus, et vous, ô tendre soeur!
Vous, qui ne respirez que dans ce triste coeur?" etc.

Bei dieser Gelegenheit, wo ich Friedrich's verehrter Correspondentin, der Herzogin von Gotha, Erwähnung thue, vermag ich der Versuchung nicht zu widerstehen, etwas weit vom Wege abzulenken, um dem wirklichen Urheber des bekannten *bon mot* von „der Vorsehung und den stärksten Bataillonen", das ich selbst zu wiederholten Malen Napoleon zugeschrieben gesehen habe, wieder zu seinem Rechte zu verhelfen. Im Jahre 1760 hatte die Herzogin von Gotha — ihr Gemahl, der Herzog, war der Bruder der verwittweten Prinzessin von Wales — bei gewissen Unterhandlungen zwischen dem Könige von Preussen und dem Hofe von St. James ihre Hand im Spiele; (Bei dieser Gelegenheit wurde der Baron von Edelsheim, dessen plötzliche Verhaftung und vierundzwanzigstündige Einsperrung in die Bastille, woselbst ihm Choiseul einen Besuch abstattete, damals soviel Aufsehen erregte, nach London und Paris geschickt) und sandte, während die Unterhandlungen noch in der Schwebe waren, an Friedrich, um ihn aufzuheitern, einen Brief, der eine Menge liebenswürdiger Gemeinplätze über seine gerechte Sache und die Versicherung enthielt, dass die Vorsehung sich ihm schliesslich doch günstig erweisen müsse. Darauf erwidert Friedrich:

(Meissen, 8. Mai 1760) . . . . . „confus de n'être pas de votre opinion, Madame, au sujet des opérations de la Providence, je ne saurais me désabuser du préjujé dans lequel je suis que, *à la guerre, Dieu est pour les gros escadrons.*" *Oeuvres*, XVIII. 186.

Eine Zusammenstellung von Daten der Todestage einiger der besten Freunde Friedrichs an dieser Stelle dürfte vielleicht nicht uninteressant sein.

Suhm	starb	am	3. Novbr.	1740.
Camas	„	„	14. April	1741.
Jordan	„	„	24. Mai	1745.
Keyserlingk	„	„	13. August	1745.
Duhan	„	„	3. Januar	1746.
Rothenburg	„	„	29. Dezbr.	1751.
Knobelsdorff	„	„	16. Septbr.	1753.
Winterfeld	„	„	8. Septbr.	1757.
Die Markgräfin von Bayreuth	„	„	14. Oktbr.	1758.

Capitel XIII.

Hofkavaliere.

Der Prinz wirft Fensterscheiben ein, und Buddenbrock hilft ihm dabei — Buddenbrocks Vater ist bereit sein Leben für den Prinzen hinzugeben — Buddenbrock heirathet — Er beweist moralischen Muth — Manteuffel bedauert, dass die Umgebung des Prinzen aus so unwissenden Männern besteht.

Die vorgenannten Offiziere von des Prinzen Regiment, die entweder, in ihrer Eigenschaft, als Adjutanten, ganz in Rheinsberg wohnten, oder häufig kamen und gingen, steuerten meines Wissens zu dem gemeinschaftlichen Fonds geselliger Unterhaltung eben nur die gewöhnliche Quote „des Lieutenants auf Urlaub" bei; — das will sagen: einen willkommenen Zuwachs an judendfrischen, unternehmungslustigen Elementen, voller Galanterie, mit sicherlich sehr eleganten Exterieurs und unermüdlicher Tanzlust. Als persönlicher Adjutant des Kronprinzen hat, dem Vernehmen nach, eine Zeit lang Buddenbrock fungirt, der zu Ruppin in den Tagen — oder besser in den Nächten — der tollen Jugendstreiche zu manchen derselben bereitwillig die Hand geboten hatte. Er war es auch, der als Ortskundiger den Prinzen auf seinem ersten Ausfluge nach Mirow begleitete.*† Sein Vater war derselbe alte Feldmarschall von Buddenbrock, der im Jahre 1730, als Friedrich Wilhelm seinen versammelten Generalen

*† Carlyle II. p. p. 609—14.

die Frage vorlegte, ob der Kronprinz als Deserteur nicht den Tod verdient habe, seine Weste aufriss, und ausrief: „Wenn Euer Majestät Blut wollen, dann nehmen Sie meines!" Nach Friedrich's Thronbesteigung wurde der jüngere Buddenbrock zum Flügeladjutanten ernannt. Ob er sich im Kriege persönlich irgendwie hervorgethan, weiss ich nicht, daran Theil genommen hat er natürlich. Im zweiten schlesischen Kriege kommandirte er ein Bataillon, und wurde bei Hohenfriedberg verwundet.* Später soll man mehrere Jahre hindurch wenig, oder nichts von ihm gehört haben.† Wenn es wahr ist, dass man ihn vernachlässigte, so kann das nur kurze Zeit der Fall gewesen sein, denn später hat er hoch in des Königs Vertrauen gestanden. Viele Jahre hindurch bekleidete er den Posten eines Chefs der Militair-Akademie und des Kadettenhauses (in welcher Eigenschaft er 1776 den Grundstein zu dem jetzt noch stehenden Gebäude in der Neuen Friedrichstrasse legte)** und war, wie Friedrich sagt: „L'homme du pays sans contredit le plus capable de vaquer à cet emploi."* Was noch mehr sagen will, Friedrich ernannte ihn zum Erzieher seines Lieblings-Neffen, des jüngeren Prinzen Heinrich, und war sehr bekümmert und in grosser Sorge, als Buddenbrock nach einiger Zeit dieses Amt niederlegte.** Sein militärisches Avancement, das mit

---

* *Militair-Wochenblatt.* Beiheft, 1862, S. 17.

† Wie zäh die Mitglieder des einstigen Rheinsberger Kreises an der Erinnerung jener goldenen Zeit festhielten, wird uns einmal durch folgenden Umstand zu Gemüthe geführt: Als Knobelsdorff im Jahre 1753 gestorben war, fand es sich, dass er Buddenbrock zum Vormunde seiner beiden kleinen Mädchen bestimmt hatte.

** Dasselbe wird jetzt, nachdem das neue, grossartige Etablissement in Lichterfelde bei Berlin bezogen worden ist, zu anderen Zwecken verwendet. D. Ü.

* *Oeuvres etc.*, tome VI p. 99.

** *Oeuvres etc.*, tome XXVI., p. 276. . . . . „Buddenbrock demande à se retirer de mon neveu et je ne sais qui placer près de lui." (Friedrich an seinen Bruder Heinrich.)

seiner Beförderung zum Generallieutenant im Jahre 1763 seinen Abschluss fand, ist kein sehr rasches gewesen.

In demselben Jahre verlor er seine Gattin, Juliane von Wallmoden, dieselbe, welche vom Jahre 1736 ab Hofdame bei der Kronprinzessin gewesen war, und deren von Pesne gemaltes Portrait Friedrich in seiner Ode verherrlicht hat. Es war in Rheinsberg, wo ihr Liebesverhältniss sich entsponnen, und von wo der Adjutant das Jawort des Hoffräuleins erhalten hatte. Ihre Hochzeit war eines der allerersten frohen Feste, welche im Sommer der Thronbesteigung bei Hofe gefeiert wurden. Aber trotz einer siebenundzwanzigjährigen Ehe hat er sich nach kaum sechsmonatlicher Frist bereits wieder vermählt, und, was gewiss ein seltener Fall im Lebenslaufe eines Mannes von seinen Jahren — wohl im Leben eines jeden Mannes — genannt werden muss, Buddenbrock *hat nach dieser ersten Ehe noch drei Mal, und zwar in drei aufeinander folgenden Jahren, geheirathet!* Als nämlich, wie oben gesagt, Juliane im März 1767 starb, heirathete der Wittwer noch im August desselben Jahres die jüngste Tochter des Feldmarschalls von Kalkstein, nach deren, im Jahre 1768 erfolgtem Tode, vermählte er sich mit Johanna, Charlotte von Wakkenitz, und schloss, als auch diese im August 1769 starb, noch im Dezember desselben Jahres ein viertes Ehebündniss mit Auguste Charlotte, Gräfin von Wartensleben. Dieser letzte Versuch scheint endlich gelungen zu sein, denn seine vierte Gattin hat ihn überlebt. *

Er selbst lebte bis gegen das Ende der Regierung Friedrich des Grossen. In ihrem beiderseitigen hohen Alter war er ein häufiger Gast des Königs, und stand in grosser Gunst

---

* Ich entnehme dieses Register von Eheschliessungen dem Fischbach'schen Werke: *Historische, politisch-geographisch-statistische und militärische Beiträge, die Königlich Preussischen und benachbarten Staaten betreffend.*

bei ihm. Wenn Seine Majestät, wie alte Herren gern zu thun pflegen, bei Tische von den tollen Streichen erzählte, die er und die Cameraden während des Ruppiner Garnisonlebens ausgeführt hätten, so mochte er es gern, dass Buddenbrock zur Hand war, um sich auf ihn berufen zu können. In der That war, ausser ihm, von dem alten Kreise kaum Einer noch übrig geblieben.

Einmal finden wir Buddenbrock's in einer für ihn sehr ehrenvollen Weise erwähnt. Im Jahre 1775 hatte man einen der Diener des Königs, einen Kammerhusaren, Namens Deesen, der von sehr niedriger Herkunft war, des Diebstahls für schuldig befunden. Der König, der sich viel auf seinen physiognomischen Scharfblick zu Gute that, und, wie man sagt, bisweilen Leuten zu viel Vertrauen zu schenken pflegte, gerade weil sie weder lesen, noch schreiben konnten — er meinte, dann seien sie noch unverdorben — war sehr ärgerlich, als sich die Schuld des Mannes herausstellte, und befahl, denselben zur Strafe als Trommelschläger in irgend ein Regiment zu stecken. Als Deesen abgeführt werden sollte, bat er den Adjutanten um Erlaubniss, sich seinen Hut holen zu dürfen, und erschoss sich, sobald er allein war, mit einem Pistol, das er sich heimlich — Niemand begriff wie — zu verschaffen gewusst hatte. Der König sagte zuerst nichts, als „er habe nicht gedacht, dass der Kerl so viel Courage zeigen würde," nichtsdestoweniger aber ging ihm die Sache sehr nahe, und beunruhigte ihn ernstlich. „Am anderen Tage, als Buddenbrock ganz allein mit dem Könige speiste, fing Seine Majestät, sowie er in's Zimmer trat, sofort an, über Deesen's Tod zu sprechen und sagte: „Die Welt wird mich wieder beschuldigen, dass ich daran Schuld, dass ich ein Tyrann bin; aber ich musste den Menschen doch strafen; ich durfte solche Bubenstücke nicht un-

* Nicolai, *Anekdoten etc. Zweites Heft.* S. 216.

geahndet hingehen lassen? Ich kann die Leute doch nicht mit mir machen lassen, was sie wollen?" Da der General zu alledem nichts sagte, fuhr der König fort: „Was gilt's, auch Er findet mich strafbar bei dieser Sache? Sag Er mir nur frei heraus, was Er denkt!" Der General schwieg noch immer, und nun setzte der König hinzu: „Ich will Seine Meinung wissen; ich fordere sie von Ihm, als von einem alten, alten Freunde meines Hauses!" Da gab Buddenbrock zur Antwort: „Ja, Sire, Sie sind Schuld" „*Allons dîner!*" unterbrach ihn der König, und die Sache wurde nicht weiter erwähnt. Als Buddenbrock später die Geschichte erzählte, erklärte er seine Worte dahin, dass er damit habe sagen wollen, der König sei insofern Schuld an diesem Vorfalle, als er einem Menschen, wie dieser war, nicht so viel hätte anvertrauen, ihn nicht aus blossem Glauben an seine Physiognomie zu einem solchen Posten erheben sollen, und dass, wenn der König ihn weiter um seine Gründe gefragt haben würde, er entschlossen war, ihm diese Erklärung zu geben;" * ohne dieselbe freilich will uns sein Urtheil nicht ganz gerecht erscheinen, aber die ungewöhnliche Offenherzigkeit, mit der er Friedrich dem Grossen antwortete, macht ihm Ehre.

In gleich hohem Grade erfreute sich Buddenbrock der Gunst der Königin, die gleichfalls bis in ihr hohes Alter an den Rheinsberger Erinnerungen festhielt, und der es grosse Freude machte, wenn sie irgend Jemand sah, der ihr die glückliche, dort verlebte Zeit in die Erinnerung zurückrief. Buddenbrock war der Königin ein treuergebener Diener, und wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, dass sie mit ihm viel über die alten Zeiten geplaudert hat, so war sie doch sicherlich von seiner treuen Anhänglichkeit überzeugt, und wusste dieselbe zu schätzen. Noch am Tage vor seinem Tode, der am 27. November 1781 plötzlich eintrat, hatte er bei ihr eine Audienz gehabt.

Ueber die Ritter von der Tafelrunde, militärische oder andere, habe ich nichts weiter zu sagen.* Vergebens würde man unter ihnen Männer von irgend hervorragender Begabung suchen; es war Friedrich nicht beschieden, wie sehr er sich auch danach gesehnt hatte, sich mit solchen zu umgeben. Die einzige glänzende Erscheinung am Hofe zu Rheinsberg war das Haupt desselben.

„Es ist zu bedauern," schreibt Graf Manteuffel an den Grafen Brühl, „dass die Umgebung des Prinzen vorwiegend aus jungen Offizieren besteht, welche der Mehrzahl nach unbesonnen und unwissend sind. Sicherlich könnte aus ihm eins der grössten Genies unserer Zeit werden, und es ihm nicht schwer fallen, gewisse kleine Fehler des Geistes und Herzens abzulegen, die sich jetzt noch bei ihm bemerkbar machen."

---

* Von dem tapferen jungen Franzosen, Chasot, dem lustigsten und ausgelassensten unter der ganzen Gesellschaft, existirt eine interessante Lebensbeschreibung aus der Feder Kurt von Schlözer's. Die Rheinsberger Periode ist darin nur obenhin (und leider nicht immer ganz korrekt behandelt). Chasot's lebhaftes Temperament verwickelte ihn fortwährend in Abenteuer. Seine Liebes- und Ehrenhändel brachten nicht nur ihn selbst, sondern auch zum Theil die Personen seiner Umgebnng in allerlei schwierige Lagen. Seine persönliche Tapferkeit im ersten und zweiten schlesischen Kriege ist über alles Lob erhaben. Später indess führte seine ungemeine Empfindlichkeit, die sich immer gleich beleidigt sah, zu einer Entfremdung zwischen dem Könige und ihm, die damit endete, dass er den preussischen Dienst quittirte. Er zog sich nach Lübeck zurück, und wurde Commandant dieser freien Reichsstadt und General in der dänischen Armee. Im Jahre 1779, als sie Beide alte Männer geworden waren, und einander fünfundzwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen hatten, kam Chasot nach Potsdam, um den König zu besuchen. Fünf Jahre darauf wiederholte er seinen Besuch, und erhielt für seine beiden Söhne die Erlaubniss, in die preussische Armee einzutreten. Er überlebte den König, und starb in hohem Alter im Jahre 1797. Die Worte: „Chasot, c'est le matador de ma jeunesse!" führt Schlözer als einen traditionellen Ausspruch Friedrich des Grossen an, der gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch in Lübeck häufig gehört worden sei. (Wie von einigen, erst kürzlich gestorbenen Personen bezeugt worden ist.)

Manteuffel war der Meinung, er selbst sei vor allen Anderen die geeignete Person, durch Beispiel und Lehre die Fehler des Prinzen zu verbessern. Er hatte den ganzen Vorrath seines reich ausgestatteten Geistes, sowie die Lehren und Grundsätze, welche er einer gereiften Erfahrung verdankte, für den jungen Mann zu verwerthen gesucht, und zweifelte nicht, dass sein erlauchter Schüler stetige, wenn nicht gar reissende Fortschritte mache. „Sie müssen wissen," schreibt er ein anderes Mal, „dass unsere Briefe ihrer Mehrzahl nach sich jetzt nicht mehr mit der Poesie oder ähnlichen unbedeutenden Dingen beschäftigen, sondern mit Sittenlehre, Geschichte, Christenthum und anderen Materien, welche für einen jungen Mann von Nutzen sind." Aber zu Manteuffel's grösster Ueberraschung wurde die Correspondenz abgebrochen, und die Lehren, die sein Mund so verlockend von sich zu geben wusste, konnte er nun für sich anwenden.

Manteuffel war ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und hoher Bildung, und nahm in der Gesellschaft einen hervorragenden Platz ein; die bedeutende Rolle, die er im politischen Leben gespielt hatte, gab seiner Persönlichkeit zu all' der Anmuth, die ihr eine ungewöhnliche litterarische Bildung verlieh, und dem Reiz, den seine erleuchtete Frömmigkeit ausübte, ein besonderes Gewicht. Viele von denen, die sich der edlen Gastfreundschaft seines Hauses zu erfreuen gehabt hatten — besonders Gelehrte, die zur Orthodoxie hinneigten, wie zum Beispiel Formey, — blickten später auf ihn zurück, wie auf das Ideal eines *Grand Seigneur* von ausgesprochener Religiosität, den nur gekannt zu haben, schon ein Segen gewesen sei. Dennoch ruht ein Schatten auf dieser ausgezeichneten Persönlichkeit; in den Augen der Nachwelt sogar ein sehr dunkler!

Von Geburt preussischer Unterthan, und in Preussen reich begütert, hatte er als junger Mann — es war zur Zeit König Friedrich's I. — wegen einer Spottschrift, die er gegen

die berüchtigte Gräfin Wartenberg geschrieben, aus dem Lande fliehen müssen. Er ging damals nach Dresden, und trat, da ihm die Rückkehr in's Vaterland völlig abgeschnitten war, in sächsische Staatsdienste. Hier avancirte er schnell in der diplomatischen Carrière, und wurde als Gesandter an verschiedene Höfe geschickt. Ja, er kam sogar wieder nach Berlin, und residirte dort unter dem Schutze, den ihm seine geheiligte Stellung als sächsischer Gesandter gewährte, vom Jahre 1711 bis 1716. Später ging er dann nach Dresden zurück, und stieg bis zu der Stellung eines Staatsministers empor; aber, in Folge eines Streites mit einem seiner Collegen, nahm er im Jahre 1730 mit einer beträchtlichen Pension seinen Abschied, und liess sich bald darauf ganz in Berlin nieder. Mit seinem bedeutenden Vermögen spielte er dort, sowohl als Freund und Rathgeber von Staatsmännern, wie als Gönner der Gelehrsamkeit und als Förderer religiöser und philosophischer Studien, eine bedeutende Rolle. Man bezeichnet ihn als den Begründer zweier Gesellschaften: der Alethophilen („Les Alethophiles"), deren Zweck die Erforschung der Wahrheit war, und einer anderen, gewählteren, die aus den höchstgestellten Personen der Regierungs- und Hofkreise bestand, und einmal wöchentlich in seinem Hause dinirte, bei welcher Gelegenheit die Mitglieder gewisse Insignien um den Hals trugen, und Fragen von hoher Bedeutung besprachen. Nebenher entwickelte er eine rege Thätigkeit als politischer Spion und Intrigant, wobei ihm Bestechungen als Mittel zum Zwecke dienten. Da zur Erreichung desselben, d. h. zur Ausforschung der Geheimnisse der Regierung in Berlin und Mittheilung derselben an die Dresdener, seine eigenen Beziehungen *(rapports)* nicht ausreichten, so hielt er andere Leute in seinem Solde, wie zum Beispiel Pöllnitz (Weinreich, einer der Departements-Chefs im Kabinet, stand ebenfalls mit ihm in Verbindung), deren Aufgabe es war, ihm jede wichtige Information in die Hände zu spielen, in

deren Besitz sie gelangen konnten. Seine eigenen intimen Beziehungen zum Kronprinzen, welche die, für seine Zwecke sehr glückliche Form eines fortdauernden, brieflichen Dialogs zwischen Mentor und Telemach, über Sittenlehre, Geschichte und Christenthum, angenommen hatten — „Seine Königliche Hoheit leihe ihm um so williger sein Ohr", sagt er, „als derselbe wohl wisse, wie völlig uninteressirt er sei" — lieferten ihm hiefür eine sehr wirksame Handhabe. Nur mit tiefem Unwillen liest man die Bemerkungen, die er über den hochstrebenden, arglosen Jüngling macht, den er, während er ihn unterrichtet, und ihm schmeichelt, für seine eigenen Zwecke, oder vielmehr für die Zwecke Derer ausbeutet, in deren Solde er stand.

Man könnte es ja nun für recht und ganz in der Ordnung halten, dass ein pensionirtes Mitglied des sächsischen Kabinets vor Allem Anderen darauf bedacht ist, seiner Regierung zu dienen, und, uneingedenk seiner preussischen Herkunft, sich in das Vertrauen Derer, welche seinen Umgangskreis bilden, einschleicht, um dasselbe nachher zu verrathen, oder dass er mittels Geldsummen, die ihm zu diesem Zwecke gesendet werden, Leute, die unter seinem Stande sind, besticht, das aber würde selbst zu damaliger Zeit schwerlich jemand mit der erleuchteten Frömmigkeit eines „uninteressirten *Grand Seigneur*" für vereinbar gehalten haben, dass Manteuffel gleichzeitig auch von Wien aus eine Pension von sechstausend Gulden bezog, um dafür *die Geheimnisse des sächsischen Hofes an die österreichische Regierung zu verrathen!*

Es dauerte nicht lange, so erhielt Friedrich Licht über Manteuffel's Charakter, und der intime briefliche Verkehr hatte ein Ende. Es scheint indess, dass er mit ihm, nicht nur bis zu seiner Thronbesteigung, sondern auch noch nach derselben, auf dem Fusse höflichen Verkehrs geblieben ist. Erst nach dem Tode Kaiser Karl VI., als seine Pläne für

den Einfall in Schlesien zur Reife gediehen, und er Kenntniss davon bekam, dass Manteuffel mit mehreren seiner eigenen Diener Verbindungen unterhielt, und mit den äusseren Feinden Preussens korrespondirte, befahl er ihm, seine Staaten zu verlassen. Der Brief an Podewils, worin er diesen anweist, seinen Befehl in Vollzug zu setzen, „da Manteuffel eine in hohem Grade verdächtige Person sei," ist von Rheinsberg im November 1740 datirt, und findet sich in der *Politischen Correspondenz* (I. 87). Der Spion machte Gegenvorstellungen, und bat, bleiben zu dürfen; allein der Befehl wurde wiederholt, jedoch mit dem mildernden Zusatze, dass er, wenn er wolle, im darauffolgenden Frühjahre wiederkommen dürfe. Da blieb ihm denn nichts Anderes übrig, als zu gehen; aber, statt sich auf seine Güter zurückzuziehen, ging er nach Baruth, der nächsten sächsischen Stadt an der Grenze, von wo aus es ihm noch immer leicht wurde, mit seinen Agenten in Berlin zu korrespondiren. Später hat er sich dann dauernd in Leipzig niedergelassen, und dort seine alten Tage beschlossen, sich eines hohen Ansehns erfreuend, als Muster eines Staatsmannes, der sich zur Ruhe gesetzt, und der mit dem Wissen eines Gelehrten tiefen Scharfsinn, aufgeklärte Religiosität und einen sehr regen Wohlthätigkeitssinn verband. Er starb im Jahre 1749. *

* Ein grosser Theil der Korrespondenz mit Manteuffel ist in den *Oeuvres de Frédéric* veröffentlicht worden. Anderes findet sich in Weber's „*Aus vier Jahrhunderten*" (*Neue Folge*) zugleich mit Manteuffel's Briefen an den Grafen Brühl.

In Droysen's „*Geschichte der Preussischen Politik*" (IV. 4. 7) finden sich Angaben über Manteuffel's literarische Thätigkeit, die eine beträchtliche gewesen sein muss. Er schrieb hauptsächlich über politische Fragen, — Flugblätter in Bezug auf die polnische Königswahl und Aehnliches. Kurz vor seinem Tode wurde er zum auswärtigen Mitgliede der Royal Society of London gewählt.

Capitel XIV.

Hofdamen.

Die Hofgesellschaft trinkt nach Tisch gemeinschaftlich Kaffee — Und promenirt im Park — Frau von Morrien — Die *Table de Confidence* — *Le trop et le trop peu* — Herr von Morrien — *La bonne maman* und ihre Weingläser.

FRIEDRICH hatte, wie gewöhnlich, Recht, als er sagte, die Gegenwart des „schönen Geschlechts" zu Rheinsberg bringe einen neuen Reiz in das ländliche Stillleben daselbst. In welch' besonderer Weise sich aber dieser Reiz äusserte, und welche neuen Formen des geselligen Lebens die Damen dort einführten, darüber besitzen wir keine Nachrichten. Wir hören allerdings, dass nach dem Diner stets grosser Kaffee stattfand, und zwar der Reihe nach jeden Tag in den Appartements einer anderen Dame (selbst die nur zum Besuche anwesenden waren davon nicht ausgenommen, und mussten, wenn die Reihe an sie kam, die Pflichten einer *dame du jour* übernehmen). Bei demselben erschien, mit alleiniger Ausnahme des Prinzen und der Prinzessin, welche den Kaffee in ihren eigenen Zimmern einnahmen, die ganze Hofgesellschaft, die neben dem Kaffeetrinken allerlei Scherze trieb, und Pläne für den Nachmittag entwarf; auch hören wir, dass dies keineswegs „l'heure la plus mal passée de la journée" * gewesen sei. Das ist aber auch nahezu Alles! Natürlich waren die Damen nicht für nichts da, und

* Bielfeld, *Lettres etc.* I. 78.

es braucht uns nicht erst besonders gesagt zu werden, dass sie und die Herren allerlei mit einander zu reden hatten, oder dass auf beiden Seiten, namentlich was die Jüngeren anlangt, man selten in Verlegenheit war um das, was man einander zu sagen hatte. Für eine lebhafte und angeregte Unterhaltung waren die jungen Gartenanlagen (in späteren Jahren, zur Zeit des Prinzen Heinrich, als das Buschwerk mehr herangewachsen war, boten dieselben mehr Schatten und Stille) gerade der rechte Ort, während für ein Gespräch im Flüsterton der nahe Wald genug verschwiegene Plätzchen hatte. Ohne den Vorgängen auf Schritt und Tritt folgen zu können, werden wir aus den Resultaten gewahr, dass die Dinge auch dort den natürlichen Verlauf nahmen. So müssen Buddenbrock, der Adjutant, und die Hofdame, Fräulein von Wallmoden, nach dem, was wir soeben gehört, von der reichlich zugemessenen Mussezeit wohl den üblichen Gebrauch gemacht, und ihre Herzensangelegenheit ganz nach Wunsch mit einander in's Reine gebracht haben, denn noch im Jahre der Thronbesteigung wurden sie Mann und Frau, und mögen in den siebenundzwanzig Jahren ihres Ehelebens, so wollen wir hoffen, noch oft und mit dankerfülltem Herzen auf den Schauplatz ihres einstigen offiziellen Dienstes zurückgeblickt haben.

Andere zärtliche Verhältnisse, über welche sich Andeutungen vorfinden, scheinen weder einen so guten Anfang, noch ein so glückliches Ende wie das obenerwähnte genommen, vielmehr zu allerlei Verwickelungen geführt zu haben.

Unter den Damen, welche das Frauen-Element in Rheinsberg vertraten, war, glaube ich, Frau von Morrien die lebhafteste und beweglichste. Sie figurirt — und figurirte auch damals — ohne Zweifel mit ihrer eigenen Zustimmung, stets unter dem Namen „Le Tourbillon." Im Jahre 1705 geboren (als ein Fräulein von der Marwitz), war sie über die erste Blüthe

hinaus, aber geistig noch von jugendlichster Frische. Es ist schade, dass von einer so gefeierten Persönlichkeit kaum etwas Anderes, als ihre vielfachen Beinamen auf die Nachwelt gekommen ist. In den Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth findet sich eine recht boshafte Schilderung von ihr, die zu Rheinsberg im Oktober 1740 entworfen wurde, und von der man wohl annehmen darf, dass sie in keiner Weise zutrifft. In späterer Zeit begegnen wir ihr wieder, und zwar in stets wachsender Gunst bei den hohen Herrschaften, und ganz zuletzt als einer derjenigen Personen am Hofe, welche das höchste Vertrauen genossen; allein darüber, was sie gesagt und gethan hat, lässt sie uns ohne alle beglaubigte Nachrichten. *

Viele Jahre später — der siebenjährige Krieg war inzwischen ausgebrochen und beendet — richtete sich der König, dem es auch damals noch ein Herzensbedürfniss war, wo es nur immer anging, jedes noch so unscheinbare Blümchen zu pflücken, das sich an seinem Lebenswege fand, neben anderen geselligen Unterhaltungen, eine von ganz besonderer Art, im Hause seiner Schwester, der Prinzessin Amalie ein. Dieselbe bestand lediglich in einem kleinen Diner zu sechs Personen, das nur einmal im Jahre stattfand. Die Gäste des Königs und der Prinzessin waren vier ältliche Damen, die gewissermassen den Kern des intimsten Hofkreises — so zu sagen den obersten Theelöffel voll von der *crême de la crême* — bildeten; das waren die Gräfin Camas, Frau von Kannenberg, Gräfin Kamecke und Frau von Morrien. Dieses kleine Diner, welches „Table de Confidence" genannt

* Sie war nicht bloss eine lebhafte und bewegliche, sondern, nach Allem was wir lesen, auch eine gescheute und wohl unterrichtete Frau. Jordan schreibt im Jahre 1742 an den König: „Le Tourbillon a été malade, et a gardé la chambre pendant quinze jours. J'ai eu l'honneur de la voir quelquefois. Je vais faire chez le Tourbillon une partie de raison, comme on va ailleurs faire une partie d'hombre."

wurde", fand jedesmal am einunddreissigsten Dezember, als an dem Tage statt, wo die Herrschaft der Frauen beginnt. Zum Zeichen dessen fand jede Dame unter ihrer Serviette einen Szepter von Zucker. Uns, die wir unter dem Eindrucke alles dessen stehen, was inzwischen gekommen und wieder vergangen war, will es scheinen, als sei diese Gesellschaft ihrer ganzen Natur nach doch zu sehr in ihren alten Erinnerungen eingesponnen, und ihre Mitglieder zu bejahrt und von den Lebensstürmen zu hart mitgenommen gewesen, um noch unbefangen fröhlich sein zu können. Die Theilnehmer selbst freilich werden wohl mehr an die augenblickliche Gegenwart, als an Vergangenheit und Zukunft gedacht, und aller Wahrscheinlichkeit nach sich ganz gut amüsirt haben. Uebrigens hat die „Table de Confidence" nicht oft stattgefunden; nach dem im Jahre 1786 erfolgten Tode der Gräfin Camas, wurde sie aufgegeben. *

Friedrich hat im März des Jahres 1765 der Frau von Morrien einige Verse gewidmet, mit der Ueberschrift: „Epître sur le trop et le trop peu." Sie hatte, augenscheinlich in Folge einer Diskussion über die Amüsements, wie sie sich für Personen in vorgerückten Lebensjahren geziemten, gebeten, Seine Majestät möchte doch die Gnade haben, und für *sie* jene beiden Grenzen näher bestimmen.

Die Epistel beginnt nicht ohne Pathos:

„O vous, qu'en mon printemps je connus
Sous le nom
De la folâtre Tourbillon!
Est-ce vous qui voulez, dans une cour polie,
Que les disciples d'Uranie
Le compas à la main, du trop et du trop peu
Vous marquent le juste milieu?
Rappelez-vous ces temps où, sans philosophie,
Un tissu de plaisirs enchaînait votre vie,

* Preuss. *Friedrich der Grosse*, I. 396.

Où, sans souci de lendemain,
Vous confiant aux soins de la naissante Aurore,
Vous saviez qu'à chaque matin
Pour vous elle ferait éclore
Avec les riches dons de Flore,
La foule des plaisirs naissants sous votre main.
Ah! trop aimable créature,
Que vous étiez, Morrien, gaie et sage autrefois,
Vous, qui teniez de la Nature
L'inépuisable fonds d'une joie si pure
Qui sans jamais blesser les lois
Dont la pudeur fixa le choix,
Vous lassait savourer le plaisir sans mesure."

Nun folgen einige moralische Betrachtungen über die vergängliche Natur der menschlichen Genussfähigkeit, während doch die Quelle des Genusses in ungeschwächter Fülle bis in alle Ewigkeit weiter fliesse, und der gute Rath, die Schreiberin möge die Dinge nehmen, wie sie sie finde, und bei der Wahl ihrer Amüsements nur ihrem bewundernswerthen Instinkte folgen; dann schliesst die Epistel:

„Retournez donc aux jeux, aux ris, à l'allégresse,
Aux hochets de votre printemps;
Qu'ils remplissent tous vos moments,
C'est le conseil de la sagesse.
Et sur le trop et le trop peu
Du temple d'Epidaure interrogez les dieux;
Vous apprendez par leur prêtresse
Que tout paraît trop peu dans la verte jeunesse,
Et tout est trop quand on est vieux."*

Für eine Dame von so glänzenden Anlagen hatte Frau von Morrien keine passende Partie gemacht. Ich will damit keineswegs ein ungünstiges Licht auf den sittlichen Charakter ihres Gatten werfen; er ist, so viel ich weiss, ein Mann von trefflicher Gemüths- und Sinnesart gewesen, aber seine

* *Oeuvres de Frédéric.* XIII., 8, 9.

Fassungskraft war eine traurig beschränkte. Er bekleidete die Stelle eines *Grand Maréchal* (Oberhofmarschall) bei der Königin Sophie Dorothea, und hatte in dieser Stellung häufig Gelegenheit, zu zeigen, dass die spekulative Seite seines Geistes noch weniger entwickelt war, als man dies, der Tradition gemäss, selbst bei hohen Hofchargen erwartet. Von ihm erzählt Sir James Harris folgende Geschichte: Sir Charles Hanbury Williams hatte dem Grafen von Essex einen Empfehlungsbrief an den Berliner Hof mitgegeben, der mit den Worten schloss: „Sie können versichert sein, dass dies nicht jener Graf von Essex ist, dem Königin Elisabeth einst das Haupt abschlagen liess." Ueber diesen Passus zerbrach sich Herr von Morrien vergebens den Kopf, und da er sich nicht herauszufinden wusste, dachte er, es sei das Sicherste, wenn er sich streng an den Wortlaut des Empfehlungsbriefes hielte. So stellte er denn bei der Audienz den Grafen mit folgenden Worten vor: „Madame! Le Comte d'Essex. Mais j'assure Votre Majesté que ce n'est pas lui qui a été décapité par ordre de la Reine Elisabeth." *

Er starb im Jahre 1760. Sechs Jahre darauf wurde Frau von Morrien *grande gouvernante* bei der Prinzessin von Preussen, gab aber im Jahre 1774, da sie fand, dass ihre Gesundheit nicht mehr fest genug war, diesen Posten auf, und bewahrheitete dadurch nur zu sehr, dass „tout est trop quand on est vieux." Sie starb im Februar 1775.

Die beiden bejahrten Freundinnen Friedrich's aus seiner Jugendzeit, seine alte Gouvernante, Frau von Roucoulle, und Frau von Camas, die Gemahlin des Obersten von Camas, haben Rheinsberg nicht besucht. Frau von Roucoulle war damals schon zu hochbetagt; aber, wenn der Prinz nach

---

* Diary and Correspondenz of Sir James Harris, First Earl of Malmesbury, I. 9.

Berlin kam, hatte sie ihre „kleinen Mittwoche" für ihn, stille, kleine Theegesellschaften, bei denen er mit wenigen Leuten der ausgewähltesten Gattung zusammentraf. Zum Dank dafür schrieb er ihr hübsche Briefe, worin er sie „Maman" nannte, und machte ihr kleine Geschenke. Es scheint, dass bei einer dieser Mittwochsgesellschaften der Wirthin eine Anzahl Weingläser zerbrochen wurden, indem Mr. Achard, der französische Prediger, mit seiner schön gekräuselten Manschette ein ganzes Präsentirbrett voll derselben herunterwarf. Da machte es denn Friedrich grosse Freude, sobald er wieder nach Rheinsberg zurückkam, ihr einen neuen Satz Gläser aus seiner berühmten Glashütte zu übersenden.

Frau von Roucoulle starb im Jahre 1741, nur wenig über ein Jahr nach Friedrich's Thronbesteigung.

Auch an Oberst Camas schickte er Weingläser, diese indessen nicht als Geschenk; der Oberst, der wohl wusste, dass er ihm damit schmeichelte, hatte dem Prinzen einen Auftrag zur Besorgung derselben gegeben. Camas dagegen versorgte den prinzlichen Haushalt zu Rheinsberg fortwährend mit allerlei Delikatessen; so und so viel Pfund Kaffee und dergleichen mehr, wofür der Betrag dann mit umgehender Post gezahlt wurde. In Wirklichkeit, glaube ich, war es *Frau* von Camas, die alle diese Commissionen besorgte. Beide Ehegatten waren höchst würdige Leute, und dem Kronprinzen in jedem Sinne zuverlässige Freunde. Als Camas kaum ein Jahr nach Friedrich's Thronbesteigung starb, wurde die Wittwe, nachdem sie zuvor in den Grafenstand erhoben worden war, im Jahre 1744, an Stelle der Frau von Katsch, zur *Grande Maîtresse* am Hofe der Königin ernannt. Dieses Amt hat Gräfin Camas bis zu ihrem im Jahre 1766 erfolgten Tode verwaltet, und ist vom ersten bis zum letzten Augenblicke dem Könige wie der Königin eine treu ergebene Dienerin gewesen. Auch sie hat Friedrich seine „*bonne Maman*"

genannt.* Ohne ihren sicheren Takt, ihre treue Anhänglichkeit und das Gewicht, welches ihr ihre Jahre verliehen, würde die Stellung der Königin oft eine viel schwierigere gewesen sein, als dies thatsächlich der Fall war.

Eine nicht minder erprobte und vertraute, wiewohl etwas jüngere Freundin, war Frau von Kannenberg. Sie gehörte zur Familie der Finck von Finckenstein, von der einige jüngere Mitglieder Friedrich's Gespielen in der Kinderzeit gewesen waren. Nach Rheinsberg kam sie häufig, und war in späteren Jahren, wie wir soeben gesehen haben, ein Mitglied der *„Table de Confidence."* Im Jahre 1766 wurde sie die Nachfolgerin der Gräfin Camas als *„Grande Maîtresse"* der Königin, und verblieb in dieser Stellung bis zu ihrem Tode, der in ihrem neunzigsten Jahre erfolgte.

---

* In den *Oeuvres* findet sich eine, der Gräfin Camas gewidmete Ode, in welcher ihr gesunder Menschenverstand gepriesen wird, der sie keine Reifröcke tragen liess. Desgleichen enthält die von der Königin zu der Uebersetzung von Crugott's „Der Christ in der Einsamkeit" geschriebene Einleitung, eine sehr warme Lobpreisung der verstorbenen Gräfin.

Capitel XV.

Friedrich schreibt Flugschriften.

Der Prinz wird in die auswärtigen Angelegenheiten eingeweiht — Er ist der Ansicht, dass es der preussischen Diplomatie an der nöthigen Energie mangele — Er schreibt eine Flugschrift — Zieht sie aber wieder zurück — Der *Antimacchiavel* — Die *Staatsschriften*.

Wenn Friedrich inmitten seiner Pflichten, seiner Sorgen, wie seiner Vergnügungen, des Dienstes, der ihm als Regiments-Commandeur oblag, seiner militärischen Studien, seiner finanziellen Verlegenheiten, der Arbeit an seiner Selbsterziehung, der Beschäftigung mit Musik, Poesie, Philosophie und Gärtnerei, mit Tanz, Theaterspiel und der Uebung in anderen eleganten körperlichen Fertigkeiten, — nebenher noch ein offenes Auge und Ohr hatte nicht nur für Alles, was im Königreich Preussen — das doch einmal sein eigenes werden sollte — sondern auch, was in anderen Ländern Europa's geschah; — wenn sein Geist schon in den Jugendjahren scharf auf die Politik, als auf dasjenige Gebiet gerichtet war, welches dereinst das Hauptarbeitsfeld seiner Lebensthätigkeit werden sollte, so erfüllte er damit einfach nur, was für einen Mann in seiner Stellung recht und Pflicht war, was freilich, seltsam genug, häufig übersehen worden ist. Allerdings konnte und durfte er sich über diese Dinge nicht so offen wie über vieles Andere gegen Jedermann mündlich, oder in Briefen aussprechen. Das verbot sich

aus mehr als einem Grunde der Klugheit; allein es finden sich selbst in denjenigen seiner Briefe, die von den verschiedensten Dingen handeln, genug Anzeichen dafür, dass sein Urtheil ein sehr gewecktes war. Seine Correspondenz mit Grumbkow, die, von der Zeit seiner Niederlassung in Rheinsberg an, nur noch die Politik zum Gegenstande hatte, zeugt nicht allein von Gewecktheit, sondern auch von einer merkwürdigen Reife dieses Urtheils. Grumkow hielt den Prinzen vollständig auf dem Laufenden über die auswärtigen Angelegenheiten, er sandte ihm die Briefe und Berichte der an fremden Höfen, beglaubigten preussischen Gesandten, oder Abschriften davon, und der Prinz schickte dieselben, nachdem er sie gelesen hatte, regelmässig wieder zurück. Man darf es wohl für ausgemacht halten — obwohl meines Wissens dafür kein eigentlicher Beweis vorhanden ist — dass dies auf den Befehl des Königs geschah. Ohne Zweifel hat man hierin die weitere Durchführung des Erziehungs-Planes zu sehen, der in Cüstrin eingeleitet worden war. Nachdem sich der Schüler nunmehr die Anfangsgründe des Verwaltungs- und Finanzwesens gut zueigen gemacht, und auch im praktischen Militärdienste eine hinreichende Schulung bewiesen hatte, ging man einen Schritt weiter, und machte denselben mit den Grundsätzen der äusseren Politik, sowie mit den Beziehungen bekannt, welche Preussen zu den übrigen Mächten unterhielt, indem man ihn unmittelbar in alle schwebenden Verhandlungen einweihte. *

Wie wir sehen werden, sind des Schülers eigene Ansichten über diese Verhandlungen von einer merkwürdigen

---

* Diese an Grumbkow gerichteten Briefe wurden vor drei Jahren zuerst von Max Duncker in einem sehr interessanten Bande von Essays über Preussische Geschichte: *Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III.* veröffentlicht. Sie bilden einen Theil eines Essays über Friedrich's politisches Flugblatt: *Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe.*

Unabhängigheit und Kühnheit gewesen, und obwohl er sie mit der alleräussersten Selbstbeherrschung und Vorsicht ausspricht, (ein sehr berechtigtes Misstrauen gegen seinen Correspondenten, der gleichwohl, wie er recht gut wusste, des Königs volles Vertrauen genoss, legte ihm nach allen Seiten hin Zwang auf) treffen dieselben den Kern der Sache, und verrathen ebenso ein folgerechtes Denken, wie muthige Gesinnung. Diese Briefe gehören in gewisser Beziehung zu den interessantesten Dokumenten, die je veröffentlicht worden sind, um Licht in Friedrich's Jugendgeschichte zu bringen. Wir ersehen aus ihnen, wie sehr er seinem Vater voraus war in dem eifrigen Bestreben, seinem Lande unter den europäischen Staaten denjenigen Rang zu sichern, zu dem es seine inneren Hilfsquellen berechtigten, wie er mit Adlerblicken jede sich darbietende Chance erspäht, und mit Löwenmuth bereit ist, sich derselben zu versichern.

Schon hier tritt uns jene Hoffnungsfreudigkeit entgegen, die einen so charakteristischen Zug seines reiferen Mannesalters bildete, und grade dann die kräftigsten Keime trieb, wenn sich ihm Schwierigkeiten entgegenstellten, zugleich aber auch der erfinderische, um Hilfsquellen nie verlegene Geist, mit dem er unter den Menschenkindern gradezu einzig dasteht. Ein Paar Stellen aus den Briefen werden dies darthun. Obwohl ihn der Unwille über die Schwäche, die sich in den diplomatischen Operationen des Königs kundgiebt, fast verzehrt, ist er doch fortwährend bestrebt, sich den Schein von jemand zu geben, den die Sache nicht berührt, der nur belehrt sein will, wie es einem Schüler geziemt, der seine Lektion aufbekommt, und die Antworten auf irgendwelche elementare Fragen auswendig zu lernen hat.

Den 20. Januar 1737. „Mein lieber General! Was die politischen Briefe betrifft, so muss ich Ihnen offen gestehen, dass Sie mir wirklich Kummer bereitet haben. Man braucht

eben keine Sehergabe zu besitzen um vorauszusehen, dass unser Plan in Bezug auf Jülich und Berg scheitern wird; wer nur einigermassen von Ursachen auf Wirkungen zu schliessen vermag, kann darüber nicht in Zweifel sein. Niemand liegt des Königs Ruhm wärmer am Herzen, als mir. Da muss es mich denn schmerzlich berühren, wenn ich sehe, dass keineswegs alle Maassregeln getroffen werden, welche nöthig sind, um unsere Pläne erfolgreich durchzuführen. Ja, es will mir sogar scheinen, als würden im Geheimen Pläne gegen uns geschmiedet, als sammelten sich bereits die Wolken, die den Sturm verkünden. Noch wäre es vielleicht möglich, denselben zu beschwören, durch ein geschicktes Operiren die maassgebenden Kreise uns günstiger zu stimmen, als sie es gegenwärtig sind. Aber was mich am meisten besorgt macht, ist, dass ich auf unserer Seite eine gewisse Schlaffheit wahrnehme, und das grade zu einer Zeit, wo man bereits verlernt hat, unsere Waffen zu fürchten, ja die Kühnheit besitzt, uns zu verachten. Ich wage es gar nicht auszusprechen, was ich fürchte; vielleicht ist es nur meine hypochondrische Stimmung, welche mir diese trüben Gedanken eingiebt. Sie, Herr General, werden dieselben errathen, auch ohne dass ich sie Ihnen sage. In der That, die Gefahr erscheint nur um so grösser, je weniger man sich derselben versieht. . . . . Niemand kann ein regeres und wärmeres Interesse an der Wohlfahrt Preussens nehmen, als ich, ein Interesse, das von meiner Seite ja nur zu gerechtfertigt und natürlich ist; und wenn Ihnen meine Befürchtungen übertrieben erscheinen sollten, so mögen Sie dafür eine Entschuldigung in der Thatsache finden, dass der Mensch stets geneigt ist, Dinge zu übertreiben, die er sich sehr zu Herzen nimmt. . . . . .

Den 28. Januar. . . . . Sie sehen, dass meine Voraussetzungen nicht so ganz irrig gewesen sind. Die Reise des englischen Gesandten nach Sachsen hat Ihnen die Augen geöffnet! Dieser Hof und diejenigen, welche mit zu seiner Erhebung beigetragen haben, werden sich mit einander gegen uns verbinden, mit uns Streit suchen, und uns zwingen, wider unseren Willen zu den Waffen zu greifen, oder uns den denkbar schimpflichsten Bedingungen zu unterwerfen. Kalten Blutes und unbefangenen Blickes schaue ich von meiner Zurück-

gezogenheit aus, dem Laufe der Dinge in dieser Welt zu. Was auch immer geschehe, weder meine Ruhe noch mein Ruhm werden darunter leiden. Ich vermag deshalb die Ereignisse richtiger zu beurtheilen, als diejenigen, welche, in ihre Unternehmungen zu sehr vertieft, und durch ihre eigenen Interessen zu sehr in Anspruch genommen, ihre Kräfte überschätzen, und sich gegen alles Unglück gefeit glauben. Ich liebe den König; sein Ruhm liegt mir am Herzen, und für mein Vaterland hege ich eine tiefe und warme Zuneigung; das sind die einzigen Gründe, die mich bewegen, Antheil zu nehmen an der Arbeit für das Wohl des Staates. . . . . Ich interessire mich sehr wenig für andere, als meine eigenen Anschauungen, mit denen ich, so gut ich es eben vermag, versuchen werde, fertig zu werden. Unser Jahrhundert ist (zu unserem Unglück) mehr ein Jahrhundert der Verhandlungen, als der Waffenthaten. Vom militärischen Standpunkt aus befinden wir uns in einer ganz guten Position, aber unsere diplomatischen Unternehmungen ermangeln der Kraft und Energie. Man sollte meinen, unser auswärtiges Amt sei durch irgend ein verderbliches Betäubungsmittel in den Schlaf gelullt worden. Vielleicht sage ich zuviel; allein meine Absichten sind die reinsten, und wenn ich irre, so geschieht es aus zu grosser Liebe für den König, und das ist wohl ein verzeihlicher Fehler. . . . . .

Den 14. Februar. Mein lieber General! Ich sende Ihnen beifolgend alle die Briefe zurück, welche Sie mir in Bezug auf die Unterhandlungen wegen Jülich und Berg mitgetheilt haben, weil ich mich in der That fürchte, derartige Schriftstücke in Händen zu haben. Was ich in dem gegebenen Falle thun würde, und was ich glaube, dass der König thun wird — ist vor allen Dingen, mich mit dem Kaiser in ein gutes Einvernehmen zu setzen, die Holländer glauben zu machen, dass ich ihrer als Unterhändler bedarf, ohne mich dabei ihnen gegenüber nach irgend einer Richtung hin zu binden, und mittlerer Weile alle vierzig Schwadronen Dragoner, zusammen mit den Husaren, in der Richtung auf Cleve zu dirigiren, nur zwei Regimenter Cavalerie in Preussen zu lassen, und die gesammte Infanterie und den Rest der schweren Cavalerie in der Mark zu konzentriren, damit ich, wenn irgend Jemand Miene machen sollte, sich meinen Plätzen zu widersetzen, sofort im Stande

wäre, über ihn herzufallen. Jene vierzig Schwadronen Dragoner nun müssten den Befehl erhalten, sobald das bewusste Ereigniss einträte, sofort in Jülich und Berg einzumarschiren, und von beiden Herzogthümern Besitz zu ergreifen. Will man dann noch Unterhandlungen mit uns anknüpfen, so würde man im schlimmsten Falle uns nöthigen können, Jülich wieder herauszugeben, und wir würden wenigstens Berg behalten, wogegen, wenn wir nur Berg besetzen, man uns zwingen wird, die Hälfte davon wieder herauszugeben. Vielleicht können Sie von meinen Bemerkungen irgend welchen Gebrauch machen. . . . . .

Den 4. Oktober 1737. . . . . Sie haben dem Könige Alles gesagt, was ein gescheuter, ehrlicher Mann und bedeutender Politiker seinem Herrn über die vorliegende Frage sagen kann. Ich schmeichele mir immer noch, dass unsere Angelegenheiten einen günstigeren Verlauf nehmen werden, als man bis jetzt erwarten durfte. Gewisse Staats-Aktionen verlieren im Laufe der Zeit an Bedeutung, und in Folge dessen ändert sich die Situation; was früher unglaublich erschien, wird nach und nach nicht allein möglich, sondern das Natürliche. Mir wird es ja wohl gestattet sein, über Politik zu reden. Ein Einsiedler wie ich, der allein sein Glück darin findet, dass er die Bürde der Sfaatsangelegenheiten nicht zu tragen hat, darf sich am Ende den harmlosen Genuss erlauben, über die politischen Handlungen Anderer zu urtheilen, und allerlei Projekte zu entwerfen, ohne fürchten zu müssen, dass er damit irgend welches Unheil anrichte. . . . . .

Den 19. Oktober. . . . . Bin ich nicht ein recht glücklicher Mensch, der ich mich in einer Lage befinde, in welcher ich derartige Misserfolge nicht zu fürchten habe? Wollte Gott, ich dürfte mein ganzes Leben hindurch sagen wie der erste Dauphin: — „Le roi mon père!" . . . . . Ich bin zu sehr erfüllt von dem Wunsche, nach allen Richtungen hin meine Pflicht zu thun, als dass ich je in meinem Leben den Respekt ausser Acht lassen sollte, den ich meinem Vater schuldig bin.

Den 9. November. . . . . Ich glaube nicht, dass ein Brief mehr schlimme Nachrichten auf einmal enthalten kann, als

der Ihrige. Die schlechte Gesundheit des Königs, das trübe Prognostikon, das Sie stellen, der traurige Erfolg unserer Verhandlungen wegen Jülich und Berg, die Zerwürfnisse mit dem Hannoverschen Hofe und neuerdings mit dem von Coeln, Alles das würde genügen, um zwanzig Engländer dazu zu bringen, sich aufzuhängen. Ich befinde mich in Folge dessen in so trüber Stimmung, dass es mir vorkommt, als hätte ich den Spleen. . . . . Warum bezahlt man den Hof in Wien nicht mit gleicher Münze? Weshalb macht man keinen Versuch, zwischen ihm und dem Russischen Misstrauen uud Zwietracht zu säen? Später würden sich dann wohl Mittel und Wege finden, mit dem letzteren, vielleicht auch mit dem Sächsischen, eine Alliance zu schliessen. Möglicher Weise würden gar Holland, Daenemark und Schweden sich bereit finden, mit von der Partie zu sein, und an der Seite so guter Verbündeten, wie die eben von mir vorgeschlagenen, würden wir dann im Stande sein, zur Offensive überzugehn, ohne jene übermüthigen Mächte fürchten zu müssen, die jetzt glauben, Europa Gesetze vorschreiben zu können. . . . . Gott weiss, wie sehr ich dem Könige ein langes Leben wünsche, aber sollte der Sukzessionsfall * nicht mehr bei seinen Lebzeiten eintreten, dann soll man mir gewiss nicht nachsagen dürfen, dass ich *mein* Interesse dem anderer Mächte geopfert hätte. Ich fürchte im Gegentheil, dass man mich der Uebereilung und zu grosser Raschheit in meinen Entschliessungen zeihen würde. Es scheint fast, als habe der Himmel den König dazu ausersehen, alle die Vorbereitungen zu treffen, welche Weissheit und Klugkeit in Aussicht auf einen bevorstehenden Krieg gebieten. Wer weiss, ob mir die Vorsehung nicht vorbehalten hat, diese Pläne glorreich dem Ziele zuzuführen, das ihnen des Königs weise Voraussicht bestimmt hat. Wenn Sie denn doch so hartherzig sind, mir nicht bald gute Nachrichten zu senden, so lassen Sie mir wenigstens irgend eine tröstliche Kunde über des Königs Gesundheit zugehen; rufen Sie nicht unnöthig die Sorge wach, und stören mir meine liebe Einsamkeit, die mir mehr werth ist, als Hof, Königreich und Ruhm!"

Den Angelpunkt für die auswärtige Politik Preussens während der letzten Hälfte der Regierung Friedrich Wil-

* Der Tod des Kurfürsten von der Pfalz.

helms I. bildete die Aussicht auf zwei werthvolle Erwerbungen, nehmlich die der Herzogthümer Jülich und Berg, und andererseits den Anfall von Ostfriesland. Hierauf beziehen sich die Anspielungen in den eben angezogenen Briefen. Es würde kaum möglich sein, in den Grenzen weniger Sätze ein klares Resumé der Sachlage in Betreff der streitigen Punkte zu geben. Soweit Jülich und Berg in Betracht kommen, lag nach der preussischen Auffassung durchaus kein Grund zu irgend einer Streitigkeit vor. Im Falle des Erlöschens der regierenden Linie des kurfürstlich pfälzischen Hauses (der Linie Neuburg) war auf Grund des Erbvertrages mit dem Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der König von Preussen der natürliche und legitime Erbe der beiden Herzogthümer. Allein der damalige regierende Kurfürst, ein alter Mann ohne männliche Leibeserben, wünschte dieselben, mit Ausschluss des protestantischen Hauses Brandenburg, an seinen Nachfolger in der Kurwürde, (einen Prinzen aus der Linie Sulzbach) und wie er selbst Katholiken, übergehen zu sehen. Der Kurfürst und Pfalzgraf, der von seinem Vetter in Bayern, sowie von mehreren Brüdern und anderen Vettern, welche geistliche Kurstühle und Bischofsitze inne hatten, unterstützt wurde, war kein zu verachtender Gegner; überdies hatte er sich für die Durchführung dieses seines Lieblingsplanes im Geheimen der Zustimmung des kaiserlichen Hofes zu Wien versichert. König Friedrich Wilhelm von Preussen, dem gegenüber so mächtigen Gegnern der Muth gesunken war, hatte man im Jahre 1728 zum Verzicht auf seine Ansprüche an Jülich zu bewegen gewusst; er glaubte danach um so sicherer darauf rechnen zu dürfen, dass man ihm bei der Erwerbung von Berg kein Hinderniss in den Weg legen werde. * Wie bekannt, ist er seinem Bündnisse

* In dem Vertrage vom Dezember 1728 hatte sich Friedrich Wilhelm anheischig gemacht, die Thronfolge von des Kaisers Tochter, Maria Theresia, (die pragmatische Sanktion) anzuerkennen, Carl VI. dagegen

mit Oesterreich durch Glück und Unglück unverbrüchlich treu geblieben, und hat für seine guten Dienste nie eine andere Compensation erlangt, als die Gewährleistung jener Erwerbung. Allein, als im Jahre 1735 Oesterreich und Frankreich Friede schlossen, der Kaiser seinen Schwiegersohn opferte, und Lothringen preisgab, der König von Frankreich dagegen seinen Schwiegervater Stanislaus im Stiche liess, und den Kurfürsten August von Sachsen als König von Polen anerkannte, sah der König von Preussen den Boden, auf dem bisher seine Politik gefusst hatte, sich unter den Füssen fortgezogen, und die leider nunmehr geeinigten Grossmächte, als verbündete Gegner sich gegenüber. Frankreich weigerte sich, das linke Rheinufer — in diesem Falle die Stadt Düsseldorf — in die Hände Preussens übergehen zu lassen, und Friedrich Wilhelm wurde beschieden, dass er, selbst unter den allergünstigsten Umständen, auf nicht mehr, als auf die Hälfte von Berg zu rechnen habe; und um Allem die Krone aufzusetzen, fanden die grossen Seemächte England und Holland, Frankreichs und Oesterreichs natürliche Gegner, die sich in Folge dieser Friedens-Präliminarien von den kontinentalen Angelegenheiten ausgeschlossen sahen, und um jeden Preis den verlorenen Einfluss wiedergewinnen wollten, dass dies am besten auf Kosten Preussens zu bewerkstelligen sei. So benutzten sie denn

---

sich verbunden, dem König von Preussen die Erbfolge im Herzogthum Berg zu gewährleisten. Allein der Kaiser hatte bereits im August 1726 heimlich dem Kurfürsten von der Pfalz sein Wort gegeben, dass er die Ansprüche des Pfalzgrafen von Sulzbach auf *beide* Herzogthümer Jülich und Berg unterstützen, und eventuell mit der Gewalt der Waffen gegen All' und Jedermann vertheidigen werde. Wie bekannt, hatte Friedrich Wilhelm, treu seinem gegebenen Worte, auf dem Reichstage die pragmatische Sanktion gegen die Stimmen *dreier* anderer Kurfürsten unterstützt. Zum Dank für diesen Dienst, demzufolge die übrigen Europäischen Staaten ebenfalls ihre Sanktion gegeben hatten, warf der Kaiser den König von Preussen, als er seiner nicht mehr bedurfte, über Bord.

die Frage der Succession in den Herzogthümern als eine willkommene Brücke hiezu, und erklärten, dass dieselbe eine schleunige Lösung erheische, und dass sie in Bezug auf diese Lösung, Oesterreichs und Frankreichs Anschauungen vollkommen theilten. Das leitende Motiv für die Politik des Kurfürsen von Hannover in dieser Frage war lediglich Eifersucht auf den Kurfürsten von Brandenburg; ebenso fürchteten die Holländer jede Vergrösserung eines Staates an ihrer eigenen Grenze. So fanden sich denn unerwarteter Weise vier Grossmächte, die beiden grössten katholischen, wie die beiden mächtigsten See-Staaten, als Gegner der preussischen Erbansprüche verbündet. In der That, die Sachen konnten kaum schlechter stehen, als sie standen. Preussen besass nicht einen einzigen Verbündeten; dazu war seine natürliche Machtstellung in Deutschland eine erheblich schwächere geworden, seit sich Hannover und Sachsen durch die Königskronen von England und Polen, die sie sich aufgesetzt, in mächtige und drohende Nachbarn verwandelt hatten. Dies war der Stand der Dinge im Jahre 1737. Die Lage war so drohend wie möglich, und schon der Gedanke daran liess Friedrich's Blut in Wallung gerathen. Sein Eifer und Unwille machte sich endlich Luft in der Flugschrift: — „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe",* über welches Duncker den oben erwähnten, höchst interessanten Essay geschrieben hat. Das Flugblatt wurde zweifellos im Winter 1737/38 geschrieben, sehr wahrscheinlich im Januar des letztgenannten Jahres. Es ist in jeder Hinsicht eine ausserordentliche Leistung für einen so jungen, überdiess im Abfassen politischer Flugschriften noch so unerfahrenen Mann. Den Haupt-, oder richtiger einzigen Zweck desselben, Gewinnung einer mächtigen Alliance für Preussen, auch nur durchblicken zu lassen, hat der Verfasser durchaus

* Sie findet sich im achten Bande der *Oeuvres de Frédéric le Grand.*

vermieden. Er schreibt unter der Maske eines Engländers, — und zwar eines Engländers von der Oppositionspartei — ** der, besorgt wegen der plötzlichen Coalition despotisch regierter Kontinental-Staaten und voller Unwillen über die Lässigkeit seiner eigenen Regierung, bemüht ist, dieser oder falls ihm dies nicht gelingen sollte, wenigstens der öffentlichen Meinung, die bereits vorhandenen, und noch mehr die für künftige Zeiten drohenden Gefahren in's Bewusstsein zu rufen, wie sie eine solche Lage der Dinge mit sich bringen muss. Natürlich werden die preussischen Interessen darin gar nicht erwähnt. Nur einmal kommt der Name Preussen vor, und zwar in Verbindung mit der Frage der Sukzession in Jülich und Berg, die nur so obenhin und *en passant* berührt wird. Erreichte er seinen Zweck, eine Wendung in der von den Seemächten eingeschlagenen Politik herbeizuführen, so war damit an und für sich schon für Preussen der mächtigste Bundesgenosse gewonnen, auf den es jemals rechnen konnte.

Es war seine Idee gewesen, eine für England berechnete Version seiner Flugschrift in englischer Sprache dort herauszugeben, gewissermaassen als den anonymen Appell eines englischen Politikers an seine Nation, — und später dann sein eignes Original in Holland als Uebersetzung erscheinen zu lassen. Und um die Aufmerksamkeit noch mehr auf die Flugschrift zu lenken, und die öffentliche Meinung im Sinne desselben zu beeinflussen, machte er Grumbkow den Vor-

** Er sagt: . . . . . „Sollte es irgend einer Macht scheinen, dass ich mich mit zu grosser Freiheit äussere, so möge dieselbe wissen, dass die Frucht noch lange den Geschmack des Bodens beibehält, auf dem sie gewachsen, und dass es mir, als dem Sohne eines freien Landes, erlaubt ist, meine Meinung mit dem Muthe des freigeborenen Mannes und mit der Offenherzigkeit zu sagen, die jede Verstellung verschmäht, und leider der Mehrzahl der Menschen unbekannt ist, mag sie auch denen ein Verbrechen erscheinen, die in Leibeigenschaft geboren, und in der Sklaverei gross geworden sind."

schlag, er möchte auch noch eine Kritik über dasselbe veröffentlichen. In Alledem — der Flugschrift selbst, wie in dem Plane, den er für ihre Veröffentlichung entworfen hatte — erweist er sich als einen Charakter, der ein für alle Mal entschlossen ist, kein Mittel unversucht zu lassen, als ein Meister in der Kunst, die Mittel den Zwecken anzupassen, und als ein tiefer Kenner der Menschennatur, (in diesem speziellen Falle möchte ich beinahe sagen, der englischen Menschennatur) und man erkennt hier bereits jene seltene Vereinigung von Eigenschaften, die bald darauf der ganzen Welt offenbar werden sollten.

Es schien, als sollte es zu einer Krisis kommen. Am 10. Februar 1738 wurden der preussischen Regierung seitens der vier Mächte Frankreich, Oesterreich, England und Holland identische Noten überreicht, welche die Forderung enthielten, die preussische Regierung solle die Sukzessionsfrage in den Herzogthümern Jülich und Berg der Entscheidung der genannten Mächte überlassen, und sich fernerhin verpflichten, in der Zwischenzeit keinen Schritt zu thun, der dahin ziele diese Frage noch mehr zu kompliziren. (Truppenbewegungen, Ergreifen von temporären Maassnahmen und dergl.) Darauf antwortet nun Friedrich Wilhelm mit dem Ersuchen, man möge sich erst über den Punkt der provisorischen Besetzung in einer Weise erklären, die es ihm möglich machte, eine definitive Entscheidung zu treffen.

Diese kurze Darstellung wird es leichter machen, die eben angeführten Brief-Auszüge zu verstehen. Am 4. März 1738 nimmt der Prinz seine Correspondenz wieder auf, und schreibt:

„ . . . . . Sie sind erstaunt, dass ich auf den Artikel der Deklaration nicht antworte. Sie werden wohl bemerkt haben, dass er nicht ganz nach meinem Sinne ausgefallen ist. Wenn man mich nicht um meine Meinung frägt, so kann ich

ja schweigen; wenn man sie aber zu hören verlangt, dann würde ich den guten Glauben und das Vertrauen, die man in mich setzt, nicht verdienen, wenn ich nicht offen meine Ueberzeugung ausspräche. Erinnern Sie sich, Herr Marschall, dass Sie von mir diese Antwort erzwingen, und dass ich geschwiegen haben würde, wenn Sie mich nicht genöthigt hätten, mich auszusprechen. Ich gestehe Ihnen, dass ich in der den Unterhändlern gegebenen Antwort einen Widerspruch finde von Hoheit einerseits und Kleinmuth andererseits, der gar nicht nach meinem Sinne ist. Diese Antwort macht den Eindruck, als habe der, welcher sie giebt, nicht Lust, sich zu schlagen, wolle aber doch die Welt das Gegentheil glauben machen. Es gab hier nur eine Alternative: Entweder man ertheilte eine edle und stolze Antwort, ohne Versteckens zu spielen mit allerlei nichtigen Gründen, deren wahrer Werth doch bald genug an den Tag kommen wird, oder man beugte sich unter das schmachvolle Joch, welches man uns auflegen will. Ich bin nicht gewiegter Politiker genug, um einen solchen Widerspruch zwischen Drohungen und gleichzeitiger Unterwürfigkeit zu begreifen und zu billigen, ich bin jung, und würde mich vielleicht von meinem stürmischen Temperamente hinreissen lassen, in keinem Falle aber eine Sache nur halb thun. Das ist meine Ansicht, Herr Marschall, weil Sie dieselben durchaus wissen wollen. Sollte sie nicht mit der Ihrigen übereinstimmen, so vergessen Sie nicht, dass die Menschen in der Art und Weise des Denkens sich ebenso unterscheiden, wie in der Physiognomie. Wenn *ich* für eine kühne Sprache plaidire, werden *Sie* zu kluger Vorsicht rathen. Ich bin damit einverstanden; nur das bitte ich zu bedenken, dass kluge Vorsicht zwar ganz am Platze ist, wo es sich darum handelt, zu erhalten, was man besitzt, dass aber da, wo es gilt, Neues zu erwerben, Kühnheit allein zum Ziele führt. . . . . "

Etwas später in demselben Monate schreibt er wieder:

„ . . . . . Ihre Betrachtungen über das *Mémoire* sind

---

* Nach Duncker: *Aus der Zeit Friedrich des Grossen etc.* S. 43 ist hier das *Mémoire* gemeint, das in den *Considérations* erwähnt wird, und

durchaus zutreffend, allein man würde sie doch nicht gut unter der Firma des Cabinets veröffentlichen dürfen. Glauben Sie mir, es ist hohe Zeit, dass man etwas schreibt, um die Geister vorzubereiten, und für sich zu gewinnen; die *Presse* muss jetzt arbeiten und ich fühle mehr als je Lust, meine Schrift zu veröffentlichen. Falls Sie es für rathsam halten, werde ich dieselbe nach England schicken, wo sie zunächst in englischer Sprache erscheinen soll; später wird dann mein Original in Holland als eine Uebersetzung vertrieben werden. Das ist so meine Idee; Sie könnten dann ebenfalls Ihre Betrachtungen über das Mémoire drucken lassen in Form eines Briefes, den ein Freund an einen Holländer, oder Engländer schreibt. Ich glaube, das würde einen ausserordentlichen Eindruck auf die öffentliche Meinung machen, um so mehr, als das Publikum im Allgemeinen zu träge ist, um selbst zu denken, und lieber die fertigen Gedanken Anderer zu den seinigen macht."

Wenden wir uns nun zu den *Considérations* selbst, als einer Probe von Friedrich's jugendlichem, politischen Style, und greifen, als besonders charakteristisch, nachfolgende, gegen den Kardinal Fleury gerichtete Philippika heraus. Nachdem er darauf hingewiesen, wie, allem Anscheine nach, Oesterreich und Frankreich sich die Hände reichten, um die Freiheit Europa's zu vernichten — Oesterreich, indem es die despotische Gewalt über Deutschland, Frankreich, indem es eine Weltmonarchie erstrebe — zählt er die Niederlagen auf, welche die österreichischen Waffen im Kriege wegen der Besetzung des polnischen Thrones erlitten, und fährt dann fort:

„Man sollte nun doch glauben, dass nach so vielen Niederlagen es Sache des *Kaisers* gewesen wäre, sich um den Frieden zu bemühen; weit gefehlt — das hiesse die Friedensliebe und Uneigennützigkeit des Kardinals durchaus verkennen; zur Ehre

---

an deren Schlusse mitgetheilt werden sollte; i. e. ein vom französischen Gesandten Fénélon am 14. Dezember im Haag übergebenes Schriftstück.

Frankreichs und zum Zeugniss seiner Mässigung sei es hier gesagt: als lorbeergekrönter Sieger und augenscheinlich seiner Erfolge müde, bietet es dem Kaiser, seinem besiegten Gegner, den Frieden an . . . . . Der Kardinal hat sich offenbar die Herstellung eines festen und dauernden Bündnisses zwischen dem Kaiser und Frankreich zum Ziel gesetzt, in Nachahmung des Triumvirats zwischen Augustus, Antonius und Lepidus, das, wie man weiss, allein durch die Proskriptionen zusammengekittet wurde. So sieht sich auch Frankreich, auf Grund des Artikel I der Präliminarien, im Besitz des vom Deutschen Reiche losgerissenen Herzogthums Lothringen. Der Kaiser beraubt also, um Frieden zu schliessen, den eigenen Schwiegersohn seiner Erblande! . . . . . Ueberdies herrschte damals durch die ganze europäische Welt unendliches Misstrauen in die Absichten Frankreichs, entsprungen aus einem alten Irrthume, der im Laufe der Zeit immer fester Wurzel gefasst hatte. Man flüsterte sich nämlich zu, Frankreich erstrebe eine Welt-Monarchie, und damit thut man ihm gewiss grosses Unrecht. Dieser Gedanke allein hatte der Ausführung all' der glänzenden Pläne Ludwigs XIV. Halt geboten, und nicht wenig dazu beigetragen, seine Macht zu schwächen; es erschien in der That geboten, ein so verderbliches Vorurtheil mit den Wurzeln auszurotten, ja selbst das Andenken daran zu verwischen."

Nachdem er die Regentschaft der Herzöge von Orleans und Bourbon kurz skizzirt, fährt er fort:

„Der Kardinal Fleury wurde sein (Bourbon's) Nachfolger; er verstand es nicht nur, die Finanzen zu heben, und die grossen wirthschaftlichen Schäden wieder auszubessern, sondern, was noch mehr ist, durch seine Gewandtheit und mittels einer ihm eigenen, seltenen geistigen Biegsamkeit, sich den Anschein ausserordentlicher Mässigung zu geben, und den Ruf eines höchst gerechten und friedliebenden Ministers zu erwerben. Um das tief Berechnete und die hohe Klugheit seines Verfahrens zu begreifen, muss man sich bewusst werden, dass Nichts so sehr geeignet ist, das Zutrauen der Menschen zu gewinnen, als ein grossmüthiger, uneigennütziger Charakter; und den Schein eines solchen hat der Kardinal Fleury sich so vor-

trefflich zu geben gewusst, dass ganz Europa, ja die ganze Welt überzeugt war, er besässe ihn wirklich. Die Grenz-Nachbarn Frankreichs glaubten, neben einem so guten Nachbar sich ruhig dem Schlafe überlassen zu können, und selbst Staatsmännern, die im Rufe eines ausserordentlichen politischen Scharfsinnes standen, galt es als eine unbestreitbare Maxime, dass, so lange der Kardinal lebe, man Angesichts seiner bekannten Charakter-Eigenschaften und seines hohen Alters, über die Absichten Frankreichs vollkommen ruhig sein dürfe.

Dies war das Meisterstück des Kardinals, der sich hierin als ein viel feinerer politischer Kopf erwiesen hat, als Richelieu und Mazarin. Sobald nun dieser kluge Staatsmann die Dinge an dem Punkte angelangt sah, wo er sie haben wollte, liess er plötzlich alle Minen springen. Der Allerchristlichste König musste ein Manifest erlassen, das zunächst noch den Eindruck bewahren sollte, den der Kardinal hervorgerufen, und dessen Inhalt sich im Wesentlichen darin zusammenfassen lässt, „dass Seine Majestät sich damit begnüge, ein blühendes Reich zu besitzen, und über ein treues Volk zu regieren, keineswegs aber beabsichtige, die Grenzen seines Reiches weiter hinauszurücken."

Inzwischen hat ja die Folge gelehrt, in wie weit es lediglich Friedensliebe gewesen ist, was Seine Majestät zwang, Lothringen anzunehmen, und Deutschland von einer Provinz zu befreien, welche zwar ohne Zweifel seit undenklichen Zeiten ihm zugehört hat, die ihm aber, in Folge ihrer isolirten und wenig günstigen Lage, zur Last geworden war. . . . . .

Frankreich übereilt sich nie; mit Zähigkeit an seinen Plänen festhaltend, verlässt es sich ganz auf die Conjunkturen; die Eroberungen müssen sich ihm, so zu sagen, von selbst darbieten. Dabei versteht es vortrefflich, alles das zu verstecken, was an seinen Plänen studirt erscheinen könnte, und so erhält man, wenn man sich nur durch den Schein leiten lässt, den Eindruck, als werde es vom Glücke mit ganz besonderer Gunst begnadigt. Man täusche sich aber nicht; Glück und Zufall sind leere Worte; das gute Glück Frankreichs sind der Scharfblick und die kluge Voraussicht seiner Staatsmänner, sowie die geschickten Maasregeln, die sie zu treffen wissen . . . . . Was nun die weiteren Eroberungen betrifft, die Frankreich noch machen könnte, so ist es klug genug, sich

damit nicht zu übereilen, sondern seine Macht zunächst in dem eben erworbenen Besitzthume gründlich zu befestigen, und seine Nachbarn nicht zu erschreken; denn *zu* laute Erfolge dürften doch auch die Seemächte aus dem Schlummer falscher Sicherheit und Indolenz erwecken, in den sie sich für jetzt haben einlullen lassen. . . . . Die Griechen haben einst Philipp's Erfolge zu geringschätzig betrachtet, und sich thörichter Weise eingebildet, dass der Tod dieses Fürsten sie von ihrem gefährlichsten Feinde befreien würde, von dem allein sie alles zu fürchten hätten. Das ist genau dieselbe Sprache, wie man sie jetzt in Europa führt: Man schmeichelt sich, dass der Tod des gewandten französischen Staatsmannes der Politik Frankreichs ein Ende machen, und sein ev. Nachfolger nicht dieselben Ziele, dieselben Pläne verfolgen werde. Kurz man schwelgt in jener Hoffnungsseligkeit, die von jeher der Trost schwacher Seelen und kleiner Geister gewesen ist. . . . . "

Der letzte Satz des Pamphletes ist besonders charakteristisch: —

„Mit einem Worte, es ist eine Schmach und Schande, seine Länder zu verlieren, allein es ist ein Unrecht und eine That verbrecherischer Raubgier, Länder zu erobern, auf deren Besitz man kein angestammtes Recht hat."

Schliesslich wurde die Flugschrift gar nicht veröffentlicht. Die Antwort des Königs auf die identischen Noten der vier Mächte hatte mehr Wirkung gehabt, als Friedrich von derselben erwartete; d. h. der Kardinal Fleury hatte bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen einen ganz anderen Ton angeschlagen, (er sah einen Krieg zwischen England und Spanien voraus, und wünschte eine etwaige Allianz zwischen England und Preussen zu verhindern) und so war es nicht mehr nöthig, ja es würde unpolitisch gewesen sein, jetzt mit einer so heftigen Philippika herauszukommen. Die *Considérations* erblickten, anstatt im Jahre 1738 in England, als die Betrachtungen eines unzufriedenen Engländers ver-

öffentlicht zu werden, erst 1788 — in der Holcroft'schen Uebersetzung sogar erst im Jahre 1789 — das Licht der Welt.

Später, im Frühjahre 1738, nachdem Friedrich sich entschlossen hatte, die Veröffentlichung seines Werkes hinauszuschieben, übersandte er — was nicht grade sehr weise gehandelt war — eine Abschrift seines Manuskriptes an Voltaire, natürlich mit der Einschärfung, dasselbe geheim zu halten. Voltaire, obwohl er die Arbeit bis in den Himmel erhob, fand keinen rechten Geschmack an der scharfen Kritik, welche die französischen Annexionsgelüste darin erfahren. Er meinte, es dürfte gerechter sein, „Frankreich mit einem reichen Manne zu vergleichen, der lauter Leute zu Nachbarn hat, die auf dem besten Wege sind, sich nach und nach selber zu ruiniren, und der dann ihre Besitzungen zu einem niedrigen Preise aufkauft;" und mit einem Seitenhiebe auf das buntscheckig zusammengeflickte Deutschland und dessen Unbehülflichkeit und Schwäche, im Vergleich zu der monarchischen Geschlossenheit seines eigenen Vaterlandes, bittet er Seine Königliche Hoheit unterthänigst, sich doch der Geschichte von den beiden Schlangen zu erinnern, von denen die eine viele Köpfe und die andere viele Schwänze hatte, in Folge dessen die letztere überall hinkriechen konnte, die erstere aber nicht." Im Grossen und Ganzen hielt er eine feste Allianz zwischen den grossen Continentalmächten: Oesterreich, Frankreich und Spanien, für das Wünschenswertheste. Eine solche Allianz würde die ganze Welt in Frieden erhalten, da Niemand wagen dürfte, sich ihr zu widersetzen. „Engländer und Holländer könnten dann ja die Waage, mit der sie bis dahin sich berufen glaubten, Europa in Gleichgewicht zu erhalten, dazu benutzen, die Ballen zu wiegen, die sie aus Indien erhielten." *

* *Oeuvres de Frédéric*, XXI. 216.

Die bekannteste und umfangreichste Probe von Friedrich's Prosa aus der Rheinsberger Periode bildet der *Antimacchiavel.* Er wurde im Frühling 1739, kaum später als ein Jahr nach den *Considérations* geschrieben. Der jugendliche Verfasser hatte, ehe er seine Arbeit begann, sich grosse Mühe mit dem Quellenstudium gegeben, war aber im weiteren Verlaufe derselben sehr erstaunt, zu finden, wie vieler Nachforschungen er noch immer bedurfte, und wie schwer es hält, sich über irgend einen Gegenstand zuverlässige Informationen zu verschaffen. Im *Antimacchiavel* verräth sich viel mehr Ehrgeiz, als dies in den *Considérations* der Fall ist, auch macht sich in Bezug auf den Styl ein Fortschritt bemerkbar, aber der Inhalt des Buches vermag nicht unsere Theilnahme und Neugierde zu erwecken; es sei denn, man betrachte dasselbe vom biographischen Gesichtspunkte. In diesem Sinne, und zwar im Lichte von des Autors eigenem Leben gelesen, ist es, denke ich, doch interessanter, als selbst der grösste unter den Biographen Friedrich's recht zugeben will.

Natürlich erregte das Erscheinen des Buches sehr grosses Aufsehen, obwohl dies in mancher Beziehung unter unglücklichen Auspizien stattfand. Nachdem nämlich das Manuskript an Voltaire gesandt, und von ihm einer sorgfältigen Revision unterworfen worden, * wurde es, und zwar zur Zeit, da Friedrich noch Kronprinz war, dem holländischen Buchhändler van Duren im Haag übergeben. Als der Autor dann den Thron bestiegen hatte, wünschte er das Buch zurückzuziehen; dazu wollte sich indessen der Buchhändler unter keinen Umständen verstehen, und ebensowenig zugeben, dass es von Seiten Voltaire's einem erneuten Revisions- oder Beschneidungs-Prozesse unterzogen werde; weil er sehr richtig voraussetzte, dass durch ein derartiges

* Friedrich schrieb: — „Rayez, changez, corrigez et remplacez tous les endroits qu'il vous plaira. Je m'en remets à votre discernement."

Verfahren das Werk an Originalität und Reiz und damit, vom geschäftlichen Standpunkte aus betrachtet, auch an Werth verlieren musste. So liess denn van Duren, trotz aller Remonstrationen und eines sehr lebhaften Briefwechsels, den *Antimacchiavel* im September des Jahres 1740 erscheinen. Voltaire, der während dieser ganzen Zeit sich in Holland aufhielt, und voraussah, wie unangenehm Friedrich dadurch berührt werden würde, besorgte sofort eine zweite autorisirte Ausgabe, in der eine Menge Stellen ausgemerzt worden waren. Inzwischen war auch in London ein Nachdruck der van Duren'schen Ausgabe erschienen. Friedrich fand an ihnen Allen keinen Gefallen, und erklärte, dass er keine derselben als sein Buch anerkenne, sondern selbst eine Ausgabe veranstalten werde. Ein Vorhaben, das er indess, da vieles Andere dazwischen kam, keine Zeit fand, zur Ausführung zu bringen. Sein Original-Manuskript, von welchem nur die eine, von Keyserlingk gefertigte Abschrift, an Voltaire gesandt worden war, ist in unseren Tagen an's Licht gezogen, und unter dem Titel: *„Réfutation du Prince de Macchiavel"* in den *Oeuvres*, zusammen mit der van Duren'schen Ausgabe *(„L'Antimacchiavel")* veröffentlicht worden.

Ueber dieses Buch ist soviel geschrieben worden, dass ich es mir, wenn ich es auch gewünscht hätte, versagen muss, dabei länger zu verweilen. Wie ich bereits bemerkt habe, ist das Interesse, das es erregt, vorwiegend ein biographisches, und von diesem Gesichtspunkte aus ein Vergleich zwischen dem Friedrich'schen Originale und der Voltaire'schen Ausgabe, nichts weniger als uninteressant und gewiss recht belehrend. Man ersieht daraus, dass Friedrich, wie zu aller Zeit, auch diesmal sich merkwürdig treu geblieben ist, und lernt dabei in der That beide Männer gewissermaassen kennen. Es wird uns klar, warum der Autor von den Aenderungen, die der Dichter mit seinem Werke vorgenommen hatte, so wenig erbaut war, und sich

so entschieden weigerte, irgendwie für dieselben einzutreten. Viele von den Sätzen, die Voltaire gestrichen hatte, weil sie ihm theils zu gewagt, oder zu jugendlich unreif, theils nicht im Einklange mit dem ganzen Tone des Buches erschienen, (noch weniger freilich mit der Vorstellung, die *er* sich von dessen Verfasser machte) theils endlich, weil er darin Tautologien, oder stylistische Fehler zu finden meinte, oder, weil er sie einfach für nichtssagend hielt, — waren grade solche, auf welche der Verfasser besonderes Gewicht legte, und durch deren Weglassung bisweilen der ganze Entwickelungsgang seiner Argumentation ein wesentlich anderer wurde.

Ranke, der auf kaum einer halben Seite das Beste sagt, was überhaupt jemals über den *Antimacchiavel* gesagt worden ist, — indem er, wie gewöhnlich, den Inhalt eines Bandes in wenige Sätze verdichtet, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Sentenz: „Il doit être l'instrument de leur félicité, comme les peuples le sont de sa gloire", welche er als eine von denjenigen Stellen bezeichnet, die Voltaire gestrichen hatte, während sie doch Friedrich grade so recht von Herzen kamen. Ebenso merkwürdig ist das Kapitel über gerechte und ungerechte Kriege. Hier hatte Voltaire einen langen Absatz, worin Friedrich darzuthun sucht, dass ein Krieg, der zur Geltendmachung bestrittener Rechte und Ansprüche unternommen wird, ein gerechter Krieg sei, und sich dabei des Argumentes bedient, „die Könige könnten, da sie keinen Richter über sich hätten, nur mit dem Schwerte in der Hand plaidiren," in einen Satz von drei Zeilen zusammengestrichen. *

Ueber diese jugendlichen Anläufe zum schriftstellerischen Schaffen mit spöttischem Achselzucken hinwegzugehen, da-

* Interessanter vielleicht, als Alles Uebrige, (wenn man sie im Lichte seiner späteren Lebensjahre betrachtet) ist folgende Sentenz: „La prudence veut que l'on préfère les petits maux aux plus grands, et que l'on

mit ist es nicht gethan! Sie sind mehr, als ein blosser Anlauf; es sind wirkliche Anfänge einer Thätigkeit, die nur in ihrer stetigen Fortentwickelung unterbrochen worden, und Stückwerk geblieben sind. Sicherlich versprechen sie sehr viel, und zeigen uns „ein Verständniss, das auch auf dem ungewöhnlichen Gebiete der literarischen Thätigkeit den Sieg verheisst." **

Wie wir Alle wissen, hat sich diese Verheissung nicht erfüllt. Es war Friedrich nicht beschieden, jemals von diesem Gebiete Besitz zu ergreifen, ja nach der Natur der Dinge, ihm nicht einmal vergönnt, es zu betreten, obwohl er in seinem späteren Leben sich bisweilen einbildete, dass es einen Königs-Weg gebe, der dahin führe, und dass er denselben gefunden habe. Besonders im *Antimacchiavel* will es scheinen, als stehe der Autor auf der Schwelle einer schriftstellerischen Laufbahn, seine noch unerprobten Streitkräfte musternd und ordnend; wir aber schauen neugierig, und mit dem Gefühl von Ungewissheit, das uns bei allen blossen Anfängen überfällt, in die Zukunft, und warten der Dinge, die da kommen sollen. Die *Considérations* dagegen stehen, glaube ich, auf ganz anderem Boden; obwohl weniger hochstrebend, und in herberem Style geschrieben, hinterlässt die Flugschrift doch den Eindruck des in sich Vollendeten, und der innerlichen Ueberzeugtheit. Ich glaube, man geht nicht allzusehr fehl, wenn man sie in eine Kategorie setzt mit einer Art von Schriftstücken,

---

agisse tandis qu'on en est maître. Il vaut dont mieux, de s'engager dans une guerre offensive l'orsqu'on est libre d'opter entre la branche d'olive et la branche de laurier, que d'attendre jusqu'à ces temps désespérés où une déclaration de guerre ne peut que retarder de quelques moments l'esclavage entier et la ruine. Quoique cette situation soit fâcheuse pour un souverain, il ne saurait cependant mieux faire que de se servir de ses forces avant que les arrangements de ses ennemis, lui liant les mains, lui en fussent perdre le pouvoir."

** Carlyle II. 56.

in denen es Friedrich später als König zur Meisterschaft brachte, jenen *Staatsschriften*, die er entweder selbst schrieb, oder Andere unter seiner Inspiration schreiben liess, und bei deren Abfassung er mit so ängstlicher Sorgfalt darüber wachte, dass jedes Wort genau nur das, was damit gesagt sein soll, und nichts mehr ausdrücke. Fasst man das Wort „Staatsschriften" in dem weiteren Sinne auf, welchen ihm die gegenwärtigen Herausgeber der Preussischen Staatsschriften beilegen, und wonach es auch politische Flugblätter und noch manches Andere in sich begreift, so kann man die *Considérations* des Kronprinzen vielleicht als ein passendes „Präludium" zu den *Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs des Grossen* bezeichnen. *

* Dies ist der Titel des grossen, neuerdings von Droysen und Duncker unter den Auspizien der Akademie der Wissenschaften zu Berlin in die Hand genommenen Werkes. Der erste, von Dr. Reinhold Koser herausgegebene Band, liegt mir vor. Zur Qualifizirung dessen, was ich soeben in Bezug auf des Königs Grundsätze für schrifstellerische Conception gesagt habe, muss ich anführen, dass der Herausgeber, als er die Art und Weise des Entwurfes eines eigenthümlichen Exposé aus dem Jahre 1744 bespricht, von dem sich nicht weniger als acht verschiedene Conzepte, entsprechend ebensoviel Entwürfen zu der Arbeit, vorfanden — uns erzählt, wie selbst bisweilen bei der Abfassung von Staatsschriften der *Stylist* schliesslich mit dem *Staatsmanne* in Konflikt gerathen sei. (§ 14.) Bei einer Gelegenheit, wo Friedrich den Vorstellungen der Minister nachgegeben, und eine Phrase zurückgezogen hatte, schrieb er an den Rand der unfertigen Depesche: „Après tout, je ne suis pas assez amoureux de cette antithèse pour ne la point sacrifier à La Politique." (S. 452.)

Capitel XVI.

Bielfeld's Briefe.

Die Briefe wurden nie zur Post gegeben — Bielfeld lässt sein Gedächtniss im Stich — Er beschreibt ein Symposion — Und betritt die diplomatische Carrière — Sein *Éloge*.

Der Einzige, der einen leidlichen Versuch gemacht hat, sich den Dank der Nachwelt durch eine zusammenhängende Schilderung dessen, was er in Rheinsberg sah und hörte, zu erwerben, ist Bielfeld. Leider lässt sich gegen ihn, wie gegen seine Schilderungen, sehr viel einwenden. Der Mann selbst war sicherlich keine sehr angenehme Persönlichkeit, und überdies brachten seine Lebensverhältnisse meistens nicht das Beste, was in ihm lag, sondern oft grade die schlechtesten Seiten seiner Natur zu Tage. Er war ein *Parvenu*, aber einer, der es nicht fertig gebracht hatte, jene Höhen zu erklimmen, auf denen das *Parvenu*thum erst anfängt, ein sicherer und einigermaassen ehrenhafter Beruf zu werden. Es gelang ihm nicht, in den Vortrab zu kommen, sondern er trottelte immer ein Wenig hinter den Gefährten her, mit denen ihn das Schicksal zusammengeworfen hatte, als sie sich anschickten, gemeinsam ihren Ablauf vom Pfosten zu nehmen. Als der Sohn eines Kauf-

mannes im Jahre 1717 zu Hamburg * geboren, war er durch freimaurerische Beziehungen mit dem Kronprinzen bekannt geworden, und hatte so die denkbar beste Chance gehabt, auf diesen einen günstigen Eindruck zu machen. Friedrich, der zu jener Zeit sicherlich in einem „Bruder" Nichts wie Gutes erblickte, hielt ihn für einen vortrefflichen, gescheuten und jedenfalls ehrenhaften Kerl, mochte ihn gern leiden, und lud ihn, etwas übereilter Weise, nach Rheinsberg ein. Vielleicht hat er schon damals eine Andeutung darüber fallen lassen, wie hübsch es sein würde, wenn er es möglich machen könnte, dort bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Bielfeld traf, nach seinem eigenen Berichte, im Oktober 1739 daselbst ein. Hatte ihm schon die Einladung den Kopf verdreht, so sollte dies bald noch mehr geschehen durch den Empfang, der ihm zu Theil wurde, und die Gesellschaft, in die er sich versetzt sah. Er hat uns selbst einen Bericht über seine Reise hinterlassen; wie er unterwegs, erst in Berlin und nachher in Potsdam, vorsprach, und sich an beiden Orten eine Weile aufhielt, die Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahm, und Besuche abstattete; alles, um den König von der Spur abzulenken, und dann — als wäre ihm dies erst nachträglich eingefallen — einen Abstecher nach Rheinsberg machte. Dort blieb er eine ganze Reihe von Wochen, (es können auch mehrere Monate gewesen sein, denn seinen eigenen Zeitangaben ist nie zu trauen, gelegentlich lässt er sie wohl ganz und gar weg) und reiste dann wieder ab. Aber im Frühling, wenige Wochen vor Friedrich's Thronbesteigung, als der König schon so krank war, dass man ihn nicht länger zu fürchten brauchte, kam er wieder, ohne Zweifel mit einer Anstellung, oder doch dem Versprechen einer solchen, in der Tasche. Sowohl der Prinz, wie die

* Der Vater war ein Mann aus guter Familie, der die Kaufmanns-Carrière eingeschlagen hatte.

Prinzessin, scheinen ihn mit äusserster Artigkeit behandelt zu haben. Es wird uns nicht erzählt, wie er sich auf dem glatten Parquet des Hofes zurechtfand, und zu bewegen wusste. Er vergisst, uns zu sagen, dass es ihm damals noch ungewohnter Boden war; mit der Lampe späterer Erfahrungen in der Hand, lässt er seine Füsse weislich im Dunkeln, und thut, als ob er sich ganz in seinem Elemente fühle. Man muss dabei immer im Auge behalten, dass seine Briefe, obgleich sie bald an eine Schwester, bald an seinen Vater gerichtet sind, „niemals," wie Carlyle sagt, „ein irdisches Postamt passirt haben." Sie wurden im Jahre 1763 herausgegeben, also vierundzwanzig Jahre nach den Rheinsberger Anfängen, und sind gewiss grösstentheils erst kurz vor ihrer Veröffentlichung geschrieben. Bielfeld hatte Preussen damals schon den Rücken gekehrt, und lebte im heutigen Herzogthume Sachsen-Altenburg auf einem Gute, in dessen Besitz er durch seine Frau gelangt war. Er grollte, glaube ich, mit dem Könige von Preussen, (übrigens ohne irgend einen vernünftigen Grund, denn Friedrich hat ihm seine Gunst bis zuletzt bewahrt) unzufrieden mit seinem Schicksale und missgünstig auf Viele seiner alten Bekannten. Bis zum Bersten neidisch war er besonders auf ein Paar Männer, die schon längst nicht mehr unter den Lebenden weilten, deren Andenken aber in hohen Ehren und so werth gehalten wurde, dass es gegen alle weiteren Angriffe so gut wie geschützt war. Er hatte für dies Leben nichts mehr zu hoffen, und gab wohlweisslich seinen Memoiren die Form vertraulicher Briefe, die den Eindruck machen sollten, als seien sie wirklich zu der Zeit geschrieben, in welcher die darin erzählten Ereignisse stattfanden. Auf diese Weise konnte er scheinbar einen erstaunlichen Scharfblick in Bezug auf Charakterbeurtheilung entfalten, und dabei zugleich auf die leichteste und natürlichste Manier eine Menge gehässiger Dinge über Leute anbringen, auf die er einen

Groll hatte. Ja, was noch mehr war, die Form der Briefe lieferte ihm die seltene Chance in die Hände, auch auf den König zu sticheln, dessen Dienst er verlassen hatte. Freilich war es ihm nunmehr etwas schwer geworden, sich noch genau der Daten zu erinnern, was jedoch glücklicherweise, wie ich sicher glaube, in seinen Augen sehr wenig zu bedeuten hatte. Dann aber wollen wir ja gern annehmen, dass schon der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, der Contrast zwischen seinen einstigen Hoffnungen und dem, was er wirklich erreicht hatte, ihn häufig verwirrt macht, wenn er versucht, früher Geschehenes wieder in sein Gedächtniss zurückzurufen. Vielleicht könnte man sein Buch folgendermaassen charakterisiren: Erinnerungen, eingekleidet in die Form von Briefen, die scheinbar der Zeit der Erlebnisse selbst angehören; dargestellt im Lichte der Erfahrung späterer Erlebnisse, aber auch wieder verdunkelt durch die dem Verfasser zu Theil gewordenen Enttäuschungen; vielfach gefärbt durch seine Eitelkeit und seinen Hass, und oft bis zu völliger Unkenntlichkeit in Nebel gehüllt durch seinen Egoismus, der ihn zu einem unaufmerksamen Beobachter und nachlässigen Geschichtsschreiber machte.

Es würde Zeitverschwendung sein, Bielfeld in den Schilderungen zu folgen, die er uns von einzelnen Personen entwirft. Aber das nachfolgende gegen den Wortlaut des Originals etwas zusammengedrängte Bruchstück, mag als eine Probe seiner Schreibweise dienen; es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass seine Erzählung sich auf Thatsachen gründet.

Wir müssen uns an einem Winter-Nachmittage nach Rheinsberg versetzt denken, und lassen ihn dann selbst reden:

„Gegen Abend wurde ich zum Conzert befohlen. Am Schlusse desselben sagte der Kronprinz: Gehen Sie jetzt zur Prinzessin mit heran; sobald sie ihr Spiel beendet hat, setzen

wir uns zu Tische, um nicht eher wieder aufzustehen, bis die Lichter heruntergebrannt sind, und wir uns einen kleinen Champagnerrausch getrunken haben." Ich nahm diese Drohung für einen Scherz, da ich weiss, dass solche Partien, wenn sie vorbereitet werden, selten gelingen, und eher langweilig als vergnüglich verlaufen. Allein, als ich zur Frau Prinzessin kam, hiess mich Ihre Königliche Hoheit die Sache als durchaus ernst gemeint ansehen, und sagte mir im Voraus, dass ich dem Prinzen gegenüber einen schweren Stand haben würde. In der That, wir hatten uns kaum zu Tische gesetzt, so begann er damit, in interessanter Weise eine Gesundheit nach der anderen auszubringen, denen Bescheid zu thun, man nicht umhin konnte. Das war aber nur das erste Scharmützel, bald folgte ein wahres Kreuzfeuer von *bon mots* und Scherzen von Seiten des Prinzen und einiger Gäste; die ernsthaftesten Stirnen glätteten sich, die Heiterkeit wurde eine allgemeine, und selbst die Damen nahmen daran Theil. Nach Verlauf von zwei Stunden . . . . . vermochte selbst der der Kronprinzessin schuldige Respekt Einige unter uns nicht mehr davon abzuhalten, dass sie im Vorzimmer Luft schöpfen gingen. Auch ich gehörte zu ihnen. Bei'm Hinausgehen fühlte ich mich noch leidlich bei Sinnen, nachdem ich aber einmal frische Luft geathmet, merkte ich, wie beim Wiedereintritt in den Saal meine Sinne sich zu umwölken begannen. Ich hatte vor mir auf dem Tische ein grosses Glas Wasser stehen, aber die Prinzessin, der grade gegenüber zu sitzen, ich die Ehre hatte, liess in einer Anwandlung von schelmischer Laune heimlich das Wasser aus-, und statt dessen Sillery eingiessen, der christallklar war wie ein Felsenquell, und von dem man überdies noch den Schaum abgeblasen hatte; so kam es, dass ich, schon vorher nicht mehr im vollen Besitze meiner geistigen Kräfte, ohne es zu wollen, Wein mit Wein mischte, und statt mich abzukühlen, mir einen gehörigen Rausch antrank. Um mich ganz fertig zu machen, befahl mir der Prinz, mich an seine Seite zu setzen, sagte mir allerlei Artigkeiten, eröffnete mir — soweit meine blöden Augen noch zu folgen vermochten — angenehme Aussichten in die Zukunft, und veranlasste mich dabei, ein Glas von seinem Lünel nach dem andern hinunterzustürzen. Inzwischen begann auch der übrige Theil der Gesellschaft, nicht minder als ich, die Wirkungen des Nektars

zu spüren, der bei diesem Feste in vollen Strömen floss . . . . . Da auf einmal zerbrach die Prinzess, sei es aus Zufall, sei es mit Absicht, ein Glas. Das gab nun das Signal zum Ausbruche stürmischer Fröhlichkeit. Im Nu flogen die Gläser in alle Ecken des Saales, und alles Glas, Kristall, Porzellan, alle Schüsseln, Spiegel, Lustres, Vasen etc., wurden in tausend Stücke zerschlagen. Mitten in all' dem tollen Lärmen blieb der Prinz völlig ruhig. Als aber die Ausgelassenheit sich zum Tumulte steigerte, zog er sich aus dem *démelé* zurück, und entwich mit Hülfe seiner Pagen in seine Zimmer; auch die Prinzessin verschwand in demselben Augenblicke. Was mich betrifft, so fand ich zu meinem Unglück keinen einzigen Lakaien, der so menschenfreundlich gewesen wäre, sich meiner wankenden Gestalt anzunehmen, kam der grossen Treppe zu nahe, und stürzte die ganze Flucht von der obersten bis zur untersten Stufe hinab, wo ich bewusstlos liegen blieb. Dort wäre ich vielleicht umgekommen, hätte nicht der Zufall eine alte Frau herbeigeführt, die mich in der Dunkelheit für den grossen Pudel des Schlosses hielt, und mir, indem sie mir einen Fussstoss vor den Leib versetzte, einen recht hässlichen Namen gab. Als sie indessen gewahr wurde, dass ich ein Mensch sei, und noch dazu ein junger Hofherr, wurde ihr Herz gerührt, und sie rief nach Hilfe. Nun stürzten meine Diener herbei, ich wurde in's Bett gebracht, und ein Chirurg gerufen. Man liess mir zur Ader, verband meine Wunden, und mein Bewusstsein kehrte zurück. Am anderen Morgen war von Trepaniren die Rede; ich kam indess diesmal mit der Furcht und einem vierzehntägigen Schmerzenslager davon, während dessen der Prinz die Liebenswürdigkeit hatte, mich alle Tage zu besuchen, und, so weit er irgend konnte, zu meiner Wiederherstellung beizutragen. Am nächsten Morgen lag das ganze Schloss jämmerlich danieder; weder der Prinz, noch irgend einer seiner Cavaliere, vermochte aus dem Bette aufzustehen, und die Frau Prinzessin war allein bei der Tafel."

Bielfeld gehörte zu denjenigen Mitgliedern des Rheinsberger Hofhaltes, die alles Ernstes geglaubt zu haben scheinen,

---

* *Lettres familières.* Tome I., p. p. 83—88.

dass, sowie Friedrich den Thron bestiege, sie, seine Getreuen, sämmtlich mit einem Sprunge in, ich weiss nicht, was alles für hohe Staatsämter befördert werden, und dass nun fortan Reichthümer und Ehren in orientalischer Fülle auf sie herabregnen würden. So sollte es nun nicht kommen. Niemals in der Weltgeschichte hat Jemand den Thron bestiegen, so ganz ein König, wie Friedrich! Von jenem Augenblicke an war in seinen Augen „der Staat" das Höchste; *seiner* Wohlfahrt hatten sich von nun an alle anderen Interessen unterzuordnen. Aber ebenso fest stand es bei ihm, dass seine persönlichen Freunde zu hohen Stellungen aufsteigen sollten. Er hatte sie sich, wie er sich einbildete, als Männer von Verdienst ausgewählt, und sie waren ihm wirklich lieb. Was Bielfeld betrifft, so sah er, der selbst von jugendlichem Feuereifer erfüllt war, auch in ihm einen jungen Mann von aussergewöhnlichen Gaben und Kenntnissen, der, wenn er sich nur erst aus den engen Traditionen seiner Hamburger Erziehung herausgearbeitet, und für das amtliche Leben etwas geschult haben würde, noch einmal ein tüchtiger Staatsmann werden könnte. Bielfeld selbst, dessen Begabung von Friedrich überschätzt worden war, hatte aber ganz andere Ideen von einem amtlichen Leben und seinen Pflichten. Diese Verschiedenheit der Auffassung blickt deutlich durch in seiner Schilderung einer Unterredung, welche er mit dem Könige bald nach dessen Thronbesteigung hatte.

„Der König," so erzählt er uns, „sagte mir in sehr gütiger Weise, dass er mich für das auswärtige Departement bestimmt habe, und es seine Absicht sei, mir in dieser Carrière weitere Beförderung zu Theil werden zu lassen. Dieselbe erfordere indessen Routine und Schulung; zu dem Ende habe er mich dazu ausersehen, den Grafen Truchsess * nach Hannover zu begleiten. Der Aufenthalt dort würde nicht von langer Dauer

* Der an Georg II. abgeschickte, ausserordentliche Gesandte, welcher diesem Friedrich's Thronbesteigung zu notifiziren hatte.

sein; bei meiner Rückkehr wolle er mich dann befördern. Ich gestehe, das ist ein ziemlich kleiner Anfang u. s. w."

Er hätte einen „grossen" daraus machen können, allein er hat es nicht gethan. Es ist ihm gänzlich missglückt, in der diplomatischen, oder irgend einer anderen Carrière zu einer hohen Stellung zu gelangen. Als Untergebener zu dienen, hielt er für etwas, was unter seiner Würde sei, und so scheint er von seiner sechsmonatlichen Dienstleistung in Hannover und London nicht routinirter zurückgekehrt zu sein, als er hingegangen war. Der König, offenbar enttäuscht, verlieh ihm den Titel eines „Legationsrathes", und machte vermuthlich den Versuch, ihn irgendwo zu beschäftigen. Einige Jahre später (nach dem Tode Jordan's, mit dem Bielfeld in Berlin gemeinschaftlichen Haushalt geführt zu haben scheint) ernannte ihn Friedrich, der eifrig darauf bedacht war, ihn vorwärts zu bringen, und meinte, seine Talente möchten vielleicht nach einer anderen Richtung hin liegen, zum Gouverneur des Prinzen Ferdinand. Im Jahre 1747 macht er ihn in der That zum Kurator der preussischen Universitäten an Jordan's Stelle, erhebt ihn 1748 in den Freiherrnstand, und verleiht ihm den Titel eines „Geheimen Rathes." Allein das war Alles vergebens. Bielfeld zeigte sich keiner Stellung völlig gewachsen. Um das Jahr 1755, glaube ich, kehrte er, nachdem er einige *démêlés* mit dem Könige gehabt, Preussen ganz den Rücken, und siedelte sich — er hatte inzwischen eine reiche Frau geheirathet — auf einem Gute im Altenburgischen an. Dort und in Hamburg brachte er den Rest seines Lebens zu, indem er Bücher schrieb, die keinen sehr grossen Werth hatten. In seinem Privatleben war er geachtet und geschätzt; eine Schätzung, die im Hinblick auf seine einstige Grösse, oder besser gesagt, grossen Aussichten, in den Kreisen der Provinz, oder seiner Vaterstadt, ohne Zweifel eine um so höhere gewesen ist.

Im Jahre 1770 starb er, und erhielt in der Berliner Akademie sein Éloge, ein wahres Muster von Unparteilichkeit. Der Verfasser, wie ich als ausgemacht annehme, Formey, erwähnt zuerst einige Jugendarbeiten Bielfeld's, als „zwar interessant, doch zu skizzenhaft und sehr inkorrekt." Dann sagt er von seinen „*Amusements dramatiques*", „das Beste sei, sie mit Stillschweigen zu übergehen, denn sie hätten wohl niemals jemand anders amüsirt, als ihren Verfasser." Darauf werden die „*Institutions politiques*" * in ehrenvoller Weise erwähnt, und als des Verstorbenen *chef d'oeuvre* bezeichnet, „nicht eine blosse Compilation, denn die Anordnung und Auswahl des Stoffes mache dem Compilator Ehre, und die von ihm hinzugefügten Noten dem Buche keine Schande." Wie es scheint, war das Buch von der Kritik hart mitgenommen worden, und in seiner Erwiderung auf letztere macht deren massvolle Haltung Herrn von Bielfeld entschieden mehr Ehre, als die Gründlichkeit seiner Argumentation. Die *Lettres familières* werden, als „*trop familières*", nicht besprochen. Die übrigen Kritiken sind in demselben Charakter gehalten, und schliesslich resümirt der Lobredner wie folgt:

„Das war Herr v. Bielfeld; obwohl ich mich in Bezug auf ihn der Aufrichtigkeit befleissigt habe, von der ich mich stets leiten lasse, so glaube ich doch, eine wirkliche Lobrede auf ihn gehalten zu haben, was allerdings auch meine Absicht war, da mir sein Andenken theuer ist, und ich auf ihn zurückblicke, als auf einen würdigen Collegen und Freund." **

* Ein dickes Buch in mehreren Bänden, das auch in's Englische übersetzt worden ist.

** *Histoire de l'Académie Royale des Sciences et belles lettres.* Berlin.

Capitel XVII.

Suhm.

Friedrich und Suhm am Kaminfeuer — Suhm übersetzt Wolff's „Metaphysik" — Und beweist die Existenz einer schönen Seele — Mimi verbrennt die Übersetzung an einer Kerze — Suhm geht nach St. Petersburg — Friedrich ist dem Bankerott nahe — König Friedrich Wilhelm studirt Logik — Suhm's Tod.

Hätte man Friedrich grade um die Zeit, als er sich in Rheinsberg häuslich einrichtete, gefragt, mit welchem Gegenstande er sich vorwiegend beschäftige, so würde er höchst wahrscheinlich die Philosophie genannt, und damit einen gewissen Lehrgang in der metaphysischen Spekulation, reichlich gemischt mit Moral-Philosophie und Religion, gemeint haben. Es waren, wenigstens in der ersten Zeit, mehr praktische, als rein spekulative Ziele gewesen, * die er verfolgte, als er sich mehrere Jahre hindurch bemühte, seine Erkenntniss diesen Dingen zu erschliessen. Dabei hatte er wohl, wie schon manch' anderer junger Mann von grosser Begabung

* Der berühmte Geschichtsforscher, Professor Droysen meint, Friedrich habe die Lehre von der Prädestination und ähnliche Fragen lediglich aufgefasst „als Aufgaben, seinen Scharfsinn daran zu üben und das Disputiren zu lernen, wie es ja die Jugend zu thun pflege." Es liegt dies sicherlich in der Art der Universitäts-Jugend. Vom Universitätswesen aber hatte Friedrich, selbst in seinen „Studentenjahren", nicht die leiseste Spur an sich.

und dabei dürftiger Erziehung, mit dem heissen Sehnen der Jugend gehofft, er werde auf diesem Wege irgend ein gewaltiges Geheimniss ergründen, das sich ihm zwar noch völlig verberge, dem er aber nicht mehr allzufern sei; ein Geheimniss, mit dessen Enthüllung plötzlich eine Fluth von Licht hereinbrechen werde auf das Räthsel vom Leben und vom Menschen, dass es mitten in dem Glanze des vollen Tages dastehe, zugleich aber, — und daran lag ihm mehr, als an allem anderen — ihm selbst den Pfad beleuchten, und zeigen werde, wohin er seine Schritte zu lenken habe. Aber wie solchem Geheimnisse beizukommen sei, darüber hatte er nur unbestimmte Vorstellungen und Muthmassungen. Welche Hilfs- und Quellen-Studien die Forschung erfordere, welche Prinzipien und Methoden dabei anzuwenden seien, darin sah er sich völlig rathlos. Wir wissen ja, wie engbemessen der Gang seiner ersten Jugend-Erziehung gewesen war. Er hatte bisda nicht sehr viel, oder im Zusammenhange gelesen. Die Alten waren ihm versiegelte Bücher, die er höchstens in Uebersetzungen kannte, und auch diese sind ihm gewiss nicht oft in die Hände gekommen. Grade ebensowenig, wenn man von dem absieht, was ihm durch Hörensagen oder bruchstückweise davon zu Theil geworden, waren ihm die Mehrzahl der neueren Schriftsteller auf dem Gebiete spekulativer Forschung bekannt, und es wird uns nicht schwer, ihm zu glauben, wenn er mit grossem Aufwande von feierlicher Bekräftigung Grumbkow sein Ehrenwort darauf giebt, dass er „nie den Spinoza gelesen habe."

Er war eben auf dem besten Wege vom orthodoxen Calvinismus seiner Knabenjahre zum reinsten Materialismus, als ihm die Schriften des Marburger Wolff in die Hände kamen. Wolff, ein Mann von grossen Fähigkeiten, ein scharfer Denker, dabei von nüchterner, nicht allzuschwer verständlicher Schreibweise, und ein ehrlicher, aber duldsamer Offenbarungs-Gläubiger, war grade der rechte Mann, um

einen Jüngling in Friedrichs damaliger Geistes-Verfassung zu fesseln; überdies waren der Kreuzzug, der von bigotten Geistlichen gegen Wolff in's Werk gesetzt worden, und die Drangsale, die er deshalb zu erdulden gehabt hatte, ganz dazu angethan, Friedrich auf seine Seite zu bringen. Zur Zeit jener Verfolgungen und der Verbannung Wolff's aus Preussen war der Prinz noch zu jung gewesen, um von der Sache viel zu verstehen, oder grossen Antheil daran zu nehmen. Als er aber später Wolff's Bücher las, da trug der Gedanke an die Unbilden, die dem Philosophen widerfahren waren, sicherlich nicht wenig dazu bei, ihn zu eifrigem Erfassen seiner Philosophie anzufeuern. *

Die ersten Anfänge seiner Bekanntschaft mit Wolff sind, denke ich, auf Suhm zurückzuführen, der damals sächsischer Gesandter am preussischen Hofe war. Die persönliche Bekanntschaft mit Letzterem selbst hatte sich in Berlin, natürlich in den Kreisen der Hofgesellschaft, vermittelt; wann, weiss ich nicht, jedenfalls aber schon in Friedrich's früher Jugendzeit, als dieser fast noch ein Knabe war. Ebensowenig kann ich sagen, wann ihre Bekanntschaft sich aus dem blossen Austausch des glatthöflichen Gesichterschneidens und jener internationalen Gemeinplätze, mit welchen Fürsten und auswärtige Diplomaten im gegenseitigen Verkehr so überaus freigebig zu sein pflegen, zu einer gewissen Freundschaft des Mannes zum Manne zu entwickeln anfing; genug, der sächsische Gesandte gehörte bald zu dem engsten Kreise des Kronprinzen, und es dauert nicht lange, so finden wir Beide am Kaminfeuer in Friedrichs Palais *Unter den Linden*, wie sie in langen Winternächten, vielleicht nach irgend einem glänzenden Hoffeste, wenn alle Welt sonst längst zu Bett gegangen ist, sich eines köstlichen Plauderstündchens erfreuen.

* Im Jahre 1723 hatte Friedrich Wilhelm Wolff den Befehl zugehen lassen, bei Strafe des Hängens, die Preussischen Staaten binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen.

Diese Winter, d. h. drei oder vier Wochen der Erholung in der Karnevalszeit, waren nur allzu kurz bemessen, und man musste sie sich also möglichst zu Nutze machen. Von Suhm hören wir Nichts, als Gutes und Erfreuliches. Er muss ein höchst liebenswürdiger, feiner und dabei wohlunterrichteter Mann gewesen sein. Da er nahezu dreissig Jahre älter war, als der Kronprinz, so blickte dieser mit Achtung zu ihm auf, und liebte es, Dinge, die ihn interessirten, mit ihm durchzusprechen, und seine Meinung darüber zu hören. Was der Gesandte sagte, war meist im Urtheil milde, anregend und dabei doch voll Weisheit. Es dauerte nicht lange, so gab ihm Friedrich nach seiner Gewohnheit einen zärtlichen Beinamen, — in diesem Falle „Diaphane" — ein Name, der auf „Licht," „Klarheit" und „Durchsichtigkeit" deuten soll. Preuss ist der Meinung, es sei ein Versuch gewesen, das deutsche „*Durchlaucht*", mit Zurückgehen auf seine ursprüngliche Bedeutung, französisch wiederzugeben; vielleicht habe der Sache auch irgend ein Scherz zu Grunde gelegen, dessen Bedeutung uns nicht erhalten geblieben ist. Wie dem auch sei, jedenfalls sollte damit auf Reinheit des Charakters und die Fähigkeit, Licht zu verbreiten, hingedeutet werden. Der Ausdruck war als Beiname nicht übel gewählt, und passte in der That nicht nur zu der Art des Mannes selbst, sondern stimmte auch zu dem ganzen Tone des Verkehrs, besonders aber des Briefwechsels zwischen ihm und Friedrich, der von Anfang bis zu Ende ein sehr zarter und ungetrübter gewesen ist.

Suhm, der als sächsischer Gesandter über alles Neue und jedes Tagesgeschwätz, von dem er glaubte, dass es König August interessiren könne, nach Dresden berichtete, haben wir es auch zu danken, dass wir einen Einblick in den ersten Lebensabschnitt Friedrich's gewinnen, der damals in seinem zwölften Jahre stand. (Weber, der die bezügliche

Depesche entziffert hat, giebt uns nur ein Resumé derselben, nicht die eigenen Worte des Gesandten.)

Im März des Jahres 1724 stand der König Friedrich Wilhelm bei einem, dem Feldmarschall von Grumbkow geborenen Söhnchen Gevatter. Bei der Tauffeierlichkeit wurde stark getrunken, der König überschüttete den Feldmarschall mit Gnadenbezeugungen, die der letztere nur mit der wiederholten Aeusserung beantwortete: „Ja, Euer Majestät, wenn ich nur darauf rechnen könnte!" Der König wendete sich dann zu seinem Sohne Friedrich mit diesen Worten: „Ich möchte wohl wissen, was in diesem kleinen Kopfe vorgeht; ich weiss wohl, dass er nicht so denkt, wie ich, und dass es Leute giebt, die ihm andere Gesinnungen beibringen, und veranlassen, alles zu tadeln, das sind aber Schufte!" Nachdem er dies wiederholt, sagte er zum Kronprinzen: „Fritz, denke an das, was ich Dir sage: halte immer eine gute und grosse Armee; Du kannst keinen besseren Freund haben, und Dich ohne sie nicht halten; Unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen; ich kenne ihre Absichten, Du wirst sie auch noch kennen lernen; glaube mir, denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte Dich an das Reelle, halte immer auf eine gute Armee und auf Geld; darin besteht der Ruhm und die Sicherheit eines Fürsten!" Diese Worte begleitete der König mit kleinen Klapsen auf die Wange des Prinzen, die aber immer heftiger wurden, bis sie zuletzt vollkommen Ohrfeigen glichen; dabei zerschlug er einige vor ihm stehende Porzellanteller. Grumbkow, dem Beispiele seines hohen Gastes folgend, vollendete die Zerstörung, indem er alles übrige Porzellan zertrümmerte." *

Man wird sich erinnern, dass Friedrich Wilhelm Suhm einmal (es war im Jahre 1729) gedroht hat, er werde ihn hängen lassen. Als nehmlich einst ein preussischer Werbeoffizier in Sachsen gefangen genommen, und zum Tode mittels

* *Aus vier Jahrhunderten.* Von Dr. Karl von Weber. Neue Folge I. 104.

Stranges verurtheilt worden war, erklärte der König von Preussen, er werde am sächsischen Gesandten Repressalien üben. Suhm, der wirklich einen solchen Bruch des Völkerrechtes fürchtete, floh schleunigst über die Grenze nach Lübben, wurde aber von seinem eigenen Könige wegen seiner Kleinmüthigkeit gescholten, und erhielt den Befehl, wieder nach Berlin auf seinen Posten zurückzukehren, womit es übrigens sehr natürlicher Weise inzwischen keine Gefahr mehr hatte, da Friedrich Wilhelm's Zorn soweit abgekühlt war, dass er sich sogar zu eingehenden Entschuldigungen und der Erklärung herbeiliess: „Die ganze Sache beruhe auf einem Missverständnisse."

Der Reiz der zwischen Friedrich und Suhm gewechselten Briefe liegt weniger in der Natur des Gegenstandes, den sie behandeln, oder in der Stylistik, als vielmehr darin, dass sie uns zeigen, welche Wohlthat beiden Männern aus ihrer Freundschaft erwuchs, und welches Glück sie darin fanden. Suhm erweist sich als ein so treuergebener, würdiger Freund, und Friedrich giebt sich seinem *cher Diaphane* mit voller Unbefangenheit und Offenheit, und man sieht, er ist ihm von Herzen zugethan.

Sieht man billiger Weise von den Rücksichten ab, die der Rangunterschied mit sich brachte, so konnte es nichts Natürlicheres geben, als die Art, wie sie mit einander verkehrten. Niemals kam es zwischen ihnen zu irgend einem Missverständnisse. In späteren Jahren hat Friedrich's Anlage zur Neckerei (eine Anlage, die bei einem absoluten Monarchen ganz am falschen Platze ist) häufig seine Freundschaftsbeziehungen gefährdet. Er selbst wusste besser, als sonst wer, dass Niemand ihm seine Neckereien zurückgeben konnte, oder wollte, gleichwohl konnte er es nicht lassen, diesem Hange nachzugeben, und musste dann die Folgen mit in den

Kauf nehmen, die er wohl hätte voraussehen können. Der briefliche Verkehr, mit dem wir es hier zu thun haben, ist nie durch verletzende Aeusserungen Friedrich's getrübt, oder gestört worden, aber der Tod hat ihm ein frühes Ziel gesetzt. So lange er im Gange war, ist das Sobriquet des Freundes stets aufrecht erhalten worden; es war nicht Friedrich's Art dergleichen so leicht wieder fallen zu lassen; und noch in der Stunde seines Todes, als er für immer von dem königlichen Freunde Abschied nimmt, unterzeichnet sich Suhm: „Ihr getreuer Diaphane."

Bei Gelegenheit einer ihrer Plaudereien am Kaminfeuer, und ohne Zweifel in Erwiederung auf eine von Friedrich's häufigen Fragen, muss Suhm ihm gerathen haben, die Wolff'schen Schriften zu lesen. Nun hätte ja Friedrich gar zu gern alles nur Mögliche gelesen; aber so wie er sah, dass die Bücher deutsch geschrieben waren, scheiterte er an der Bewältigung der schwerfälligen, ihm ungewohnten Sprache. Zufällig war grade damals Des Champs mit der Uebersetzung der Wolff'schen „Logik" beschäftigt, allein er hatte sie noch nicht fertig, und dann erwies sich auch grade dieses Buch nicht als das geeignetste für den Anfang. So unternahm es denn Suhm, sei es aus eigenem Antriebe, sei es auf den dringenden Wunsch des Prinzen, den Wolff'schen Traktat über Metaphysik für ihn zu übersetzen, und dies gab die Veranlassung zum Beginne ihres Briefwechsels. Da der Prinz bereits Berlin verlassen hatte, sandte ihm Suhm die Uebersetzung, sowie sie bogenweise fertig wurde, (etwa alle vierzehn Tage einen Bogen) und mit jeder Sendung auch einen Brief. Die Uebersetzung wurde in kaum einem Jahre beendigt, der Briefwechsel aber, der nun einmal begonnen war, fortgesetzt, und man kann sagen, dass er ganz in die Rheinsberger Periode hineinfällt. Der erste Brief ist von Suhm, vom März 1736 datirt, grade zur Zeit, als Friedrich eben anfing, sich in Rheinsberg auf eigene Hand häuslich

einzurichten, und der letzte, ebenfalls von Suhm, aus dem November 1740, als Friedrich, ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung, begleitet von der Königin, seiner Gemahlin und seinem ganzen Hofe, wiederum dort residirte, und den Gedanken zum ersten schlesischen Kriege fasste.

Suhm ist nie nach Rheinsberg gekommen; er befand sich während der Zeit grösstentheils weit ausserhalb allen Bereiches von dort aus. Ein-, oder zweimal macht Friedrich, nicht grade mit besonderem Erfolge, den Versuch, ihm von dem Orte, sowie dem Leben und Treiben daselbst, eine Schilderung zu geben; aber unsere Hoffnung, damit ein *tableau de l'intérieur* von des Hausherrn eigener Hand zu erhalten, wird sofort wieder zu Schanden. Friedrich besass, was Voltaire sehr gut mit „*la main rapide*" bezeichnet hat, eine Hand, die nie im Sinne der Niederländischen Schule geübt worden war, und gern „die Umrisse wegliess." Hier eine Probe:

„Ich denke, es wird Ihnen recht sein, wenn ich Ihnen mit ein Paar Worten sage, wie wir hier auf dem Lande die Zeit verbringen; denn Personen, die uns theuer sind, weihen wir ja gern auch in die unbedeutendsten Details unseres Lebens ein. Wir haben unsere Beschäftigungen hier in zwei Klassen getheilt, in nützliche und angenehme. Zu den nützlichen rechne ich die philosophischen, geschichtlichen und Sprach-Studien; zu den angenehmen die Musik, die Aufführung von Tragödien, Comödien und Maskeraden und die Geschenke, die wir einander machen. Die ernsten haben indessen stets den Vorzug vor den Anderen etc. etc."* Leider!

Es währte nicht sehr lange, so wurde Suhm der Aufgabe, der er sich unterzogen hatte, müde, und wünschte, derselben enthoben zu werden. Es war auch eine langweilige

* *Oeuvres, etc.* tome XVI. p. 290.

und wenig erfreuliche Arbeit, und so versuchte er es denn, dem Prinzen (womit er es ohne Zweifel ganz aufrichtig meinte) einzureden, „dass Wolff's eigene Worte doch mehr werth seien, als seine französischen Equivalente dafür, und dass überhaupt die deutsche Sprache sich mehr für die Behandlung abstrakter Materie eigne, als die französische," in der Hoffnung, er werde ihn dadurch bewegen, die „*Métaphysique*" im Originaltexte zu lesen. Dazu wollte sich Friedrich aber durchaus nicht verstehen. „Diaphane schreibe ja ein so schönes Französisch; ohne dasselbe und ohne seine köstlichen Briefe könne er nicht leben; in allem Anderen wolle er ihm gern gefällig sein; und wenn Diaphane beschliessen sollte, fortan nur noch Chinesisch zu schreiben und zu lesen, so wäre er, der Prinz, im Stande, diese Sprache zu erlernen, nur um des Vortheiles seiner Unterhaltung nicht verlustig zu gehen. Wolff's Deutsch aber . . . . ! — Er habe auch schon einige Abschnitte der Uebersetzung mit dem Original verglichen, und gefunden, dass die „*Métaphysique*" dabei in keinem Falle verliere." — Ja, die Uebersetzung ist ihm sogar das Liebere von beiden!

Sehr bald nach Empfang der ersten Capitel ruft Friedrich aus:

. . . . . Allmählig beginne ich das Morgenroth eines neuen Tages in mir wahrzunehmen; noch leuchtet es mir nicht in seiner vollen Stärke, aber ich sehe doch, in der Möglichkeit des menschlichen Wesens liegt es, dass ich eine Seele habe, und dass sie unsterblich ist.

Mr. Achard hat mir eine lange Abhandlung über denselben Gegenstand geschickt . . . . . ich halte mich aber an Wolff, und wenn er mir nur zu beweisen vermag, dass mein eigenes untheilbares Ich unsterblich ist, so werde ich ruhig und zufrieden sein. Sie, mein theurer Suhm, werden den Lohn für alle Ihre Mühe darin finden, dass meine aufrichtige Freundschaft für Sie nun nicht mit meinem Leben endet, sondern unsterblich bleibt, wie meine Seele, und dass diese Seele, die

sich bewusst ist, nächst Gott, Ihnen allein ihre Existenz zu verdanken, nie aufhören wird, Ihnen Beweise der tiefsten Zuneigung zu geben . . . . ."

„Welcher Ruhm" — so ruft Suhm in Erwiederung hierauf aus — „für unseren Philosophen, die Existenz der schönsten Seele bewiesen zu haben, welche die Welt besitzt; und welches Glück für mich, ihm hierin als Dolmetscher dienen zu können! . . . . . Welche Belohnung für meine Bereitwilligkeit! Wie viel werthvoller erscheint mir jetzt die Unsterblichkeit meiner eigenen Seele, nach der Versicherung, welche Euer Königliche Hoheit mir soeben gegeben haben." *

Nach einiger Zeit wird das Entzücken etwas mässiger; wir bekommen zwar noch immer viel in Prosa und in Versen zu hören von „der Wahrheit, die mit der Fackel in der Hand vom Himmel herabsteigt," und mit ihrem Lichte des Schreibers *„esprit"* durchstrahlt, „der bis dahin in Finsterniss geschmachtet habe"; aber, noch ehe ein Jahr um ist, finden wir, dass bei Friedrich (zum grossen Theile ohne Zweifel in Folge der Correspondenz mit Voltaire und der Raisonnements des letzteren über das *être simple ou indivisible*, das Gefühl der Befriedigung gegenüber den Wolff'schen Demonstrationen erschüttert ist. Im November 1736, als Suhm in Dresden sich um eine neue Stellung bemüht, inzwischen aber fortfährt, Wolff's „Metaphysik" für Friedrich zu übersetzen, und ihm ein Kapitel nach dem anderen übersendet, schreibt ihm Friedrich:

„Ich nehme so innigen Antheil an allem, was Sie betrifft, dass mich der geringe Erfolg, den Ihnen der Dresdener Aufenthalt bis jetzt gebracht hat, auf das Schmerzlichste berührt. Wie sehr hätte ich mich gefreut, Sie bei mir zu sehen! Nicht dass ich meine, dieser Besuch könnte Ihnen irgend welchen

* *Oeuvres, etc.*, tome XVI. pp. 255, 256.

materiellen Nutzen bringen, allein Sie durften sicher sein, einen Freund zu finden, und würden sich überzeugt haben, wie sehr mich Ihr Besuch beglückt, und wie bereit ich bin, alles aufzubieten, um Ihnen den Aufenthalt bei mir so angenehm, als möglich zu machen. Zu rauschenden Vergnügungen freilich bietet mein Haus kaum Gelegenheit. Aber sind nicht Ruhe und Stille und das Suchen nach der Wahrheit etwas viel Köstlicheres, als alle lauten und frivolen Vergnügungen? Niemals habe ich so glückliche Tage verlebt, als hier, und Nichts fehlt mir zu meinem vollen Glücke, als die Freude, Sie bei mir zu sehen. Wenn das nun leider für jetzt unmöglich ist, so werden Sie wohl nichts dagegen haben, dass ich mir ein Rendezvous mit Ihnen in Berlin sichere, wohin ich ganz gewiss Anfangs Dezember kommen werde; und da das Schicksal uns nur einmal im Jahre gestattet, einander zu sehen, so werden Sie mich dieses Vergnügens nicht berauben wollen. Denn in Ihrer Gesellschaft das neue Jahr zu beginnen, würde das glücklichste Omen sein, das ich mir wünschen könnte. Es ist mir, als sähe ich Sie bereits an meiner Seite vor dem Kaminfeuer und lauschte Ihrer angenehmen Unterhaltung über allerlei Sachen, von denen wir zwar alle Beide nicht allzuviel verstehen, die aber in Ihrem Munde immer einen Klang von Wahrscheinlichkeit gewinnen. Dass Wolff uns eine Menge guter, ja der vortrefflichsten Dinge zu sagen weiss, wer wollte das läugnen? Allein vieles darunter ist doch sehr anfechtbar, und wenn man der Sache tiefer auf den Grund geht, muss man immer wieder bekennen, dass wir eigentlich gar nichts wissen . . . . . Hoffentlich darf ich bald das Feuer schüren, an dem Sie sich wärmen sollen, mein theurer Diaphane, lassen Sie es mich nicht vergebens thun . . . . ." *

Sie haben sich denn auch, glaube ich, in Berlin im Dezember 1736 getroffen, aber nur im Fluge. Suhm war plötzlich angewiesen worden, als sächsischer Gesandter nach St. Petersburg zu gehen, und musste seine lange Winterreise noch vor dem Schlusse des Jahres antreten. Ob es

* *Oeuvres, etc.* XVI. 297, 298.

ihnen gelang, vorher noch ein paar behagliche Abende vor dem Kaminfeuer für sich zu gewinnen, kann ich nicht sagen; war es der Fall, so sind es die letzten der Art gewesen. — Sie haben sich nie wieder gesehen. Die Trennung war ein harter Schlag für Beide, besonders für Friedrich. Am 22. Januar 1737, als er wieder nach Rhemusberg zurückgekehrt ist, schreibt er:

. . . . . Während Sie hunderte von Meilen durchfliegen (Suhm hatte in der That eine fürchterliche Reise von nahezu zwei Monaten zu machen), sitze ich hier in tiefster Zurückgezogenheit und Ruhe. Ueber die Art und Weise meiner Beschäftigung sind Sie völlig *au fait*, es wäre also überflüssig, dabei noch zu verweilen. Ein höchst drolliger Vorfall hätte übrigens dieselbe beinahe aus aller Ordnung gebracht, und hat mir gehörig zu lachen, sowie der ganzen Gesellschaft hier reichlichen Stoff zu Scherzen gegeben. Meine liebe Mimi, die treue Gefährtin meiner Einsamkeit, sah mich neulich in Wolff's „Metaphysik" lesen, zu deren liebenswürdigem Dolmetscher Sie sich für mich hergaben, und fand es ganz unerträglich, dass ich die Lektüre eines vernünftigen Buches ihrem frivolen Geschwätz und ihren eingebildeten Reizen vorzog. Die Stunde des Soupers zwang mich, meine lehrreiche Lektüre im Stiche zu lassen, und meiner äusseren Person jene Sorge zu widmen, deren kein vernünftiger Mensch sich entschlagen darf. Diesen Moment benutzte Mimi — von allen Affen der „Aeffischeste" — macht sich von der Kette los, bemächtigt sich der „Metaphysik", zündet sie an der Kerze an, und geräth ausser sich vor Entzücken, als sie dieselbe in Flammen aufgehen sieht. Stellen Sie sich meinen Schreck vor, als ich, in's Zimmer zurückkehrend, den armen Wolff eine Beute des Feuers werden sehe. Nach Wasser laufen, und die Flammen ersticken, war für mich die That eines Augenblickes. Zum guten Glück ist es nur die Copie, welche verbrannte, das Original ist völlig intakt. . . . . Chasot ist ernstlich in Wuth über den Vorfall, weil er nun eine neue Copie anfertigen muss. . . . . Nicht genug, dass Sie mir auf dem Gebiete der Philosophie ein Helfer sind, Sie wollen mich auch auf dem der Geschichte

unterstützen? Das „Leben des Prinzen Eugen", ein für junge Leute meines Alters höchst nützliches und lehrreiches Buch, wird mir viel Vergnügen machen. Da Sie edelmüthiger Weise sich der Mühe unterziehen wollen, es für mich kommen zu lassen, brauche ich mich um weiter nichts zu kümmern, auch nicht um den Einband, da ich überzeugt bin, Sie werden auch hiefür, sowie für eine sorgfältige Verpackung gütigst Sorge tragen, sodass die Kupferstiche nicht etwa vom Regen Schaden leiden. Ich wünschte, mein theurer Diaphane, dass ich meinerseits einmal im Stande wäre, Sie mit einer ausgewählten Bibliothek, zu versehen." . . . .*

Mimi hatte keinen wirklichen Schaden angerichtet; aber nichts desto weniger bezeichnen die That des Affen und die Asche der „Metaphysik" auf dem Fussboden des Thurmzimmers, wenn nicht einen Wendepunkt in der Sache, sodoch das Symbol eines solchen. Von nun ab ist weder in den uns hier vorliegenden, noch irgend anderen Briefen Friedrich's, über Wolff viel mehr zu finden. Während Suhm in Russland verweilte (es hat drei und ein halbes Jahr gewährt), schrieben Friedrich und er einander häufig. Aber der Kernpunkt ihrer Briefe war nicht Wolff's Philosophie, sondern „das Leben des Prinzen Eugen" und Aehnliches. Dieses „Leben des Prinzen Eugen", „ein für junge Leute so nützliches und lehrreiches Buch", der „Einband", die „Illustrationen" dazu, die „neueste Ausgabe" davon, die „Mémoiren der Akademie von St. Petersburg", später dann „dreissig schwarze Zobelfelle" und „andere Pelzsorten", waren nichts als ebenso viel verschiedene Bezeichnungen für — Geldanleihen. Suhm hatte es auf sich genommen, für den Prinzen, der oft bittere Noth daran litt, Geld zu borgen. Offen darüber zu schreiben, daran war selbstverständlich nicht zu denken. Aber selbst unter diesem etwas durchsichtigen Schleier, war es noch

---

* *Oeuvres etc.*, XVI. 312—313.

gefährlich. Wäre einer dieser Briefe dem Könige in die Hände gefallen, so hätte er sehr einfach sein müssen, wenn er die Sache nicht durchschaute.

„Ich bin nun mit meiner ganzen Lektüre zu Ende," schreibt der Prinz am 23. März 1737, und erwarte mit grosser Ungeduld „das Leben des Prinzen Eugen." Dieser Tage wurde ich von Jemand auf das Dringendste gemahnt, ihm wenigstens einen Auszug daraus zu geben; ich habe mich damit entschuldigt, dass das Original noch nicht in meinen Händen sei. . . . . "

Dann später: „Man fordert von mir zwölf Exemplare des Buches" (zwölftausend Thaler). „Die, welche sie bestellt haben, verfolgen mich alle Tage damit, als ob ich eine Buchdruckerpresse im Hause hätte, und überhaupt im Stande wäre, ihre Wünsche nach meinem Belieben zu erfüllen. . . . . Bitte, suchen Sie doch einen Vertrag mit einem Buchhändler darüber abzuschliessen. . . . . "

(Juni 1737): „Sie können sich denken, welche Freude mir die Memoiren Ihrer Akademie gemacht haben. Sie haben mich aus einer grossen Verlegenheit befreit, in Bezug auf einige wissenschaftliche Fragen, über die ich in eine Diskussion gerathen war, welche damit nun ihre Erledigung gefunden hat. . . . . "

(März 1738): — „Sie glauben gar nicht, mit welcher Hartnäckigkeit man mich immer wieder um Bücher angeht. Gewisse Personen treiben das gradezu bis zur Aufdringlichkeit; und wenn dann die Bücher, deren Sie sich liebenswürdiger Weise um meinetwillen entäussern wollen, angelangt sein werden, so wird meine eigene Bibliothek so gut wie nichts davon zu sehen bekommen, denn ich werde damit zunächst die unersättliche Gier Jener befriedigen müssen. . . . . "

Ein Jahr später (im Frühling 1739) schreibt er wieder:

„Unser Plan in Bezug auf Beschaffung einer Bibliothek geht den Krebsgang. . . . . Gute Bücher sind sehr selten,

und die, welche sie besitzen, trennen sich nur sehr ungern von ihnen. . . . . Das einzige gute Buch, welches Sie mir geschickt haben, ist *à veau-l'eau*. Ich hatte mir Bücher geliehen, in der Hoffnung, sie später kaufen zu können, sehe mich aber angesichts meiner finanziellen Lage genöthigt, sie ihren Eigenthümern wieder zurückzugeben. Uebrigens bin ich zu Ende mit der Lektüre aller meiner alten Bücher, und habe absolut nichts mehr zu lesen. Das ist sehr unangenehm, zumal für Jemanden, der eifrig bestrebt ist, sich zu unterrichten. Ich rechne immer noch auf Ihr *savoir faire* und schmeichle mir mit der Zuversicht, dass, wer sich in dem Chaos des Leibnitz'schen Systems unter Wolff'scher Beleuchtung. als ein so kundiger Führer erwiesen, auch Mittel und Wege finden werde, mir weiteres Material zu meiner Belehrung zu verschaffen. . . . . "

(26. September 1739): — „Ich wünschte, Sie könnten Ihre Akademie dazu bewegen, mir jährlich zwei Exemplare, wie die, welche Sie mir bei Ihrem vorjährigen Aufenthalte in Russland sandten, zukommen zu lassen; denn ich habe aus ihrer Lektüre wahrhafte Belehrung geschöpft, und finde, dass die darin enthaltenen Wahrheiten sich merkwürdig gut in der Praxis verwerthen lassen. Sie, der Sie selbst ein Philosoph und in diesem Zweige der Wissenschaft wohl bewandert sind, werden ein volles Verständniss dafür haben, welches Gute mir aus diesen Studien erwachsen muss. Ich erwarte mit der grössten Ungeduld Ihre Antwort. . . . . "

Ein anderes Mal bestellt er sich „dreissig schwarze Zobel-Felle" und „da solche nur in Partien zu dreissig Stück käuflich seien, siebenundzwanzig aber zu einem Mantel für ihn selbst ausreichten", bittet er Suhm, „drei davon (dreitausend Thaler) zu einem Paar Aermelbesätzen für sich zu behalten." *

Wurde ihnen die Maske einmal zu lästig, dann nahmen sie ihre Zuflucht zur Chiffre-Schrift, und thaten, als schickten

* *Oeuvres, etc.* XVI. 316, 320, 327, 352, 361, 366, 378.

sie einander „arithmetische Aufgaben." Hier und da gelang es ihnen auch wohl, durch Vermittelung irgend eines zuverlässigen Boten einander ganz ohne Rückhalt zu schreiben; allein das waren seltene Fälle. Die Person, von der Suhm das Geld entlieh, war Biron, Herzog von Curland. Als Friedrich das erste Darlehn erhalten hatte, schrieb er, dass, wenn es vierzehn Tage später eingetroffen wäre, er verloren gewesen sein würde." Aber die Gefahr, wenn auch für diesmal beschworen, stieg immer wieder von Neuem herauf. Der Herzog selbst hatte „schrecklich viel Schulden" und kein Geld. „Allerdings besass er eine grosse Ressource (in der Kaiserin Anna) und hatte den besten Willen, sich dem Kronprinzen von Preussen gefällig zu erweisen, allein es verstrich eine lange Zeit, bis auf die erste Rate die zweite folgte, und Suhm gab deshalb sehr bald zu verstehen, dass es zweckmässiger sein würde, sich direkt an die „Ressource" und nicht an Biron zu wenden, zumal diese Ressource von Liebe und Hochachtung für den Prinzen erfüllt, und sicherlich sehr begierig sei, ihm alle nur möglichen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Friedrich erschien dieser Vorschlag zuerst sehr bedenklich, und er schüttelte allen Ernstes den Kopf dazu. „Ich kann wohl gegen einen Herzog Verpflichtungen haben, aber bedenken Sie die Folgen einer Kaiserin gegenüber. * Als aber im Laufe der Zeit der Schuh ihn immer mehr und mehr zu drücken begann, da blieb ihm schliesslich nichts Anderes übrig, als die gebotene Hilfe anzunehmen, und die Folgen Folgen sein zu lassen. Im Dezember 1739 gab Friedrich Suhm Nachricht, er sei bereit, an die Kaiserin zu schreiben, wenn er ihm nur einen Entwurf zu einem Briefe an dieselbe schicken wolle. „Ich muss vierundzwanzig Tausend Thaler jährlich haben," sagt er, „gelingt es Ihnen, mir diese zu verschaffen, dann können Sie zwei

* *Oeuvres, etc.* XVI. 356.

Tausend davon für sich behalten . . . . .“ Alles dies wurde in Chiffre geschrieben: und wahrlich mit gutem Grund! „. . . . . eine algebraische Aufgabe, die mir der gelehrte Algarotti gesandt hat.“

Einmal kommt der Prinz auch auf ein erfreulicheres Thema zu sprechen, und hat eine ganz erstaunliche Neuigkeit mitzutheilen;

„Das Allerneueste ist“ (vom Oktober 1739), „dass der König täglich drei Stunden Wolff'sche Philosophie studirt, wofür Gott gepriesen sein mag! Das ist doch endlich einmal ein Triumph der Vernunft . . . . . Würden Sie es noch vor zwei Jahren für möglich gehalten haben, dass wir ein solches Phänomen erleben könnten? . . . . . Aber das ist noch nicht alles. Man hat Wolff ein Gehalt von tausend, und seinem Sohne ein solches von fünfhundert Thalern angeboten, sowie seiner Frau eine Pension zugesichert, im Falle sie zur Wittwe werden sollte.“*

---

* So unglaublich die Sache klingt, sie verhielt sich wirklich so. Wolff schlug indess alle diese lockenden Anerbieten aus, und weigerte sich standhaft, seinen Kopf noch einmal in die Schlinge zn stecken; er blieb in Marburg (d. h. bis Friedrich ihn aufforderte, nach Berlin überzusiedeln; dann kam er sofort). Dessen ungeachtet that Friedrich Wilhelm, mit dem Eifer eines Neubekehrten, alles, was in seinen Kräften stand, zur Verbreitung Wolff'scher Prinzipien. Mittels Erlasses vom Jahre 1739 — das einen seltsamen Rücksprung darstellt von der sechzehn Jahre früher ausgesprochenen Drohung, den Philosophen hängen zu lassen — werden die Studenten der Theologie angewiesen, sich von Grund aus mit der Philosophie und einem rationellen System der Logik, wie dem von Wolff, vertraut zu machen.“ Auch in seinem Privatleben bestand der König, der nie etwas halb that, mit einem Male darauf, dass überall die gehörigen „Prämissen“ und „Conclusionen“ zur Anwendung kamen. Als er zum Beispiel einmal von dem Kommandanten von Wesel, dem General Dosson, einem Offizier, der bei ihm in hohen Gunsten stand, einen Brief erhielt, und sich überzeugen wollte, ob der General auch keine Fehler in seinen Syllogismen gemacht habe, wurde er über alle Maassen ungehalten, als er in dem Briefe überhaupt keine Syllogismen zu entdecken vermochte. Er nahm den Brief noch an demselben Abende mit in sein Tabaks-Collegium, liess ihn dort laut vorlesen,

Es scheint nicht, dass der Brief an die Kaiserin jemals geschrieben worden ist, geschweige denn, eine Wirkung gehabt hat. Nur wenige Wochen noch, und die schwindende Gesundheit des Königs sollte es dem Prinzen leichter machen, sich seine Gläubiger vom Leibe zu halten. In kaum einem halben Jahre war er in der Lage sie alle zu befriedigen. Im Juni 1740 schreibt er an Suhm . . . . . „Fragen Sie Ihren Herzog in meinem Namen, an wen er das Geld zurückgezahlt zu sehen wünsche?"

Der Briefwechsel kam zu tragischem Abschlusse. Suhm war ein treuer, zuverlässiger Freund gewesen, und hatte mit grosser persönlicher Gefahr und Mühewaltung dem Prinzen Hilfe und Dienste geleistet, ohne jemals dafür einen Dank zu beanspruchen. Friedrich, der sich dessen wohl bewusst war, hatte seit lange auf den Tag geharrt, der ihn endlich in den Stand setzen sollte, Güte mit Güte zu vergelten, und sich Diaphane's köstlicher Unterhaltung „ohne Hemm- und Hindernisse zu erfreuen." Diaphane seinerseits, dessen Gesundheit tief erschüttert war, und der in drückenden

---

und kritisirte ihn dann „nach logischen Grundsätzen." Das ganze Tabaks-Collegium war darüber einig, dass der General *„raisonnait comme un coffre."* Daraufhin schrieb der König dem General folgende Antwort: „Mein lieber General! Ich habe euren Brief erhalten und daraus ersehen, dass ihr entweder schlaftrunken, oder besoffen gewesen seyn müsset, oder dass ihr gar zu unordentlich denket und falsche Begriffe habet. Ihr widersprechet euch selbst in euren *raisonnements*. Ich rathe euch also, als ein guter Freund, ob ihr gleich schon bei Jahren seyt, machet es wie Ich, lernet vernünftig denken und richtige Schlüsse machen, so werdet ihr auch vernünftig raisonniren." Eine ähnliche Antwort ertheilte Seine Majestät einem Geistlichen, der eben irgendwo in der Mark zum Superintendenten befördert worden war: „Ich sehe zwar aus eurem Schreiben, dass ihr in Halle studieret habet, und ein guter *theologus* zu sein glaubet, Ich sehe aber auch dass ihr ein schlechter *philosophus* seyd und ganz unrichtige Begriffe habet, Ich rathe euch also, kauffet euch die Wolffischen Schriften und lernet vor allen Dingen die *Logic*, so werdet ihr nicht mehr so abgeschmackt schreiben. . ." (Weber, *Aus vier Jahrhunderten.* Neue Folge. I. 139.)

Verhältnissen lebte, blickte natürlich gleichfalls mit Sehnsucht diesem Tage entgegen. Endlich bestieg Friedrich den Thron. Vier Wochen später (den 29. Juni 1740) schrieb er:

„Mein theurer Diaphane, ich hoffte, unter den Glückwünschen, die Sie mir zum Antritt meiner neuen Würde senden, auch ein Paar Worte über Sie selbst zu finden. Allein zu meiner grossen Enttäuschung finde ich Nichts irgendwie Interessantes in Bezug auf mich, oder Sie. Ich bitte Sie desshalb, mein lieber Suhm, mir zu schreiben, ob Sie der Mann sind, einen Ministerposten mit dem beschaulichen Dasein eines Weisen zu vertauschen, und glauben, dass Ihnen meine Gesellschaft einigermaassen Ersatz bieten werde für die politische Carrière, die Sie aufgeben sollen . . . . . ."

Darauf antwortete nun Suhm, der geglaubt hatte, die Initiative in dieser Angelegenheit dem Könige überlassen zu müssen, mit einem „Ja Sire!" und reichte sofort sein Gesuch um Entlassung aus dem kursächsischen Diplomaten-Dienste ein. Dies wurde genehmigt, und gegen Ende August konnte er bereits sein Abberufungsschreiben übergeben, und von Petersburg abreisen.* Zunächst aber war er genöthigt, nach Warschau zu gehen, wo der Kurfürst von Sachsen und König von Polen eben Hof hielt, um seine Entlassung aus dessen Händen persönlich zu empfangen. Unterwegs wurde er krank, und musste in Memel und anderen Orten

---

* Es macht einen peinlichen Eindruck, wenn man erfährt, dass Manteuffel der Ankunft Suhm's mit Ungeduld entgegensah, weil er darauf rechnete, dass dieser zum Nachfolger des Staatsministers Thulemeier (der am 4. August 1740 starb) ausersehen sei, und als ganz selbstverständlich annahm, er und seine Auftraggeber in Dresden würden durch Suhm's Vermittelung nun sofort in den Besitz der tiefsten Staatsgeheimnisse der preussischen Regierung gelangen, und zwar in viel direkterer, viel zuverlässigerer Weise, als dies durch irgend einen Subaltern-Beamten geschehen konnte. (Droysen, *Geschichte der Preussischen Politik.*) Band I. 117.

das Bett hüten. Friedrich sah seiner Ankunft mit Ungeduld entgegen, und Suhm selbst, froh, von Russland fortzukommen und des aufreibenden Lebens im Diplomaten-Dienste herzlich müde, überdies ernstlich leidend und im höchsten Grade der Ruhe bedürftig, sehnte sich nicht minder nach dem sonnig-behaglichen Dasein, welches ihn in Berlin erwartete. Gegen Ende September erreichte er Warschau. Bis dahin hatte er von Friedrich Briefe über Briefe erhalten, die, wenn auch nur kurz, doch stets in dem alten herzlichen, scherzhaften Tone gehalten waren. In Warschau erreichten ihn mehrere kurze Briefe, von der Hand eines Sekretairs geschrieben,* die in wenig steifen, und förmlichen Worten nichts enthielten, als die Bestätigung des Empfanges seiner Briefe. Dieser auffallende Wechsel in Form und Ton hatte seine Ursache in einem Anfall von kaltem Fieber, der den König betroffen. Suhm aber, der zu dieser Zeit schon seiner Auflösung entgegenging, fühlte sich, obwohl ihn im ersten Augenblicke, als er von dem Fieber hörte, die Sorge übermannte, offenbar durch die fremde Handschrift beunruhigt. Er fuhr indessen fort, seinerseits über seinen Zustand zu berichten. Von Woche zu Woche hoffte er, in Folge der ihm verordneten Diät von Bouillon und Milch, wieder soviel Kraft zu gewinnen, um seine Reise fortsetzen zu können. Am 28. Oktober schreibt er ganz in Extase, und meldet, dass er soeben seine Entlassung in aller Form und in den gnädigsten Ausdrücken erhalten; nun habe er den höchsten Gipfelpunkt der Glückseligkeit erreicht, zu dem sich seine Wünsche jemals verstiegen hätten, nun endlich gehöre er wirklich Seiner Majestät („. . . . meinem Herrn und Meister, meinem gnädigen Beschützer, meinem Freunde") und dann schliesst er mit der flehentlichen Bitte, Friedrich wolle ihm

* Preuss sagt davon nichts, aber es ist klar. Diese kurzen Briefe fehlen in der ursprünglichen Ausgabe des Briefwechsels mit Suhm.

doch ein Paar Worte von seiner eigenen Hand senden. Nur sechs Tage später (den 3. November 1770) schrieb er noch einmal:

„Sire! Vergebens sucht man mich in Hoffnungen einzulullen; vergebens müht sich der mächtige Lebenstrieb in mir, mein Herz mit Illusionen zu nähren, indem er mir freundliche Bilder einer glücklichen Zukunft vorspiegelt, die ich so heiss ersehnt hatte, und die sich mir nun endlich eröffnen sollte; mit einem Worte — es wäre vergebens, wollte ich es mir selber noch länger verbergen, dass mein Ende nahe ist; jeder Tag, jede Stunde mahnt mich eindringlicher daran. Wie sehnlich ich auch wünschte, Euer Majestät den Schmerz dieser Nachricht zu ersparen, ja selbst, wenn es mir möglich wäre, dieselbe von Ihnen fern zu halten, und zu verhindern, dass Ihr grossmüthiges, warmfühlendes Herz davon erschüttert werde, eine heilige, unabweisbare Pflicht würde es mir verbieten. Ja Sire, es ist nur zu gewiss, ich stehe am Rande meines Grabes! Ach, noch angesichts des Hafens leide ich Schiffbruch! . . ."

Dann empfiehlt er seine vier mutterlosen Kinder und seine Schwester der Gnade des Königs, indem er ausführlich angiebt, wie er die Kinder erzogen wissen wolle, und versichert, jetzt könne er in Frieden und ohne Sorgen über ihre Zukunft die Augen schliessen. Dann fährt er fort:

„Nun bleibt mir nichts mehr zu thun übrig, als mein Herz abzulösen von dieser Erde, und es hinzuwenden zu dem ewigen Quelle alles Lebens und aller Glückseligkeit. Oh, wie fühle ich in diesem Augenblicke die ganze Kraft des Bandes, das mich an den liebenswürdigsten und trefflichsten aller Menschen knüpft, dem auf meinem Pilgerpfade zu begegnen, mir vom Himmel gnädig beschieden war. Ja, ich fühle in diesem Augenblicke, was es mich kostet, dieses Band zu zerreissen. Allein, meine Standhaftigkeit soll mich nicht verlassen, ein grosser, trostvoller Gedanke hält mich aufrecht, die feste Zuversicht, dass, was geschaffen ist, zu lieben, auch zurückkehren muss in den ewigen, unerschöpflichen Urquell

aller Liebe! Die Stunde naht; schon fühle ich meine Kräfte schwinden; wir müssen scheiden (*Il faut se quitter*); Adieu! Noch eine Thräne fällt zu Ihren Füssen! Oh, wolle sie betrachten, grosser König, als ein Pfand der zärtlichen, unwandelbaren Zuneigung, mit der Dein getreuer Diaphane Dir angehörte bis zu seinem letzten Athemzuge." *

Am 8. November starb er. Sein letzter Brief und die Nachricht von seinem Tode erreichten den König zu gleicher Zeit in Rheinsberg. Es war die erste Lücke, die der Tod in den Kreis seiner Freunde riss. Am 16. November schreibt er an Algarotti:

„Ich bin dazu auserkoren, Trauriges zu erleben. So eben erfahre ich den Tod Suhm's, meines vertrauten Freundes, der mich ebenso aufrichtig liebte wie ich ihn, und mir bis zu seinem Tode bewiesen hat, welch' festes Vertrauen er in meine zärtliche Freundschaft setzte. Ich wollte lieber, ich hätte Millionen verloren. Man findet nicht leicht wieder einen Mann, der mit soviel Geist und Herz soviel Redlichkeit der Gesinnung vereinte. Mein Herz wird um ihn trauern viel tiefer, als um den nächsten Verwandten. Sein Andenken wird in mir fortleben, so lange noch ein Tropfen Blutes durch meine Adern rinnt, und seine Familie soll fortan die meine sein. Adieu! Ich vermag über etwas Anderes jetzt nicht zu sprechen. Mein Herz blutet, und der Schmerz ist noch zu heftig, um mich an irgend sonst etwas denken zu lassen."

Suhms Bruder und Schwester, sowie seine vier Kinder, liess der König sofort nach Berlin kommen. Fräulein von Suhm empfing eine Pension für den Rest ihres Lebens, und die Kinder wurden unter ihrer Leitung auf seine Kosten erzogen. Die Söhne traten alle drei in die Armee ein, und die Tochter verheirathete sich im geeigneten Alter. Der älteste Sohn, dem in der Schlacht bei Prag ein Bein abgeschossen wurde, erhielt später eine Civil-Anstellung.

* *Oeuvres, etc.* XVI., 403, 404.

Im Jahre 1785, fünfundvierzig Jahre nach Diaphanes Tode, erhielt Friedrich einen Brief von diesem Sohne, der nun auch seinerseits auf dem Sterbebette lag, worin derselbe seine drei Söhne, welche alle drei in die Armee eintreten sollten, der Gnade des Königs empfahl. Seine Majestät antwortete sogleich:

„Mit Schmerz ersehe ich aus Ihrem Briefe vom 12., dass Sie Ihrem Ende entgegensehen. Der Name Suhm ist mir in der That theuer. Ich habe mehrere Träger desselben gekannt, welche sich durch Verdienste ausgezeichnet, und meine Achtung sich erworben haben. Ihr Vater und Sie selbst gehören dazu, und Ihre Söhne sollen deren ebenfalls theilhaftig werden, wenn sie in ihres Grossvaters und Vaters Fussstapfen treten . . . ."

Das Schreiben — natürlich von der Hand eines Sekretairs — bildet mit der knappen, offiziell frostigen Weise, in welcher es der einstigen Busenfreundschaft Erwähnung thut, einen seltsamen Contrast zu den Briefen der Jugendzeit. Des Königs Sprache wird da, wo er auf den alten Freund und dessen frühen Verlust zurückkommt, klanglos, und seine Worte lauten gravitätisch und förmlich. Kein Ton menschlichen Empfindens, nichts, was uns an die Botschaft von der Brüderlichkeit aller Menschen erinnerte, klingt daraus hervor; was wir vernehmen, ist nur die Kundgebung des Souverains, der seine Anerkennung über ein würdig verbrachtes Leben ausspricht. Wie konnte es auch anders sein. Es hatte eine Zeit gegeben, da seiner Sprache noch eine Fülle „rein menschlicher Gemüthstöne" geläufig waren; aber das war lange her. Fast ein halbes Jahrhundert lag zwischen dem Jetzt und der Zeit, wo er als Freund zum Freunde zu sprechen pflegte, und fast eben so lange war es her, dass die, welche ihm einst gelauscht und geantwortet hatten, die Freunde und Genossen seiner

Jugend, alle eingegangen waren zur ewigen Ruhe. Seitdem war er gewohnt gewesen, fast nur noch Worte des Befehles zu sprechen, oft in recht lautem Tone. Nun war die Stimme abgenutzt, und aller Wohlklang, alles Metall aus ihr gewichen. Und der König selbst, um den schon die Nacht heraufdämmert, wandelt einsam und langsamen Schrittes dem Hause des Schweigens zu. Wie weit lag Rhemusberg zurück, wie weit *„la Métaphysique de M. Wolff"*, und die Zeit, da ihm kleine Schulden Noth und Sorge gemacht hatten! Noch ein Jahr, und das „grosse warmfühlende Herz" hatte aufgehört, zu schlagen; der LETZTE DER KOENIGE * war zu seinen Vätern versammelt.

Wenn wir heutigen Tages mit der Kenntniss, die wir vom Charakter ihres Schreibers besitzen, Suhms Briefe lesen, so will uns doch die Schmeichelei, die darin zu Tage tritt, sowohl in ihrer Quantität, wie in Bezug auf ihre ausgesuchte Qualität, oft wundersam bedünken. Friedrich selbst remonstrirt ein paar mal dagegen, vielleicht nur *pro forma*. Sie ist, wie der schrille Klang der Dampfwagen-Pfeife, der uns plötzlich aufschreckt, jeden Augenblick bereit, auf den Druck eines Fingers mit gewaltigem Stosse loszubrechen, kreischend, unorganisch, betäubend; und auch diejenigen unter uns, welche gar nicht mit dem Zuge fahren, sondern als blosse Zuschauer auf dem Perron stehen, empfangen denselben Eindruck, — wir wenden den Kopf hierhin und dorthin, und wünschen, es möchte nur irgend etwas geschehen, das ihr ein Ende mache. Damals freilich, als alle vierzehn Tage eine Portion davon, zusammen mit einem frischen Stücke Uebersetzung der *Métaphysique*, in Rheinsberg anlangte, war sie durchaus nichts Unwillkommenes, —

* So nennt ihn Thomas Carlyle, und hat in diesem Sinne seine „Geschichte Friedrichs des Grossen" geschrieben. D. Ü.

alles eher, als das! — Wenn wir aber diese Schmeicheleien an sich und den Mann, aus dessen Feder sie fliessen, sowie Andere, die damals und später Aehnliches und Schlimmeres leisteten, in's Auge fassen, nimmt es uns weniger Wunder, dass selbst Friedrich der Grosse nicht wusste, was er sich dabei denken sollte, und zeitweise die Menschen ganz und gar aufgab, um sich seinen boshaften Affen und seinen Schoosshunden zuzuwenden.

Capitel XVIII.

Voltaire.

Friedrich's Hochschätzung für Voltaire — Seine Ansicht über ihn anfangs und später — Seine Bewunderung wird erwiedert — Er sendet ihm einen Spazierstock und sein Portrait — Keyserlingk geht, das Goldene Vliess zu holen — Bringt aber nur ein Bruchstück davon mit — Friedrich sendet seine Gedichte an Voltaire — Dieser glaubt, dass die Liebe zu den Wissenschaften Ermuthigung verdiene — Friedrich rechnet nicht auf Nachruhm — Voltaire und Madame du Châtelet singen einen Hymnus — Friedrich und Madame du Châtelet sind verschiedener Ansicht über den Ursprung des Feuers — Der letzte Brief aus Rheinsberg — Friedrich spricht in seinen Briefen nicht seine unverhohlene Meinung aus.

Man wird nicht sehr weit fehlgehen, wenn man als ausgemacht annimmt, Voltaire habe durch seine Briefe vorzugsweise dazu Anlass gegeben, dass Friedrich es bedenklich fand, den Resultaten spekulativer Forschung weiter nachzuleben, beziehungsweise der Metaphysik ganz und gar abwendig gemacht wurde. Gleichzeitig mit dem Briefe, der seine Correspondenz eröffnet, sendet er Voltaire eine Abhandlung über Wolff, und verspricht, ihm eine Uebersetzung des Wolff'schen Buches selbst zu schicken, sobald eine solche erschienen sein werde (wohl als eine Art Probe dafür, was man auch in Preussen produciren könne). Natürlich floss Voltaire über vor lauter Dank für diese Gabe, (solch' eine Gabe von solchem Geber!) versprach sich alle nur mögliche

Belehrung davon, und fand sogar den Muth, die Hoffnung auszusprechen, dass bei so unübertrefflicher Lehre all' seine Unwissenheit und Einfalt in kurzer Frist in die Flucht geschlagen sein werde; — das Dunkel, das den gelehrten Einsiedler in der Champagne umfängt, zerstreut durch die königliche Sonne, die ihm in einem fremden Lande aufgeht. Zur selben Zeit aber, gleichsam als wolle er damit sein geringes Wissen kundthun, fing er an, in tiefer Demuth auf diesen und jenen „Lehrsatz" oder „Schluss" des Herrn Wolff hinzuweisen, den er mit seiner, zur Zeit noch mangelhaften Einsicht, nicht zu begreifen vermöge. Als er dann fand, dass der Prinz seine Bedenken anerkannte, dieselben sogar gnädig theilte, brachte er deren nach und nach immer mehr zum Vorschein, bis er, schon nach merkwürdig kurzer Zeit, seine Meinung fast ohne allen Rückhalt aussprach. Da stellte es sich denn heraus, dass er nicht bloss in Bezug auf fast alle Schlussfolgerungen, sondern auch in der Art und Weise, wie man zu diesen gelangt, anderer Meinung war, als Wolff; ja, dass er die vor ihm hingebreitete Landschaft als eine blosse Luftspiegelung auffasste, nach der es in keinem Falle die Mühe lohne, sich auf den Weg zu machen, und dass ihm schon die Strasse nicht gefiel, die dahin führen soll. Es ist merkwürdig, wie bald Friedrich zu derselben Ansicht gelangte. Nicht, dass er jemals, bis an sein Lebensende, in Bezug auf spekulative Dinge mit Voltaire ganz derselben Meinung gewesen wäre; es machte sich vielmehr in ihrer beiderseitigen Anschauungs- und Vorstellungs-Weise stets ein bestimmter Unterschied bemerkbar. Allein für den gewöhnlichen praktischen Menschen-Verstand ist dieser Unterschied kaum sichtbar. Beide waren, was man so oberflächlich „Deisten" nennt, und zwar Deisten einer eher negativen, als positiven, d. h. einer Schule, die gewohnter Maassen mehr dahin neigt, Dinge, wie die Unsterblichkeit, Offenbarung etc., zu läugnen, als das Dasein eines persönlichen

Gottes zu behaupten. Nach heutigem Sprachgebrauche würde man, glaube ich, Friedrich einen „Deisten", nicht aber einen „Theisten" nennen. *

Ich glaube, es dürfte nicht schwer sein, nachzuweisen, dass der Umwandelungsprozess, mittels dessen seine Anschauungen und Ueberzeugungen, in Bezug auf alles Spirituelle oder Uebernatürliche, die Gestalt gewannen, die sie von da ab beibehielten, während der ersten Hälfte, besser des ersten Viertels, (also im ersten Jahre seiner Residenz zu Rheinsberg) nach jeder Richtung hin zum Abschluss gekommen ist. Die Briefe seines französischen Correspondenten übten ihre grosse Macht nicht bloss in dem Sinne, dass sie seine Anschauungen modifizirten, sondern viel mehr noch darin, dass sie den Mittelpunkt seiner geistigen Interessen rasch und für immer verschoben. In der That erklärt sich das geflissentliche Fernhalten des metaphysischen Elementes in den beiderseitigen Briefen am besten daraus, dass die Schreiber selbst (Voltaire von Anfang an, obgleich er es nicht ausspricht, und bald nachher auch Friedrich) sich dabei entsetzlich langweilten, und, nachdem sie ein Paar Seiten lang das „être simple de Monsieur Wolff" abgehandelt, allemal froh waren, auf ein erfreulicheres Thema übergehen zu können. Die Briefe ergingen sich des Weiteren im Gebiete der Literatur, vorwiegend der französischen, behandelten Voltaire's Tragödien und Friedrich's Oden, die Poesie im Allgemeinen und das Versemachen in's Besondere. Auch Tagesfragen, ja man kann sagen, die grossen Fragen aller Zeiten, historischer, politischer, sozialer oder kirchlicher Natur, kamen an die Reihe; selbst die Naturwissenschaften

* Es möge erlaubt sein, zu bemerken, dass nach der recipirten Terminologie man unter Theisten alle diejenigen begreift, die einen persönlichen Gott annehmen, gleichviel, ob sie dabei an eine Offenbarung desselben glauben, oder nicht; und zwar gehört die Bezeichnung „Theist" dem 19., die als „Deisten" aber dem 18. Jahrhundert an. D. Ü.

wurden ab und zu in die Besprechung gezogen. Das, was man heutzutage „interessant" nennt, ist der Briefwechsel, nicht, namentlich nicht in seinen früheren Stadien. Die Wenigsten werden ihn als Lektüre wählen; wenige auch nur an einem „*résumé*" desselben rechten Gefallen finden. „In späteren Jahren gewann er dadurch, dass er offener und natürlicher wurde, und weniger hoch hinaus wollte, nachdem beide Briefschreiber zu einer besseren Kenntniss und richtigeren Schätzung ihrer selbst, wie ihres resp. Opponenten gelangt waren, während ihnen anfangs die ehrfurchtsvolle Scheu, die sie Einer vor dem Andern empfanden, Fesseln angelegt hatte. So schrieb Friedrich, wie etwa ein Schüler an einen Weisen schreibt, der bereits auf der unnahbaren Höhe wohlverdienter Unsterblichkeit thront. Aber auch Voltaire's Briefe sind langweilig; jedenfalls nicht zu vergleichen mit denen, die er an andere Leute schreiben konnte, selbst nicht mit denen, die er in späteren Jahren an den König richtete. Er war an den Umgang der höheren Gesellschaftskreise gewöhnt, und sah es gern, dass man annahm, er wisse in denselben gut Bescheid. Freilich, ein Kronprinz kam auch ihm nicht alle Tage in den Weg, und man darf wohl annehmen, dass der Rang und die künftige Stellung seines Correspondenten, den er noch nicht von Angesicht kannte, ihn verhinderten, sich mit voller Freiheit zu bewegen. So beschränkt er sich denn auf Allgemeinheiten und Gemeinplätze, oder er nimmt Akt von jedem Worte, das aus des Prinzen Feder fliesst, ist scheinbar davon frappirt, giebt es seinerseits wie ein Echo zurück, macht „Scholien" dazu, und schliesst endlich mit irgend einer greifbaren, stark aufgetragenen, widerlichen Schmeichelei. Friedrich erscheinen seine Briefe indessen durchaus nicht langweilig. So schreibt er einmal:

„Remusberg, den 6. Dezember 1737.

. . . . . Eben bin ich auf der Ausschau nach Briefen von

Ihnen. An jedem Posttage * schmeichele ich mir mit der Hoffnung, einen solchen zu erhalten, und schon lange vor der eigentlichen Ankunftszeit der Post sind alle meine Diener aus nach dem für mich bestimmten Packete. Bald ergreift auch mich die Ungeduld; ich laufe an's Fenster, und kehre voller Missmuth, dass sich noch nichts blicken lasse, wieder zur gewohnten Arbeit zurück. Höre ich dann irgend ein Geräusch im Vorzimmer, so bin ich sofort wieder auf den Beinen. „Wass giebt es? Gebt mir meine Briefe! sind sie noch nicht da?" Immer eilt meine Phantasie dem Kourier voraus! In dieser Weise geht es nun ein Paar Stunden fort; endlich langt mein Briefpacket an, und ich eile, es zu öffnen. Vor Allem suche ich nach Ihrer Handschrift (leider nur zu oft vergebens, und wenn ich sie entdeckt habe, dann begegnet es mir wohl, dass ich vor lauter Eifer und Ungeduld das Siegel nicht gleich zu erbrechen vermag). Nun durchfliege ich den Brief, aber so schnell, dass ich oft zwei bis dreimal lesen muss, ehe ich die nöthige Ruhe und Sammlung gefunden, um das zu verstehen, was ich gelesen habe; ja, es ist wohl vorgekommen, dass mir dies erst am anderen Morgen gelang . . . . . "

Und dann wieder, als ihn Voltaire inständigst um verdoppelte Vorsicht bei Wahrung des Briefgeheimnisses gebeten hatte:

„den 14. September 1738.

. . . . . Wenn ich ein neues Werk von Ihnen erhalte, so lese ich es in Gegenwart der Herren von Keyserlingk und Jordan, und suche es meinem Gedächtnisse einzuprägen, wie die Könige von Israel die Schriften Mosis auswendig lernten. Sodann werden alle Stücke sorgfältig in den geheimen Schrank meines Archives verschlossen, aus welchem ich sie nur herausnehme, um sie selbst zu lesen. Genau dasselbe geschieht mit Ihren Briefen, und obwohl man argwöhnt, dass wir mit einander correspondiren, so weiss doch Niemand irgend etwas Positives darüber. Damit sind indessen meine Vorsichtsmaassregeln noch lange nicht erschöpft, ich habe deren weitere getroffen.

* Die Post kam, und ging zweimal in der Woche.

Meine Diener haben den Befehl, ein gewisses Packet sofort zu verbrennen, sobald ich mich in Lebensgefahr befinden sollte. Mein Leben ist bis dahin Nichts, als ein Gewebe von Kummer und Widerwärtigkeiten gewesen, und die Schule des Unglücks macht einen Mann vorsichtig, verschwiegen und theilnehmend für fremdes Leid." †

In der That, neben Friedrichs grenzenloser Bewunderung für Voltaire, konnte nichts übertroffen werden von der Sorge, die er für dessen Wohlbefinden und Behaglichkeit trug, und der Furcht, er selbst könne die Veranlassung zu irgend welchen Unannehmlichkeiten für ihn, oder die göttliche *Émilie* werden. Er war überzeugt, dass Voltaire's „edelmüthiger Charakter" und seine „Liebe zum Menschengeschlechte" die Ursachen aller der Drangsale und Verfolgungen seien, die er zu erdulden hatte, und sehnte den Augenblick herbei, wo er im Stande sein würde, ihm eine Zufluchtstätte anzubieten, da es „weder neidische und undankbare Menschen, noch Verläumder gäbe." Indess, noch ehe es dazu kam, fand er Grund, seine Ansicht über den *caractère* zu ändern, und machte selbst Voltaire gegenüber kein Hehl aus dem, was er über ihn dachte, aber in seinem ehrlichen Glauben an den *„intellecte suprème"* ist er nie wankend geworden; und selbst, nachdem er hatte lernen müssen, den „Menschen" als nahezu verachtungswürdig zu betrachten, blickte er immer noch zu dem „Denker", als zu dem besten und grössten, mit Verehrung auf. Hier ein Beispiel:

(Februar 1737.) „.... Wenn ich jemals nach Frankreich komme, so wird meine erste Frage sein: „Wo ist Mr. Voltaire?" Der König, Paris, Versailles, das schöne Geschlecht, werden keinen Theil haben an meinem Reise-Interesse, es gilt nur Ihnen allein!"

† *Oeuvres etc.*, tome XXI. pp. 121, 234 etc.

(Mai:) „ . . . . . Für mich stehen Sie an der Spitze aller denkenden Wesen . . . . ."

(September:) „ . . . . . Die Natur hat nach langer Uebung ein Meisterstück vollbracht, und Ihr Gehirn nach den besten Modellen geformt, die sie im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hat."

(August 1738:) „ . . . . . Nein, es kann nur einen Gott und einen Voltaire in der Natur geben! . . . . . ."

Mehr als zwanzig Jahre später (Juli 1759:) schreibt er:

„Ich weiss wohl, dass ich Sie einst angebetet habe, so lange ich noch nicht wusste, dass Sie ränkesüchtig und boshaft seien; allein Sie haben mir inzwischen so viele schlimme Streiche gespielt . . . . . Doch lassen Sie uns nicht weiter davon reden, ich habe Ihnen das Alles längst mit christlichem Herzen vergeben; und, Alles in Allem gerechnet, haben Sie mir doch viel mehr Vergnügen, als Aerger bereitet. Die Freude, die mir Ihre Werke machen, lässt mich leicht die Schramme verschmerzen, welche mir Ihre Krallen gerissen haben. Wenn Sie gar keine Fehler hätten, würden Sie zu hoch über die Menschheit hinausragen, und die Welt würde Grund haben, auf Ihre Vorzüge neidisch zu sein; so aber kann Unsereiner wenigstens sagen: „Voltaire ist das grösste Genie aller Zeiten, aber ich bin doch verträglicher, gelassener und umgänglicher, als er!"

Ein Jahr später (Juni 1760) sagt er:

„ . . . . . Ich verehre in Ihnen das grösste Genie, das jemals geboren wurde . . . . . Ihre Unterhaltung ist stets voller Reiz . . . . . Sie sind der verführerischeste Mensch, den ich kenne . . . . . ."

Und im April 1772:

„ . . . . Was mich betrifft, so habe ich Ihnen schon vor sechsunddreissig Jahren die vollste Gerechtigkeit widerfahren

lassen, und meine Anschauungen seitdem nicht geändert. Ich denke heute mit sechzig Jahren genau so über Sie, wie ich es einst mit vierundzwanzig gethan habe, und sende meine Wünsche zu Dem, der Allem Leben giebt, dass Er das alte Gefäss (étui), welches Voltaire's schöne Seele einschliesst, noch so lange wie möglich erhalten möge . . . ."

Ferner im Februar 1775:

„ . . . . Ja Sie sind unsterblich, ich muss es bekennen! Sie könnten selbst einen Menschen wie mich, der kaum an die Existenz jenes Etwas, das sie Seele nennen, glaubt, zu einem solchen Glauben bekehren. Jedenfalls sind Sie unter allen denkenden Wesen der Einzige, der sich mit achtzig Jahren noch so viel schöpferische Kraft und Elastizität des Geistes, solchen Frohsinn und eine solche Anmuth bewahrt hat, wie sie eben nur Ihre Werke aufzuweisen haben . . . ."

Einige Monate später (September 1775);

„ . . . . . Sie wünschen zu wissen, womit ich mich auf der Reise nach Schlesien unterhalten habe; Lassen Sie sich denn sagen, dass ich Ihren „Merope" und „Mahomet" gelesen, und, wenn die Stösse des Wagens zu arg waren, mir diejenigen Stücke daraus, welche mich am meisten frappirt hatten, auswendig gelernt habe. So füllte ich mir die Zeit auf der Reise aus, und musste bisweilen ausrufen: Gesegnet sei der herrliche Genius, der, ob gegenwärtig, oder fern, mir immer den gleichen Genuss bereitet. Wie viele Male schon habe ich Ihre Werke von neuem wieder durchgelesen! . . . . . ."

Im September 1737 schreibt er:

„Ihre Werke sollen gehalten werden, wie einst die des Aristoteles von Alexander. Niemals sollen sie mich verlassen; ich hoffe dermaleinst, in ihnen eine ganze Bibliothek zu besitzen."

Und grade vierzig Jahre später, im November 1777, sagt er:

„ . . . . . Bitaubé hat Ihnen die Wahrheit gesagt; ich habe in Berlin eine Bibliothek gebaut. Voltaire's Werke waren bisher zu dürftig untergebracht. Alexander der Grosse hat die Werke des Homer in einer Truhe aufbewahrt, welche das kostbarste Stück in der dem Darius abgenommenen Beute bildete; ich, der ich weder Alexander, noch gross bin, auch Niemandem Beute abgenommen habe, habe nun ein Behältniss bauen lassen, so schön, wie es meine schwachen Mittel mir erlauben, um darin die Werke des Homer unserer Tage aufzubewahren* . . . . . ."

Des Prinzen erstes Geschenk an den Dichter bestand in einem Spazierstocke, dessen goldener Knopf den Kopf des Sokrates darstellte. Er war durch die Post, wie es scheint, nicht unter der richtigen Adresse, nach Paris gesandt, und der dortige preussische Gesandte in irgend einer Weise mit der Besorgung desselben beauftragt worden. Man hatte Voltaire davon benachrichtigt, dass ein Geschenk für ihn unterwegs sei, da er aber inzwischen wieder eine seiner häufigen Reisen nach Holland angetreten hatte, so war der Brief nicht in seine Hände gelangt. Und nun folgte eine ganze Kette von Missverständnissen. Der Gesandte, theils weil er wohl nicht richtig informirt war, theils irregeführt durch die Form des Packetes (man hatte den Stock gehörig in Papier eingerollt) glaubte, dasselbe enthalte ein Bild des Prinzen, und da er es nicht passend fand, dass

* *Oeuvres, etc.* XXI., 89, XXIII., 412. Das architektonische Meisterstück des Königs, die Königliche Bibliothek zu Berlin, die in einem Style erbaut ist, dass sie einer Commode jener Zeit möglichst ähnlich sieht, und die klassische Inschrift: „Nutrimentum Spiritus" trägt, soll, nachdem sie über ein Jahrhundert gestanden, und nicht mehr im Stande ist, die Bücher zu fassen, die nach den Voltaire'schen dort unterzubringen waren, demnächst niedergerissen werden.

ein Portrait des Kronprinzen von Preussen auf dem Postamte lagere, so gab er Anweisung, dass es in sein Haus gebracht werde. Als er dann fand, dass der Bestimmungsort Cirey war, benachrichtigte er die Bewohner dieses reizenden Ortes davon, welcher Schatz ihnen zugedacht sei. Voltaire war nicht zu Hause, aber die Marquise du Châtelet, nachdem sie zuvor an Voltaire geschrieben, und ihn darauf vorbereitet, dass ein Abbild gewisser göttlicher Züge ihn bei seiner Rückkunft erwarte, wandte sich an den Gesandten nach Paris, und ersuchte ihn um Aushändigung des Packetes. Nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten erhielt sie es. Inzwischen hatte Voltaire, auf ihren Brief hin, sofort an den Prinzen geschrieben, um ihm ausführlich und mit volltönenden Worten seinen Dank für ein so gnädiges Geschenk auszudrücken: Dies Bildniss werde fortan die einzige Zierde Cireys sein, und darunter, zur Kunde für die gesammte Menschheit, die Inschrift stehen: „*Vultus Augusti Mens Trajani.*" Nur *das* will dem Schreiber des Briefes zweifelhaft erscheinen, ob der Maler auch im Stande gewesen sein werde, den Zügen einen Ausdruck zu verleihen, wie er der grossen Seele entspreche, der seine ganze Huldigung gewidmet sei.

---

* Der Stock war für Manteuffel bestimmt gewesen; nachdem aber dessen Unaufrichtigkeit an den Tag gekommen war, erhielt er eine andere Bestimmung. Das brauchte natürlich Voltaire nicht zu wissen. Unglücklicherweise hatte Manteuffel von dem beabsichtigten Geschenk erfahren, und muss sehr enttäuscht gewesen sein. Seckendorff schreibt: „Junior (Friedrich) hat dem *Diable* ein Geschenk gezeigt, das er für ihn bestimmt hat. Es ist ein goldener Stockknopf, den er zu dem Zwecke hat machen lassen, und der den Kopf des Sokrates darstellt; darunter sind ein Paar französische Verse eingravirt, die Junior selbst geschrieben hat. Der Sinn derselben ist höchst schmeichelhaft für den *Diable*, da Junior sich selbst in den Versen als Alcibiades, und den *Diable* als Sokrates darstellt." (Wie selten passirt es, dass ein Gegenstand, *travaillé exprès* um für irgend Jemand eine passende Gabe zu sein, sich so merkwürdig passend für Jemand ganz Anderen verwenden lässt!

In der Zwischenzeit waren neuere Nachrichten aus Cirey eingetroffen. Das Packet war daselbst angelangt, und *Madame la Marquise* in Verzwweiflung darüber, dass es „nur Sokrates sei." * Der Ausdruck dieser Verzweiflung, in fieberhafter Eile nach Holland gesandt, fand dort volle Theilnahme, verstärkte und vertiefte sich gewissermaassen zu doppelter, oder dreifacher Dosis, wurde in lyrische Form gegossen, und dann nebst einigen, auf Sokrates Kosten Friedrich gespendeten Lobsprüchen, nach Rheinsberg gesandt, wo er nach gar nicht langer Zeit sich so wirksam erwies, dass das in Frage stehende Portrait nun wirklich zum Geschenk gemacht wurde. Friedrich hatte mit seiner gewohnten Raschheit beschlossen, dass Knobelsdorff, der eben von Italien zurückgekehrt war, ihn malen, und Keyserlingk, der vertrauteste von seinen Freunden, und der geschickteste Sprecher unter ihnen allen, das Bild nach Cirey bringen, zugleich aber auch ein Paar anderer kleiner Aufträge übernehmen sollte. Friedrich spürte nehmlich ein gewaltiges Sehnen, einige von Voltaire's nicht veröffentlichten Schriften zu Gesicht zu bekommen.

Im April 1737 schreibt er:

„Es scheint, dass Sie mein Portrait zu besitzen wünschen. Ihr Wunsch ist mir Befehl; ich habe sofort Ordre gegeben, dass es angefertigt werde. Um Ihnen zu zeigen, wie sehr bei uns die schönen Künste in Ehren gehalten werden, mögen Sie wissen, mein Herr, dass es nicht einen Zweig künstlerischer Thätigkeit giebt, den wir hier nicht zu kultiviren suchen. Einer meiner Cavaliere, mit Namen Knobelsdorff, dessen Talente sich nicht allein auf den Pinsel beschränken, ist mit der Herstellung des Portraits beschäftigt. Das Bewusstsein, dass er es für *Sie* malt, und dass Sie ein Kenner sind, wird ihm ein Sporn sein, der ihn antreibt, sich selbst zu übertreffen. Einer meiner intimsten Freunde, der Baron Keyserlingk, gen. Caesarion, wird Ihnen das Bild überbringen, und gegen Ende nächsten Monats in Cirey eintreffen. Sie werden finden, wenn

Sie ihn selbst sehen, dass er der Achtung jedes Ehrenmannes würdig ist. Ich bitte Sie, mein Herr, schenken Sie ihm Ihr vollstes Vertrauen. Er ist übrigens von mir beauftragt worden, Sie hart zu bedrängen in Betreff der „Pucelle", der „Newton'schen Philosophie" und der „Geschichte Ludwig's XIV.", kurz alles dessen, was er nur immer Ihnen zu entringen vermag. ."

Einige Wochen später sagt er:

„Caesarion hat das Unglück, in Curland geboren zu sein, allein er ist der Plutarch dieses modernen Boeotiens. Vertrauen Sie ihm vollkommen, er besitzt den seltenen Vorzug, ebenso geistvoll wie besonnen zu sein . . . . . Wenn ich neidisch wäre, so würde ich es auf diese seine Reise sein. Das einzige, was mich zu trösten vermag, ist der Gedanke, ihn zurückkehren zu sehen, wie den Führer der Argonauten, der die Colchischen Sckätze entführte. . . . . Ich hoffe, mein kleiner Gesandter wird zurückkehren, beladen mit dem „goldenen Vliess." *

Das Bild war am 9. Mai fertig, und Keyserlingk sollte sich sofort mit demselben auf die Reise machen. Darauf lief von Cirey die Nachricht ein, dass man dort voller Aufregung sei in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten; vor allem vermochte die Marquise kaum ihre Ungeduld zu zügeln. Welche Auszeichnung stand ihnen bevor in dem Besuche dessen, den der grösste aller Prinzen „seinen Freund" nannte! In dem nächsten Briefe Voltaire's handeln sechs ganze Abschnitte von den „Freundschaften der Könige", worin der Verfasser sich glücklich schätzt, Recht gehabt zu haben, wenn er, im Gegensatze zu den meisten Menschen, stets der Ansicht gewesen ist, dass solche Freundschaft nicht nur möglich ist, sondern dass sie auch, wenn sie sich wirklich entwickelt, eine reine und edlere sein wird, als die unter

* *Oeuvres, etc.*, XXI., 50, etc., 60.

gewöhnlichen Menschen. Auch dieses Schauspiel der entzückten Welt zu geben, sei ihm, dem glorreichsten aller Prinzen, vorbehalten gewesen. Und dann der kostbare Schatz, den Caesarion mitbringen soll! „Eure Königliche Hoheit möge sich überzeugt halten, dass in Cirey nie ein anderes Portrait als das Ihrige existiren wird. Wir haben hier eine kleine Statue des Cupido, auf deren Fuss wir geschrieben haben: „*Noto Deo*". Unter Ihr Bild werden wir schreiben: „Soli Principi."

Keyserlingk's Abreise verzögerte sich von Woche zu Woche; endlich gegen Anfang Juli brach er auf; erfüllt, so darf man wohl hoffen, von den Vorstellungen, welche die nachstehenden Abschiedsworte seines fürstlichen Freundes, in ihm zu erwecken, berechnet waren.

„Als ich Abschied nahm von meinem kleinen Freunde," schreibt der Prinz, „sagte ich zu ihm: Bedenke, dass es das Paradies auf Erden ist, wohin Du gehst; ein Ort, tausendmal entzückender, als die Insel der Kalypso; dass die Göttin, die dort herrscht, der Verführerin des Telemach in Nichts an Schönheit nachsteht, und zugleich alle Vorzüge des Geistes besitzt, welche höher sind, als alle körperlichen Reize, dass diese wunderbare Zauberin ihre Musse der Erforschung der Wahrheit widmet. Du wirst dort den menschlichen Geist auf der höchsten Stufe seiner Vollkommenheit sehen; die Weisheit, befreit von aller Herbheit, umgeben von den freundlichen Göttern der Liebe und des Frohsinnes; und in Voltaire wirst Du gleichzeitig den erhabenen Philosophen, und den liebenswürdig heiteren Verfasser des „Mondain" bewundern. Wie wird man es denn anstellen müssen, mein theurer Caesarion, um Dich von diesem zauberischen Orte wieder fort zu bringen? Werden sich, gegenüber solchen Reizen, die Bande der Freundschaft auch stark genug erweisen?" *

Dieser Brief ist datirt vom 6. Juli, und in demselben Monate finden wir Keyserlingk in Cirey, wo der Zauber

* *Oeuvres, etc.*, XXI., 68, 74, etc.

seiner Persönlichkeit, die Geschenke, deren Ueberbringer er war, vor Allem aber seine Schilderungen von dem *divine caractère de son maître,* alle Welt in Entzücken setzen.

„Er ist hierher gekommen" — so schreibt Voltaire — „nur um sich später um so schmerzlicher vermissen zu lassen" . . . . . er hinterlässt in Cirey ein unverlöschliches Andenken, und hat die Herrschaft Friedrich's hier für immer begründet . . . . . Soeben habe ich mit Herrn von Keyserlingk eine Unterredung gehabt; er hat meinen Eifer und meine Bewunderung für Ihre Person noch mehr entflammt. Mein einziges Unglück ist, dass meine Gesundheit mir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr gestatten wird, Zeuge all' der Wohlthaten zu sein, die Sie der Menschheit erweisen, des grossen Beispiels, welches Sie ihr geben werden! Wie glücklich sind diejenigen, welche jene schönen Tage noch erleben werden!"

Und, nachdem Keyserlingk abgereist war:

„Sie offenbarten sich Ihren Gläubigen durch die Sendung eines Engels. Doch der, den Sie uns sandten, Caesarion, ist zu früh in seinen Himmel zurückgekehrt. In ihm, Ihrem Abgesandten, sind Sie zu uns herabgestiegen. Das Glück, Sie selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen, bleibt uns leider versagt, nur den Erwählten von Remusberg ist es beschieden . . . . . Soeben haben wir hier eine Ihrer Compositionen gespielt, Ihr Bildniss hing dabei über dem Clavier. . . . . Anbetungswürdigster Prinz! Meine Gesundheit ist fortwährend sehr schwach, aber wenn ich länger zu leben wünsche, so ist es nur, um noch Zeuge dessen sein zu können, was Sie vollbringen werden."

Wir wissen nicht, was Keyserlingk über Cirey berichtete, aber in den Rheinsberger Briefen Friedrich's haben wir gewissermaassen einen Reflex der Briefe des Freundes. Nach sechswöchentlichem Aufenthalte machte er sich auf den Heim-

weg; was er mit sich nahm, waren freilich nur gewisse Bruchstücke des „Goldenen Vliesses." Voltaire war durch Nichts zu bewegen gewesen, sich von denjenigen seiner Schriften, die etwas verfänglicherer Natur waren, wie z. B. der „Pucelle d'Orleans", zu trennen. Sie befanden sich in den Händen der Marquise, die sie nicht hergeben wollte. Sie fürchtete, „dem Engel" könnte unterwegs etwas „Menschliches" zustossen, man könnte ihn an der Grenze durchsuchen, und dergl. mehr.

„Die Freundschaft, die sie mir weiht, schreckt vor einem Wagniss zurück, das mich leicht für immer von ihr trennen könnte. . . . . Sie weiss, dass wenn die leiseste Kunde von dem Werke in die Oeffentlichkeit gelangte, dies einen Sturm heraufbeschwören würde, und ist überzeugt, dass Eure Königliche Hoheit nicht wünschen werden, das Glück Ihrer beiden treuen Unterthanen von Cirey um eines „poetischen Scherzes" willen auf's Spiel gesetzt zu sehen."

Friedrich nahm diese Entschuldigungen *en grand seigneur* auf, und liess sich seine Enttäuschung in keiner Weise merken, obwohl er recht gut fühlen musste, dass Misstrauen gegen ihn selbst einen nicht geringen Antheil an der Verstümmelung des *„Toison d'or"* gehabt habe.

„Ich gedachte," schreibt er, „eine überreiche Ernte einzuheimsen aus Ihrer „Metaphysique"; und nun nimmt *Madame du Châtelet* sie wieder zurück, nachdem sie sich bereits in den Händen meines Freundes befunden hatte. Welch' Thema für eine Elegie! Erwarten Sie indessen nicht den leisesten Vorwurf von mir. Ich bitte Sie nur, der göttlichen Emilie zu sagen, dass mein Geist klagt aus dem Schoosse der Finsterniss, in der er schmachtet, und die zu zerstreuen, Sie nun von ihr gehindert werden. . . . . Fürchten Sie nicht, verehrter Mann, dass ich das Glück Ihres philosophischen Idylls stören möchte; stünde es in meiner Macht, die Bande, welche Ihr

schönes Bündniss knüpfen, fester und dauernder zu schürzen, ich würde Ihnen gern meine Dienste hiezu leihen. Ich habe auf meiner eigenen Lebensfahrt schon einmal so etwas wie einen Schiffbruch erlitten, der Himmel behüte mich davor, dass ich Anderen je einen solchen bereite." *

Keyserlingk brauchte lange Zeit zur Heimreise; die Gicht setzte ihm hart zu, und erst im März 1738 traf er wieder in Rheinsberg ein.

Von Zeit zu Zeit folgten der Sendung des Spazierstockes noch manch' andere kleine Geschenke, darunter auch welche, die für die Marquise bestimmt waren. Wie alle Welt weiss, war Voltaire sein ganzes Leben lang immer „dem Sterben nahe." Damals pflegte Friedrich solche Alarm-Nachrichten noch *au pied de la lettre* zu nehmen. „Erschrecken Sie mich nicht so in Betreff Ihrer Gesundheit," schreibt er einmal, „ . . . . . Ihr Fieber hält mich in grosser Angst . . . Ich fürchte, den Meister zu verlieren, der mich belehrt und leitet," etc. etc. Er konsultirte seinetwegen in Berlin einen Arzt, sandte ihm Arzeneien, Pillen und Rezepte, und was noch besser war, bisweilen einige Flaschen Ungarwein. Ein Packet, das im November 1739 von Rheinsberg anlangte, enthielt fünf Capitel des *„Antimacchiavel"*, einen Plan von Rheinsberg, und ein Paar Pulver, die von vorzüglicher Wirkung gegen die Kolik sein sollten. Voltaire natürlich konnte nicht genug Worte des Dankes finden für „den Gott, der in einer Person Apollo und Aesculap, nein, auch Bachus darstelle," fügt aber klagend hinzu: „seit lange schon habe ich eingesehen, dass es mir mit meiner Krankheit (wenn es erlaubt ist, Uebles mit Gutem zu vergleichen) geht, wie mit der Anhänglichkeit an Ihre Person: ich soll sie beide für mein ganzes Leben behalten." Einmal wenigstens, und zwar

---

* *Oeuvres, etc.*, XXI. 80, 81, 90, 91.

viele Jahre später, finden wir ihn, wie er um mehr Pillen bittet. Es sollte dies ein zartes und schmeichelhaftes Compliment für Friedrich sein, der es liebte, in die Medizin hineinzupfuschen, trotzdem er sich immer über die Doktoren und diejenigen, die sich ihnen anvertrauten, lustig machte. Zuletzt gewöhnte er sich mehr an diese Notifikationen der „Todesnähe" und nahm sie leicht. Er behauptete, und hatte sich vielleicht in den Glauben hineingeredet, dass der Patriarch von Ferney ein ebenso hohes Alter erreichen werde, wie Fontenelle, obwohl ihm der Gedanke, Voltaire zu verlieren, so zuwider war, als je.

Nach und nach begann Friedrich, und zwar zuerst ganz schüchtern, indem er, wie zufällig, ein Paar davon seinen Briefen voranschickte, selbstverfasste Verse an Voltaire zu senden. Als ihm dann Ermuthigung zu Theil wurde, schickte er mehr, dabei immer seine grosse Schüchternheit versichernd, und es dauerte nicht lange, so gingen ganze Packete von Oden von Rheinsberg nach Cirey. Voltaire war ganz überrascht, und brach in lauten Beifall aus, der auch zum Theil aufrichtig gemeint war; er hatte „aus dem Herzen Deutschlands", und der Feder eines jungen Mannes, der Frankreich nie gesehen, überhaupt keine Verse, weder schlechte noch gute, erwartet. Für Friedrich war sein Beifall etwas sehr Kostbares, obwohl es ihm bisweilen vorkam, als habe derselbe einen Beigeschmack von Ironie. In späteren Jahren ist er offenbar redlicher bemüht gewesen, jede hohe Meinung von seinem eigenen Reimtalente zu desavouiren. Zu jener früheren Zeit hatte er wohl sein Herz und seine Hoffnung mehr auf dichterischen Ruhm, als auf irgend etwas Anderes gesetzt, und sich in den schönen Gedanken hineingelebt, er werde sich dereinst als in Brandenburg geborener, französischer Apoll entpuppen. Obwohl er das Französische unorthographisch schrieb, gab er sich doch alle mögliche Mühe, die metrischen Gesetze zu lernen, und mit dem

Wunsche, darin durch Voltaire unterrichtet zu werden, und seinen Beifall zu erlangen, war es ihm heiliger Ernst.

„Es ist sehr kühn," sagt er im Februar 1737, „wenn ein Schüler, oder richtiger gesagt, ein Frosch des Heiligen Thales wagt, in Gegenwart Apollo's zu quaken."

Im August desselben Jahres schreibt er bei Uebersendung einer Ode:

„Falls ich nicht fürchten muss, Ihre kostbare Zeit zu missbrauchen, dürfte ich Sie bitten, sie (die beigefügte Ode) zu korrigiren? Ich habe einmal das Unglück, die Verse zu lieben und oft selbst sehr schlechte zu fabriziren . . . . . In der Blüthezeit meiner Jugend hat einst ein liebenswürdiges Geschöpf mir zwei Leidenschaften eingeflösst. * Sie werden leicht errathen, dass es Liebe und Poesie sind, die ich meine. Seitdem habe ich mich noch oft verliebt, und bin immer ein Poet geblieben."

Und im November:

„Meine Verdienste und mein Wissen sind gering; aber ich habe viel guten Willen und einen unerschöpflichen Fonds von Verehrung und Freundschaft für Menschen, die sich durch edle und hohe Eigenschaften des Geistes und Herzens auszeichnen. Ich besitze soviel Urtheil, um Ihre Verdienste genügend zu würdigen, aber leider reicht es nicht hin, mich zu hindern, schlechte Verse zu machen . . . . . Wenn ich nicht fürchten müsste, Ihre Freundschaft zu missbrauchen, und Sie der kostbaren Zeit zu berauben, die Sie in so nutzbringender Weise für das öffentliche Wohl verwenden, so möchte ich Sie bitten, mir einige Regeln anzugeben, wonach

---

* Friedrich's Gedichte an Frau von Wreech und die, von ihr als Erwiederung verfassten, aus dem Jahre 1731, finden sich in den *Oeuvres de Frédéric,* tome XVI pp. 12, 13, etc.

ich unterscheiden lerne, welche Worte sich für den Gebrauch in der Poesie und welche für die Prosa eignen. Despréaux berührt in seiner „Art poëtique" diesen Gegenstand gar nicht."

Dann im December: . . . . .

„ . . . . . Sie haben nun schon eine recht hübsche Zahl von Versen von mir erhalten, die ich bis Ende November nach Cirey gesandt habe. Ich liebe die Poesie leidenschaftlich; leider aber legen sich mir zu viele und grosse Hindernisse in den Weg. Zunächst bin ich doch ein Fremdling in der Sprache, in der ich schreibe, und dann ist meine Fantasie nicht lebhaft und schöpferisch genug. Alle die schönen Sachen, die mir einfallen, hat immer schon Jemand vor mir gesagt."

(März 1740:)

„Die künstlerische Anlage, welche ich ursprünglich besass, ist bei mir nach und nach durch Gewohnheit zur Temperamentssache geworden. Wenn ich nicht lesen und schreiben darf, geht es mir wie einem Schnupfer, dem man die Dose versteckt hat, und der nun vor Unruhe stirbt, und hundertmal in die Tasche greift, um sie zu suchen. *

Im Anfange pflegte Voltaie mit puren Lobpreisungen zu antworten: „Sie schreiben in Berlin Verse, wie man sie nur in den Tagen des besten Geschmackes in Versailles gedichtet hat." Später indessen, als er immer wieder um sein Urtheil befragt wird, erlaubt er sich bisweilen, wenn auch in mildester Form, auf orthographische oder prosodische Schnitzer seines Correspondenten hinzudeuten. und korrigirt sie in der Form von Vorschlägen, wie in Folgendem:

(Januar 1738: „ . . . . . Es finden sich da noch einige wenige Fehler, die man wohl der Lebhaftigkeit des königlichen

* *Oeuvres, etc.*, XXI, 32, 86, 118, 132, 360.

Autors zu Gute halten muss, und an denen mehr die Finger, als der Geist die Schuld tragen. . . . . So hat Ihre rasche Hand einmal „j'ause" statt „j'ose" und „tres" statt „traits" geschrieben. Dann gebrauchen Sie „amitié" viersylbig, während es nur drei, und „carrière" dreisylbig, während es nur zwei Sylben hat. Das, Gnädigster Herr, sind so Bemerkungen, wie sie eben der „Portier" der französischen Akademie macht. Ihnen einmal die Schuhriemen zurecht zu rücken, darf derselbe schon wagen, Ihnen die Falten an Mantel und Gewand zu ordnen, das ist allein den Grazien erlaubt."

(Januar 1739:) „ . . . . . Was Ihre Verse anbetrifft, so kenne ich in ganz Deutschland und fast auch in Frankreich Niemanden, der etwas Besseres gemacht hätte, als jene schöne Epistel: (An den Prinzen August Wilhelm.)

„O vous en qui mon coeur, tendre et plein de retour,
Chérit encor le sang qui lui donna le jour."

Dieses „encor" ist eine der grössten, sprachlichen und künstlerischen Feinheiten. Es dürfte schwer sein, in zwei Sylben den Gedanken, dass die Liebe zu den Eltern in der zum Bruder von Neuem erwacht, energischer auszudrücken; aber möchte Euer Königliche Hoheit doch geruhen, „opinion" nicht mehr mit einem g zu schreiben (opignon) und diesem Worte die vier Sylben zu geben, aus denen es sich in der That zusammensetzt. Das ist so einer von den Fällen, wo auch ein grosser Fürst und ein bedeutendes Genie sich den Pedanten fügen muss. Alle Grösse Ihres Genius kann an der Zahl der Sylben nichts ändern, und es steht nicht in Ihrer Macht, da ein g hinzusetzen, wo kein's hingehört. Da ich grade von Sylben spreche, so möchte ich Euer Königliche Hoheit unterthänigst bitten, „vice" mit einem c und nicht mit zwei s zu schreiben. Wenn Sie auf alle diese Kleinigkeiten achten, so können Sie, falls Sie nur wollen, Mitglied der *Académie Française* werden.

(April 1739:) „ . . . . . Ihr französischer Styl hat einen solchen Grad von Schärfe und Eleganz erreicht, dass man

glauben sollte, Sie seien im Versailles Ludwigs XIV. geboren und Bossuet und Fénélon seien Ihre Lehrer, Frau von Sévigné aber Ihre Amme gewesen. Wenn Sie sich indessen unseren armseligen Regeln in Bezug auf die Dichtkunst fügen wollen, so darf ich Euer Königliche Hoheit wohl darauf aufmerksam machen, dass unsere Schriftsteller es so viel wie möglich vermeiden, das Worf „croir" in der Poesie anzuwenden . . . . . So würde z. B., statt zu schreiben:

„Ils croient réformer, stupides, téméraires . . . . . "

der Apoll von Rheinsberg ganz ebenso gut sagen können:

„Ils pensent réformer, stupides, téméraires." *

Bei Voltaire war durchaus nicht alles, was er sagte, blosse Redensarten. Zehn Jahre später freilich hören wir, dass er eine, ihm übersandte frische Ode Friedrich's, „mit einer Miene des Mitleides" empfangen und gelesen, und noch später hat ihn seine bekannte, unglückliche Aeusserung über die „schmutzige Wäsche des Königs, die dieser ihm zum Waschen schicke," in grosse Ungelegenheiten gebracht. Allein in jener frühen Zeit erregte der wissenschaftliche und künstlerische Eifer des jungen Prinzen noch sein Erstaunen und Interesse, und ob er nun bei ihm wirkliches poetisches Talent voraussetzte, oder nicht, jedenfalls glaubte er, den lernbegierigen Jüngling ermuthigen zu müssen. So schrieb er einmal an Hénault:

„Es erscheint mir gradezu als ein Naturwunder, dass der Sohn eines gekrönten Ogre (*un ogre couronné*), der sogut wie unter Wilden aufgewachsen ist, in dieser seiner Wildniss eine geistige Feinheit und natürliche Grazie erlangen konnte, wie man sie in so hohem Grade selbst in Paris nur bei wenigen Menschen findet, obschon letzteres grade hierin eines besonderen Rufes geniesst."

* *Oeuvres, etc.*, XXI. 135, 250, etc., 281.

Freilich musste in jenen trüben Zeiten nichts in der Welt seinem Herzen so wohl thun, als einen echten Sohn Apoll's unter den gekrönten Häuptern und auf einem europäischen Throne zu sehen. Von Friedrich erhoffte er, dass er der Welt einen König geben werde, der den Lärm der Schlachten verabscheute, und ländergierige Nachbarn ihre Streitigkeiten um Staats- und Erbverträge unter einander ausfechten liesse, einen König, der es seine erste Sorge sein lassen würde, sich nicht nur mit Philosophen, Dichtern und anderen aufgeklärten Männern zu umgeben, sondern auch den Segen der Aufklärung allen anderen Menschen zu bringen, ja nöthigen Falls, wie Joseph II. dies später versucht hat, ihnen denselben mittels der Ueberzeugungskraft des Stockes einzubläuen, falls sie die Finsterniss dem Lichte vorziehen sollten. In dem Bewusstsein, mit beizutragen zur Erreichung eines, in so hohem Maasse erstrebenswerthen Zieles, war er mit Freuden bereit, Friedrich in der Rechtschreibung und selbst in der Prosodie zu unterrichten. Als es sich dann im Laufe der Zeit herausstellte, dass der Schüler eine Menge Dinge wusste, die er sicherlich nicht von diesem Meister gelernt hatte, so war Voltaire natürlicher Weise etwas verblüfft. Zuerst hatte er durchaus keinen Glauben an die neuen Wege, die der junge König einschlug, und machte gar kein Hehl daraus, dass sie ihm missfielen; bald nach einem der ersten Siege in Schlesien schreibt die Markgräfin von Baireuth, dass sie einen Brief von Voltaire erhalten habe, der mit den Worten beginne:

„Soeur d'Appollon devenu Mars,"

und es ihr scheine, als sei der Verfasser „fort estomaqué" über diese Wandlung. Schliesslich musste er mit Widerstreben zugeben, dass bei Friedrich Kräfte und Eigenschaften hervortraten, an deren Entwickelung er einmal keinen Antheil gehabt hatte.

Friedrich selbst pflegte in den ersten Jahren seiner Regierung und seines Kriegslebens, in jener Zeit, da noch „*la gloire*" sein Ziel war, nicht nur gegen Voltaire, sondern auch gegen Andere, von einer Schlacht, wie von einer Art Glückschance zu reden, welche das Schicksal einem Dichterkönige in den Weg werfe, damit er sie so im Vorübergehen erhasche. „Wer hätte jemals geglaubt," schreibt er im Februar 1742, „dass ein Pflegling der Musen in Gemeinschaft mit einem Dutzend gravitätisch drein schauender, alter Narren, die man grosse Politiker zu nennen beliebt, dazu bestimmt sei, das grosse Rad der Geschicke Europa's in Bewegung zu setzen?" Und einen Monat später: „Bitte, bewahren Sie dem ungetreuen Jünger Apollo's, der sich von Bellona hat anwerben lassen, ein wenig Liebe; vielleicht kehrt er einst unter die alten Fahnen zurück."

Im Laufe der Zeit mag wohl die Arbeit an dem „grossen Rade der Geschicke Europa's" eine so harte geworden sein, und ihn so unablässig in Anspruch genommen haben, dass ihm das Dichten von Oden und das Schreiben von Episteln, anstatt einer ernsten Beschäftigung, zu einer leichten Zerstreuung wurde. Für den aussenstehenden, nur oberflächlichen Beobachter, dürfte sich diese Wandelung wohl kaum bemerkbar gemacht haben; denn „immer auf's neue in seinem langen Leben," wie Carlyle sagt, „bei geringem oder grossem Anlass, floss seine volle Seele von Versen über." Und diese Verse wurden dann häufig in grosser Anzahl, zwar nicht immer, aber in den meisten Fällen und mit warmen Worten, ganz wie in alter Zeit, an Voltaire gesandt. Zuerst scheint allerdings eine mehrjährige Pause eingetreten zu sein, denn im Jahre 1749 schreibt Seine Majestät von Potsdam:

„ . . . . . Gestehen Sie nur, dass Ihnen die Zusendung einer solchen Masse von Versen recht lächerlich vorkommt. .

. . . . Ich hatte gehofft, Ihre Briefe sollten eine Kritik meiner Sachen enthalten, wie Sie sie früher an ihnen geübt haben, als ich noch Bewohner von Remusberg war, und der arme Keyserlingk, um den ich fort und fort trauere, und den ich nie vergessen werde, zu Ihren Bewunderern gehörte. Allein Voltaire ist Hofmann geworden, und weiss nichts als Lobpreisungen von sich zu geben; ein *métier*, das, wie ich zugeben muss, weniger gefährlich ist."

Späterhin, als Voltaire nach Potsdam gekommen war, wurde das alte *métier* wieder aufgenommen und „des Königs schmutzige Wäsche" unverdrossen gewaschen, noch viele Jahre nachher, bis spät in sein hohes Alter, gingen solche Sendungen nach Ferney, wie sie einst nach Cirey gegangen waren.

Ich glaube, König Friedrich's glücklichste Stunden waren die, in welchen er dichtete; d. h. Versfüsse mass, französische Reime auffand, und diese dann zu Gedanken zusammenfügte; Gedanken, die zwar zu keiner Zeit besonders neu und treffend gewesen waren, jetzt aber durch die Gemeinplätze überraschen, die sie fast ausnahmslos enthalten. Nächstdem waren ihm wohl die Stunden am liebsten, die er dem Flöteblasen widmen durfte. Weder die Gedanken, noch die Reime, noch endlich die Versfüsse kosteten ihm viel Kopfzerbrechens; sie stellten sich ihm leicht zur Verfügung, und eben diese Leichtigkeit, namentlich in des Dichters jungen Jahren, ist es wohl, was man für schöpferische Inspiration, oder doch für ein hoffnungerweckendes Symptom einer solchen gehalten hat. Grade der Umstand, dass ihm das Schreiben so leicht von Statten ging, war vielleicht ein Grund dafür, dass er so sehnlichst nach einer Correktur seiner dichterischen Versuche ausschaut, und noch bis in seine späteren Lebensjahre hinauf war er so eifrig bemüht, seinen Styl zu verbessern, wie nur ein Schüler der oberen Gymnasialklassen, der, anstatt mühsam für seine Versetzung

in eine höhere Klasse zu arbeiten, von literarischem Ruhme träumt. In demselben Briefe vom Februar 1749, aus dem ich soeben Einiges angeführt habe, und der geschrieben ist, nachdem Friedrich bereits neun Jahre König gewesen war, und zwei Kriege glorreich zu Ende geführt hatte, schreibt er weiter Folgendes: „Meinen Sie nicht, dass, gute Verse zu schreiben, ein Weg zu guter Prosa ist? Dass der Styl dadurch an Energie gewinnen würde, namentlich, wenn man sich davor hütet, seine Prosa mit Epitheten, Paraphrasen und hochpoetischen Ausdrücken zu überladen?" Gegen den Abend seines Lebens hin hat er wahrscheinlich seine Stücke nicht mehr sonderlich überschätzt. Er besass zu jener Zeit bereits ein richtigeres Urtheil über ihren wirklichen Werth, aber die Freude, die er an ihnen hatte, wurde deshalb nicht geringer. Im November 1769 schreibt er:

„Ich sende Ihnen hier einen Prolog zu einem Lustspiele . . . . . Sie sehen, ich habe meine alte Schwäche immer noch nicht überwunden. Ich liebe die schöne Literatur bis zur Narrheit! (J'aime les belles lettres à la folie.) Sie allein verschönt uns die Stunden der Musse, bereitet uns wirkliches Vergnügen. Ich würde die Philosophie ebenso werth halten, wenn unser schwaches Denkvermögen wirklich im Stande wäre, das Dunkel zu durchdringen, in welches sich die Wahrheit hüllt."

Zwei Monate später sagt er:

„ . . . . . Tenez, voyez vous, mon cher! Jedem Menschen ist irgend ein Talent angeboren; Ihnen hat die gütige Mutter Natur alle auf einmal verliehen. So freigebig ist sie nicht gegen Jedermann. Sie dichten um des Ruhmes willen, ich nur zu meinem Vergnügen. Wir erreichen beide unseren Zweck, wenn auch auf sehr verschiedene Weise. Denn, so lange die Sonne die Erde bescheint, so lange noch ein Schimmer von Wissenschaft, ein Funke guten Geschmackes

leuchtet, so lange es noch Geister giebt, die sich an dem Erhabenen erfreuen, und Ohren, die für das Harmonische empfänglich sind, so lange werden Ihre Werke dauern, und Ihr Name durch Jahrhunderte hindurch, ja bis in alle Ewigkeit genannt werden. Was dagegen meine Werke betrifft, so wird man einst sagen: „es ist wirklich viel, dass der König nicht ganz dumm gewesen. Was er geschrieben, ist ganz erträglich; wäre er als Privatmann auf die Welt gekommen, so hätte er sich vielleicht sein Brod als Correktor bei einem Buchhändler verdienen können." Dann wird man die Bücher bei Seite werfen; man wird Papilloten daraus wickeln, und es wird davon nicht weiter die Rede sein." *

Darin hat der König allerdings richtig vorausgesehen; die Nachwelt hat für seine Poesien kein Ohr mehr. Sie haben ihrem Zeitalter Genüge gethan, indem sie ihrem Verfasser die Freude machten, an das Tageslicht zu treten, und sind dann dem ewigen Schlafe verfallen. Als Gedichte sind sie nicht gut, sondern schlecht zu nennen, und es kann nichts helfen, dass man sagt, es gebe ja Ausnahmen. Natürlich giebt es Ausnahmen, aber der ungeheuren Mehrzahl nach fehlt es den Gedichten an Allem, nur nicht an Gemeinplätzen. Die darin ausgedrückten Gefühle sind ja ohne Zweifel vielfach echt und wirklich empfunden — so die Schilderung (und wie interessant hätte er sie auch für uns machen können) des wonnigen Behagens, das der Verfasser in dem Stillleben empfindet, wie es ihm jene glücklichen Jahre der Zurückgezogenheit gewährten — aber die Art, *wie* er sie ausdrückt, ist unsäglich fade, * und der Eindruck, den wir schliesslich empfangen, ist der eines schrecklichen, tödlichen Einerleis.

---

* *Oeuvres, etc.*, XXIII., 146.

* Die Ueberschriften sind bisweilen so viel versprechend, wie nur möglich. Da ist z. B. ein zu Rheinsberg im Jahre 1737 geschriebenes Gedicht mit der Bezeichnung: Paralèle de la Liberté et des Agrémens que je goute ici dans ma retraite avec la vie pleine de trouble et d'agitation que mènent les Courtisans."

Wer es sich jemals zur Aufgabe gemacht hat, sie durchzulesen, wird, wenn er damit zu Ende war, etwa das Gefühl gehabt haben, als sei er genöthigt gewesen, das dicke Papier hinunter zu würgen, auf dem sie gedruckt sind.

Ich habe selbst des Königs eigene Handschrift von den *Pièces diverses*, den *Epîtres familières*, u. A., in der Hand gehabt, wie er sie für die Ausgabe vom Jahre 1750 *au donjou du château* in's Reine geschrieben hat. (Sie sind jetzt in den Bänden X. und XI. der *Oeuvres de Frédéric* zu finden.) Das Manuskript, welches der Privatbibliothek des deutschen Kaisers angehört, ist von Anfang bis zu Ende in Friedrich's kleiner, fast krampfiger, und doch zierlicher Handschrift, und mit unglaublicher Mühe, oder — wie die Leute heutzutage sagen — „mit Liebe" geschrieben; und sicherlich war es eine Arbeit der Liebe. Viele der in Rheinsberg entstandenen „Piècen" finden sich hier. Sie waren an Voltaire gesandt, auch bald nach ihrer Entstehung anderen bewundernden Freunden gezeigt, schon vor langer Zeit der Kritik und Correktur unterworfen, und dann bei Seite gelegt worden. Nun holte er sie im Winter 1749—50 wieder hervor, unterzog sie von Neuem einer sorgfältigen Durchsicht, und fertigte mit eigener Hand von ihnen, sowie von einer Zahl anderer späterer Produktionen, eine Reinschrift, in der Absicht, sie drucken zu lassen. Unter mehrere derselben hat er, wie zum Beispiel unter die Stanzen über die „*Tranquillité*", beide Daten gesetzt, nämlich: „faites, 1736. Corrigées à Potsdam, 1750." *

Man hat nicht nöthig, daran zu zweifeln, dass Voltaire in jenen ersten Jahren seines geistigen Verkehrs mit Friedrich

* Formey bemerkt an einer Stelle sehr wahr, und mit einem Anflug von Humor, den man an ihm sonst nicht gewohnt ist, dass der König, obgleich er es offen als seine Ueberzeugung aussprach, dass seine Gedichte nicht auf die Nachwelt kommen würden, „doch Nichts dazu that, um dies zu verhindern."

diesen nicht allein aufrichtig bewunderte, sondern auch ihm wirklich Interesse und Zuneigung entgegenbrachte; ein Interesse und eine Zuneigung, wie sie der Lehrer für einen hochbegabten Schüler hegt, und die damals noch nicht durch irgend ein Zeichen von erwachendem Unabhängigkeits- und Selbstständigkeitsgefühl bei dem Schüler beeinträchtigt wurden. So schreibt er einmal:

„Wissen Sie auch, gnädigster Herr, dass man Sie in Frankreich anbetet? . . . . . Lassen Sie mich es noch einmal sagen, wir sind zu beklagen, dass Sie geboren sind, anderswo zu herrschen. Einkünfte von mindestens einer Million, ein schönes Schloss in mildem Klima, Freunde um sich her, anstatt Unterthanen, ein den schönen Künsten und frohem Lebensgenusse geweihtes Dasein, endlich das Bewusstsein, die Bewunderung der Menschheit allein sich selbst zu verdanken, — Alles dies dürfte wohl ein Königreich aufwiegen. Allein es ist einmal Ihre Bestimmung, die Preussen glücklich zu machen; wie sehr sind dieselben darum zu beneiden!"

Darauf antwortet Friedrich:

Ich wünschte wohl, ich könnte unter einem milderen Himmelsstriche leben, und würde mich glücklich schätzen in dem Bewusstsein, solcher Freunde wie Sie, würdig zu sein, und die Achtung der Besten zu verdienen. Gern würde ich Allem entsagen, was sonst dem Ehrgeize der Menschen als das Begehrenswertheste erscheint, allein ich fühle es nur zu sehr: „Wäre ich kein Fürst, *je serais très peu de chose!* Für Sie freilich reichen Ihre Verdienste hin, um von aller Welt geschätzt, beneidet und bewundert zu werden, ich aber bedarf der Titel, der Wappenschilde und reicher Geldmittel, um die Blicke der Menschheit auf mich zu lenken. Oh, mein theurer Freund, wie sehr haben Sie Ursache, mit Ihrem Loose zufrieden zu sein!" *

* *Oeuvres, etc.*, XXI, 123, 149.

Man muss gestehen, Voltaire's Ausdrucksweise ist häufig überschwänglich. Er ist selbstverständlich Friedrichs „Unterthan," Friedrich ist sein „eigener Fürst," sein „König," sein „anbetungswürdigster Souverain" und „Monarch," oder sein „einziger Herr." Die Marquise du Châtelet bedient sich fast derselben Ausdrücke. Weder er, noch sie, gehen jemals an „dem Portrait" vorüber, ohne ihren Hymnus anzustimmen, der mit den Worten beginnt: „Espérons le bonheur du monde!" Cirey ist „Friedrichs Cirey"; es gehört ihm. Cirey ist „ein kleines Paradies" und „Rheinsberg dessen Empyräum," oder vielmehr: Cirey ist „ein integrirender Theil von Rheinsberg" und nur auf irgend eine Weise einmal davon losgerissen worden; aber seine Lehnstreue gehört noch ganz dem väterlichen Boden. Nie wird es einen anderen Lehnseid kennen. Herz und Seele seiner Inwohner sind in Remusberg bei dem heiligen Berge, auf dessen Spitze ihr Heros thront. *

Le ciel au haut du mont Rémus
A placé mon héros, l'exemple des vrais sages;
Il commande aux esprits, il est roi sans pouvoir.
Au pied du mont Rémus finissez vos voyages
L'univers n'est plus rien, vous n'avez rien à voir
Ciel! quand arriverai-je à la montagne auguste
Où règne un philosophe, un bel esprit, un juste,
Un monarque fait homme, un dieu selon mon coeur, etc.

Als Voltaire von Holland zurückkehrt, giebt er Friedrich hievon in folgenden Worten Nachricht: „Ich muss Sie davon benachrichtigen, *rex amate*, dass ich in Ihre kleine Provinz Cirey zurückgekehrt bin." Bei einer anderen Gelegenheit trägt er den geographischen Thatsachen Rechnung, und sagt: „Unter den Klagen, die ich gegen die Vorsehung zu führen

* Aus einem Briefe Voltaire's an Friedrich vom November 1739. Man soll annehmen, die Verse seien an Lord Baltimore gerichtet.

habe, ist eine besonders schwere, dass sie so ungerecht gewesen ist, Cirey nicht nach Preussen zu verlegen;" weiterhin aber schöpft er Hoffnung, und sagt: „Wir wurden dazu geschaffen, Ihre Unterthanen zu sejn. Ich bin überzeugt, wenn Sie gründlich unter Ihren Titeln nachforschen, so werden Sie finden, dass das Marquisat von Cirey ein altes Lehn von Brandenburg ist, und zwar ist das sicherer, als die Gründung von Remusberg durch Remus"; und, als im Jahre 1738 Friedrich einmal eine Bemerkung über die Möglichkeit eines künftigen Krieges gegen Frankreich fallen lässt, versteigt sich Voltaire zu folgender Beschwörung:

„Ich erbitte es als eine Gnade Euer Königlichen Hoheit, dass eine Ihrer ersten Unternehmungen in jenem Feldzuge die Wiedereroberung Cirey's sein möge, welches ganz ungerechter Weise einst von Remusberg losgerissen worden ist, und von Rechtswegen zu diesem gehört. In keinem Falle, darum beschwöre ich Sie, gnädigster Herr, geben Sie Cirey bei einem Friedensschlusse wieder heraus. Geben Sie, wenn Sie wollen, Metz und Strassburg her, aber behalten Sie Ihr Cirey, und, vor allen Dingen, gestatten Sie nicht, dass die Kanonen Emiliens polierte Boiserien, Nischen und Entresols zerstören."

Friedrich antwortet in demselben Tone; bisweilen giebt er auch selbst den Ton an. Er sagt, dass Remusberg „ein kleines Cirey" sei, „ein Cirey minus Voltaire und Madame du Châtelet; aber die Sonne des Apollo von Cirey habe aus den „Atomen" von Remusberg Keime schöner Kunst und Wissenschaft zu wecken vermocht."

„Wir haben nur einen Wunsch in Remusberg," schreibt er, „Voltaire den Unsrigen nennen zu dürfen. Geistig freilich sind Sie längst der Unsrige, Sie sind uns immer nahe. Ihr Bildniss hat den Ehrenplatz in meinem Arbeitszimmer; es hängt über dem Bücherschrank, welcher das „Goldene Vliess" in sich birgt, zu Häupten Ihrer Werke und des Platzes, an

dem ich zu sitzen pflege, so dass ich es stets vor Augen habe. Ich möchte fast sagen, dies Bildniss ist gleich der Memnons-Säule, die harmonisch erklang, wenn die Strahlen der Sonne sie trafen; so erweckt auch Ihr Bildniss neue Lebensklänge in der Seele dessen, der es anschaut."

Als er mit seinem Vater nach Cleve geht, wo er der französischen Grenze so nahe kommen musste, sagt er: „Er wolle sein Antlitz nach Cirey wenden, wie die gefangenen Juden zu Babylon das ihrige nach dem Tempel von Jerusalem wandten, wenn sie beteten." Aber er will nicht nach Cirey kommen, um es zu belagern. Er fügt indessen — wohl nicht ganz konsequent — hinzu:

„Wie ein moderner Jason würde ich das Goldene Vliess entführen, zugleich aber auch den Drachen, der den Schatz bewacht."

Ein Jahr später, als seine Ungeduld die Oberhand gewinnt:

„Man soll nicht sagen, ich sei gestorben, ohne Sie gesehen zu haben; und wenn ich Sie gewaltsam entführen müsste, ich werde das Abenteuer wagen! Gestehen Sie, dass Sie sehr erstaunt sein würden, wenn eines Nachts in Cirey eine Anzahl Maskirter erschiene, mit Fackeln und einer Sänfte, kurz, mit dem ganzen Apparat, der zu einer Entführung gehört." *

So lange als König Friedrich Wilhelm am Leben war, konnte der Kronprinz kaum hoffen, Voltaire jemals zu sehen; geschweige denn einen Besuch von ihm zu empfangen, oder ihm einen solchen abzustatten; aber sicherlich rechnete er darauf, ihn dereinst für längere Zeit bei sich zu haben,

* *Oeuvres, etc.*, 201, 203, 338.

vielleicht hat er sogar fortwährend die schwache Hoffnung gehegt, ihn früher oder später ganz zu besitzen. In den hier angezogenen Briefen leiht er mehr, als einmal seiner grossen Sehnsucht Worte, sich von begabten und gelehrten Männern umgeben zu sehen, und bittet dann, als fürchte er, missverstanden zu werden, seinen Correspondenten, er möge sich versichert halten, dass Nichts ihn dazu bewegen werde, die Beziehungen zwischen Voltaire und der göttlichen *Émilie* zu trüben, oder ihren Frieden zu stören. Er mag das Gesagte ganz aufrichtig gemeint, und doch, verborgen auf dem Grunde seiner Seele, bereits den Wunsch gehegt haben, der, ihm selbst noch nicht völlig bewusst, gleichsam der Vater eines ungeborenen Gedankens war. In sein *badinage* über Emiliens eifersüchtigen Egoismus, mit dem sie den Dichter ganz für sich allein in Anspruch nahm, mischte sich doch ein Körnchen wirklicher Ungeduld, und die Komplimente, mit denen er sie in so verschwenderischer Weise überhäufte, waren zum Theil darauf berechnet, es sie nicht merken zu lassen, dass sie ihm anfing, lästig zu werden.

Friedrich und Emilie schrieben einander ab und zu, nicht grade sehr herzlich, aber auch ohne sichtlichen Zwang. Zur Hälfte mindestens handelten ihre Briefe von Voltaire, den des Langen und Breiten gegen seine Feinde und Verläumder zu vertheidigen, die Marquise sich zur Aufgabe machte; eine Vertheidigung, deren es zu jener Zeit, Friedrich gegenüber, wahrlich nicht bedurft hätte. Der Rest behandelte wissenschaftliche Dinge. Gleich beim Beginne des Briefwechsels sandte die Dame an Friedrich ihre Abhandlung „Sur le Feu", die er nicht allein las, und pflichtschuldigst bewunderte, sondern sogar, um sein tiefes Interesse daran zu zeigen, in Bezug auf gewisse Punkte zu kritisiren unternahm. Freilich nicht direkt; vielmehr benutzte er seine nächsten Briefe an Voltaire, um seine Zweifel anzudeuten über gewisse Behauptungen, oder, wie er sich sehr artig ausdrückte, „ce qui

paraît être échappé à la marquise," — in Bezug auf die Erzeugung von Waldbränden durch die Bewegung der Aeste. Dies war ein Natur-Phänomen, das er sich durchaus nicht entschliessen konnte, „hinzunehmen." Darauf vertheidigt dann die Marquise in ihrem nächsten Briefe ihre Ansicht. Es sei freilich nur eine Theorie, allein, da die Reibung unter allen das mächtigste Agens für die Feuer-Erzeugung sei, so sehe sie nicht ein, warum ein heftiger Wind nicht im Stande sein sollte, die Aeste in Brand zu setzen, indem er sie gegeneinander rüttele. Natürlich müsste es ein sehr starker Wind sein, allein „avec un *vent donné*", meint sie, sei es wohl möglich. Indess Friedrich war nicht zu überzeugen. Bei aller Höflichkeit und Bewunderung, verhehlt er nicht seinen Zweifel:

„Ich kann mich nicht recht davon überzeugen, Madame, dass selbst ein „*vent donné*" einen Brand im Walde erzeugen könne. Ich lebe in einem Lande, Madame, welches zu meinem Unglück, mehr als irgend ein anderes, Gelegenheit zu derartigen Beobachtungen bietet. Im Herbste und in den ersten Frühjahrswochen haben wir hier Winde, die es an gewaltiger Kraft sicherlich mit dem Boreas aufnehmen können, und es geschieht nicht selten, dass sie Eichen mit der Wurzel aus dem Boden reissen, die für die Ewigkeit darin gefestigt zu sein scheinen, so tief und mächtig haben sie ihre Wurzeln hineingetrieben."

Allein er ist der Meinung, dass sie unter keinen Umständen im Stande seien, einen Wald in Brand zu setzen, da die Rinde der Aeste und das an ihnen haftende Moos „ne s'y prêteraient pas facilement." Die Diskussion wurde einige Monate lang in artiger Weise fortgeführt, bis Voltaire, dessen Entscheidung man angerufen hatte, sein Verdikt zu Gunsten Friedrichs und gegen *Émilie* abgab. Vertrocknete Aeste, sagte er, würden bei starkem Winde abbrechen, und zu Boden fallen, die grünen aber würden nicht den kleinsten Funken erzeugen, möge der Wind auch noch so stark sein.

„Il faut", erklärte er, „que j'aime bien la vérité pour convenir qu'Émilie se trompe; mais cette vérité l'emporte sur les rois et même sur les Émilie. Darauf nahm die Marquise in aller Form ihre Behauptung zurück. Nun, da Seine Königliche Hoheit sich gegen sie entscheidet, und M. de Voltaire auf seine Seite getreten war, vermochte sie dieselbe nicht länger aufrecht zu erhalten.

Es war dies so ziemlich die lebendigste Episode in dem beiderseitigen Briefwechsel, der, nachdem Friedrich den Thron bestiegen hatte, bald eines natürlichen Todes starb.

Der folgende Brief ist der letzte, den Friedrich von Remusberg aus an Voltaire richtete. Er mag, als einigermaassen charakteristisch für Ton und Haltung des ganzen Briefwechsels aus jener Zeit, hier beinahe unverkürzt Platz finden:

REMUSBERG, den 18. Mai 1740.

Je vois dans vos discours la puissante evidence,
Et, d'un autre coté, la brillante apparence;
Par tous deux ébranlé, séduit également,
Je demeure indécis dans mon aveuglement.
L'homme est né pour agir, il est libre il est maître;
Mais ses sens limités ne sauraient tout connaître.
Ses organes grossiers confondent les objets;
L'atome n'est point ou de ces yeux imparfaits,
Et les trop vastes corps à ses égards échappent;
Les tubes vainement dans les cieux les rattrappent;
Pour tout connaître, enfin, nous ne sommes pas faits;
Mais devinons toujours et soyons satisfaits.

Da haben Sie das Verdikt, was ich abzugeben wüsste, wenn ich mich zwischen Mr. Voltaire und der Frau Marquise entscheiden soll. Sobald ich Ihre „Metaphysique" lese, möchte ich aufschreien vor Bewunderung, und glaube; lese ich dann wieder die „Institutions physiques", ** so fange ich an, schwankend zu werden, und weiss nicht mehr, war ich vorher im

** Der Marquise! D. Ü.

Irrthum, oder täusche ich mich jetzt; kurz, man müsste eine Intelligenz besitzen, die ebenso hoch über der Ihrigen steht, wie Sie die meisten anderen Denker überragen, um entscheiden zu können, wer von Ihnen Beiden die Lösung des Räthsels wirklich gefunden hat. Ich bekenne ja demüthig meinen grossen Respekt vor der „*raison suffisante*", *** finde aber, dass, um sicher damit operiren zu können, wir eines weit ausgedehnteren Wissens bedürfen, als uns bis jetzt zu Gebote steht, denn, bei der offenbar noch sehr lückenhaften Kenntniss, welche wir von den Eigenschaften der Materie haben, und Angesichts der zweifellos unendlichen Summe von Geheimnissen, die sich der ewige Baumeister auf diesem Gebiete noch vorbehalten hat, und die wir wohl niemals enthüllen werden, erscheint mir die Anwendung der „*raison suffisante*" in unseren menschlichen Händen eine noch recht „insuffisante." Dann muss ich gestehen, dass mir diese „*êtres simples*", welche „denken" sollen, doch sehr „*metaphysisch*" vorkommen, sowie, dass ich für das „*vacuum*" Newton's gar kein, für Leibnitz's „Raum" nur ein sehr schwaches Verständniss besitze. Es will mir immer scheinen, als ob die Menschen, wenn sie über das Wesen und die Thaten des Schöpfers Raisonnements anstellen, meist armseliges Zeug zu Tage fördern. Ich vermag mir einmal von Gott keine andere Vorstellung zu machen, als die eines allmächtigen und zugleich allgütigen Wesens; ob dabei die Annahme einer völligen Freiheit des göttlichen Willens mit der „*raison suffisante*" in Widerspruch geräth, oder ob die Handlungen Gottes durch Gesetze bedingt und bestimmt werden, die ebenso ewig sind, wie Er selbst, das weiss ich nicht; aber davon bin ich vollkommen überzeugt, dass Alles in dieser Welt sehr weise eingerichtet ist, und dass Gott, wenn er hätte Methaphysiker aus uns machen wollen, uns auch ein unendlich viel tieferes Erkenntniss-Vermögen und ein umfassenderes Wissen verliehen haben würde.

Es ist recht schlimm für die Philosophen, dass sie genöthigt sind, für Alles einen Grund zu finden. Da müssen sie denn häufig die Phantasie zu Hilfe nehmen, weil ihnen die greifbaren Objekte fehlen.

*** Der Satz „vom zureichenden Grunde," der eine wesentliche Rolle in Wolffs „*Métaphysique*" spielt. D. Ü.

Bei alledem muss ich Ihnen aber sagen, dass mir Ihr „Traité de Métaphysique" grosse Freude bereitet hat. Wie der „Pitt"- oder „Sancy"-Diamant umschliesst es in kleinem Raume einen immensen Schatz. Die Gründlickkeit Ihrer Raisonnements und die maassvolle Weise, in der Sie Ihre Urtheile abgeben, könnten als Muster und Beispiel dienen für alle Diejenigen, welche sich mit der Erörterung philosophischer Wahrheiten befassen; denn, während es das Natürlichste wäre, dass sie dahin trachteten, sich selbst zu belehren, finden sie ihr Vergnügen darin, einander zu chikaniren.

Ich wollte, ich erfreute mich in der That eines so ruhe- und friedevollen Daseins, wie Sie glauben. Seien Sie versichert, die Beschäftigung mit der Philosophie hat für mich unendlich mehr Reiz und Anziehungskraft, als Alles, was der Thron mir zu bieten vermöchte. Die Freuden, die sie uns gewährt, haben den Vorzug dauernden Werthes; sie hebt uns empor über alle menschlichen Täuschungen und Verirrungen, und wem es vergönnt ist, an ihrer Hand im Reiche der Tugend und Wahrheit zu wandeln, der thut sehr Unrecht, wenn er es im Stiche lässt um einer andern Welt willen, die ihm nichts zu bieten vermag, als Mängel und Täuschungen.

Sorti du palais de Circé,
Loins des cris de la multitude,
Je me croyais débarassé,
Des périls au sein de l'étude:
Plus qu'alors je suis menacé
D'une triste vicissitude
Et par le sort je suis forcé
D'abandonner ma solitude.

Sie sehen, wie der äussere Anschein täuscht. Um Ihnen offen zu sagen, wie die Sachen stehen, bitte ich Sie vor allen Dingen, garnichts auf das Gerede der Zeitungen zu geben, die mit jedem Tage lügenhafter werden, sondern zu bedenken, dass die Liebe zum Leben und die Hoffnung von der Menschennatur unzertrennlich sind; darauf allein beruht die scheinbare Besserung im Befinden des Königs, von der ich ja sehnlichst wünsche, sie wäre eine wirkliche. Seine Krankheit, mein theurer Voltaire, besteht in einer Komplikation organischer

Störungen, die leider solche Fortschritte machen, dass jede Hoffnung auf Wiederherstellung geschwunden ist. Es ist Wassersucht, zu der sich allgemeine Schwindsucht des Gesammt-Organismus gesellt hat. Das allerbedenklichste Symptom der Krankheit ist das fortwährende Erbrechen, welches die Kräfte des Patienten in hohem Grade schwächt. Er selbst macht sich über seinen Zustand Illusionen, und meint, er könne wieder gesund werden, wenn er nur alle mögliche Anstrengungen mache, sich öffentlich zu zeigen. Das täuscht denn auch die grosse Menge, die ja nicht in der Lage ist, sich von dem wahren Sachverhalt zu unterrichten.

On n'a jamais ce qu'on désire;
Le sort combat notre bonheur;
L'ambitieux veut un empire,
L'amant veut posséder un coeur;
Un autre après l'argent soupire,
Un autre court après l'honneur.
Le philosophe se contente
Du repos, de la vérité;
Mais dans cette si juste attente
Il est rarement contenté.
Aussi, dans le cours de ce monde,
Il faut souscrire à son destin;
C'est sur la raison que se fonde
Notre bonheur le plus certain.
Ceint du laurier d'Horace, ou ceint du diadème,
Toujours d'un pas égal tu me verras marcher,
Sans me tourmenter ni chercher
Le repos souverain qu'au fond de mon coeur même.

Das ist das Einzige, was mir zu thun übrig bleibt, denn ich sehe nur allzu sicher voraus, dass es nicht mehr in meiner Macht steht, mich zurückzuziehen; allein nur mit schmerzlichem Bedauern gebe ich meine alte Unabhängigkeit auf, und beklage es tief, dass ich gezwungen bin, aus der Verborgenheit, in der ich bis jetzt lebte, und mein Glück fand, heraus zu treten, und meinen Platz auf der grossen Weltbühne einzunehmen. . . . . .

Mr. Pines Langsamkeit bin ich nachgrade müde geworden, und habe mich entschlossen, die Henriade hier unter meinen

Augen drucken zu lassen. Ich habe mir dazu die schönsten Typen mit silbernen Lettern kommen lassen, die in England aufzutreiben waren, und alle unsere Künstler hier sind an der Arbeit mit der Anfertigung der Stiche und Vignetten . . . . . Ich fürchte, Sie werden mich diesmal, wenn nicht für den lästigsten, doch für den schwatzhaftesten aller Prinzen erklären. Langathmigkeit ist eine unserer nationalen Schwächen. . . . . Behalten Sie mich nur ein wenig lieb, ich bin sehr eifersüchtig auf Ihre Werthschätzung. *

Am nächsten Tage, dem 19. Mai, schrieb er auch an Madame du Châtelet einen sehr artigen Brief, und ich kann mir nicht anders denken, als dass beide unter demselben Couvert abgesandt wurden. Es waren die letzten Briefe, die nach dieser Richtung hin von Rheinsberg abgingen. Der nächste, an Voltaire gerichtete, ist von Charlottenburg den 6. Juni datirt, und beginnt: „Mein theurer Freund! mein Schicksal hat sich gewendet; ich bin Zeuge gewesen der letzten Augenblicke eines Königs, seines Todeskampfes, seines Todes." Ein zweiter Brief vom 12. Juni fängt mit einigen Versen an, welche die Gedanken des Schreibers mit solcher Wahrheit wiedergeben, dass man sich versucht fühlt, sie ebenfalls zu citiren:

„Non, ce n'est plus du mont Rémus,
Douce et studieuse retraite
D'où mes vers vous sont parvenus,
Que je date ces vers confus;
Car, dans ce moment, le poëte
Et le prince sont confondus.
Désormais mon peuple que j'aime
Est l'unique dieu que sers.
Adieu les vers et les concerts,
Tous les plaisirs, Voltaire même;
Mon devoir est mon dieu suprême.
Qu'il entraîne de soins divers!

* *Oeuvres, etc.*, XXI., 377, etc.

Quel fardeau que le diadème!
Quand ce dieu sera satisfait,
Alors, dans vos bras, cher Voltaire,
Je volerai, plus prompt qu'un trait,
Puiser, dans les leçons de mon ami sincère
Quel doit être d'un roi le sacré caractère."

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier noch tiefer in den Rheinsberger Briefwechsel einzugehen; obwohl man nicht vergessen darf, welch' bedeutenden Theil der Zeit, die Friedrich in dem freundlichen achteckigen Studierzimmer, an dem vergoldeten Schreibtische mit der rothsammtnen Platte, zubrachte, durch ihn ausgefüllt wurde. Damals und noch in späterer Zeit, war Friedrichs Produktivität im Briefschreiben ebenso gross, wie das Vergnügen, das er dabei empfand. Wenige werden heutzutage aus freien Stücken das Dutzend dickleibiger, enggedruckter Bände durchlesen, welche die Correspondenz mit den Freunden enthalten, oder, wenn die Pflicht sie dazu nöthigt, etwas anderes, als eine harte Arbeit darin sehen. * Die Briefe aus der Rheinsberger Periode sind nicht eben das Beste ihrer Art; erst in späteren Jahren, als jede Saite seines Geistes auf den vollen Ton seines Königsberufes gestimmt, und bis zum Aeussersten angespannt, als die Musse ihm für immer entflohen war,

* Hierin sind die Briefe, welche Staats- und militärische Dinge behandeln, gar nicht, die, welche er an nahe Verwandte gerichtet, (wie es scheint, hat er sein ganzes Leben hindurch an sie Alle immer sehr regelmässig — ich glaube, zwei Mal die Woche — geschrieben) nur etwa zu einem Dritttheil enthalten. Des Königs politische Correspondenz (*Politische Correspondenz Friedrichs des Grossen*) ist jetzt unter den Auspizien der Akademie der Wissenschaften in der Herausgabe begriffen, und wird voraussichtlich dreissig starke Bände füllen. Für den Geschichtsfreund hat der Inhalt der beiden, bereits erschienenen, hundertmal mehr Anziehendes und Fesselndes, als alle Briefe über die verschiedenartigsten Gegenstände in den „*Oeuvres*" zusammengenommen. Die darin wieder gegebenen Depeschen, gestatten uns bisweilen, in Friedrichs wirkliche Anschauungen einen tiefen Blick zu thun.

wusste er oft für das, was er zu Papiere brachte, eine Einfachheit und Liebenswürdigkeit des Ausdrucks zu finden, die den Leser bezauberte. In den Briefen aus seiner Jugendzeit nahm er das Ziel höher, aber seine Pfeile hatten zu wenig Holz im Verhältniss zu den Federn, und gingen zu kurz. Die religiösen und philosophischen Fragen, die darin mit solcher Ausführlichkeit erörtert werden, sind heute für uns todt. Wohl sprühen uns Geistesfunken in Fülle daraus entgegen, aber sie blenden nicht. Der Leser wird fortwährend auf Pointen vorbereitet, die nachher nicht zum Vorschein kommen; statt sich gelegentlich an den Dornen einer wilden Rose zu ritzen, erhält man höchstens einen sanften Stoss, (nicht einmal in die Rippen, oder sonst an einer kitzlichen Stelle) etwa, wie von dem stumpfen Knopfe eines Regenschirms, mit dem uns ein guter Bekannter auf die Schulter tupft. Phantasie, Humor oder Frische der Empfindung, sind eben nicht im Ueberflusse vorhanden. Es ist ganz merkwürdig, in wie vagen Umrissen sich seine Erzählung bewegt, und wie dürftig seine Beschreibungen sind, zur argen Enttäuschung für diejenigen, die aus ihnen etwas über die wirklichen Vorgänge zu erfahren hofften.

Hätte Friedrich in der bisherigen Weise noch längere Zeit fortgelebt (was ja recht gut noch für weitere zwanzig oder dreissig Jahre der Fall sein konnte, da König Friedrich Wilhelm im Jahre 1736 erst achtundvierzig Jahre alt war), so würde ersterer, wie wir allen Grund haben, zu glauben, ein thätiger und erfolgreicher Schriftsteller geworden sein; welche vielfachen anderen Resultate eine solche Eventualität noch gehabt haben würde, das entzieht sich zum grossen Theile unserer menschlichen Berechnung. Statt dessen fand die *Tranquillité* von Rheinsberg in weniger denn vier Jahren ihr Ende, und der Schlossherr sah sich zu anderer Arbeit abgerufen.

So wurde denn das angestrengte Lesen und eifrige

Schreiben im achteckigen Thurmzimmer abgebrochen, und erst später, freilich nur der Form, aber nicht dem Wesen, dem Buchstaben, aber nicht dem Geiste nach, wieder aufgenommen; es war — wenn man so sagen soll — „das Polieren der Stahlklinge" gewesen. Die Essays und Oden, und selbst die Briefe, sind an sich kein bleibender Gewinn für die Litteratur. Die Welt im Grossen und Ganzen interessiren sie nicht mehr, als etwa die Essays, die irgend ein vielversprechender Student behufs Erlangung seiner akademischen Grade, oder in seiner Ferien-Musse schreibt. Polierstein und Putzleder sind nicht grade ein erfreulicher Anblick; haben sie ihren Dienst geleistet, so ist es gewöhnlich am Besten, man räumt sie aus dem Wege. Aber sie haben ihren Dienst vortrefflich gethan, und der Stahl hat eine vorzügliche Politur erhalten. Die Klinge, schon vorher hart, schneidig und blank, hat durch unausgesetztes Reiben einen Glanz empfangen, der an sich selbst etwas Seltenes und Schönes ist. Der Lichtblitz, der bei flüchtigem Hinblicken von ihm aufflammt, ist es, was zur Zeit noch vorwiegend unsere Aufmerksamkeit auf die Waffe lenkt. Möglich, dass dieselbe, wenigstens für einige Zeit, nicht minder gute Dienste geleistet haben würde, wenn man sie gelassen hätte, wie sie war, allein, es ist immer gut, dem Werkzeuge, welches harte Arbeit verrichten soll, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, auch ein möglichst glänzendes Aeussere zu geben. Dann hält man es auch der Mühe für werth, dasselbe, schon um seiner Schönheit und Kostbarkeit willen, sorglich zu hüten, und der Besitzer, wie der Beschauer, werden an seinem Anblicke die gleiche Freude haben.

Capitel XIX.

Der Kronprinz verlässt Rheinsberg.

König Friedrich Wilhelm fühlt sein Ende herannahen — Und droht, dem Herzog von Holstein den Kopf abschlagen zu lassen — Der prinzliche Hof beobachtet ein geziemendes Decorum — Die Prinzessin wird um zwei Uhr Morgens aus dem Schlafe geweckt — Und nimmt ein niederschlagendes Pulver — Frau von Katsch bringt einen Toast aus — Bielfeld vergiesst Thränen.

Es war nachgerade aller Welt ziemlich klar geworden, dass der Winter 1739—40 der letzte sein würde, den man in Rheinsberg auf dem alten Fusse verleben könnte. Dem hungrigen Bielfeld, der sich noch zu guter Letzt als Schmarotzer eingefunden, wässerte schon der Mund in dem Gedanken, dass er gerade noch zu rechter Zeit gekommen sei, um in der Rolle eines erprobten Anhängers mit in das neue Königthum überzugehen. Auch altbewährte Anhänger des Prinzen freuten sich des in Aussicht stehenden Wechsels der Dinge; wie konnte es auch anders sein! Allein diese, und noch viel mehr die höchsten Persönlichkeiten, wahrten das geziemende Decorum. Im Prinzen selbst regte sich Angesichts der Leiden des Vaters und der Nähe seines Todes, wieder etwas von dem alten Kindesgefühle, dem er so lange fremd gewesen war. Dem Könige wurde das Sterben schwer; er hatte sich wohl darein ergeben, aber der Kampf dünkte ihm

doch ein recht langer und bitterer. Während der ganzen Wintermonate und noch die ersten Frühlingswochen hindurch dauerte der Todeskampf dieses Mannes, der als ein schönes Beispiel eines *muscular Christian** im achtzehnten Jahrhundert gelten kann; ein herzzerreissender Anblick für die, welche Zeugen desselben sein mussten. Solange man über den Ausgang noch irgendwie in Zweifel sein konnte, war es nicht zu verwundern, dass der König, der nie die harten Seiten des Lebens kennen gelernt hatte, sich an dasselbe klammerte. Er war noch kein alter Mann, und noch hatten sich bei ihm keine Anzeichen eingestellt dafür, dass „die Lust im Vergehen war." Wahrscheinlich mochte er, der so lange gewohnt gewesen, Jedermann auf seinen Wink laufen, oder richtiger, fliegen zu sehen, nicht recht sicher sein, ob ihm das zukünftige Leben, in welchem, wie man ihm gelehrt hatte, völlige Gleichheit herrschte, gleich von vornherein behagen würde; jedenfalls war er nicht gesonnen, in dem gegenwärtigen, ohne Noth, irgend welche Aenderung zu gestatten. Nun verherrlichte man aber in gewissen Kreisen bereits die „Aufgehende Sonne" in Versen und Bildern; wohl etwas mehr, als es sich mit dem guten Geschmacke vertrug, solange die Leute keinen Grund hatten, mit dem Lichte, das ihnen noch leuchtete, unzufrieden zu sein, und es kann wohl sein, dass Gerüchte über solche, nicht grade loyalen Allegorisirungen, bis zu dem Ohre des Königs gedrungen waren, und dort etwas empfindlich berührt hatten; und, wenn dann bisweilen die „Untergehende Sonne" in einer Anwandlung grimmen Humors nicht übel Lust verspürte, einige ihrer Satelliten mit sich zugleich, oder womöglich

* Man bezeichnet damit diejenigen, namentlich unter der Geistlichkeit Englands vertretenen Männer, welche, bei strenger Gläubigkeit als Christen, Werth auf körperlichen Sport wie Faustkampf, Jagd-Reiten etc., legen, als deren hervorragender Typus Kingsley, der bedeutende Romanschriftsteller, gilt. D. Ü.

noch vorher, in's Meer zu versenken, so war es nicht der „natürliche Mensch", der davor zurückschreckte, sondern der „von der Gnade erleuchtete."

Eines Abends, im April — so wird uns erzählt — als der König sich besser, als gewöhnlich fühlte, liess er sich ankleiden, und befahl alle Generäle und Regimentskommandeure der Garnison Berlin, sowie andere hochstehende Persönlichkeiten in's Schloss, entschlossen, noch einmal eine „Tabaksgesellschaft" abzuhalten. Er war offenbar erfreut, eine so grosse Gesellschaft zu finden, und in Folge dessen in vortrefflicher Laune. Für die, welche rauchen wollten, liess er Pfeifen und Tabak herumreichen; er selbst jedoch rauchte nicht, nahm aber an der Unterhaltung Theil, die animirter, als gewöhnlich war, und befand sich sichtlich in ausgezeichnet guter Stimmung. Plötzlich trat der Kronprinz herein, der direkt von Ruppin kam. Gewisse Nachrichten hatten ihn besorgt gemacht, und er war nach Berlin geeilt, um sich selbst nach des Vaters Befinden zu erkundigen. Da aus der Tabaksgesellschaft jedes Ceremoniell verbannt sein sollte, so war es Regel, dass sich Niemand von seinem Stuhle erheben durfte, wenn hohe Personen, und wäre es der König selbst, einträten oder wieder gingen; eine Bestimmung, die, wie man hätte meinen sollen, im Laufe der Jahre allen Betheiligten zur zweiten Natur geworden sein musste. Diesmal aber, einem plötzlichen Zuge folgend, der mächtiger ist, als selbst eine zweite Natur, und dem auch Staatsmänner und Generäle bisweilen unterliegen, sprang unglücklicherweise die ganze Tabaksgesellschaft, wie auf gemeinschaftliche Verabredung, von ihren Stühlen auf, und verbeugte sich vor dem Kronprinzen. So nahm der letzte Versuch des Königs, sich zu amüsiren, einen kläglichen Ausgang. Seine gute Laune verwandelte sich sofort in schrecklichen Zorn, dem er in lauten Worten Luft machte. Er fuhr die Generäle an, und sagte ihnen, er sähe wohl, dass sie

die aufgehende Sonne anbeteten, (worin er nicht ganz Unrecht hatte) aber er wolle ihnen zeigen, dass er immer noch Herr sei; dann liess er sich in sein Zimmer zurückrollen. General Haacke befahl er, ihm zu folgen, und schickte ihn bald darauf mit der Ordre zurück, der Gesellschaft zu sagen, dass sie sofort das Schloss zu verlassen hätten, und sich nicht wieder dort blicken lassen sollten. Auf eine, im unterthänigsten Tone gehaltene Vorstellung ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit und Bitte um Verzeihung, wurde der Befehl erneuert, mit dem Zusatze, dass, wenn sie nicht sofort gingen, der König Mittel finden werde, sie gehen zu machen. Danach blieb denn nichts übrig, als zu gehorchen. Es verging eine ganze Reihe von Tagen, ehe sie, Einer nach dem Anderen, wieder vorgelassen wurden, um tüchtig abgekanzelt zu werden, und schliesslich Verzeihung zu erhalten. Dem Herzog von Holstein-Beck, einem der letzten, dem dieser, mit strengen Verweisen gemischte Pardon zu Theil wurde, sagte der König, er solle nicht denken, dass er irgend etwas vor anderen Menschen voraus habe weil er ein Fürst sei; er möge sich versichert halten, dass sein Kopf eben so rasch, wie der irgend eines Anderen, herunterfliegen werde, falls er es sich noch einmal beikommen lassen sollte, die „Aufgehende Sonne" anzubeten. *

Bald darauf siedelte der König, um die Frühlingsluft zu geniessen, nach Potsdam über, wohl wissend, dass er nicht mehr zurückkehren werde. Der Kronprinz, der die unschuldige Veranlassung zu der Reibung gewesen war, ging nach Rheinsberg, und blieb dort während der nächstfolgenden Wochen. Am 26. Mai wurde ihm ein Courier gesandt, mit der Nachricht, der König habe eine so schlechte Nacht gehabt, dass man jede Stunde seiner Auflösung entgegen sehen müsse, und es gut sein würde, wenn Seine Königliche

* Pöllnitz. *Mémoires* etc. II., 359—63.

Hoheit kämen, jedoch möchte er sich nicht merken lassen, dass irgend ernste Gefahr vorhanden sei. Am nächsten Morgen machte sich der Prinz auf, begleitet von Jordan, Willich und Buddenbrock. Die rührende Begegnung zwischen dem Vater und ihm, die ergreifend feierliche Sterbescene während der nächstfolgenden Tage, das Gespräch über „die Reue", das Abschiednehmen, die testamentarischen Betimmungen und die Neugierde des sterbenden Dulders, als er fühlte, dass die Pflöcke seines irdischen Tabernakels sich zu lockern begannen, etc., etc., alles das dürfte wohl noch frisch im Gedächtnisse der Leser von Carlyle's Geschichtswerk, und eine Schilderung hier nicht am Platze sein; folgen wir vielmehr der Führung Bielfeld's, der uns einen Blick in eine weniger ergreifende Scene thun lässt:

„Jedermann in Rheinsberg erwartete mit der höchsten Ungeduld die nächsten Nachrichten von Potsdam, und jedesmal, wenn auf der Heerstrasse Pferde, Ochsen oder Maulesel die grosse Brücke links vom Garten passirten, wandten sich unwillkürlich Aller Augen nach dieser Seite, und Alles stürzte an's Fenster. Die Kronprinzessin allein blieb ruhig, und bewahrte, wenigstens äusserlich, die geziemende Haltung und Würde.

Fünf Tage vergingen in diesem Zustande der Ungewissheit; uns erschienen sie als eine unerträglich lange Zeit. Mehr als einmal meinten wir, ein zweiter Josua müsse der Sonne Stillstand geboten haben. Am Freitag den 3. Mai, des Abends, sass die Kronprinzessin mit drei ihrer Damen bei'm Spiel; zwei andere, Herr von Brandt und ich, spielten im Vorzimmer eine Partie Quadrille. Da sahen wir, wie gegen acht Uhr der Kammerdiener der Prinzessin, einen schwarz gesiegelten Brief in der Hand, in's Zimmer trat. Sofort nahmen wir es für ausgemacht an, dass der Tod des Königs erfolgt sei. Wir legten sämmtlich die Karten vor uns auf den Tisch, und die Matadore kamen durcheinander — aber, was kümmerte uns das jetzt noch — Herr von Brandt erhob sich, nahm seinen Hut, und sagte: „Ich will der Erste sein, der die Prin-

zess als Königin begrüsst, und alle Segel der Beredtsamkeit aufziehen, um das Wort „Euere Majestät" recht „majestätisch" klingen zu machen." Nun schlichen wir uns leise an die Thür, welche in das Kabinet der Prinzessin führte, und offen geblieben war, während dieselbe den Brief las. Allein sie sah uns sogleich an, was in uns vorging, und fragte, nicht ohne ein gewisses Erstaunen, weshalb wir unser Spiel unterbrochen hätten. Wir wussten nicht recht, was wir darauf erwiedern sollten, und ihr machte offenbar unsere Verlegenheit grosses Vergnügen. Noch bei'm Souper wurden wir damit geneckt, und ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, dass, wenn der Kranke dies alles wüsste, er sicherlich nicht sehr erbaut darüber sein würde. Das Souper verlief gegen das Ende hin sehr heiter, und die Prinzessin war in vortrefflicher Laune. Gegen Mitternacht erhob sie sich von der Tafel, und Jedermann zog sich in sein Zimmer zurück.

Da Silbergeld in Rheinsberg viel rarer war, als Gold, hatte ich mir von Hamburg einen Vorrath von kleiner Münze mitgebracht, und, ehe ich schlafen ging, leerte ich nicht nur meine Taschen, sondern zählte auch noch davon, etwa im Werthe eines Louis, auf den Tisch; dann löschte ich mein Licht, und schlief ruhig ein."

„Allein mein Schlaf sollte nicht von langer Dauer sein; gegen zwei Uhr weckte mich das Getrappel eines Pferdes, das im Galopp über die Brücke jagte. Ich richtete mich auf, und streckte den Kopf aus dem Bette; da es aber in meinem Zimmer dunkel war, und im Hause Alles still blieb, so zog ich vor, ruhig unter meiner Bettdecke zu bleiben. Nach Verlauf von einigen Minuten aber hörte ich die Stimme des Barons von Knobelsdorff, und im nächsten Augenblicke trat er auch schon mit lautem Geräusch in die Thüre, und rief: „Steh' schnell auf, Bielfeld, der König ist todt. Willich ist soeben von Potsdam angekommen, um der Prinzessin die Todesnachricht zu bringen." Ich äusserte einige Zweifel an der Wahrheit dieser Nachricht, mit der man uns nun schon so oft zum Besten gehabt hatte, aber er erwiederte: „Nein, diesmal ist die Sache richtig, er ist todt — mausetodt! — Jordan* hat Befehl erhalten, den Körper zu öffnen, und einzubalsamiren;

* Natürlich nicht der Abbé, sondern ein Verwandter von ihm.

Du weisst doch wohl, wer in seine Hände kommt, steht nicht wieder auf." Ich musste über den Scherz lachen, und bat Knobelsdorff, mir Licht zu besorgen. Er wollte selbst eines suchen, stiess aber dabei im Dunkeln an den Tisch, warf ihn um, und mein kleines Geld rollte in alle Ecken des Zimmers. Endlich brachte man Licht; ich sprang aus dem Bette, und machte mich daran, mein zerstreut umherliegendes Geld zusammenzulesen. Aber er verhinderte mich daran, indem er sagte: „Ist das eine Zeit, um an so etwas zu denken, und sich nach Groschen zu bücken, wo es bald Dukaten regnen wird?" Ich fuhr indessen fort, mein Geld aufzulesen, dann warf ich mich, so schnell als möglich, in mein Négligé, und wir gingen beide, um den Baron Willich aufzusuchen. Wir fanden ihn im Vorzimmer der Prinzessin, wo sich auch Frau von Katsch und Fräulein Bortefeld, die erste Kammerfrau der Prinzessin, eingefunden hatten. Er sagte uns, dass er sich im Walde verirrt habe, sonst hätte er um Mitternacht in Rheinsberg sein müssen, da Seine Majestät um drei Uhr am vergangenen Tage verstorben sei, und der neue König ihn unmittelbar darauf fortgeschickt habe. Ferner erzählte er uns, dass der verblichene König mit christlicher Fassung gestorben sei.... Wir waren einigermaassen in Verlegenheit, wie wir die grosse Neuigkeit der jungen Königin mittheilen sollten, die noch im tiefsten Schlafe lag. Frau von Katsch, welche, bei aller überwältigenden Freude, nicht einen Augenblick Haltung und Geistesgegenwart verlor, beauftragte Fräulein Bortefeld mit dieser Aufgabe, und gab ihr die nöthigen Anweisungen, wie sie dabei zu verfahren habe.

Demgemäss ging Fräulein Bortefeld in das Schlafzimmer der Prinzessin, und öffnete leise die Fensterläden. Die Prinzessin erwachte, erblickte sie, und fragte, was sie wollte. „Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, Majestät, wenn ich Sie früher, als gewöhnlich wecke." „Aber, weshalb nennst Du mich Majestät, träumst Du?" „Nein, Madame," erwiederte diese, „aber Baron Willich ist angekommen, als Courier von Potsdam, und hat die Nachricht gebracht, dass der König gestern gestorben ist." Frau von Katsch, welche ein niederschlagendes Pulver in Bereitschaft gehalten, trat nun im selben Augenblicke ins Zimmer, und begrüsste, nachdem sie die Prinzessin das Pulver hatte einnehmen lassen, dieselbe, als

die Erste, mit dem Titel ihrer neuen Würde, und nach Verlauf einer halben Stunde erschien die reizende, unvergleichliche Königin in höchst geschmackvollem, schwarz und weissem Negligé. Nie ist sie mir so schön vorgekommen! Sie gestattete uns, in das Audienzzimmer zu treten, um ihr dort den ersten Ausdruck unserer Huldigung darzubringen. Die Beileidsbezeugungen waren kurz, dagegen die Glückwünsche zur Thronbesteigung Ihrer Majestät desto länger; und aus der lebhaften Weise, wie sie zum Ausdruck kamen, konnte man mit Sicherheit auf die Aufrichtigkeit und Herzlichkeit der Gefühle schliessen, welche uns Alle bewegten, die wir bisher, mehr aus freiem Antriebe, als um selbstsüchtiger Motive willen, uns dem Prinzen und der Prinzessin angeschlossen hatten.

Die junge Königin benachrichtigte uns, dass sie Rheinsberg verlassen, und sofort nach Berlin abgehen werde; um zehn Uhr wolle sie ihren Wagen besteigen, wir sollten uns deshalb alle zur Abreise fertig machen. Sie bedürfe achtzig Relais-Pferde an jeder Poststation. Es war sehr schwer, eine so grosse Zahl Pferde an einem so kleinen Orte zusammenzubringen, umsomehr, als der lange und harte Winter die Futter-Vorräthe der Leute erschöpft, und ihren Viehstand stark vermindert hatte; da indessen Jedermann von dem grössten Eifer beseelt war, der liebenswürdigsten aller Prinzessinnen einen Dienst zu leisten, so wurde die nöthige Zahl von Relais-Pferden bald gefunden, und von acht Uhr Morgens ab, war Alles zur Abfahrt bereit. Unser Frühstück gestaltete sich zu einem wirklichen, und zwar einem glänzenden Mahle; die Köche hatten sich selbst übertroffen. Die Oberhofmeisterin, Frau von Katsch, liess sich ein grosses Glas reichen, und brachte kühn die Gesundheit des neuen Monarchen und der Königin, seiner Gemahlin, aus, denen sie eine ebenso lange, wie gesegnete Regierung wünschte. Mir traten bei'm Ausbringen dieser Gesundheit unwillkürlich die Thränen in die Augen, so fühlte ich mich vor Freude und Theilnahme bewegt. Ich stammelte ein Paar gebrochene Worte, und dieser unvollkommene Ausdruck meiner Bewegung machte einen beredteren Eindruck, als die vollendetsten Komplimente es vermocht hätten. Ihre Majestät war so gnädig, uns zu versichern, dass sie uns Allen auch fernerhin ihren gnädigen Schutz und ihre

königliche Gunst bewahren werde. Dann bot Herr von Brandt ihr die Hand, um sie zur Kutsche zu führen, ihre Damen folgten, und, nachdem wir am Kutschenschlage Alle zum letzten Male Abschied von Ihrer Majestät genommen hatten, enteilte sie nach Berlin, und war bald mit ihrem ganzen Gefolge unseren Blicken entschwunden." *

Friedrichs Brief, dessen Überbringer Willich gewesen war, lautete, wie folgt:

den 31.

„Madame! — Gott hat soeben, des Nachmittags um halb vier Uhr, den König aus diesem Leben abberufen. Er hat auch Ihrer gedacht, und uns Allen Thränen aufrichtigsten Mitgefühls entlockt. Sie können sich gar nicht denken, mit welcher Standhaftigkeit er gestorben ist. Sie werden die Güte haben, am Mittwoch oder Donnerstag nach Berlin zu kommen. Knobelsdorff soll sogleich dorthin gehen. Wir werden in unserem alten Hause wohnen. So bald Sie angelangt sind, müssen Sie vor allen Dingen der Königin Ihre Ehrfurcht bezeugen, und dann, bitte, kommen Sie nach Charlottenburg, im Falle ich bereits dort sein sollte. Ich habe keine Zeit mehr zu schreiben. Adieu!" †

Ein zweiter Brief, den sie ohne Zweifel bei ihrer Ankunft vorfand, machte es ihr zur Pflicht, der Königin-Mutter womöglich noch grössere Ehrfurcht, als früher zu bezeugen; im Uebrigen solle sie in Berlin bleiben, wo ihre Gegenwart nöthig sei. Friedrich selbst war nach Charlottenburg gegangen, wo er einige Zeit blieb.

---

* Bielfeld. *Lettres, etc.*, I., p. p. 105—115.

† *Oeuvres de Frédéric*, XXVI., 12.

Capitel XX.

Der König kehrt nach Rheinsberg zurück.

Ihre Majestäten sehen einen Kreis von Freunden bei sich — Und führen den „Tod Caesars“ auf — Der König leidet am Wechselfieber — Carl VI. stirbt — Maskerade und Hoftrauer — Der König macht sich über geeignete Maassregeln schlüssig — Die Markgräfin von Bayreuth findet Rheinsberg langweilig — Voltaire macht dort seinen ersten Besuch.

Zwei Monate nach seiner Thronbesteigung, im August 1740, stattete Friedrich Rheinsberg einen flüchtigen Besuch ab; und im Oktober desselben Jahres kam der gesammte Hof zu einem längeren Aufenthalte dorthin. Der König langte am 19. an, um, wie er meinte, den Rest des Herbstes und einen Theil des Winters dort zuzubringen. Innerhalb zwei Tagen folgte ihm die Königin und ein grosser Kreis von Freunden und Hofkavalieren, mit Einschluss des Prinzen Wilhelm und des Markgrafen, sowie der Markgräfin von Bayreuth etc., die alle insgesammt mit dem Vorsatze kamen, sich in der hübschen Nachbarschaft des Schlosses und der angenehmen Gesellschaft nach Herzenslust zu amüsiren. Man beabsichtigte, Liebhabertheater-Vorstellungen zu geben; und zwar sollte Voltaires „Tod des Caesar“, Boissys „Franzose in London“ und wer weiss, was noch mehr, aufgeführt werden. Der neue grosse Concertsaal war, so viel ich weiss,

fertig, und mit dem Baue eines neuen Theaters sollte so rasch als möglich begonnen werden. Das Palais selbst und sämmtliche für das Gefolge bestimmten Aussengebäude waren so überfüllt, dass, als Bielfeld ein Paar Tage später, als die Uebrigen anlangte, er genöthigt war, in der „Post" abzusteigen. Der König litt damals, und zwar bereits seit mehreren Wochen, an seinem Wechselfieber, liess sich aber dadurch so wenig als möglich in seinen Vergnügungen stören, und litt auch nicht, dass die Anderen in den ihrigen beeinträchtigt würden. Wenn der Anfall kam, „herrschte alle Mal eine trauervolle Stille" durch das ganze Haus, sowie er aber vorüber gegangen war, dinirte Seine Majestät mit der Königin und in Gesellschaft seines Bruders und seiner Schwester, und gab in seinem eigenen Zimmer ein Concert, bisweilen am Abend auch einen Ball. Es war die Fortsetzung der alten Lebensweise von ehedem, nur in etwas grossartigerem Style, und unter den glücklichen Auspizien des Bewusstseins, vollkommen sein eigner Herr zu sein, und Niemand hätte damals daran gezweifelt, dass der preussische Hof seine Herbst - Villegiaturen noch für viele kommende Jahre in ähnlicher Weise abhalten werde. Allein die Ereignisse, welche demnächst eintraten, durchkreuzten nicht nur das, was man für die Gegenwart geplant, sondern zogen indirekt auch einen Strich durch die Rechnung, die man sich für die Zukunft gemacht hatte.

Die Nachricht von dem Tode Kaiser Karls VI. erreichte Rheinsberg am 26. Oktober; gerade eine Woche nach der Ankunft des Königs daselbst.

Bielfeld sagt, dass er an jenem Morgen früh aufgestanden sei, und eben bei'm Frühstück gesessen habe, als ihn lautes Klopfen an seine Thür plötzlich aufschreckte; darauf seien die Grafen Truchsess und Finckenstein, sowie Baron Pöllnitz bei ihm eingetreten, und hätten alle seltsam verstört aus-

gesehen. Sie sagten ihm, es sei eben ein Courier vom preussischen Gesandten in Wien eingetroffen, * mit der Nachricht, dass der Kaiser am 20. desselben Monats ziemlich plötzlich verstorben sei „und zwar in Folge einer Unverdaulichkeit, die er sich durch zu häufiges Essen von Pilzen zugezogen;" da nun der König gerade seinen Fieberanfall habe, so seien sie in grosser Verlegenheit, ob sie ihn wecken

---

* Ich glaube, Bielfeld flunkert hier wieder. Truchsess kann kaum am Morgen des 26. bei ihm eingetreten sein; wenigstens hatte der König am 25. an Truchsess, der damals noch in Berlin war, geschrieben, und ihn nach Rheinsberg eingeladen. Der bez. Brief (ich nehme an, dass er richtig datirt ist) findet sich in der *Politischen Correspondenz*, I. 72. Der Gesandte in Wien, Herr von Borcke, ist derselbe, der früher Gesandter in London gewesen war, und dem Friedrich Wilhelm den Auftrag wegen der Musikstücke „in Schottländischem Gusto" ertheilt hatte. In noch früherer Zeit war er nach Braunschweig gesandt worden, mit dem delikaten Auftrage, die Heirath des Kronprinzen zu vermitteln. Am Hofe von St. James hatte er sich manche Demüthigung gefallen lassen müssen, da Georg II. seinen Widerwillen gegen Friedrich Wilhelm an ihm ausliess, und war dann im Jahre 1728 nach Wien versetzt worden. Im Jahre 1741 wurde Borcke nach Berlin zurückberufen, und neben Podewils, in Wirklichkeit aber unter diesem, zum Staatsminister ernannt. Er war auch Curator der Königlichen Akademie der Wissenschaften (welche sogar in seinem Hause ihre Sitzungen abhielt), bis Maupertuis die aktiven Pflichten eines Präsidenten derselben übernahm. Borcke starb im Jahre 1747 im Alter von dreiundvierzig Jahren. Als erstem Shakespeare-Uebersetzer, weiss heute die Litteratur-Geschichte mehr von ihm, als die politische. (Ich selbst habe seine Uebersetzung nie in Händen gehabt, aber Genée hat die Vorrede dazu in seiner *Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland*, S. 429 abgedruckt.) Es ist schade, dass man über Borcke (und einige andere Männer der Zeit) ohne besondere Mühe, nicht mehr in Erfahrung bringen kann. Die neue *Allgemeine Deutsche Biographie* erwähnt ihn gar nicht, aber die *Histoire de l'Académie Royale des Sciences et Belles Lettres*, und ebenso der von Dr. Reinhold Koser herausgegebene erste Band der *Preussischen Staatsschriften*, enthält eine Notiz über ihn. Er gehörte zu der sehr alten und einst mächtigen Pommerschen Familie Borcke, oder Borck. Seine Tochter wurde die Gemahlin Maupertuis, und überlebte denselben viele Jahre. Später wurde sie Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie.

lassen sollten, oder nicht. Bielfeld nahm nun seinen Hut, und alle vier machten sich sofort nach dem Schlosse auf den Weg. Wie wir bereits wissen, war die Stadt im April desselben Jahres niedergebrannt, und als sie von der Post aus über den Marktplatz gingen, fielen ihre Blicke unwillkürlich auf die Ruinen, wobei Graf Finckenstein die Bemerkung machte: „Bevor wir einen neuen Kaiser haben, werden Viele um ihren Kopf gekommen, und manche Stadt dieser hier gleich geworden sein!" * Im Vorzimmer fanden sie den Prinzen Wilhelm, den Courier und Fredersdorff. Nachdem sie Rath gehalten, einigten sie sich alle Sieben dahin, dass dem Könige, der sich bereits in einem profusen Schweisse befand, Nichts gesagt werden solle, bis der Anfall vorübergegangen sei. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde ging indess Fredersdorff in das Schlafzimmer des Königs, und „bereitete ihn in schonender und angemessener Weise darauf vor, die Depeschen zu lesen, und den Bericht des Couriers anzuhören". Seine Majestät zeigte nicht die leiseste Erregung, sondern stand auf, und liess bald nachher seinen Sekretair Eichel rufen, dem er den Auftrag gab, an den Feldmarschall von Schwerin und den Staatsminister Podewils zu schreiben, mit dem Ersuchen, sich sofort bei ihm einzufinden.

Sowie beide Herren am 27. eingetroffen waren, schloss sich der König vier Tage lang mit ihnen ein, und dinirte sogar mit ihnen allein; zeigte er sich aber in Momenten der Musse dem Hofe, so war er, wie immer, voller Frohsinn und Lebendigkeit. Doch arbeitete er jetzt sehr angestrengt, nicht nur bis zum 1. November, dem Zeit-

---

* Dieser Graf Finckenstein war der Erste, welcher sechs Monate später, am 10. April, mit dem Degen in der Hand, in der Schlacht bei Mollwitz fiel.

punkte, wo Schwerin und Podewils * wieder nach Berlin zurückkehrten, sondern auch noch nachher. Es war natürlich, dass er darüber schlüssig werden musste, welche „Haltung" er nunmehr, wo das Reich kein Haupt mehr besass, anzunehmen habe; so überraschte es Niemand, ihn so eifrig bei der Arbeit zu sehen, aber die Neugier der Leute wurde doch erregt. „Es wäre ein Wunder," schreibt der dänische Gesandte Prätorius, „wenn es diesem Fürsten gelänge, in der gegenwärtigen Krisis die geeignetsten Maasregeln zu treffen, da er keine Rathgeber hat, und auf Niemand hört, sondern stets nach seinem eigenen Kopfe handelt, und füglich doch die erforderlichen Fähigkeiten sich nicht in so kurzer Zeit erworben haben kann." **

Welcher Art die in Wirklichkeit getroffenen Maassregeln und ob sie die, für die Lage geeigneten waren, oder nicht, wissen wir jetzt. Sie haben dem Orte, wo sie einst beschlossen wurden, in gewissem Sinne monumentalen Charakter verliehen. Wir können es uns nicht versagen, hier die Worte Carlyles zu citiren:

„Die Entschliessung, welche Friedrich Schwerin und Podewils vorlegte, ist wahrscheinlich die inhaltschwerste, welche jemals in Preussen, oder in Europa während jenes Jahrhunderts gefasst worden ist . . . . eine Entschliessung, ... die bei ihrem ersten Kundwerden, wie noch lange Zeit nachher, fast nur auf Widerspruch seitens aller übrigen Adamssöhne stiess. Und in der That ist die konsequente Durchführung derselben, sowie die Sicherung der daran sich knüpfenden, ungeheuren Resultate für alle Zeiten, von nun ab die Hauptlebensaufgabe dieses jungen Königs gewesen. Eine Herkules-Arbeit, die für Millionen lebender, wie noch nicht geborener Menschen, von höchster Bedeutung war." ***

---

* Ueber Podewils, dem bei weitem glänzendsten Sterne an dem politischen Himmel seiner Zeit und in Preussen, hat man erst in neuerer Zeit etwas erfahren.

** *Berlinische Monatsschrift* für Februar und Juli 1804.

*** Carlyle. *Hist. of Fred., etc.*, III. 140.

Und hiermit, kann man sagen, hat das alte Herrenschloss den Höhepunkt seiner Bestimmung erreicht, den Moment, wo es heraustrat aus dem Dasein des Privatlebens, um seinen Platz auf der Bühne der Weltgeschichte einzunehmen. Und soweit überhaupt von der Lokalisirung grosser Wendepunkte in der Weltgeschichte die Rede sein kann, muss man Rheinsberg, als der Stätte, von welcher Friedrich's Entscheidung für den Einfall in Schlesien ausging, unter den historischen Schlössern einen besonders hervorragenden Platz einräumen. *

Eine Zeitlang freilich verliefen die Dinge durchaus dem Programme gemäss. In Berlin erzählte man sich, dass „Tanz, musikalische und Theater-Aufführungen, sowie die Freuden der Tafel in ununterbrochener Reihe einander folgten, dass man sich bis spät in die Nacht hinein amüsire, und selten vor vier Uhr Morgens auseinandergehe." Der König, dessen Wechselfieber-Anfälle sich allmählig immer seltener einstellten, und zuletzt durch Gaben von Chinin (damals noch ein ganz neues und heroisches Mittel) gänzlich vertrieben wurden, war der liebenswürdigste Gesellschafter, den man

---

* Die Thatsache, dass die Entschliessung wirklich zu jener Zeit und an jenem Orte gefasst wurde, wird sicherlich dadurch nicht im Mindesten entkräftet, dass die letztere in unbestimmter Gestalt schon etwas früher geboren war. Friedrich selbst legt in den bekannten Briefen an Algarotti, wohl absichtlich, ein zu grosses Gewicht darauf, dass seine Pläne schon älteren Ursprungs gewesen seien: „Remusberg, den 11. Oktober. Je me retrouve ici chez moi, et plus rendu à moi-même qu'à nul autre endroit. Dès que j'aurai encore fait un voyage à Berlin, je reviens ici pour ne plus quitter Remusberg." Und am 18. November: „Je n'irai point à Berlin. Une bagatelle comme est la mort de l'Empereur ne demande pas de grands mouvements. Tout était prévu, tout était arrangé. Ainsi il ne s'agit que d'exécuter des desseins que j'ai roulé depuis longtemps dans ma tête." Algarotti hatte den *Antimacchiavel* kritisirt, und Friedrich fügt, mit Obigem nicht ganz im Einklange, hinzu: „La mort de l'Empereur fait de moi un très mauvais correcteur. C'est une époque fatale pour mon livre et peut-être glorieuse pour ma personne."

sich nur denken konnte. Die Königin, welche von ihrer Tante, der verwittweten Kaiserin (nach der sie getauft worden war), einen eigenhändigen Brief empfangen hatte,* worin diese ihren herben Verlust mittheilte, gab sich jedenfalls ein Paar Stunden lang ihrem Mitgefühle hin, und anwortete voller Theilnahme; allein das verursachte keine Störung in dem geselligen Vergnügen. Am 7. November sendet sie ihrem Bruder Ferdinand einen heiteren Bericht über ihr Leben und Treiben:

„Der König hat noch das Fieber, aber es nimmt von Tag zu Tage ab; und, mit dieser einzigen Ausnahme, amüsiren wir uns sehr gut. Wir führen Maskeraden auf, tanzen, und man giebt Theaterstücke. Die Tettaus haben sehr gut gespielt, und besonders Finette** hat geradezu Wunder geleistet . . . . . Der Herzog von Holstein, Schwerin, Wartensleben, Borck und Buddenbrock hatten sich auf der letzten Maskerade als alte

---

* Der König empfing einen Brief vom Grossherzoge von Toscana, dem Gemahl der jungen Königin von Ungarn, worin dieser ihn wiederholt seiner Freundschaft versichert, und die Bitte ausspricht, der König möge ihm die seinige auch fernerhin bewahren, in einer Zeit, wo dem Hause Oesterreich so viele Gefahren drohten. In seiner Antwort wies Friedrich sofort auf die Bedingungen hin, unter denen man sich ein Bündniss mit ihm sichern könne; dabei macht er weder ein Hehl aus seiner Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner eigenen Forderungen an das Haus Oesterreich, noch sucht er den Schein zu erwecken, als unterschätze er den Werth von dessen Freundschaft. Sein Brief scheint verloren gegangen zu sein, aber die Bedingungen, die er enthielt, „die Abtretung eines Theils Unserer Erblande", sind aus einem Briefe Maria Theresias an ihren Gesandten in London bekannt. In Arneth I., 237.

** Fräulein Auguste Marie von Tettau, unter dem Schmeichelnamen Finette bekannt, war viele Jahre der ganz besondere Liebling am Preussischen Hofe. Sie starb nach langem, schmerzhaften Leiden, das sie mit Fassung und Heiterkeit ertragen hatte, im Jahre 1762 zu Magdeburg, wohin sich der Hof während einer gefahrvollen Periode des siebenjährigen Krieges geflüchtet hatte. Es liegt ein gewisser Pathos in Friedrichs Antwort an die Gräfin Camas, die ihm Nachricht von dem Tode gegeben hatte: „Vous me parlez de la pauvre Finette. Hélas! ma bonne maman, depuis six ans, je ne plains plus les morts, mais bien les vivants."

Berliner Fischweiber verkleidet. Man hätte bei ihrem Anblicke sterben mögen vor Lachen."

Nach einiger Zeit traf die offizielle Mittheilung ein, und der Hof legte auf einen Monat Trauer an — und zwar grosse Trauer, wodurch natürlich die mehr geräuschvollen Vergnügungen eine Unterbrechung erlitten. *

Die Schilderung, welche die Markgräfin von Bayreuth von ihrem Besuche in Rheinsberg giebt, ist nicht in ihrem besten Style geschrieben. Dieselbe bewegt sich in Allgemeinheiten und vagen Umrissen, und da, wo sie sich in Details einlässt, ist sie leider sehr ungenau, um nicht zu sagen, voller Widersprüche, in Bezug auf Namen, Daten und nahezu alles Uebrige. Sie spricht es ganz offen aus, dass es ihr in Rheinsberg gar nicht gefallen, und sie sich dort nicht amüsirt habe. Der Ort selbst erscheint ihr nach keiner Seite hin angenehm, nur die gute Gesellschaft, die sich dort zusammenfand, habe ihn erträglich gemacht.

Dann sagt sie weiter, sie habe den König sehr wenig zu sehen bekommen, und wenn es der Fall war, gerade keine Veranlassung gehabt, sich des Zusammenseins mit ihm zu freuen. „Den grössten Theil der Zeit über brachte er nichts, wie gezwungene Artigkeiten, oder *sanglantes railleries* über

---

* Am Hofe zu Braunschweig, dessen herzoglichem Hause sowohl die Kaiserin, wie die Königin von Preussen angehörte, hatte man sofort tiefe Trauer angelegt. Der oben citirte Brief der Königin ist eine Antwort auf einen solchen ihres Bruders Ferdinand, in welchem er, der selbst gerne in Rheinsberg an all' den geselligen Scherzen theilgenommen hätte, sich bitter beklagt: . . . . . „Wir Brüder und der Herzog haben den Trauerflor angelegt. Die Herzogin, meine Mutter, und meine Schwestern tragen Kreppschleier, einen über das Gesicht und einen anderen hinten lang herunterhängend, und wollene Kleider. Livreen, Kutschen, Zimmer, alles ist schwarz ausgeschlagen, als wenn wir Alle lebendig begraben werden sollten." Der dies schreibt, ist der spätere Held des Siebenjährigen Krieges, und damals neunzehn Jahre alt. (von Hahnke; *Elisabeth Christine etc.*. 399, 400.

den schlechten Zustand der Finanzen des Markgrafen zu Tage; ja, oft genug machte er sich gradezu lustig über ihn und die anderen Reichsfürsten, was mich in hohem Grade verletzte." *

Gegen Frau von Morrien ist sie erbarmungslos, und die beiden reizenden Fräuleins von Tettau, werden von ihr mit ein Paar Strichen abgefertigt, die sich nicht recht zusammenreimen lassen. „Sie waren beide," schreibt sie, „höchst liebenswürdig, aber durch ihr satyrisches Wesen und ihr anstössiges Betragen machten sie sich bei aller Welt verhasst."

Gegen Ende November kam Voltaire auf ein Paar Tage. Es war das erste Mal, dass er Brandenburg betrat, und für einen so kurzen Aufenthalt war die Reise in dieser Jahreszeit lang und unbequem genug. Auch fehlte es unterwegs nicht an Abenteuern. An der westphälischen Grenze zerbrach sein Wagen, und er musste ein widerspenstiges Pferd besteigen, und „in Sammethosen und seidenen Strümpfen" nach Herford hineinreiten. Am Stadtthore um seinen Namen befragt, antwortete er „natürlich" er sei Don Quixote, und passirte unter diesem Namen.

Die Erwartung eines solchen Meteors, und dann sein Erscheinen, muss einige Aufregung unter der Gesellschaft hervorgerufen haben, allein es fehlt uns so gut wie jede Nachricht über den Besuch selbst. Man kann sich denken, dass Friedrich, soweit ihm dazu Musse gelassen war, den Dichter ziemlich viel für sich selbst in Anspruch nahm. Die Hauptveranlassung zu Voltaire's Reise war eine politische. Ein zweites Motiv von mehr sekundärer Bedeutung, aber immerhin von grossem Gewichte in Voltaire's eigenen Augen, war die Rückerstattung von einigen Tausend Thalern, welche

* Der Markgraf wurde während seiner Anwesenheit in Rheinsberg durch Friedrich und die übrigen „Brüder" in den Freimaurer-Orden aufgenommen.

er, seiner Angabe nach, bei Gelegenheit der Unterhandlungen mit dem holländischen Buchhändler wegen der *Anti-macchiavel*-Ausgabe, in Friedrich's Interesse ausgelegt hatte. In Bezug auf den ersteren seiner oben angedeuteten Reisezwecke erreichte er garnichts. Es gab keine Staatsgeheimnisse auszuhorchen, weil Niemand ausser dem Könige dieselben kannte, und dieser, — wie er bei einer anderen Gelegenheit einmal von sich selbst sagt — vertraute seine Geheimnisse Niemand an, am Allerwenigsten Voltaire. Seinen anderen Zweck erreichte er; das Geld wurde ihm ausgezahlt; es scheint indess, als habe der König, obwohl er die Zahlungsordre ausstellte, mehr als blossen Argwohn gehegt, dass die Forderung zum Theil aus der Luft gegriffen sei. Die Summe, die der Dichter liquidirte, bezog sich hauptsächlich auf die Kosten seiner holländischen Reise; er hatte aber auch die für die gegenwärtige Rheinsberger, und zwar hin und zurück, mit auf die Rechnung gesetzt. Wahrscheinlich war dies das erste Mal, dass der König den, bisher von ihm so hoch geschätzten *caractère*, in einem anderen Lichte erblickte; er macht denn auch gar kein Hehl daraus, wie er über die Sache denkt. Die Ordre, welche er an Jordan zur Zahlung des Geldes ergehen lässt, lautet wörtlich, wie folgt:

„Dein Geizhals soll seinen unersättlichen Golddurst bis auf die Hefe stillen; er soll die dreitausend Thaler haben. Auf diese Weise wird mir sein sechstägiger Besuch fünfhundertfünfzig Thaler pro Tag kosten; das heisst einen Hanswurst etwas theuer bezahlen. Wohl niemals hat ein Hofnarr eine so hohe Gage bezogen."

Zu jener Zeit war Voltaire, einige Tage vor der übrigen Gesellschaft, nach Berlin gegangen, um der Königin Mutter seine Ehrfurcht zu bezeugen.

Anfangs Dezember löste sich die Rheinsberger Hof-

gesellschaft auf, um nie wieder in der alten Weise zusammenzukommen, weder dort, noch anderswo. Es war das erste und letzte, ja das einzige Mal, dass Ihre Majestäten, als Wirth und Wirthin, in ihrem eigenen Hause einen Kreis von Gästen empfingen.

Capitel XXI.

Die Königin.

Königin Elisabeth Christine kehrt für den Winter nach Berlin zurück — Sie bringt den nächsten Sommer in Schönhausen zu — Sie übersetzt Erbauungsschriften — Der König speist während des Karnevals mit der Königin — Sie sehen einander zum letzten Male — Die glücklichen Jahre zu Rheinsberg.

Als die Königin an jenem schönen Juni-Morgen von Rheinsberg abfuhr, und Bielfeld mit den Anderen ihr nachschaute, wie sie Berlin zueilte, nahm sie für immer Abschied von ihrem ehelichen Glücke. Mit der eben geschilderten Ausnahme jener sechs Wochen, die sie im Herbste desselben Jahres wieder am alten Orte zubrachten, kann man sagen, dass Friedrich und sie nie wieder mit einander gelebt haben. In späteren Jahren sah man sie bisweilen während des Sommers in Charlottenburg auf wenige Tage beisammen, wenn sie bei grossen officiellen Gelegenheiten, wie Hochzeiten und dergl., Gäste zu empfangen, und die Honneurs zu machen hatten. Im Winter wohnten sie stets während sechs, oder sieben Wochen unter einem und demselben Dache, aber — es sei denn, dass es zu repräsentiren galt, — so völlig von einander abgesondert, als wenn sie auf verschiedenen Hemisphären gelebt hätten. Man hat allgemein (wie ich meine, ohne Berechtigung) angenommen, dass

Friedrich gleich von Anfang an sich mit dem Gedanken an eine solche Trennung getragen habe. Meiner Ansicht nach mag er ihm wohl einmal gekommen sein, wenn aber, so hat er ihn wieder fallen lassen. Mittlerer Weile hatten ja alle Beide in vollkommener Eintracht mit einander gelebt, und noch mehrere Monate nach der Thronbesteigung ist keine Spur einer Entfremdung, oder eines irgendwie unnatürlichen Verhältnisses zwischen den Ehegatten zu bemerken; es hat vielmehr Jahre gedauert, bis die gegenseitige Entfremdung eine so grosse wurde, dass sie sich bemerkbar machte, und zwar nicht blos für die Böswilligen, die darauf aus waren, etwas der Art herauszufinden, und das, was sie sahen, absichtlich übertrieben. Wir sehen, dass die Königin selbst mehrere Jahre hindurch die Entfremdung des Gatten gar nicht gewahr wurde, und dann, als dies endlich geschah, die Schuld davon, wenigstens eine Zeit lang, auf Mitglieder der Familie schob, welche im Geheimen ihre Stellung zu untergraben suchten; und aller Wahrscheinlichkeit nach sind auch derartige Intriguen dabei mit im Spiele gewesen. Die thatsächliche Trennung der beiden Gatten, wie sie der erste Schlesische Krieg mit sich brachte, vielleicht im Verein mit irgend einem Missverständnisse, und zuletzt dann Gewohnheit, falsche Scham und Friedrich's Unfähigkeit, es jemals einzugestehen, wenn er Unrecht hatte, — alles das mag sein Theil zu dem traurigen Endergebnisse beigetragen haben. Es ist ja möglich, dass der Widerwille gegen die Frau, in der er einst die Verkörperung, den lebendigen Gegenstand eines verhassten Ehebündnisses, erblicken musste, vielleicht in Folge einer an sich unbedeutenden Differenz, oder eines unwahren Berichtes, einmal in ihm, wenn auch nur für einen Augenblick, wieder aufgelebt ist; und ein solcher Augenblick mag ihm dann die einzuschlagende Richtung bestimmt haben; das aber ist stets von entscheidender Bedeutung für Naturen, die es nicht

über sich zu gewinnen vermögen, von der einmal gewählten Linie abzuweichen. In Alledem freilich lässt sich keine Entschuldigung für Friedrich finden; leider muss man sich gestehen, dass es schon Unrecht sein würde, nach einer solchen überhaupt zu suchen.

Wenige Wochen nach der Thronbesteigung erhielt die Königin Schönhausen als ihr Privateigenthum angewiesen. Es war damals, und ist bis zu einem gewissen Grade heut noch, ein hübsches, von einem Parke umgebenes Landhaus, etwa eine Stunde von Berlin entfernt. Ursprünglich ein kurfürstliches Jagdschlösschen, war es von König Friedrich I., prachtliebenden Angedenkens, der mit seinem gesammten Hofstaate auf der Panke und dem Verbindungskanale Gondelfahrten hieher zu unternehmen pflegte, vergrössert und verschönert worden.*)

Die philosophische Königin Sophie Charlotte hatte in der ersten Zeit, als sie noch Kurfürstin war, häufig in Schönhausen gewohnt. Königin Elisabeth selbst war als Kronprinzessin dort gewesen, und hatte sofort eine Zuneigung für den Ort gefasst. Als derselbe dann ihr Eigenthum geworden, scheint sie so bald als möglich davon Besitz ergriffen zu haben. Ihre Residenz daselbst weihte sie am 28. August 1740 durch ein grosses Concert ein. (In Bezug auf letzteres sei hier nur erwähnt, dass sich unter den anwesenden Gästen die Herzogin von Anhalt Zerbst mit ihrer jungen Tochter, der Prinzessin Sophie, befand, welche letztere damals erst elf Jahre alt war, und bekannter ist in ihrem späteren Leben, als Catharina II., Kaiserin von Russland).

---

*) Raumer. Der Thiergarten, S. 40. — Die Panke, welche, wie die anderen, Berlin durchfliessenden Wasserläufe, mit der Zeit sehr übelriechend geworden ist, dürfte heutzutage weder den Hof-, noch anderen Kreisen, zu sommerabendlichen Gondelfahrten sehr einladend erscheinen.

Von 1834 bis 1837, kurz vor ihrer Thronbesteigung in Hannover, wohnten der Herzog und die Herzogin von Cumberland in Schönhausen. Nun ist es ein stiller, etwas düsterer Platz, dessen schattige Kühle und geringe Entfernung von der Stadt die guten Bürger von Berlin des Sonntags in hellen Haufen hinauslocken. Das Wohnhaus selbst, dem das Gras bis an die Mauern und Thore hinanwächst, bildet längst nicht mehr den Haupt- und Mittelpunkt seines eigenen Parkes; es hat sich in eine Ecke desselben zurückgezogen, wo grüne Bäume es den Blicken halb verstecken; dort steht es in tiefer Stille und Vergessenheit; — ein Haus, das „nicht an seinem Platze steht", und gleichsam ein Sinnbild jenes Lebens, das auch „nicht an seinem rechten Orte war".

Einer schweifenden Phantasie erscheint diese Stille nicht als die natürliche Gefolgschaft jenes lauten und lärmenden Lebens, wie es jede menschliche Wohnstätte zu Zeiten erfüllen soll, sondern eher wie die Vertiefung eines lange schon vergangenen Schweigens, eines Schweigens, in dem man leise auftrat, seine Gefühle erstickte, und seine Wünsche lebenslang zurückdrängte.

Das Haus wird baulich in vollkommen gutem Zustande erhalten. Putz und Wandfarbe sind durchweg vorhanden, aber den Thüren und Schwellen sieht man es an, dass sie nicht mehr in Gebrauch sind. In einem der oberen Räume befinden sich noch einige Ansichten von Rheinsberg — Andenken an einen glücklicheren Ort und an bessere Tage. Eine darunter fesselte besonders meine Aufmerksamkeit, sie stellt das Blumenparterre am Ufer des Sees dar, belebt von einer Menge fröhlicher, schön gekleideter Personen in konventioneller Haltung; — wahrscheinlich alles Portraits.

Nach dem siebenjährigen Kriege sah sich die Königin genöthigt, Schönhausen vollständig neu zu möbliren und auszuschmücken, da es im Jahre 1760 (ich weiss nicht

mehr recht, ob durch die Russen, oder Oesterreicher) von Grund aus verwüstet worden war. Sie hatten die Möbel und das Porzellan u. s. w. zerschlagen, die Gemälde zerhackt, und mehrere von der Dienerschaft gefoltert, damit sie das Silberzeug herausgäben, das schliesslich gar nicht vorhanden war.

Nach Schönhausen führt eine schöne Strasse, welche den Namen „Schönhauser Allee" trägt. Die Bäume, welche dieselbe auf beiden Seiten einfassen, hat Knobelsdorff pflanzen lassen. Selbstredend darf man dieses Schönhausen (welches, zum Unterschiede von einem anderen, in der Nähe gelegenen Orte gleiches Namens, Nieder-Schönhausen heisst) nicht mit dem Schönhausen in der Altmark, dem alten Familiensitze der Bismarck, verwechseln.

Man hat, denke ich, die Besitzverleihung von Schönhausen durchaus nicht als einen Vorboten der späteren Entfremdung anzusehen. Ich erblicke darin lediglich eine Galanterie, die unter ähnlichen Umständen nicht vereinzelt dasteht; es sollte der Königin damit ein Wohnsitz zur Disposition gestellt werden, in welchem sie sich nicht nur als Hausherrin, sondern auch als Besitzerin fühlen konnte. Sicherlich wurde das Geschenk auch in diesem Sinne aufgenommen, und die Empfängerin war ganz entzückt darüber. Friedrich schrieb ihr Anfangs August von Rheinsberg aus einen sehr liebenswürdigen Brief, dem er die Schenkungs-Urkunde beifügte, mit dem Wunsche, sie möge in dem Besitze *„mille plaisirs"* finden, und schloss dann mit den Worten: „Sie sollen nächstes Jahr mit mir zufrieden sein, Madame, ich werde thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen bei der Ausschmückung ganz nach Ihrem Sinne zu helfen." (Ach!)

Um diese Zeit trug sich der König mit allerhand Plänen zu einer Sommerresidenz für den Hof, als solchen. Rheinsberg, wo dieser, wie wir wissen, seinen ersten Herbst-

Aufenthalt nahm, lag doch zu sehr aus dem Wege. Er sprach davon, sich ein neues Palais in Ruppin, oder Potsdam zu bauen, aber, bevor er sich für eines von beiden entscheiden konnte, brach der Krieg aus, dem bald ein zweiter folgte. So wurde er für eine lange Zeit von Hause fern gehalten. Schon diese Kriege an sich trugen, wie ich bereits gesagt habe, dazu bei, dem königlichen Paare ein getrenntes Leben zur Gewohnheit zu machen.

Allmählig wurde der Plan, für den gesammten Hof eine Sommerresidenz zu schaffen, aufgegeben. Charlottenburg, das endlich ganz fertig geworden war, gab eine prächtige offizielle Residenz für den Sommer ab, und wurde für die nächstfolgenden Jahre auch bei allen feierlichen Gelegenheiten als solche benutzt. Nun reifte der Wunsch des Königs, ein Landhaus für seinen eigenen Privatgebrauch zu haben, zum Entschluss, und er baute sich Sanssouci. Dort verstand es sich von selbst, dass er nicht „repräsentirte," und keine Verpflichtung hatte, jemand einzuladen; und als um das Jahr 1747 Sanssouci fertig geworden, war die Gewohnheit des Getrenntlebens bereits so mächtig, dass Friedrich, der alles, was auch nur nach einem Abweichen von dem einmal gefassten Vorsatze aussah, wie den Tod scheute, sicherlich nie mehr daran gedacht hat, sie zu durchbrechen. *

Um jene Zeit hatte die Entfremdung zwischen den Gatten die schroffe Form angenommen, die sie von da an beibehielt. Die Königin, welche bisher vielleicht versucht hatte, die ihr zu Theil werdende Vernachlässigung auf Rechnung politischer Ereignisse, der beiden Kriege, der Ab-

*) Sir Andrew Mitchell, der Gelegenheit hatte, Beobachtungen anzustellen, und Erfahrungen zu machen, schreibt bei einer Gelegenheit nach Hause: — „Des Königs Natur ist der Art, dass, wenn er einmal auf unrichtigem Wege ist, nur Er, der ihn erschaffen hat, ihn wieder auf den rechten zu bringen vermag."

wesenheit und des beständigen Unterwegsseins des Königs, sowie des Umstandes zu bringen, dass er an so viel Anderes zu denken, und so sehr viel zu thun hatte, konnte nachgerade durch dieselbe nicht mehr überrascht werden.

Den grösseren Theil des Jahres lebte sie in dem alten, weitläuftigen Palais zu Berlin, und ging dann während der Sommermonate nach Schönhausen. Bei alledem aber blieb sie das Haupt und der Mittelpunkt des Hofes, und es wurden ihr von Einheimischen, wie Fremden die Ehren erwiesen, welche ihrem Range zukamen. Man wusste recht gut, dass der König nicht den leisesten Mangel an Ehrfurcht der Königin gegenüber geduldet haben würde; und in der That hat es sich meines Wissens (ein Paar Opernsänger ausgenommen, denen für ihre Unverschämtheit sofort in empfindlicher Weise der Kopf gewaschen wurde) niemals jemand auch nur einfallen lassen, ihr gegenüber den schuldigen Respekt zu vergessen. Eine Menge Personen, darunter der französische Gesandte Valori,* erkannten bald, dass die Gleichgiltigkeit des Königs mehr eine scheinbare, als wirkliche — ja, dass sie in der That eine gemachte war, und er sich geschmeichelt fühlte, wenn fremde Höfe der Königin Aufmerksamkeiten erwiesen.

Königin Elisabeth Christine hat nie eine Reise gemacht. Nur ein, oder zwei Mal, während des siebenjährigen Krieges, ist sie nach Magdeburg geflüchtet. Sanssouci hat sie nie gesehen. Nach Potsdam ist sie einmal gekommen, als sie ihre Mutter, die Herzogin von Braunschweig, die in Berlin zu Besuch gewesen war, auf dem Heimwege begleitete, aber da der König im Felde stand, wollte sie sich nicht seine Abwesenheit zu Nutze machen, um sich Sanssouci anzusehen. Friedrich soll einmal in Schönhausen gewesen sein, und zwar im Jahre 1744, bei Gelegenheit einer Fête, welche die

---

* *Mémoires des Négotiations du Marquis de Valori.* Tome II. p. 7, etc.

Königin zur Feier von Prinzessin Ulrikes Hochzeit gab; aber selbst das bedarf noch der Bestätigung. Im Winter kam er stets während des Carnevals nach Berlin, und dann nahmen Ihre Majestäten in offizieller Weise gemeinschaftlich an allen ceremoniellen Akten, als: grossen Empfängen, Bällen und dergl., Theil, auch speiste dann der König mit der Königin, wobei er ihr jedesmal, wenn er kam, und wenn er ging, eine tiefe Verbeugung machte, aber kein Wort mit ihr wechselte. Ihre Einkünfte waren sehr eng bemessen; und als sie einst den König bat, dieselben etwas zu erhöhen, schlug er es ab; als sie aber in Schulden gerathen war, und ihn darum anging, dieselben zu bezahlen, so that er es. Dennoch war sie sehr wohlthätig, und gab viel Geld an die Armen. Man weiss nicht recht, waren es Rücksichten nothwendiger Sparsamkeit, oder was sonst, das sie veranlasste, so knapp zu sein, und zwar in einem Maasse, dass ihren Gästen schliesslich nichts übrig blieb, als sich vorher satt zu essen, ehe sie zu ihr gingen. So ist es ja eine oft erzählte Geschichte, wie die alte Feldmarschallin von Schmettau eines Abends nichts, als ein wenig Kirsch-Gelée zum Souper erhielt, obgleich die Königin besonderen Befehl gegeben hatte, es der Marschallin gegenüber an Nichts fehlen zu lassen.

Die Königin war sehr fromm, und hatte auch eine Neigung zum Schriftstellern. Sie übersetzte eine grosse Zahl von Erbauungsbüchern aus dem Deutschen in's Französische, und gab ihre Uebersetzungen heraus. Auch hat sie ein, oder zwei Bände selbstständig verfasst.*

Bei aller Einförmigkeit hätte ihr Leben doch ein glück-

---

* Wie man glaubt, hat Friedrich die Schriften seiner Gemahlin nicht gelesen; wenigstens fand sich unter seinen Büchern kein Exemplar von irgend einer derselben. Dagegen liebte sie es, dieselben an Freunde und Verwandte zu schicken. Eine davon hat sie ihrer Schwester, der Königin von Dänemark gewidmet.

liches sein können, wäre die Sehnsucht nicht gewesen, die sie, tief im verborgenen Grunde ihres Herzens, nach dem Zusammensein mit dem Gatten trug, den sie lieben gelernt hatte. Er mochte es all sein Lebtag lang sehr gern leiden, ab und zu einmal — wie er es nannte — „une douce société" um sich zu sehen. Seine Schwestern, und sogar fremde Prinzessinnen, blieben oft viele Tage hintereinander bei ihm in Potsdam. Wie gern auch die Königin dort gewesen wäre, und wie schwer sie es empfand, während eines ganzen Lebens sich so bei seite liegen gelassen zu sehen, lässt sich wohl ermessen;* Personen, denen sie einmal ganz ihr Herz hätte ausschütten können, gab es nur wenige. Im Jahre 1748 schreibt sie an ihren Bruder Ferdinand:

„Nach der Beschreibung, welche man mir von dem Theatersaale in Potsdam gemacht hat, muss er sehr schön sein; glücklich die, welchen vergönnt ist, dort zu sein; aber alle diese Herrlichkeiten sind es nicht, nach denen sich mein Herz sehnt, es ist der theure Herr, der jene Räume bewohnt. Warum musste es denn sein, dass Alles so anders wurde, und dass ich seiner Güte und liebenswürdigen Gesinnung verlustig ging? Mit welchem Vergnügen gedenke ich noch heute der Rheinsberger Zeit, da ich noch das Glück hatte, dass mein Herr mir liebevoll begegnete, er, den ich anbete, und für den ich gern mein Leben opfern würde. Wie tieftraurig empfinde ich es, dass das Alles so anders geworden ist! Aber mein Herz wird nie anders werden; ich werde stets dieselbe bleiben für ihn, und will die Hoffnung nicht aufgeben, dass Alles noch wieder anders komme . . . . . Möge der Allmächtige uns den theuern König in voller Gesundheit erhalten!"*

---

* In einer Beziehung war es natürlich leichter für Friedrich, irgend eine fremde Prinzessin nach Sanssouci einzuladen, als seine Gemahlin, die doch immer nur als Königin hätte kommen können.

* Von Hahnke. *Elisabeth Christine, Königin von Preussen, etc* S. 113.

Der König und die Königin sahen einander zum letzten Male am 18. Januar (Geburtstag des Prinzen Heinrich, und stets ein grosser Festtag) 1785. Unmittelbar nachher ging der König wieder nach Potsdam. Im nächstfolgenden Winter kam er gar nicht nach Berlin, und im Sommer darauf, während er in Sanssouci verblieb, und seine Gesundheit schon im Schwinden begriffen war, ging die Königin nach Schönhausen. Am 16. August gab sie daselbst eine Abendgesellschaft, zu der auch Mirabeau, der während jenes Sommers in Berlin weilte, geladen wurde. Er war gerade von einem vierzehntägigen Besuche bei'm Prinzen Heinrich in Rheinsberg zurückgekehrt, und so war es sehr natürlich, dass die Königin, sowie sie seiner ansichtig wurde, von ihrem alten Landsitze zu sprechen begann. „Sie sprach mit mir von Rheinsberg", sagt er, „und dem Glücke, das sie dort gekostet, als sie noch Kronprinzessin war." * In demselben Monate, gerade vor fünfzig Jahren, war es gewesen, dass sie, im Jahre 1736, zum ersten Male ihren Wohnsitz dort genommen hatte. Während sie so stand, und sich mit Mirabeau unterhielt, ahnte sie nichts davon, dass ihr Gatte bereits mit dem Tode rang. Friedrich der Grosse starb in derselben Nacht — in den ersten Morgenstunden des 17. August, 1786.

Auch er war gewohnt gewesen, auf jene Rheinsberger Jahre zurückzublicken, wie auf ein Fleckchen sonneglänzenden Himmels zwischen dunkelen Wetterwolken; vier Jahre lang war es ihm vergönnt gewesen, Alles sein eigen nennen zu dürfen, was ein Sterblicher, der davon träumt, sich ein ideales Dasein so recht nach seines Herzens Begehr und ganz zu seinem eigenen Vergnügen zu schaffen, nur immer wünschen kann. Als er im Juli 1757, nach seiner Niederlage bei Kollin, und wenige Tage, nachdem er

* *Histoire secrète de la Cour de Berlin*, Lettre XIV.

die Nachricht vom Tode seiner Mutter erhalten hatte, sich kummervollen Herzens gegen Sir Andrew Mitchell über sein Missgeschick beklagt, sagt er, „die glücklichsten Jahre seines Lebens habe er zu . . . . . verlebt, einem Schlosse, das er seinem Bruder Heinrich geschenkt. Dorthin habe er sich nach seiner Gefangenschaft zurückgezogen, und bis zum Tode seines Vaters dort gelebt, sich seiner Studien freuend, und bemüht, durch fleissiges Lesen und den geistigen Verkehr mit Männern von Geschmack und Verstand, seine vernachlässigte Jugenderziehung wiedereinzubringen". Und zwei Jahre später, im November 1759, als nach der Capitulation des Generals Finck bei Maxen dem Könige einmal der Muth geschwunden ist, und sein Unglück ihm, wie einer schwerverwundeten, todtmüden Kreatur, einen lauten Schmerzensschrei abpresst, scheint es, als habe er sich eine Stunde lang wirklich der Illusion hingegeben (eine Illusion, die ihm sichtlich gesandt war, als eine Stütze in seiner Noth), er könne wieder umkehren, und den Morgen seines Lebens noch einmal durchleben. Le Catt sagt:

Am Abend war ich von halb vier bis neun Uhr beim Könige. Er war tief bekümmert, und kam immer wieder auf denselben Gedanken zurück: „Ich habe meinen Unstern mit mir nach Sachsen gebracht." Ich versuchte, ihn auf andere Gedanken zu bringen, aber er blieb fortwährend bei dieser Vorstellung. „Sehen Sie nur, wie schlimm es mir ergangen ist! Von meinem Vater mit Härte behandelt; drei Monate lang allein in einem Zimmer eingesperrt, wo mir des Mittags mein Essen durch ein kleines Fenster hereingereicht wurde, zugleich mit einem frischen Hemde; und dabei hatte ich nichts, als Bossuet's Buch „Ueber die Veränderungen" und Basnage. Das Unglück hat mich von jeher verfolgt. Ich bin niemals glücklich gewesen, als in Rheinsberg. Ach, wenn dieser Friede endlich käme, könnte es mir irgend jemand ver-

übeln, wenn ich ein Wenig mir selbst lebte? mich dem Stillleben ergäbe?*

Er hatte in seinem ehelichen Leben „den Wind gesäet", nun „erntete" er für sich selbst „den Sturm." Ich denke hier nicht an die mönchische Genossenschaft, in welche er sich eingesponnen hatte, und aus deren Nähe die Grazien und Charitinnen der Weiblichkeit und des Frauenthums ebenso verbannt waren, wie der Glaube an die letzteren, — vielleicht war ihm das grade recht; ebenso wenig habe ich hier die schlimmen Gerüchte im Sinne, die sich in Folge dessen über ihn verbreiteten, — vielleicht durfte er sich, und darf man ihn, als über dieselben erhaben, betrachten; aber es war weder, noch ist es von geringfügiger Bedeutung, dass ein Mann von seiner königlichen Natur, ein Mann, so erfüllt von hohem Ehrgefühle und zugleich so zartbeseiteten Herzens, wie er, sich in Folge eines gegen sich selbst gethanen Verdikts, stets zu einer Art armseliger Schauspielerei erniedrigen musste, sobald die Beziehungen zu der nächsten Verwandten im Leben in Frage kamen. Was er auch zu einer Zeit seines Lebens darüber gedacht haben mag, während der ganzen letzten Hälfte desselben hat er der Königin unverbrüchlich seine hohe Achtung bewahrt,** allein gerade damals hätte er es um keinen Preis über sich zu gewinnen vermocht, dies ihr, oder der Welt zu zeigen.

---

* Die Inkongruenzen, zu denen äusserste Bekümmerniss uns führt, entlocken bisweilen auch dem theilnahmsvollen Zuschauer ein Lächeln; er hat ja alles das nicht mit erduldet, was uns Sorgen der heterogensten Art in ein einziges Leid verschmelzen lässt. Bossuet's Buch „Ueber die Veränderungen" wie die Kapitulation des Generals Finck, waren beides, jedes zu seiner Zeit und an seinem Platze, Missgeschicke sehr reeller Natur.

** Ihr Name ist nirgends erwähnt in der „*Disposition testamentaire*" des Jahres 1741; aber in seinem „Letzten Willen und Testamente" vom Jahre 1769, hält er ihr eine warme Lobrede.

So musste es denn den Anschein gewinnen, als erinnere er sich von Jahr zu Jahr weniger daran, dass sie überhaupt noch existire.

Um nur ein Beispiel von vielen hier anzuführen: Als er einst im Jahre 1762 der Königin ein Geschenk mit einem Meissener Porzellanservice zu machen wünschte, so vermochte er dies nicht anders zu thun, als, indem er an die Gräfin Camas einen langen Brief schrieb, und darin, gleichsam *en passant*, erwähnte, dass er „für Schönhausen" einiges Porzellan bestellt habe. Die alte Gräfin stattet denn auch in ihrem Antwortschreiben „den Dank Schönhausens" ab. — Sie und die Königin waren zur Zeit Beide in Magdeburg.*

---

* *Oeuvres, etc.*, XVIII 149—50. Der obenerwähnte Brief ist derjenige, in welchem er sagt, er habe nichts gerettet, als „l'honneur, la cape, l'épée, et de la porcelaine."

Anhang.

Anhang.

I.

Das auf Seite 17. zum Theil citirte Epitaphium lautet, wie folgt: (Der Leser muss sich dabei das Bild einer geschlossenen Pforte vorstellen, über welcher die Inschrift, von Anfang bis zu Ende in grosser Cursiv-Schrift, angebracht ist.)

Oh Vous dont les Cendres sont confondues,
Parents chéris, Amis constants, Serviteurs fidèles,
c'est
à Votre Mémoire
que je consacre ce Monument.
La Mort ne considère ni rang ni sexe ni âge,
et celui qui survit à tant de pertes
n'a que la douce consolation du souvenir.

Passant!

qui que tu sois,
verse quelques larmes à côté de ce Tombeau!
Existe-t-il un coeur
qui ne regrette un Objet qui lui fut cher,
ou qui ne songe
qu'un jour
la sombre tristesse
viendra l'envelopper de son voile funèbre?

1790.

II.

Die Grafen von Lindow.

Die Grafen von Lindow scheinen vom ersten bis zum letzten ihres Stammes ein höchst bemerkenswerthes Geschlecht gewesen zu sein. Hochherzig und hochgebildet, königlich in ihrer Haltung, unfähig aller Arglist und Verrätherei und auch der Rohheiten baar, die in jenen rauhen Zeiten in allen Klassen zu finden waren, haben sie sich, Einer nach dem Anderen, sowohl als Staatsmänner, wie als Männer der Wissenschaft, (einer unter ihnen hat lateinische Gedichte verfasst) hier und da als Krieger, und gelegentlich wohl auch als Geistliche ausgezeichnet. Einer von ihnen, auch ein Wichmann, aus einer der frühesten Generationen der Familie, überliess seinem Bruder die Regierung, wurde Mönch, und gründete ein Kloster, zu dessen Prior er natürlich erhoben wurde.

Er hat in den Annalen der Dominikaner eine so deutlich ausgeprägte Spur hinterlassen, dass sich in späteren Jahrhunderten um seinen Namen ein Kreis von Legenden bildete. Einige dieser Geschichten vom „Bruder Wichmann" sind voll malerischen Reizes. Die intensiv aristokratische Haltung der Familie war die Hauptursache zu ihrem Verfalle.

Wie bereits im Anfang dieses Buches erwähnt worden, schlossen sie ihre Heirathen nur mit regierenden Häusern, (indem sie ohne Zweifel darauf rechneten, auf diese Weise früher oder später einmal selbst in den Vollbesitz der Privilegien dieser Rangklasse zu gelangen) und die reichen Mitgiften, die sie ihren Töchtern zu geben hatten, begannen bald, sich an ihren Finanzen merkbar zu machen, und brachten sie schliesslich in wirklich ernste Verlegenheiten. In Folge davon legten sie ihren Unterthanen härtere Steuern auf, als diese gut ertragen konnten, und verscherzten sich auf diese Weise, was sonst schwer erklärlich erscheinen möchte, die Zuneigung des Volkes, ja machten sich geradezu unbeliebt, obgleich einige von ihnen persönlich sich durch Wohlthätigkeitssinn auszeichneten. Von Einem, dem Grafen Ulrich IV., der im Jahre 1420 starb, wird erzählt, er sei so freigebig gegen die Armen gewesen, dass sein Wahlspruch im Leben gelautet habe:

Hew ick Gelt, so mutt ich gewen
Andern Lüden ook to lewen,

auch habe er bei seinem Tode den Mönchen das Recht der Fischerei in den Seen (liberam capturam piscium in stagno prope oppidum) verliehen. Der Chronist berichtet, dass die Grafen häufig die Rathsherren und angesehene Bürger mit ihren Frauen und Familien in's Schloss zu Alt-Ruppin eingeladen, aber trotz alledem, und obgleich sie Mailauben aufrichten liessen, das Volk mit Spiel und Tanz unterhielten, und es mit Speise und Trank bewirtheten, gelang es ihnen nicht, dessen Zuneigung zu gewinnen; die Bürger und Rathsherren waren stets und in allen Dingen ihren Herren, den Grafen, entgegen. (Dies Bild von Gartenfesten, welche im XV. Jahrhundert die grossen Herren vom Schlosse ihren kleinen Nachbarn gaben, um sie bei guter Laune zu erhalten, und willfähriger für die Besteuerung zu machen,

trägt, meine ich, einen Zug echt menschlicher Natur an sich.) Das grosse Turnier, welches im Jahre 1512 zu Ruppin, während der Minderjährigkeit des letzten Grafen, abgehalten wurde, und oft beschrieben worden ist, scheint den Finanzen des Hauses den Gnadenstoss gegeben zu haben. Zu demselben waren der Kurfürst und die Kurfürstin, der Kurfürst von Mainz und ein ganzer Schweif von Herzögen und Prälaten erschienen, und die glänzenden Festlichkeiten, die dabei stattfanden, leerten den Ruppiner Schatz bis auf den Boden, und stürzten ihn überdies noch in schwere Schulden. Am Ende war es so weit gekommen, dass, als der arme Wichmann von seiner letzten Krankheit befallen wurde, und aus Berlin einen Doktor holen lassen wollte, er den Bescheid erhielt, es sei kein Geld da, um denselben zu bezahlen! In Ruppin gab es keinen Doktor. Da heizten denn die Dienstleute das Zimmer so stark, als es der Kranke nur immer ertragen konnte, und gaben ihm Wein und Meth zu trinken; nach wenigen Stunden war er todt. Selbst zu jener Zeit scheint man diese Behandlungsweise gemissbilligt zu haben. Auf den Strassen sangen die Mönche folgendes Lied, das ein rohes, aber rührendes Bild von der Katastrophe giebt.

Wil jy hören, wie das geschach,
Allwo der edle Her um syn Leben ward gebracht,
Der edle Landesherre.
Der edle Her Wichmann zog jagen aus,
Eine falsche Fraw liess er zu Hauss
Mit ihren vergüldeten Ringen.
Er sprach: Kersten, lieber Jäger mein,
Mir ist von Hertzen also weh, mir ist so weh,
Ich kan nicht länger reiten.
Sie machten ihm eine Stube also heiss,
Und darin ein Bette so weich,
Darin sollte der Herre ruhen.
Sie schenckten ihm Wein und auch die Mede,
Das nahm dem edlen Herrn syn Leben,
Dem edlen Herrn Wichmanne.

Er sprach: Hätte ich Pferde und Wagn,
Die zu dem Berlin wollten eingahn,
Die mir wollten Apothecker und Aerzte holen.
Allthohand sprach der Rothbart:
Wenn solchem Herrn ein Finger weh thut,
So sol man Apothecker und Aertzte holen.
Auch sprach der Graubart:
Hier ist kein Geld zu dieser Fahrt,
Womit wollen wir die Aertzte lohnen?
Er sprach: Schickt zu Ruppin in meine liebe Stadt,
Da haben mein Freund einen verborgenen Schatz,
Sie werden mir hundert Gülden senden.
Ach Fräulein Plöne, liebe Schwester mein,
Möchtestu hier in meinem Letzen seyn.
Das Land Ruppin das solt dein seyn.
Ach das ich von euch scheiden sol,
Das macht der bitter Tod,
Wie gern ich wolt euch noch zu Troste leben!
Bartholomaeus lieber Landreuter mein,
Steck in mein Mund ein Tüchelein,
Und kühl doch meine Zunge! —
Als der Her verschieden was,
Da weinte Alles, was aus dem Hause was,
Wo das befroden kunte.
Sie legten ihn auf ein beschlagnen Wagn,
Sie führten ihn zu Ruppin in seine Stadt,
Sie begruben ihn in das Closter.
Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild.
Da sprach die alte Gräfin: o weh, mein liebes Kind,
Das ich hier die letzte bin.

Zur Zeit, als Wichmann starb, waren seine beiden Schwestern und die Witwe seines Grossonkels (nicht seine Grossmutter, wie Einige wissen wollen; seine Mutter und Grossmutter waren todt, und seine Stiefgrossmutter hatte, nachdem sie zum zweiten Male geheirathet, die Stadt verlassen) die einzigen, noch lebenden Glieder der Familie. Die Schwestern heiratheten zur angemessenen Zeit, und zogen fort. Die alte Grosstante, die in der Ballade, als „die letzte" figurirt, die Gräfin Anna, mit dem Rufnamen Jacobina,

überlebte Wichmann um zwei Jahre, ganz vereinsamt in dem öden Schlosse zu Alt-Ruppin sitzend. Als man auch sie an die Seite der Letzten aus dem alten Stamme gebettet, wurde die Familiengruft zugemauert.

(Die besten Nachrichten über das Haus Lindow findet man bei Riedel).

Ende des I. Bandes.

Berlin, Druck von W. Büxenstein.

RHEINSBERG,

FRIEDRICH DER GROSSE

UND

PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN.

VON

ANDREW HAMILTON.

MIT BEWILLIGUNG DES VERFASSERS

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT

VON

RUDOLF DIELITZ.

IN ZWEI BÄNDEN.

BAND II.

BERLIN 1883.
R. v. DECKER'S VERLAG
MARQUARDT & SCHENCK.

RHEINSBERG.

FRIEDRICH DER GROSSE

UND

PRINZ HEINRICH VON PREUSSEN.

VON

ANDREW HAMILTON.

MIT BENUTZUNG DES WERKES

AUS DEM ENGLISCHEN ÜBERSETZT

VON

RUDOLF DIELITZ.

IN ZWEI BÄNDEN.

BAND II.

BERLIN 1883.
R. v. DECKER'S VERLAG
MARQUART & SCHENCK.

Inhalt von Band II.

Capitel I.

Prinz Heinrich.

Seite

Prinz Heinrich erhält Rheinsberg zum Geschenk — Friedrich als Familienhaupt — Heinrich spricht nicht mehr mit ihm — Führt aber mit ihm einen Federkrieg — Und wünscht, in ausländische Dienste zu gehen — Worin Friedrich und Heinrich einander ähnlich waren 1

Capitel II.

Die Königin-Mutter.

Die Königin-Mutter macht zu Ostern einen Erholungsausflug — Und besucht ihre Kinder — Prinzess Amalie bläst die Flöte — Und Prinz Ferdinand macht den Vorsänger bei'm Choral-Singen — Die regierende Königin bleibt in Berlin — Als Gouvernante ihres Neffen — Friedrichs letzter Besuch in Rheinsberg — Sophie von Pannewitz 15

Capitel III.

Prinz Heinrichs Heirath.

Prinz Heinrich wird auf den Gedanken gebracht, zu heirathen — Seine junge Gemahlin — Ihre Hochzeit — Ihr Leben auf dem Lande — Sie ziehen sich in den Wald zurück — Und leben in Eremitagen — Der König ist der Meinung, sie werden in's Armenhaus kommen 28

Capitel IV.

Die „Grosse Landgräfin".

Seite

Die Landgräfin und ihre Töchter — Der Landgraf und seine Rekruten — Ein Sommernachts-Fest — Die Kolonnade wird mit Lampen behängt — Die siamesische Gesandtschaft wird über den See gerudert — Und die Landgräfin mit chinesischen Kunstsachen beschenkt 36

Capitel V.

Der siebenjährige Krieg.

Friedrichs Brüder sehen den Zusammenbruch Preussens voraus — Der Prinz von Preussen weicht vor dem Feinde zurück — Und stirbt — Heinrichs Bekümmerniss — Sein Aerger — Sein Hass — Sein Muth und seine militärische Geschicklichkeit — Seine Milde den Besiegten gegenüber — Er wünscht, sich zurückzuziehen — Würdigung Heinrichs von Seiten Friedrichs . . 44

Capitel VI.

In der Zurückgezogenheit.

Herr von Reisewitz verschluckt einen Diamant — Prinz Heinrich trinkt Mineral-Brunnen — Und schneidet Figuren mit der Scheere aus — Die polnische Königskrone wird ihm von Weitem gezeigt — Trennung des Prinzen und der Prinzessin Heinrich 58

Capitel VII.

Die Besitzergreifung von Westpreussen.

Prinz Heinrich geht nach Schweden und Russland — Sein Empfang bei Catharina — Die Königin von Schweden erwiedert seinen Besuch — Er geht zum zweiten Male nach Russland — Der Grossfürst Paul erwiedert seinen Besuch — Paul sieht, wie die Tritonen ihre natürlichen Funktionen ausüben 69

Capitel VIII.

Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten.

Der König feiert Heinrichs Geburtstag — Und wünscht, ihn als Vormund des preussischen Staates zu sehen — Der bairische Erbfolgekrieg bricht aus — Der König findet dabei schlechte Unterstützung — Prinz Heinrich legt sein Commando nieder — Und zieht sich wieder nach Rheinsberg zurück. 81

Capitel IX.

Prinz Heinrichs Hof.

Seite

Ein Hof der Opposition — Knyphausen — Kaphengst — Die Wreichs — Prinz Heinrichs Gedanken über Religion. . . . 92

Capitel X.

Landschaftsgärtnerei.

Styl-Combinationen — Prärien, Laubengänge und Bowlinggreens — Ein griechischer Portikus und ein chinesischer Garten — Eine chinesische Meierei, geschmückt mit einem Fresko aus dem Concordia - Tempel — Ruinen, die aussehen sollen, als seien sie aus Stein erbaut — Eremitagen, Altäre und Mandarinen — Ein Grabmal Virgils, Schaukeln und Caroussels enthaltend — Prinz Heinrich spaziert im Garten umher, mit der Schreibtafel in der Hand, — Und bringt seine philosophischen Betrachtungen zu Papiere 101

Capitel XI.

Prinz Heinrich in Paris.

Prinz Heinrich geht nach Paris — Die Gräfin de Sabran — Madame Vigée Lebrun — Boufflers und Nivernois — Prinz Heinrichs politisches Glaubensbekenntniss — Tod Friedrichs des Grossen — Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich — Mirabeau in Berlin — Prinz Heinrich denkt daran, Rheinsberg zu verlassen — Sein zweiter Besuch in Paris 108

Capitel XII.

Der Obelisk.

Apotheose des Prinzen von Preussen — Kritik über Friedrichs Geschichte des siebenjährigen Krieges — Missbrauch von Reichthum und Macht 122

Capitel XIII.

Die Emigrés.

Französische Royalisten und französische Republikaner — Die *émigrés* sehen sich beim Prinzen Heinrich nach Hilfe um — Sein Verkehr mit den Führern der Revolution — Seine französischen Gäste — Man lässt Prinz Heinrich von Potsdam kommen — *„Mon Oncle sauvez moi!“* 129

Capitel XIV.

Musik und Drama.

Seite

Blainville — Toussaint — Lekain — Die Hausdienerschaft wird im Gesang und Theaterspiel unterwiesen — Schulz dirigirt das Orchester — Glucks Opern — Prinzessin Amalie lehnt die Widmung der „Athalie" ab — Ein Trio erfüllt dreifachen Zweck — Mara und seine Gattin — Mozarts Requiem . . . 137

Capitel XV.

Graf Henckels Erinnerungen.

Prinz Heinrich im Greisenalter — Sein Kostüm und seine Lebensweise — Eine Trauung *par procuration* — Prinz Ferdinands Geburtstag 154

Capitel XVI.

Prinz Heinrichs Ende.

Friedrich Wilhelm III. besteigt den Thron — Prinz Ludwig Ferdinand — Prinz Heinrichs Kräfte nehmen ab — Prinz Ferdinands letzter Geburtstag — Prinz Heinrichs goldene Hochzeit — Sein Tod — Seine Grabschrift 162

Capitel XVII.

Die Mark Brandenburg.

Die Mark Brandenburg — Des heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse — Flach, unfruchtbar und uneinträglich — Sie hat Nichts Anziehendes für Gebirgstouristen — Ist aber nicht ohne landschaftliche Reize — Der Bauer der Mark — Er ist keineswegs immer dumm, gerieben und humoristisch 168

Capitel XVIII.

Koepernitz.

Prinz Heinrichs letzter Adjutant — Prinzessin Goldhaar — Prinz Louis Ferdinand — Ein Duell bei Mondenschein — La Roche-Aymon bei Eylau — Und in der Pairskammer — Die Marquise de la Roche-Aymon zu Koepernitz — König Friedrich Wilhelm erhält, und macht eine Wurst zum Geschenk — Die Vorgeschichte des *soufflet moral* 180

Capitel XIX.

Die Remus-Insel.

Seite

Ein allgemein verbreiteter Irrthum wird widerlegt — Remus wurde nicht an den Mauern Roms erschlagen — Sondern ist der Gründer einer Stadt jenseits der Elbe geworden — Sein Grab wird entdeckt — Der Papst sendet zwei Mönche, um es zu erforschen — Die sechs Geier — Pyl, Plarrius und Schott — Friedrich ist der Hüter der Asche des Remus — Prinz Heinrich errichtet über derselben eine Pagode. — Eine Prophezeiung Luthers 196

Capitel XX.

Die Stadt.

Folgen häufiger Feuersbrünste — Art des Wieder-Aufbaues — Das fashionable Stadtquartier und sein Schicksal — Frau Lemms Miether — Ihre Neubauten — Das Cavalierhaus und seine Insassen 214

Capitel XXI.

Die Kirche.

Sonnenaufgang in der Wüste — Ein unvorhergesehener Angriff — Förster und Forsten — Des Kirchendieners Tochter — Der Altar — Grabsteine und Gedächtnisstafeln — Der Ritter und der Geiger — Die Glocken — Der Schneider 225

Capitel XXII.

Die Menzer Forst.

Mittag in der Grossen Wüste — Heuernte in der Mark — Die Forsten; ihre Einsamkeit — Was Einem in ihnen alles zustossen kann — Holzmacher und Holzdiebe — Schmuggler — Wilddiebe und Förster — Rache, Mord und plötzlicher Tod — Kohlen-Meiler und Theer-Oefen — Der Stechlin-See — Globsow 238

Capitel XXIII.

Die Heide.

Die Weissglas-Hütte — Noch mehr Einsamkeit — Schweigen und Waldesdunkel — Eine empfehlenswerthe Capitals-Anlage — Ein Riese und seine Gastfreundschaft 259

Capitel XXIV.

Zechlin.

Die Zechliner Post — Eine Niederländische Landschaft — Die Quellen des Rhin — Die mecklenburgische Grenze — Ein Cisterzienser-Kloster — Der letzte Bischof von Havelberg — Die Kurprinzen — Ein Inventar aus dem sechzehnten Jahrhundert 270

Capitel XXV.

Venustum os.

Der Warnruf der Eule — Ein Symposion — Begräbnissstätte des Prinzen von Preussen — Die Treibhäuser — Alte Urnen und junge Liebesgötter — *Abgetragen* 286

Capitel XXVI.

Zernikow.

„Nichts Sehenswürdiges" in Zernikow — Fredersdorf — Seine Heirath — Seine Wittwe — Ihr zweiter Gatte — Ihre Kinder — Pitt Arnim — Die Familiengruft 294

Capitel XXII.

Schluss.

Fischen in verbotenen Wassern — Der Kirchhof — Die Lebenden und die Todten — Die Frau mit der Giesskanne — Blainvilles Grab — Letzter Abend am See — Abreise 306

Anhang.

Prinz und Prinzessin Heinrich 316

Ein Epilog 326

Capitel I.

Prinz Heinrich.

Prinz Heinrich erhält Rheinsberg zum Geschenk — Friedrich als Familienhaupt — Heinrich spricht nicht mehr mit ihm — Führt aber mit ihm einen Federkrieg — Und wünscht, in ausländische Dienste zu gehen — Worin Friedrich und Heinrich einander ähnlich waren.

Im Juni 1744 erhielt Prinz Heinrich Rheinsberg zum Geschenk. Prinz August Wilhelm, der „Prinz von Preussen" und künftige Thronerbe, wurde mit Oranienburg, dem einstigen Lieblingsschlosse König Friedrichs I. bedacht, und für Ferdinand, den jüngsten, später ein Palais in Neu-Ruppin gebaut. So sahen sich alle drei Brüder des Königs im Besitze von Landschlössern in ein und derselben Nachbarschaft und bequem zu erreichender Entfernung von einander. Für die nächsten Jahre freilich lebten sie keineswegs alle auf demselben Fusse. Der älteste von ihnen, der Prinz von Preussen, hatte, als verheiratheter Mann, eine vollständige Hofhaltung, und war Herr in seinem eigenen Hause; er kommandirte ein Regiment, das zu Spandau in Garnison lag, lebte aber, glaube ich, meist in seinem Palais zu Berlin. Wesentlich verschieden hiervon war die Stellung der beiden anderen Brüder; Heinrich war im Jahre 1744 erst achtzehn Jahre alt und Ferdinand noch ein Knabe von vierzehn.

Mit diesem jüngsten der Brüder, der später noch Jahre lang unter der Aufsicht von Erziehern stand (Bielfeld war einer von ihnen), und der, auch als er derselben längst entwachsen war (wenn man überhaupt sagen kann, dass er ihr jemals entwachsen ist), wenig von sich reden machte, haben wir uns hier nicht zu beschäftigen.

Um das Jahr 1744 hatte der König, nach langem Schwanken, Potsdam definitiv zu seinem eigenen Ruhesitze gewählt. Freilich war, während jener ersten Jahre, sein Leben ein sehr unstätes gewesen, und war es auch jetzt noch. Der erste und zweite Schlesische Krieg hatten alle Regelmässigkeit seiner Lebensgewohnheiten durchbrochen; die meiste Zeit wurde mit beschwerlichen Reisen, auf Märschen und auf dem Schlachtfelde, aber nicht daheim zugebracht.

Auch der Prinz von Preussen, und der Prinz Heinrich* trugen ihr redlich Theil an diesen beiden Kriegen. Endlich, nachdem der Friede zu Dresden ihnen ein Ende gemacht, und Friedrich am 28. Dezember 1745 in Berlin seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, begann jene Friedensperiode, welche zehn Jahre dauern sollte.

Rheinsberg war nun Heinrichs Eigenthum geworden, für die nächsten Jahre indess hatte er sich mehr dem Namen, als der Sache nach, als Eigenthümer desselben zu betrachten. Ich weiss nicht, ob er selbst mit der Verwaltung seines Gutes irgend etwas zu thun hatte, jedenfalls war es ihm nicht gestattet, dort zu wohnen. Dem Herkommen gemäss, oder, weil es dem Könige so beliebte, vielleicht auch aus beiden Gründen, waren die jungen unverheiratheten Prinzen an die unmittelbare Umgebung Seiner

* Heinrich nahm, als fünfzehnjähriger Jüngling und im Range eines Obersten, an der Schlacht bei Mollwitz Theil. Während der Campagne im Jahre 1745, mit welcher der Krieg sein Ende fand, lag er an den Pocken krank.

Majestät gefesselt, und mussten, sie mochten wollen, oder nicht, in Potsdam ein Garnisonleben führen. Schon im Juni 1740 war Heinrich zum Obersten des 35. Regiments ernannt worden, das zu Spandau in Garnison lag; und die dienstlichen Pflichten als solcher, wie sehr sie ihm auch verhasst waren, boten ihm, glaube ich, die einzige erlaubte Gelegenheit, sich bisweilen von Potsdam zu entfernen. Wie jedem anderen jungen Offizier in der Garnison, war es auch ihm nicht gestattet, nur auf einen einzigen Tag nach Berlin, oder irgend sonst wohin, zu gehen, ohne vorher um Urlaub gebeten, und solchen erhalten zu haben. Die Strenge und Eintönigkeit des Offizierslebens an einem Orte, wie es Potsdam zu jener Zeit war, mag oft genug selbst für jene eine harte Probe gewesen sein, die mit ganzem Herzen an ihrem Berufe hingen, um wieviel quälerischer mussten sie einem jungen Prinzen fühlbar werden, der sich wenig aus dem Soldatenwesen machte, und dem nach vielen Seiten hin Fesseln angelegt wurden, wo Andere eine verhältnissmässige Freiheit genossen. Der König fühlte sich zu allen Zeiten, mit jeder Fiber, als Haupt der ganzen Familie — ein Haupt, das ganz danach geartet war, durch jede Regung, jedes Zeichen von Unbotmässigkeit, das sich bei einem der Familienglieder kundgab, sogleich auf das Empfindlichste berührt zu werden, und den Urheber einer solchen Manifestation mit einem einzigen Nicken oder Schütteln sofort in sein ursprüngliches Nichts zurückzuweisen. Seine Majestät liebte es sein ganzes Leben lang, die nächsten Verwandten: Gattin, Brüder, Schwestern und alle Anderen, in so vollkommener und direkter Abhängigkeit von sich wie nur möglich, zu erhalten. In späteren Jahren, als Brüder, Schwestern, Vettern und Basen bereits alle ihr eigenes Heim besassen, und Kinder resp. Enkel hatten, war dies Regiment nicht mehr ein so direktes und strenges; wenigstens machte es sich den Betheiligten nicht mehr so fühlbar, und wurde von Aussenstehenden

nicht so leicht bemerkt. Das hohe Alter übte zu jener Zeit bereits seinen mildernden Einfluss auf die Energie, mit der sich der maasgebende Wille äusserte, und auch das Gehorchen war in Folge lang geübter Gewohnheit leichter geworden. Für Heinrich traf es sich nun, dass er gerade zu der Zeit, wo sein eigenes Blut am heissesten wallte, die Machtäusserungen Seiner Majestät auszuhalten hatte, der damals in seinen besten Jahren stand, und sich in der Fülle seiner Kraft fühlte. Des Königs Despotismus war zwar voller Weissheit, aber doch auch von spasshaften Anwandlungen und plötzlichen Launen beeinflusst, und konnte allerdings bei Gelegenheit recht empfindliche Schläge versetzen. Zuweilen hatte Heinrich das, was ihm geschah, auch verdient; so hören wir zum Beispiel von Ausflügen, die, trotz aller militärischen Befehle, ohne Urlaub und in Verkleidung, nach Berlin unternommen wurden; Expeditionen, die, wenn sie entdeckt wurden, natürlich mehrere Tage Arrest zur Folge hatten. Der Hauptsache nach war das Loos, welches ihm zu Theil wurde, das, welches allen jüngeren Söhnen regierender Häuser unvermeidlich zufällt, oder vielmehr das nicht minder unvermeidliche, darum aber nicht weniger unbehagliche des jüngeren Bruders eines willenskräftigen, absoluten und noch dazu sich als Sieger fühlenden Königs. In manchen Fällen glaubte sich Heinrich ganz besonders tief verletzt, und hatte wahrscheinlicher Weise guten Grund dazu. Sei dem nun, wie ihm wolle, daran ist kaum zu zweifeln, dass in jenen Jahren der Same ausgestreut worden ist zu dem Hasse, den Heinrich sein ganzes Leben hindurch gegen den ältesten Bruder gehegt hat, trotz alles dessen, was sie gemeinschaftlich gethan und gelitten, trotz der überaus grossen Intimität ihren Beziehungen zu einander in guten und bösen Tagen; ein Hass, den er so lange nährte, hätschelte, und offen zur Schau trug, bis er zuletzt eine geradezu ungeheuerliche Gestalt und Grösse annahm, und

zu einer Monomanie wurde, die jedem Neuangekommenen sofort in die Augen sprang, ihren Träger bei den Leuten lächerlich machte, und später, bis auf unsere Zeit herab, einer schädlichen Schlingpflanze gleich, sein Andenken überwucherte und erstickte.

Für einen damals noch so jungen, so begabten und so ehrgeizigen Mann wie er, war es sicherlich eine recht harte Prüfung, ein Leben führen zu müssen, das ihn in fortwährender Abhängigkeit erhielt, und eine ununterbrochene Selbstunterdrückung von ihm forderte, ein Leben, das eigentlich nur dazu da war, ein Anderes zu ergänzen, und ihm gelegentlich als Zierde zu dienen; und dies alles ohne die goldene Hoffnung, es werde an höchster Stelle einmal eine gründliche Aenderung eintreten. Eine bedeutungslosere Existenz liess sich in der That nicht denken. Der einzige aktive Dienst, den man von ihm forderte, die Sorge für sein Regiment, war ihm verhasst, und wurde von ihm, soweit es anging, links liegen gelassen; jede Art von Beschäftigung dagegen, die einer eigenen Neigung entsprach, wurde ihm beharrlich verweigert. Zuweilen machte er den ernstlichen Versuch, zu zeigen, dass er auch einen Willen habe, ja er versuchte sogar, denselben in unbedeutenden Dingen durchzusetzen, sich ein kleines Stückchen Freiheit nach irgend einer Richtung hin zu sichern, oder doch wenigstens den Schein zu erwecken, als sei er frei. Alles das half ihm nichts. Seine Majestät hielt die Zügel fest in der Hand, kümmerte sich nicht darum, ob man ihm ein mürrisches Gesicht zeigte, oder mit ihm schmollte, und weigerte sich rundweg, seinen Feuergeist von Bruder freizugeben, indem er ihm gestattete, in auswärtige Dienste zu gehen, und dort sich Auszeichnung, oder gar Lorbeeren zu erwerben. An so etwas war gar nicht zu denken.

Friedrich war nun wirklich ein sehr zärtlicher Bruder, der die jüngeren Glieder der Familie aufrichtig lieb hatte,

und dem es ein Herzensbedürfniss war, für sie zu sorgen, und sie um sich zu sehen. Er hat das oft selbst ausgesprochen, und, meinem Erachten nach, auch bewiesen. Aber wie wird ein junger Prinz, dem bei allen seinen Amüsements Hindernisse in den Weg gelegt werden, und dem man die Erfüllung seiner Wünsche für alle Zeit verweigert, an so etwas glauben wollen! Im Gegentheil, der König wurde sehr bald als ein Tyrann angesehen, gegen den sich zu verbinden, für die Prinzen ebenso eine Pflicht, wie ein Vergnügen sei; natürlich nicht zu aktivem, sondern zu passivem Widerstande, sei es auch nur, dass man ihm, soweit es die Etiquette und das eigene Interesse gestatteten, ein verdrossenes Gesicht zeigte.

Das Regiment, das ein älterer Bruder ausübt, ist, wenn nicht ein strengeres, sicherlich ein eintönigeres, als das eines Vaters, d. h. es pflegen dabei weniger häufig plötzliche Anwandelungen von Milde und Nachsicht mit der Strenge abzuwechseln;* ausserdem aber unterwirft man sich ihm lange

---

* König Friedrich Wilhelm konnte, wie alle impulsiven Naturen, oft sehr zärtlich werden. Von Zeit zu Zeit, und zwar in unregelmässigen Zwischenräumen, pflegte er zwischen die Ausbrüche von Härte und Strenge hinein, mit denen seine Kinder, so wollen wir hoffen, als Kinder ihrer Zeit sich abzufinden gewusst haben — in überwallender Zärtlichkeit Liebkosungen an dieselben auszutheilen. Wilhelm, als dem Lieblinge, liess er, wie ich glaube, häufiger Nachsicht und Milde zu Theil werden, als den übrigen. Zuweilen wurden, wie man mit einigem Erstaunen liest, die Knaben an Orte mitgenommen, wo sie unmöglich viel Gutes lernen, und kaum, so sollte man meinen, irgend welches Vergnügen finden konnten. Wir haben ja schon gesehen, dass der Kronprinz in einem Alter von zwölf Jahren bei einem Kindtaufschmause zugegen war, (Band I. S. 224) auf dem es ziemlich lärmend zuging; und es scheint, dass die Prinzen in demselben Alter, wenigstens ab und zu, mit in die „Tabaksgesellschaft" genommen wurden. So muss man wenigstens annehmen, auf die Autorität eines Gewährsmannes hin, den Formey für eine seiner Anekdoten citirt. König Friedrich Wilhelm fand, wie es scheint, ein Vergnügen darin, die französischen protestantischen Geistlichen, die sich in Berlin niedergelassen hatten, zu hänseln (es beliebte ihm, dieselben als Schauspieler zu be-

nicht so willig; diese Erfahrung hat Seine Majestät ziemlich oft machen müssen. Im Haus- und Familienleben zu Sanssouci fehlte es nicht an recht zahlreichen Steinen des Anstosses, die sich seinem glatten Verlaufe hemmend in den Weg legten, die man indess kaum Sorge trug, vor fremden Augen zu verbergen. Natürlich that der König, was wohl jeder Andere an seiner Stelle auch gethan haben würde, als achte er solcher Reibungen nicht im Allermindesten, und könne durch sie überhaupt gar nicht berührt werden; in Wirklichkeit freilich spürte er dieselben, wie jeder Andere auch in seinem Falle, recht gut.

Seine Majestät konnte übrigens bei Gelegenheit eine recht bissige Feder führen. Die folgenden Bruchstücke aus dreien seiner Briefe an Heinrich, die sämmtlich aus dem Jahre 1746 datiren, geben Zeugniss davon:

„Mein lieber Bruder!

Ich denke, wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen, und stehen einander gleich kühl gegenüber. Du hast es einmal so haben wollen, mag es denn so sein. Das Einzige, was Dich zuweilen zu veranlassen scheint, mildere Saiten gegen mich aufzuziehen, ist der Umstand, dass Du meiner guten

---

handeln, oder er stellte sich doch so, als ob er es thue) und jedesmal, wenn er einen von ihnen auf der Strasse traf, blieb er stehen, und fragte ihn: „Hat Er Molière gelesen?“ Als er nun eines Tages dem jüngeren Beausobre begegnete, hielt er ihn gewohnterweise an, und legte ihm dieselbe Frage vor. Mr. de Beausobre antwortete ihm: „Ja, Sire!“ und fügte dann mit erhobener Stimme hinzu: „Und ganz besonders *den Geizigen!*“ Der König erwiderte Nichts, aber, als er kurze Zeit darauf in die Tabaksgesellschaft kam, sagte er lachend: „Heute habe ich einmal meinen Meister gefunden!“ und erzählte die Geschichte. Formey fügt hinzu, er habe stets seine Zweifel in Bezug auf die Wahrheit der Anekdote gehabt, allein sie sei ihm vom Prinzen Heinrich bestätigt worden, der ihm versichert habe, er sei selbst zugegen gewesen, als der König hereintrat, und den Vorfall erzählte. (*Souvenirs d'un Citoyen*, I. 86.) Prinz Heinrich, der zur Zeit, als Formey sein Buch herausgab, noch am Leben war, zählte erst vierzehn Jahre, als er seinen Vater verlor.

Dienste bei Deinen Liebeshändeln bedarfst. Uebrigens kann mich das ausserordentlich geringe Maass freundlicher Gesinnung, das Du mir bei jeder Gelegenheit zeigst, wahrhaftig nicht dazu aufmuntern, immer wieder von Neuem einen Anlauf zur Zärtlichkeit zu nehmen, einem Bruder gegenüber, der es mir so wenig Dank weiss. Das ist Alles, was ich Dir für diesmal zu sagen habe." . . . . .

„Mein lieber Bruder!

Deine beredte Feder bringt merkwürdige Dinge zu Tage. Offenbar *vous y entendez finesse;* was mich betrifft, so gestehe ich offen meine Dummheit; ich verstehe sie eben nicht. Wenn Du mich liebst, dann muss Deine Liebe eine metaphysische sein, denn bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, dass sich die Leute einander auf diese Weise ihre Liebe kund thun; d. h., in dem sie sich keines Blickes würdigen, kein Wort mit einander wechseln, kurz, sich gegenseitig nicht das geringste Zeichen von Zuneigung geben. Glücklich sind diejenigen, denen Du Deine Liebe schenkst; das will ich gern glauben; allein, wenn Du mich unter dieselben zählst, dann kann ich Dir versichern, dass ich mich über die zärtlichen Gefühle, die Du für mich hegst, in völliger Unwissenheit befinde. Ich weiss nur, dass Du Dich von mir fern hältst, mich mit Kälte behandelst, und mir gegenüber eine Gleichgiltigkeit zeigst, wie sie sich nicht vollkommener denken lässt. Ich bin, *Monsieur mon frère etc. etc.*

Einen dritten, sehr langen Brief, der denselben Gegenstand behandelt, übergehe ich hier. Dann kommt Numero vier:

„Mein lieber Bruder!

Allerdings hatte ich nicht erwartet, einen Brief von Dir zu erhalten. Allein, nachdem Du für gut befunden hast, sechs Monate lang zu schmollen, und mich, obwohl Du mit mir in demselben Hause wohnst, weder anzusehen, noch mit mir zu reden, es sei denn, dass Du es Schicklichkeitshalber gar nicht vermeiden kannst, vermag mich nichts mehr in Erstaunen setzen. Noch weniger freilich war ich auf das Projekt gefasst, welches Du mir mittheilst. Ich habe gar nichts dagegen, dass

Du bestrebt bist, Dich zu instruiren. Allein das geringe Interesse, welches Du bisher für den vaterländischen Militärdienst an den Tag gelegt hast, scheint mir wenig zu versprechen für Deine Leistungen im Felde. Ueberdies sind die Einrichtungen in fremden Armeen so verschieden von den unsrigen, dass ich nicht einsehen kann, was Du aus den ersteren lernen könntest; ganz abgesehen davon, dass ich Dich, bei der gegenwärtigen europäischen Lage, nicht gut zu einer der beiden kriegführenden Armeen schicken kann, ohne damit eine Parteinahme zu markiren, welche kundzugeben, mir durchaus nicht konvenirt. Allen diesen Gründen könnte ich noch einen hinzufügen, der für mich vielleicht der zwingendste ist, nehmlich den, dass ich mich, trotz aller Deiner Kälte mir gegenüber, stets als Deinen Bruder fühle, und als solcher nicht dulden darf, dass Du Dein Leben auf's Spiel setzest, es sei denn, für das Wohl Deines Vaterlandes. Ich kann also nach keiner Seite hin meine Einwilligung zur Ausführung des Planes geben, den Du gefasst hast; ich bitte Dich indessen, wenn Du es über Dich gewinnen kannst, mir Deine freundliche Gesinnung wieder zu schenken; willst, oder kannst Du das nicht, so muss ich freilich versuchen, auch fernerhin mit Dir zu leben, wie der Doktor Horch mit seiner Frau gelebt hat." . . .*

Aus anderen Briefen von ein, oder zwei Jahre späterem Datum ersehen wir, dass sich das Verhältniss zwischen beiden Brüdern nicht gebessert hatte. Der König schickt den Oberst von Rohr, um das Regiment des Prinzen wieder in Ordnung zu bringen und ist taub gegen alle Vorstellungen des Letzteren. „Er habe Niemand Rechenschaft darüber zu geben, was er thue, werde diejenigen Aenderungen treffen, welche er für gut halte, und erwarte vor Allen Dingen, dass Heinrich selbst eine „Aenderung" in seinem Betragen eintreten lasse."

In einem ferneren Briefe sagt er dann:

---

* *Oeuvres*, &c., tome XXVI., pp. 175—76, 178.

„Nach den Proben von Erregtheit, die Du mir neuerdings gegeben hast, würde es thöricht von mir sein, wollte ich Dich ganz aus den Augen lassen, und ich gestehe Dir ganz offen, dass ich mir fest vorgenommen habe, Dich nicht eher Dir selbst zu überlassen, bis ich sehe, dass Du die erforderliche Stetigkeit und Festigkeit des Charakters erlangt hast. Deshalb würde ich, auch wenn ich Dir das Regiment von Kleist* gegeben hätte, dasselbe doch sofort in eine andere Garnison versetzt haben, und damit der Grund, aus welchem Du mich um dasselbe batest, hinfällig geworden sein. Uebrigens solltest Du am allerwenigsten eine so schlechte Meinung über das Regiment aussprechen, dessen Chef Du gegenwärtig bist. Ich meine, Du müsstest bemerkt haben, dass ich demselben stets eine grosse Anzahl Landeskinder zuweise, und dass es nur einer weiteren Schulung und Disciplinirung in der Garnison bedarf, um ebenso gut zu werden, wie ein altes Regiment. Wenn Du wirkliches Interesse für den Dienst hättest, würdest Du Deine Ehre darein setzen, es auf diesen Fuss zu bringen. Allein, wie es mir scheint, benutzest Du Deine militärische Stellung nur als eine willkommene Gelegenheit für Deine kleinen Amüsements. Was das Haus betrifft, welches ich in Berlin für Dich bauen lasse, so wird es so bald noch nicht fertig sein, und Du sollst es auch nicht eher beziehen, als bis Du im Stande sein wirst, davon einen verständigen Gebrauch zu machen." †

Friedrich täuschte sich über Heinrich gerade ebenso und nach derselben Richtung hin, wie sein Vater sich in Bezug auf ihn getäuscht hatte. In späteren Jahren sah er freilich seinen Irrthum ein.*† Heinrich besass — davon hat

---

* Die folgende Stelle des Briefes, welche sich darauf bezieht, dass Heinrich um Verleihung eines durch den Tod des General v. Kleist freigewordenen Berliner Regimentes gebeten, und welche der Verfasser, wohl weil sie dem englischen Leser weniger verständlich, weggelassen, habe ich wieder eingefügt, da sie mir zur Erklärung des Folgenden nicht unwesentlich beizutragen, und für deutsche Leser leicht verständlich scheint. D. Ü.

† *Oeuvres*, &c., tome XXVI. p. 180.

*† Vielleicht hatte er bei alledem seine Hoffnung auf ihn gesetzt, und es nur für unklug gehalten, ihn dies merken zu lassen. Im Oktober

er seiner Zeit glänzende Proben abgelegt — nicht nur eine ausgesprochene Neigung zum Soldaten-Berufe, sondern auch wirkliches militärisches Genie, aber ihm, wie seinem Bruder Friedrich in demselben Lebensalter, war das Abrichten der Soldaten eine höchst widerwärtige, ja verächtliche Beschäftigung. So vernachlässigte er sein Regiment, gab sich aber zu derselben Zeit mit Eifer taktischen Studien hin. Mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preussen, führte er in jener Potsdamer Zeit einen Krieg auf dem Papier, eine *„guerre de plume"*, wie sie es nannten.

Sie fingirten dabei einen Krieg zwischen Preussen und seinen Nachbaren, wobei jeder von ihnen, auf dem Papiere und auf geographischen Karten, die Armeen, resp. die kriegerischen Unterhandlungen seitens einer der kriegführenden Parteien leitete. Zu diesem Zwecke schrieben sie einander wöchentlich zwei Briefe, in welchen jeder dem Anderen von den Bewegungen Kenntniss gab, die er auf seiner Seite zu machen, für gut befunden hatte. Diesen Briefen waren Pläne der Märsche, Lager und Belagerungen, resp. sonstiger militärischer Operationen, beigefügt.*

Es gab viele Punkte, in denen Friedrich der Grosse und sein Bruder Heinrich sich überraschend ähnlich waren, — sowohl in Bezug auf Charakter, Gemüthsart, Neigungs- und Geschmacksrichtungen, als auch in Bezug auf gewisse Momente, in denen die Fäden ihrer äusseren Lebensgeschichte und des Schicksales, das ihnen zu Theil wurde, soweit dieselben auch sonst auseinander liegen, sich begegneten, oder auffallende Parallelen bildeten. In körperlicher Hinsicht be-

---

1745 schreibt er an Rothenburg: „Mein Bruder Heinrich hat sich auf unserem Marsche am 16. in hohem Grade ausgezeichnet, und seine Talente, von denen ich Ihnen so oft gesprochen habe, fangen an, auch in der Armee bemerkt zu werden.

* *Vie privée, politique et militaire du Prince Henri de Prusse*, p. 21.

stand zwischen ihnen, wenigstens in den Jugendjahren, eben nur, was man Familien-Aehnlichkeit nennt. Heinrich war stets hässlich; ein Portrait von ihm, am Spätabende seines Lebens gezeichnet, könnte wohl als eine Karrikatur Friedrichs gelten (in der That wurde eine in des Verfassers Besitz befindliche, nach einem solchen aufgenommene Photographie, sogar von preussischen Offizieren, die in Berlin geboren waren, dafür gehalten). Welcher Art Heinrichs Herrscher-Talente gewesen sein mögen, wissen wir nicht, aber seine militärische Begabung war, gleich der Friedrichs, eine sehr hohe, und er sowohl, wie Friedrich, verabscheuten, so lange sie in subalternen militärischen Stellungen waren, die mühselige Arbeit des soldatischen Drills, auf die sie, als etwas ihrer Unwürdiges, herabblickten. Ihre Lieblings-Neigungen und Beschäftigungen im Privatleben waren dieselben, nicht minder die Genüsse, mit denen sie ihre Mussestunden ausfüllten. Sie hatten beide dieselbe Neigung für das, was sie Poesie und Philosophie nannten, d. h. beide erblickten in der Pflege der französischen Litteratur das beste und edelste geistige Ziel, welches ein Mann sich vorsetzen könne. Einer wie der andere, bezogen sie all' ihr Wissen aus dieser einzigen Quelle; jeder von beiden blickte zu den Koryphäen dieser Litteratur, wie zu den Grössten unter den Sterblichen auf, und liebte es, eine Art von Verwandtschaft mit diesen Halbgöttern für sich in Anspruch zu nehmen, indem er sich bemühte, demüthig in ihre Fussstapfen zu treten. Die Liebe zur Musik, die Baulust und die Neigung zur Gärtnerei beherrschte beide bis zur Narrheit.

Ungleich anderen fürstlichen Personen, oder Landedelleuten gewöhnlichen Styls, hatten Beide nicht das geringste Interesse für irgend eine Art von Sport, oder an Pferden und Reiterkünsten; und gegen gewisse andere Liebhabereien, oder Zeitvertreibe, denen nicht nur fürstliche Personen, sondern überhaupt die Mehrzahl der Menschenkinder nach-

zujagen pflegen, waren beide königlichen Brüder in ungewöhnlichem Maasse gleichgiltig.

Einige Memoirenschreiber (wie Thiébauld z. B.) plagen sich — und in gewissem Maasse auch uns noch heute — damit, dass sie nicht nur Parallelen zwischen Friedrich und Heinrich ziehen, sondern auch des Langen und Breiten Fragen erörtern, wie die folgenden: Wer von Beiden war der Grössere? Welche Rolle würde Heinrich gespielt haben, wäre ihm die höchste Würde zu Theil geworden? Was würde aus Friedrich geworden sein, hätte er sein ganzes Leben in einer untergeordneten Stellung verbringen müssen? Man muss indess gerechter Weise hinzufügen, dass diese Herren fast immer zu dem Endergebniss gelangen, Heinrich sei in Bezug auf gewisse Regenten-Eigenschaften seinem Bruder nicht ebenbürtig gewesen, und das Fatum habe sehr wohl daran gethan, jedem von ihnen den Platz anzuweisen, an den es ihn wirklich gestellt hat.*

Wie Friedrich, so war auch Heinrich in seiner zartesten Jugend der Obhut einer französischen Dame, einer Madame de Jaucourt, anvertraut gewesen. Die französische Sprache, so versichert uns Bouillé, hatte in seine Seele den Saamen guten Geschmackes und guter Grundsätze *(les semences du bon goût et des bons principes)* gesäet; und so geschah es denn, dass, als er in das erste Mannesalter trat, er ebenso befähigt, wie geneigt war, sich in die Gesellschaft der Männer

---

* Zu dieser „Frage" macht St. Beuve folgende Bemerkungen: „Frédéric était un grand homme, de ceux en qui réside et se personnifie la force et la destinée d'une nation; le prince Henri . . . . . me paraît raisonneur, réfléchi, méthodique, quelquefois jusqu'au bizarre et au minutieux, ombrageux, susceptible, capable d'envie, fastueux, aimant la montre, ne haïssant pas d'être trompé, ayant une forte teinte de la sensibilité et de la philantropie de son siècle; avec cela de la justesse par places, de la mesure habile, de la combinaison, de l'adresse, des parties ingénieuses; mais grand homme, c'est beaucoup dire; il n'est grand en rien, il n'a rien d'héroique; c'est un esprit distingué et un guerrier de mérite."

zu stürzen, welche den litterarischen Kreis des Königs in Sanssouci bildeten, Männer, wie Maupertuis, La Beaumelle, Algarotti, d'Argens, La Mettrie, des Prades und Voltaire. Es ist erwiesen, dass er mit den Besten — vielleicht auch mit den Schlimmsten — unter ihnen, auf vertrautem Fusse gestanden hat. Voltaire lieh ihm nicht nur seine ungedruckten Schriften, sondern gab ihm auch Unterricht in der Deklamation, und ging seine Rollen für die Liebhabertheater-Vorstellungen mit ihm durch. Es ist kein Wunder, wenn die, unter solchen Umständen empfangenen Eindrücke, ihm Muster und Maassstab für den Rest seines Lebens blieben.

Capitel II.

Die Königin-Mutter.

Die Königin-Mutter macht zu Ostern einen Erholungsausflug — Und besucht ihre Kinder — Prinzess Amalie bläst die Flöte — Und Prinz Ferdinand macht den Vorsänger bei'm Choral-Singen — Die regierende Königin bleibt in Berlin — Als Gouvernante ihres Neffen — Friedrichs letzter Besuch in Rheinsberg — Sophie von Pannewitz.

Im Frühjahr 1745 stattete die verwittwete Königin ihren Söhnen zu Oranienburg und Rheinsberg Besuche ab. Die Prinzen wünschten, ihrer Mutter ihre neuen Besitzungen zu zeigen, und Ihre Majestät, die sich selbst und ihnen eine Freude machen wollte, willigte ein, zu Ostern eine Woche bei ihnen zuzubringen. Pöllnitz hat uns eine Beschreibung dieses Ausfluges hinterlassen, die leider zu lang ist, um hier ganz wiedergegeben zu werden.* Sie ist ganz in seinem

---

* Diese Beschreibung wurde, lange nach dem Tode ihres Verfassers, in Königs *Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin*, abgedruckt. Ueber den begabten, aber unwürdigen Pöllnitz, seine glänzende Redegabe und unterhaltende Schreibweise, seinen völligen Mangel an Grundsätzen wie an Selbstachtung, und endlich seinen wiederholten Religionswechsel („né Calviniste," sagt Preuss ganz kühl, „il fit sa première objuration en 1717" — wann er es zum letzten Male gethan, habe ich vergessen) ist von Anderen schon soviel gesagt, dass man es mir erlassen möge, mich näher mit ihm zu beschäftigen.

besten Style geschrieben, ein Styl, der hoffentlich mit dem Manne selbst gestorben ist, affektirt und gewunden, und, obwohl nicht ganz ohne Witz und eine gewisse Gutmüthigkeit, doch fade und equivok. Nichtsdestoweniger giebt uns seine Erzählung eine Idee davon, wie sich vor hundertunddreissig Jahren in Deutschland eine grosse Dame bei einem Ausfluge auf das Land zu amüsiren pflegte.

Während der zehn Tage, welche die Königin ausserhalb Berlins zubrachte, that sie nichts, als schlafen, Toilette machen, diniren, soupiren, sticken und Kartenspielen. Dass sie je, ausgenommen während der Reise, ihren Fuss vor die Thür gesetzt habe, darüber findet sich nicht die leiseste Andeutung.

Am 12. April, dem Mittwoch vor Ostern, reiste sie von Berlin ab. Am Abende, bevor sie ihr Heim verliess, ging sie früher, als sonst zu Bett, schlief aber am folgenden Morgen bis zur gewohnten Stunde. Sowohl am Vorabende, wie am Morgen ihrer Abreise, tröstete sie diejenigen unter ihrer Dienerschaft, welche so unglücklich waren, zu Haus bleiben zu müssen, in der allergnädigsten Weise, und nahm Abschied von ihnen. Die erste Kammerfrau der Prinzessin Amalie war nicht zu trösten. „Vielleicht werde ich Sie niemals wiedersehen, meine geliebte, erhabene Herrin!" rief sie weinend aus, und Schluchzen erstickte ihre Stimme; „die Prinzessin allein blieb ruhig". Nach frühzeitig eingenommenem Diner, bestiegen die Königin und Prinzessin ihre Wagen, „und unternahmen diese Reise, welche das Erstaunen aller derer erregte, die Augenzeugen derselben waren, und von Anderen wohl kaum hinreichend gewürdigt werden wird". Dem Wagen der Königin folgten über dreissig andere. Das Wetter war so schön, wie nur möglich: „sichtlich hatte der Himmel beschlossen, alle seine Gunst dem Vorhaben einer Fürstin zu schenken, die ihm durch ihre Tugenden theuer war."

In Oranienburg, der ersten Station, wurde die Königin von dem Prinzen und der Prinzessin von Preussen feierlich empfangen, und verweilte dort drei Tage. Sie war kaum angelangt, und hatte ein Paar Augenblicke der Ruhe gepflegt, so setzte sie sich schon zum Kartenspiel nieder, während der Prinz und die Prinzessin mit den Herren und Damen des Gefolges im Garten lustwandelten. Das Souper war glänzend. Am anderen Morgen wurden die Damen vor der gewohnten Zeit aus dem Schlafe geweckt durch das Brüllen der Kühe, die seit den Tagen König Friedrichs I. so glänzende Gesellschaft zu Oranienburg nicht mehr gesehen hatten, und nun ihrer Freude „par des cris d'allégresse" Luft machten. Dann ergeht sich der Bericht eine gute Weile lang in Anspielungen auf den Stier und die Europa und die Jo, alten, wieder aufgewärmten Scherzen, mit denen der alte Nichtsnutz von Kammerherr, wie ich sicher glaube, die Damen den ganzen Vormittag über geneckt hat. Dass die Königin in ihrem Schlummer gestört worden sei, wird nicht gesagt; es würde sich auch kaum mit der Etiquette vertragen haben, die Königin-Wittwe in ein und demselben Satze mit einer gewöhnlichen, modernen Kuh zusammenzubringen. Die Damen machten, nach beendigter Toilette, zuerst dem Prinzen und der Prinzessin von Preussen, und dann der Prinzessin Amalie ihre Aufwartung. Die letztere fand man in ihrem Boudoir bei'm Flötenspielen, bekleidet mit einem Corset von weisser Seide und einem weissen Rocke, der mit „natürlichen Blumen in Silber bestickt" war (sie sollte eben zu einem Portrait auf einer Meissener Porzellan-Untertasse sitzen). Nach dem Diner setzte sich die Königin an ihre Goldfäden-Arbeit (à effiler de l'or), und Pöllnitz las ihr aus einem französischen Romane (*La Mouche*, par le Chevalier de Mouché) vor. Um sieben Uhr Abends fand ein Ball statt, und die Königin spielte bis zum Souper im Ballsaale Karten. Am Char-

freitag wurde im Vorzimmer der Königin Gottesdienst abgehalten, wobei Monsieur Des Champs, welcher zu diesem Zwecke mitgegangen war, die Predigt hielt, und Prinz Ferdinand, der damals fünfzehn Jahre alt war, die Choräle vorsang. „Zwar sang Seine Königliche Hoheit etwas falsch, denn seine Stimme gehörte nicht gerade zu den harmonischesten, allein das diente nur dazu, den Gottesdienst etwas weniger traurig zu machen, als er sonst gewöhnlich in dieser Woche zu sein pflegt, die ganz den Betrachtungen über Leiden und Sterben geweiht ist. Die Damen schüttelten sich vor Lachen. Sogar Frau von Blaspiel wurde in ihrer Andacht gestört, und konnte nicht umhin, es wie die Anderen zu machen.* Als der Gottesdienst zu Ende war, wurde der Prinz tüchtig ausgescholten, und zwar selbst von denen, die am Meisten über ihn hatten lachen müssen." . . . . . Am Nachmittage begann die Königin, nachdem sie von der Tafel aufgestanden, und sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, ihre gewohnte Goldfäden-Arbeit, und der Baron von Pöllnitz hatte die Ehre, ihr die Fortsetzung von „*La Mouche*" vorzulesen. Auf das Vorlesen folgte Kartenspiel, und auf das Kartenspiel das Souper, bei dem es diesmal, in Folge

* Frau von Blaspiel war ein besonderer Liebling der Königin-Mutter, und viele Jahre vor jener Zeit ein Mal in grosse Bedrängniss gerathen, in Folge einer zu zärtlichen Neigung, die sie für Manteuffel gefasst hatte, (Man hatte letzteren nehmlich Anfangs in Verdacht, dass er bei der Clementschen Affaire seine Hand mit im Spiele gehabt habe, und als es sich fand, dass Frau von Blaspiel mit ihm in Correspondenz gestanden hatte, zog König Friedrich Wilhelm hieraus den Schluss, dass sie ebenfalls dabei betheiligt gewesen sein müsse, und schickte sie nach Spandau; bald darauf stellte es sich indessen heraus, dass ihre Briefe, weit entfernt davon, irgend etwas Hochverrätherisches zu enthalten, ganz allein ihre zärtliche Neigung zum Gegenstande gehabt hatten). Nach längerem Fernbleiben vom Hofe, war sie, als Gouvernante der Prinzessin Amalie, wieder an denselben zurückgerufen worden. Sie hatte die leidenschaftlichen Regungen ihrer Jugendzeit überwunden, und war nun eine ältliche, etwas streng blickende und in ihren Andachtsübungen exemplarische Dame.

der Abwesenheit des Prinzen Heinrich, der am Nachmittag nach Rheinsberg vorausgereist war, etwas weniger heiter zuging.

Am Sonnabend folgte ihm die ganze Gesellschaft, und legte den Weg von Oranienburg nach Rheinsberg in vier Stunden zurück. Prinz Heinrich empfing die Königin an der Grenze seines Besitzthums, setzte sich dann im Galopp an die Spitze des Zuges, und half ihr bei'm Eingange zum Schlosse aus dem Wagen.

„Darauf führte er Ihre Majestät in die für sie bestimmten Appartements, welche die früher vom Könige bewohnten Räume waren. Die Königin drückte ihre grösste Freude darüber aus, in Rheinsberg zu sein, und besah sich, während die Tafel gedeckt wurde, die Haupträume des Schlosses, wobei sie das Arrangement derselben, die Schönheit des Ameublements und die Eleganz des Deckenschmuckes nicht genug zu loben wusste . . . . . Prinz Heinrich benachrichtigte die Königin, dass das Diner servirt sei, und Ihre Majestät ging nun durch den Corridor der Damen und das Cabinet, welches mit den Gemälden Lancrets geschmückt ist; dort stand sie einige Augenblicke still, um sich die Gemälde zu betrachten, und trat dann in den grossen Saal, in welchem die Tafel servirt war; sie wurde nicht müde, den Geschmack und die Pracht zu bewundern, die in demselben herrschten, und brachte während des Diners das Gespräch auf diesen Gegenstand, wobei sie Gelegenheit nahm, alles nur mögliche Liebenswürdige über den König zu sagen, der so viel Schönes geschaffen, als er doch noch Kronprinz gewesen sei. Da der Hofhalt Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich noch nicht vollständig formirt war, so warteten bei der Tafel Bediente des Königs auf, der die Bestreitung der Kosten für den Aufenthalt der Königin zu Rheinsberg übernommen hatte. So ging es denn bei Allem ganz königlich her. Nachdem die Königin von der Tafel aufgestanden war, verfügte sie sich in das runde Kabinet, von welchem aus man den See übersieht. Frau von Kannenberg, die früher zu verschiedenen Malen in Rheinsberg gewesen war, übernahm das Amt eines Historiographen, und machte

Ihre Majestät auf die verschiedenen Orte der Umgebung aufmerksam. Sie malte ihr die Schönheit des Waldes von Boberow aus, und vergass nicht, von den glücklichen Tagen zu erzählen, die sie einst am Hofe des Kronprinzen verlebt hatte." . . . . .

Unmittelbar nachher setzte sich die Königin wieder an ihre Goldfäden-Arbeit.

Da am anderen Tage Oster-Sonntag war, so predigte Mr. Des Champs mit grossem Pathos im Vorzimmer Ihrer Majestät, und Prinz Ferdinand liess es sich gefallen, dass der Orts-Cantor den Vorsänger machte (und zwar wurde deutsch gesungen, während die Predigt französisch war). Nach der Tafel las Pöllnitz der Königin vor. Einige Mitglieder der Gesellschaft unternahmen einen Ausflug nach einem der benachbarten Glaswerke und brachten eine Anzahl Geschenke mit nach Hause. Abends fand ein Ball im grossen Saale statt, der bis vier Uhr Morgens dauerte.

Am Montag endlich, hören wir, dass alle Welt, mit Ausnahme der Königin, einen Spaziergang durch Garten und Wald unternahm, wobei Prinz Ferdinand in einen Sumpf gerieth, und einen Schuh verlor, der aber glücklicher Weise von ein Paar kleinen Jungen wiedergefunden wurde.

„An demselben Tage erschien der Prinz von Mirow und seine Familie, um der Königin seine Aufwartung zu machen. Prinz Heinrich hatte veranlasst, dass sie noch am Abende vor dem Balle eingeladen wurden, sie entschuldigten sich indess damit, dass die Herzogin-Mutter nicht bei Nacht reisen könne. Alle die, welche diesen Hof fünf Jahre früher gesehen hatten, fanden, dass er noch immer derselbe sei. Es waren dieselben Leute und dieselben Gesichter. Prinz Heinrich empfing sie am oberen Ende der Treppe, und führte sie, der Herzogin-Mutter seine Hand bietend, in Frau von Blaspiels Zimmer, um hier zu warten, bis es der Königin gefallen würde, sie zu empfangen. Nach kurzer Frist geruhte Ihre Majestät, ihnen

Audienz zu geben, und unterhielt sich viel mit der Herzogin-Mutter, die ihr von der ganzen Gesellschaft die Vernünftigste zu sein schien. Die Schweigsamkeit der jungen Herzogin * war ihr langweilig, und die rauhe Stimme der Prinzessin von Schwarzburg, die in den Chroniken von Rheinsberg unter dem Namen Prinzess *Violente* figurirt, betäubte sie. Als man durch das Vorzimmer ging, um sich zur Tafel zu begeben, liess sich die Königin die Damen im Gefolge des Mirowschen Hofes vorstellen. An Fräulein von Rauchbart, oder *Barbe velue*, fand sie grossen Gefallen, und erwies derselben, nach aufgehobener Tafel, grosse Auszeichnung. Sie liess sie zu sich rufen, und wünschte von ihr wahrsagen zu hören. Die Sybille prophezeite Monseigneur Prinz Heinrich vielen Ruhm, eine leichte Verwundung und eine grosse, schöne Prinzessin, die ihn mit acht Prinzen, so schön wie Vater und Mutter, beschenken werde. . . . . Als die Mirowschen wieder abgereist waren, setzte sich die Königin zum Kartenspiel nieder." etc. etc.

Am nächsten Tage † verliess sie Rheinsberg, und „sprach ihr Bedauern aus, dass sie fort müsse, fügte aber hinzu, sie rechne darauf, eines Tages wiederzukommen." In Oranienburg wurde für eine Nacht Halt gemacht, und wenige Augenblicke nach ihrer Ankunft, setzte sich Ihre Majestät wieder zum Spiel nieder. Der Abend endigte mit einer Illumination und einem Balle, und am folgenden Tage kehrten die Königin und ihr Gefolge nach Berlin zurück.

Während alles dies vor sich ging, sah es an der schlesischen Grenze sehr ernst aus. Der König stand bei Neisse und anderen Orten im Feldlager, innerhalb weniger Tage folgten auch die beiden Prinzen, welche soeben noch ihrer

---

* Mutter der Königin Charlotte von Gross-Britannien. Die letztere (geb. am 19. Mai 1744) war zur Zeit jenes Besuches das Baby des herzoglichen Hauses zu Mirow.

† So glaube ich wenigstens; Pöllnitz geräth an dieser Stelle mit seinen Zeitangaben in Unordnung; sie stimmen nicht mit dem Briefe Heinrichs an den König, der seinerseits allerdings ebenfalls unrichtige Daten zu enthalten scheint. *Oeuvres*. XXVI., p. 152.

Mutter die Honneurs in ihrem eigenen Hause gemacht hatten, Seiner Majestät auf den Kriegsschauplatz, und es fehlte nicht viel, so hätte bald nach jenem Oster-Ausfluge der Hof sich auf die Flucht begeben; kaum einen Monat nach dem Rheinsberger Besuche nehmlich traf der König, der einen Einfall der Sachsen fürchtete, Maassregeln, um die beiden Königinnen und die übrige königliche Familie an irgend einen sicheren Ort zu bringen. Aber ehe dies noch zur Ausführung kommen konnte, wurde die Schlacht von Hohenfriedberg geschlagen, und die Königin-Mutter erhielt folgenden Brief:

„Vom Schlachtfelde.

„Madame,

„Wir haben soeben einen grossen Sieg über den Feind erfochten. Meine Brüder und alle meine Freunde sind wohlauf; zum Zeugniss dessen habe ich gewünscht, dass die Ersteren diesen Brief mit unterzeichnen. Unser gutes Glück und die Erfolge, die wir errungen haben, spotten jeder Beschreibung; sechzig Fahnen, die gesammte Artillerie des Feindes und eine grosse Zahl Gefangener sind unser; wir haben unter den Feinden, besonders den Sachsen, ein furchtbares Blutbad angerichtet. Der Ort, bei welchem die Schlacht stattfand, heisst Friedeberg. Ich habe nicht Zeit, mehr zu sagen.

Friedrich.

Wilhelm.
Heinrich.

Die Königin-Mutter hielt Wort. Im Juli des folgenden Jahres (1746) stattete sie in Oranienburg und Rheinsberg einen zweiten und etwas längeren Besuch ab. Diesmal war der König mit von der Partie, Alles verlief sehr glänzend, und eine Festlichkeit jagte die andere. Wie es scheint, hat er nach der Abreise der Königin noch eine Nacht in Rheinsberg zugebracht; und als er dann am anderen Abende spät in Potsdam angelangt war, schrieb er an den Prinzen von

Preussen, zum Dank für den, ihm in Oranienburg zu Theil gewordenen Empfang, nachfolgenden Brief.

Den 15. Juli 1746.

„Mein theurer Bruder!

„Du weist, dass ich Dich liebe, und dass es mir immer eine wahrhafte Freude ist, Dich zu sehen. Ich bin entzückt, dass mir diese Freude diesmal in Oranienburg zu Theil geworden ist, und sie allein würde mir alle Vergnügungen ersetzt haben, mit denen Du uns in so reicher Fülle und in so glänzender und geschmackvoller Form überrascht hast. Ich will nur hoffen, dass die Hitze heute und gestern der Königin keine Beschwerden verursacht hat. Gestern nach ihrer Abreise hatten wir ein ländliches Souper auf der Brücke in Remusberg, und gedachten dabei mit lebhaftem Bedauern der lieben Gäste, die soeben unser ländliches Asyl verlassen hatten. Ich machte heute in Ruppin Halt, und suchte alle die wohlbekannten Plätze auf, die Zeugen so manches glücklichen Thorenstreiches meiner Jugend gewesen sind; dabei merkte ich, wie die alten Bürger die Köpfe zusammensteckten, und einander zuflüsterten: „Oh, unser guter König ist doch der lustigste Vogel in seinem ganzen Reiche; wir wissen davon zu erzählen, und unsere Fensterscheiben noch mehr; jetzt kann man sie doch, Gott sei Dank, ganz erhalten, seit er sich daran gemacht hat, die der Königin von Ungarn zu zerbrechen." Du kannst Dir vorstellen, wie dieser bedenkliche Panegyrikus meine Eigenliebe dämpfte." . . . . . .

Ich glaube, dies war das letzte Mal, dass Friedrich Remusberg sah.

Das einzige bei dieser Gelegenheit nicht mit eingeladene Mitglied der königlichen Familie, war die regierende Königin. Der Prinz von Preussen sagte ihr ganz offen, dass er ohne höheren Befehl nicht wagte, sie einzuladen; er bot ihr aber an, seine Gemahlin (der Königin jüngere Schwester) da zu lassen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Schon bei Gelegenheit der früheren Partie, zu Ostern 1745, hat sie einen Seufzer darüber, dass man sie daheim gelassen habe, nicht

unterdrücken können: — „Was mich betrifft, so werde ich hier allein in dem alten Palaste, ganz wie eine Gefangene, zurückbleiben, während die Anderen sich amüsiren. Ich unterhalte mich mit Lesen, Arbeiten und Musiziren." (Diese Worte sind selbstredend an ihren Bruder Ferdinand gerichtet, dem sie dann fernerhin mittheilt, sie sei, nachdem die ganze Gesellschaft wieder heimgekommen, auf einen Tag nach Cöpenick gegangen, „um nicht die Einzige zu sein, die keine Reise gemacht hätte.")

Das zweite Mal, als der König auch mit dabei war, wurde ihr die Entbehrung und Vernachlässigung wohl noch fühlbarer. Ihr Brief an Ferdinand (vom 1. Juli 1746) klingt beinahe pathetisch:

„Die Königin-Mutter begiebt sich am Montag nach Oranienburg, worauf sie sich sehr freut. Meine Schwester wird auch mitgehen; ich werde das Haus hüten, und bei meinem Neffen die Gouvernante machen. Ich bin froh, dass meine Schwester auch geht; es wird ihr doch wenigstens ein Vergnügen bereiten, und dann gehört es sich auch so. Es ist mir lieb, dass Niemand ausser mir verlassen ist, und trüben Betrachtungen sich hingeben muss; erginge es meiner Schwester ebenso, so würde mich das nur doppelt schmerzen. Der Prinz (von Preussen) fragte mich neulich, ob es mir angenehm sein würde, wenn er mir meine Schwester hier liesse, um mir Gesellschaft zu leisten; ich erwiderte ihm: wenn ich auch jederzeit glücklich sei, meine Schwester zu sehen, so könne er doch überzeugt sein, dass es mir weit mehr Vergnügen bereite, wenn er sie mit nach Oranienburg nehmen würde, denn so schicke es sich, und mache überdies meiner Schwester Vergnügen. . . . . Darauf wünschte er von mir selbst sprechen zu dürfen; allein ich entgegnete ihm sofort, ich empfände es zwar sehr tief, mich auf diese Weise behandelt zu sehen, wäre aber daran gewöhnt, und mein Kummer würde nur vergrössert werden, wenn ich sähe, dass es meiner Schwester ebenso gehe."*

* Von Hahnke, p. 124.

In jenen Juli 1746 fällt auch für unsere liebe Gräfin Voss der erste ihrer, für sie gewiss denkwürdigen Besuche in Oranienburg und Rheinsberg. Sie war damals noch Sophie von Pannewitz, eine junge Hofdame im Gefolge der Königin-Mutter, zu jener Zeit erst siebenzehn Jahr alt, und in der ersten aufknospenden Blüthe ihrer Schönheit. Ohne sich dessen noch völlig bewusst zu sein, hatte sie — was man in ihrem Falle nur ein Unglück nennen kann — eine tiefe und wie es sich später herausstellte, dauernde Leidenschaft bei dem Prinzen von Preussen erweckt. Er, in seiner Ehe nicht sehr glücklich, wurde gleich bei ihrem ersten Erscheinen am Hofe seiner Mutter von Liebe zu ihr ergriffen. Sie, das arme Kind, ganz auf sich selbst angewiesen, und sich nicht mehr zu rathen und zu helfen wissend, that, daran darf man nicht zweifeln, Alles, was in ihren Kräften stand, um ihn zurückzuweisen; das war nun freilich nicht sehr viel. Lange Jahre nachher, als sie die Geschichte aus der Erinnerung niederschreibt, sagt sie uns, wie sie ihm aus dem Wege gegangen sei, und Tage lang ihr Zimmer nicht verlassen habe; wie sie dann versucht, seine Abneigung zu erwecken, unter Thränen ihn angefleht, er möge sie gehen lassen, und sie vergessen; wie sie gepeinigt worden sei durch die Boshaftigkeiten ihrer Genossinnen und die Härte ihrer Verwandten, und zuletzt gesteht sie ein, obwohl sie es damals Niemandem, am allerwenigsten dem Betheiligten selbst, hat merken lassen, dass sie ihn ebenso tief liebte, wie er sie. Er war ihre erste und einzige Liebe. Ein hochgewachsener, schöner Mann (wie auch Einige unter seinen Nachkommen), frohsinnig, offenherzig und grossmüthig, war er ohne Zweifel sehr liebenswerth.

Die Königin-Mutter, ebenso befriedigt von ihrem ersten, wie vom zweiten Ausfluge, machte aus ihren Besuchen schliesslich eine Gewohnheit. Ich glaube, sie ist beinahe jeden Sommer nach Oranienburg und vielleicht auch nach

Rheinsberg gegangen. Nun waren Park und Garten beider Schlösser, besonders an einem warmen Juli-Abende, und wenn für irgend eine Festlichkeit erleuchtet, ganz der geeignete Ort für Liebesgeschichten. In den langen, schattigen Buchengängen von Oranienburg (hohe, dicke Hecken, so wird uns berichtet, durch die weder Wind noch Regen, weder Sonne noch Mond zu dringen vermochten), und in den freundlichen, noch jungen Garten-Anlagen von Rheinsberg nun war es, wo die arme Sophie, den scharfen Blicken der Hofgesellschaft nur halb verborgen, sehr gegen ihren Willen und doch mit klopfendem Herzen, Worten lauschte, die niemals zu ihr hätten gesprochen werden sollen, und die sie doch niemals vergessen konnte. Das dauerte sechs Jahre lang, bis sie endlich, um der Sache ein Ende zu machen, dem Antrage eines ihrer Vettern Gehör gab, den sie nicht geliebt, mit dem sie aber ein ruhiges und leidlich glückliches Eheleben geführt hat. Dies geschah indess erst, als der Prinz davon zu reden anfing, dass er sich, um Sophie heirathen zu können, von seiner Gemahlin scheiden lassen wolle. Mit dem übrigen Hofe war auch er bei ihrer Trauung gegenwärtig, brach aber inmitten des feierlichen Aktes ohnmächtig zusammen, und musste hinausgetragen werden.*

---

* Wir haben durchaus kein Recht, an Sophien's Worten zu zweifeln, oder auch nur anzunehmen, sie habe in späteren Jahren ihre Handlungsweise in einem anderen Lichte erblickt. Einige freilich, die zu jener Zeit Augenzeugen waren, urtheilen über sie im entgegengesetzten Sinne. Die Königin zum Beispiel, die natürlich für ihre Schwester eifersüchtig war, macht im November 1745 eine scharfe Bemerkung über Sophie. Am Geburtstage Ihrer Majestät fand ein Ball statt, auf welchem, wie sie selbst erzählt, der Prinz von Preussen sehr viele Male mit Fräulein von Pannewitz tanzte. Die Königin macht hiezu folgenden Kommentar: „Es ist wirklich sehr komisch, zu sehen, wie die jungen Damen sich in den Vordergrund drängen, um die Aufmerksamkeit hoher Personen auf sich zu lenken." (Hahncke: *Elisabeth Christine*, etc. p. 105.) Sophien's Versuche, ihren Anbeter sich fern zu halten, waren übrigens sehr wohl

verträglich damit, dass sie sich der Freude des Zusammenseins mit ihm hingab, da wo der Tanz etc. sie mit ihm zusammenführte. Viele Jahre nach alle diesem war die Königin eine der wärmsten Freundinnen der Frau von Voss. Sie hatte sie so gern, dass sie dieselbe „fast für sich allein in Anspruch nahm", indem sie darauf bestand, sie den grösseren Theil des Jahres um sich zu haben.

Die Tagebücher der Gräfin Voss — *Neun und sechzig Jahre am Preussischen Hofe* —, die in Deutschland so warm willkommen geheissen wurden, fanden in England nicht die gleiche Aufnahme, obwohl sie, meiner Meinung nach, in trefflicher Uebersetzung erschienen. Man kann sich darüber kaum wundern, da ein grosser Theil des Buches lediglich ein lokales Interesse hat. Ein Auszug daraus, mit einigen erklärenden Noten versehen, würde vielleicht eher das Richtige getroffen haben.

Capitel III.

Prinz Heinrich's Heirath.

Prinz Heinrich wird auf den Gedanken gebracht, zu heirathen — Seine junge Gemahlin — Ihre Hochzeit — Ihr Leben auf dem Lande — Sie ziehen sich in den Wald zurück — Und leben in Eremitagen — Der König ist der Meinung, sie werden in's Armenhaus kommen.

Am 25. Juni 1752 heirathete Prinz Heinrich* die Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel. Es wird erzählt, und

---

* Es giebt drei Bücher, die man in einem gewissen Sinne Lebensbeschreibungen des Prinzen Heinrich nennen kann. Das erste in Bezug auf biographischen Werth, ist: *Vie privée, politique et militaire du Prince Henry de Prusse, etc.*, Paris, 1809. Der Verfasser dieses dreihundert und fünfzig Seiten starken Bandes ist Louis Josephe Amour, Marquis de Bouillé, der Sohn des Generals, Marquis François Claude Amour de Bouillé, desselben, der den Plan für die verunglückte Flucht Ludwigs XVI. hat entwerfen, und ihn gern hätte ausführen helfen. Dieser ältere Bouillé machte im Jahre 1784 eine Reise nach Berlin und Schlesien, um Friedrich den Grossen zu sehen, und zu bewundern. Was er bei dieser Gelegenheit sah und hörte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, dass er darum bat, seinen Sohn für einige Zeit in die Akademie zur Ausbildung junger Offiziere von adeliger Herkunft schicken zu dürfen. Nachdem Friedrich hiezu die Erlaubniss ertheilt hatte, kehrte Bouillé im Jahre 1785 nach Berlin zurück, und brachte den Knaben mit. Da er mittlererweile, im Herbste 1784, in Paris mit dem Prinzen Heinrich intim bekannt geworden war, so stattete er in Rheinsberg einen Besuch ab, und empfahl seinen Sohn ganz besonders der gnädigsten Protektion Seiner Königlichen Hoheit. Prinz Heinrich soll dem jungen Manne sehr viel

aller Wahrscheinlichkeit nach mit Grund, er habe keine Neigung zum Heirathen gehabt, sei aber dazu vom Könige stark gedrängt worden, der vor allen Dingen die Thronfolge gesichert sehen wollte. Es wird sogar weiter behauptet, man habe dem Prinzen Heinrich das Jungesellenleben zu Potsdam absichtlich so unleidlich wie nur möglich gemacht, um ihn dahin zu bringen, sich nach einer Erlösung umzusehen, und ihm dann das Heirathen, als die einzige Chance vor Augen gehalten, durch die er seine Unabhängigkeit erlangen könne. Sei dem nun, wie ihm wolle, seine junge Gemahlin war, was ein Prinz oder ein anderer Sterblicher sich nur immer wünschen konnte. Sie war eine Schönheit, und obwohl keineswegs mehr in der ersten Jugendblüthe,

---

Güte erwiesen haben, der ihm denn auch sein ganzes Leben lang ein dankbares Andenken bewahrt, und so lange der Prinz lebte, mit ihm in sehr innigem Verkehre gestanden hat. Nach der Revolution fochten beide, Vater und Sohn, im Heere Condés und Yorks. Der Vater hinterliess die bekannten Memoiren (geschrieben „avec une bonne foi relative", sagt sein republikanischer Biograph). Er starb im Jahre 1800 in London. Der Sohn lebte als ein *émigré* bis zum Jahre 1802, und kehrte dann nach Frankreich zurück; er starb im Jahre 1850. Seine *Vie privée* ist nicht das einzige Denkmal, das er seiner preussischen Erziehung gesetzt hat; er hat auch noch einen Kommentar zu Macchiavels *Buch vom Fürsten* und einen anderen zu Friedrichs des Grossen *Antimachiavel* geschrieben. Es wäre sehr zu wünschen, dass seine Biographie des Prinzen Heinrich weniger vage und in weniger deklamatorischem Tone gehalten wäre; bei alledem haben wir dafür dankbar zu sein, so wie sie eben ist. Ein zweites Buch in obigem Sinne besitzen wir in: *Prinz Heinrich von Preussen. Kritische Geschichte seiner Feldzüge. Von dem Verfasser des Geistes des neuern Kriegssystems* (Bülow), Berlin, 1805. Es enthält nicht viel, wovon wir hier Gebrauch machen könnten. Das dritte ist: *La Vie privée d'un prince célèbre, ou Détails des loisirs du Prince Henri de Prusse dans sa retraite de Rheinsberg.* Véropolis (Berlin), 1784. Der Verfasser desselben ist Guyton de Morveau, über den an anderer Stelle ein Paar Worte gesagt werden sollen. Da es noch zu Lebzeiten des Prinzen erschien, ist es mehr ein Panegyrikus, als eine Biographie. Alle drei Lebensbeschreibungen wurden anonym herausgegeben. Ausserdem sind auch noch einige recht werthlose Bände mit Anekdoten über den Prinzen erschienen.

oder so jung, wie prinzliche Bräute sonst gewöhnlich zu sein pflegen (sie war gerade um einen Monat jünger als der Bräutigam) von solcher Lieblichkeit und Anmuth des Wesens, und besass dabei so viel Anziehendes und so viel Geist, dass sie mit einem Male der Stern des gesammten Hofes und der Berliner Gesellschaft wurde, und dies für eine Reihe von Jahren auch blieb. Fast zehn Jahre nach dieser Zeit, so erzählt uns Grafin Voss, war sie noch allgemein, nicht unter ihrem wirklichen Namen oder Titel, sondern unter einer ganzen Reihe von Schmeichelnamen, wie: „La Belle Fée", „La Divina", „La Toute Divine", „L'Incomparable" u. s. w. bekannt.

Bielfeld giebt uns eine lange Beschreibung der Hochzeitsfeier. Gleich im Anfange erzählt er eine seltsame Geschichte, wie der Prinz, als er von seiner Verlobung in Cassel zurückkehrte, sich den Spass gemacht habe, eine höchst ungünstige Beschreibung von dem Aeusseren seiner Braut zu entwerfen; und wie dann ein auf Befehl des Königs gemaltes Portrait Ihrer Hoheit in Berlin eingetroffen sei, das in der That sehr hässlich war (wie man annehmen muss, hatte der Prinz den Maler bestochen), so dass, als die Prinzessin selbst anlangte, und in ihrer Person alle nur denkbare Anmuth und Reize entfaltete, Jedermann ganz *ébloui* gewesen sei. Der Prinz von Preussen, der vortrat, um ihr aus dem Wagen zu helfen, war wie betäubt bei ihrem Anblicke, und konnte nur mit Mühe wieder so viel Geistesgegenwart gewinnen, um ihr „mechanisch die Hand entgegenzustrecken". Prinz Heinrich amüsirte sich köstlich über den Erfolg seines Scherzes. Drei Tage lang fanden grosse Festlichkeiten in Charlottenburg statt, wo der König, die beiden Königinnen und der ganze Hof die Ankunft der Braut erwartet hatten. Bielfeld trug bei dieser Gelegenheit einen wunderbar schönen Anzug; aber nur für einen Tag, da die Hitze so gross war, dass man späterhin Do-

minos anlegte. Dann kam der feierliche Einzug der Prinzessin in Berlin und ein Fest, das der junge Ehemann in einem hiezu gemietheten Hause gab, da sein eigenes Palais noch nicht fertig war. Danach kehrte Jedermann wieder in sein eigenes Heim zurück; der Prinz und die Prinzessin gingen, wie wir annehmen müssen, nach Rheinsberg, und haben daselbst während der nächsten vier Jahre (gerade so lange, wie einst Friedrich und seine Gemahlin dort zugebracht hatten) vergnügt und allem Anschein nach in glücklichem Zusammenleben, Haus gehalten. Eine Schattenseite hatte indess die Sache, und zwar dieselbe, welche Friedrich so viel Sorge bereitet hatte. Prinz Heinrich kam in dieser Periode seines Lebens niemals mit seinem Gelde aus, und erhielt, wenn er auf Hülfe vom Hauptquartier her rechnete, Vorwürfe. Der König, der aus Erfahrung die Symptome solchen Zustandes kannte, und sich, wahrscheinlich mit Schaudern, erinnerte, wie er selbst einst, an demselben Orte, dem Bankerotte nahe gewesen war, sandte, von „echt brüderlichem Gefühle" getrieben, dem Prinzen dringende Warnungen und gute Rathschläge, die folgendermaassen endigten: „Du wirst noch in's Armenhaus kommen, mein lieber Bruder, wenn Du fortfährst, Dein Kapital auszugeben, und Schulden zu machen. . . . . Ich habe geglaubt, Deine Schulden wären alle bezahlt."

Um in diesen Jahren des frohen Lebensgenusses sich von Schulden frei zu halten, und doch auch Alles in fürstlichem Style zu thun, dazu mag wohl mehr Geschick in der Kunst des Wirthschaftens gehört haben, als Heinrich je besessen hat. Die prinzlichen Brüder (Ferdinand hatte inzwischen ebenfalls geheirathet, und sich im Jahre 1755 sein Haus eingerichtet) wetteiferten förmlich miteinander in dem Bestreben, sich und ihre Freunde auf neue und überraschende Weise zu unterhalten.

Sie waren ja jung, an angenehmer Gesellschaft fehlte

es ihnen nicht, und ihre hübschen Landschlösser lagen in bequem zu erreichender Entfernung von einander. Das Leben auf dem Lande war zu jener Zeit nicht ganz das, was es heutzutage zu sein pflegt, wenigstens nicht, wenn man die Absicht hatte, Gastfreundschaft zu üben. Man liebte wohl die Natur, aber nicht *au naturel.* Es war üblich, sie herauszuputzen, sie, etwa wie die französische Küche dies mit den Speisen thut, mit hochpikanten Saucen und Gewürzen zu serviren, und riss sie zu diesem Zwecke in Stücken, um sie dann wieder in neue Formen zusammen zu kneten.

Bielfeld verdanken wir einen Blick in das Rheinsberg vom Jahre 1753. Nach einer sehr ausführlichen Beschreibung von Oranienburg, sagt er:

„Das Palais von Rheinsberg ist vollkommen so geblieben, wie es war," mit Ausnahme von fünf, oder sechs Zimmern. Dagegen sind die Gärten bedeutend vergrössert und verschönert, sowie vielfach verändert und ausgeschmückt worden. Die Orangerie, mit deren Bau damals kaum begonnen worden war, ist jetzt in einen schönen Salon mit daran anschliessenden, hübschen Kabinetten umgewandelt worden. Dann hat Seine Königliche Hoheit noch ein chinesisches Haus, eine geradezu bewundernswürdig schöne Grotte an einem versteckten Plätzchen des Seeufers, und endlich die Ruine einer Kolonnade erbauen lassen, welche einen Eiskeller verdecken soll, und sehr hübsch erfunden ist. Schon seit längerer Zeit hat man Rheinsberg scherzweise Remusberg genannt, und behauptet, Remus sei einst von seinem Bruder Romulus in dieses Land verbannt worden, welches damals als das Sibirien des römischen Reiches gegolten habe. Der Prinz hat sich nun dieses spasshaften Gedankens bemächtigt, und unter der Voraussetzung, der Eiskeller sei das Grab des Remus, den Gipfel desselben mit einem Aufbau aus in Rustika-Manier behauenen Quadern in Form eines Piedestals, verkleidet, auf welchem sich eine Graburne erhebt, die scheinbar die Asche eines berühmten

Todten enthält." (Durch welche äussere Form sich eine Urne als eine solche charakterisirt, „die die Asche eines berühmten Todten enthält", sagt er nicht.) Einige Säulen, Fragmente und verstümmelte Statuen, die man in den Werkstätten der alten Bauhütte von Rheinsberg gefunden hat, sind rings um das Mausoleum herum aufgestellt worden, so dass es mit erstaunlicher Wahrscheinlichkeit den Eindruck einer in Trümmer gestürzten Säulenhalle macht. Rings umher ist das Terrain mit Cypressen und Buchsbaum bepflanzt, alte zerbrochene Kapitäle, gewaltige Steinblöcke, welche ingeniös erfundene Inschriften tragen, und andere ähnliche Gegenstände, welche die Idee erwecken, dass hier ein Bauwerk vom Zahn der Zeit zerstört ist, liegen überall umher zerstreut.

Das aus grünen, beschnittenen Hecken hergestellte Theater, welches der Prinz hat anlegen lassen, ist ein Meisterstück. . . . Sie wissen, dass das Schloss von Rheinsberg am Rande eines grossen See's liegt, der von schönem Eichen- und Buchenwalde umrahmt wird. In diesem prächtigen Walde hat der Prinz ländliche Wohnhäuser errichten lassen, die eine Art Hof-Eremitage darstellen, ohne dass sie gerade in völliger Einsamkeit liegen. Es sind zehn aus Holz erbaute Häuser, deren jedes drei allerliebste Zimmer, eine kleine Küche und eine Vorrathskammer enthält, und die, in gewissen Entfernungen von einander, im Walde zerstreut liegen. Ihre resp. Bewohner können sich gegenseitig sehen, und einander zurufen, ohne sich doch durch zu grosse Nähe gegenseitig zu geniren. Diese Häuser sind von Aussen mit Muscheln und Eichenrinde bekleidet, und mit Strohdächern versehen. Im Innern sind sie angemessen, aber einfach eingerichtet. In der Mitte steht eines, das etwas grösser als die übrigen ist, und einen Glockenthurm hat; dies ist die für Seine Königliche Hoheit, den Prinzen von Preussen, bestimmte Wohnung, und hat einen Salon, der räumig genug ist, um bei Regenwetter hier für die ganze Gesellschaft das Diner oder Souper zu serviren. Ist das Wetter aber schön, so wird in einem grossen Pavillon von hölzernem Gitterwerk gespeist, der nur wenige Schritte weit entfernt ist. Das Signal für jede Mahlzeit wird durch eine grosse Glocke gegeben; und zwar wird dreimal geläutet. Beim dritten Male verlässt Jedermann seine Wohnung, um sich in den Salon zu begeben. Ihre Königlichen Hoheiten

unterziehen sich ebenfalls der allgemeinen Vorschrift, und wollen durchaus keinen Vorzug in dieser Beziehung geniessen. Jeder Bewohner dieser Häuser verbringt den Vormittag nach seinem eigenen Gutdünken, liest, arbeitet, frühstückt, geht spazieren, stattet den Damen Besuche ab, kurz vertreibt sich die Zeit, oder beschäftigt sich, wie es ihm gerade beliebt. Nach Tisch geniesst er derselben Freiheit; aber um sechs Uhr Abends versammeln sich alle Gäste Ihrer Königlichen Hoheiten zu irgend einer gemeinsamen Unterhaltung." . . . . . Prinz Ferdinand hat zu Ruppin „ein hübsches Haus mit Garten", dessen Beschreibung wir uns hier ersparen wollen. „Diese grossen Herren und ihre Gemahlinnen", so schliesst er, „legen hier all' den imposanten Pomp bei Seite, der sie sonst, ihrem Range gemäss, zu umgeben pflegt. . . . . Die Eintracht, welche zwischen den drei königlichen Brüdern herrscht, und sie häufig an denselben Ort zusammenführt, verleiht dem Leben an ihrem Hofe einen besonderen Reiz, und macht es Einem schwer, zu entscheiden, wo es sich angenehmer lebt, ob in Oranienburg, Rheinsberg, oder zu Ruppin." *

Man kann wohl sagen, Jeder würde froh geworden sein, einmal ein paar Tage auf einem der drei Landsitze zubringen zu dürfen. Allein Eremitagen, tuskische Gräber und chinesische Häuser kosten ein gutes Theil Geld, und so war es am Ende natürlich, wenn der König, der keine derartigen Scherze gehabt hatte, Sparsamkeit predigte; und dann war Heinrich doch erst ein Jahr verheirathet. Freilich muss es recht unangenehm gewesen sein, wenn im November, wo

* Unter einer Anzahl Ansichten von Rheinsberg in Wasserfarben, die einer Privatsammlung angehörten, fand ich auch eine, welche mit „Hermitage de Jean Jaques Rousseau" bezeichnet war. Sie stellte gerade solch ein Haus von Baumrinde mit Stroh eingedeckt dar, wie es Bielfeld beschreibt. Daneben stand ein Belfried, bestehend in zwei dicken Pfählen, die in den Boden gerammt waren, mit einem Balken horizontal darüber; an letzterem hing eine grosse Glocke. Es ist leicht möglich, dass eine der Eremitagen etwas später nach Rousseau benannt, und noch in Stand gehalten worden ist, als die anderen bereits in Verfall geriethen. Die Ansichten scheinen während des letzten Viertels des Jahrhunderts aufgenommen zu seien.

all' die Eremitagen für den Winter bereits geschlossen waren, und die Rechnungen einzulaufen anfingen, man statt des erhofften Zuschusses von ein Paar tausend Thalern, einen Brief erhält, in welchem vom Armenhause etc. etc. die Rede ist.

(Oben erwähnter Brief des Königs, mit dem unerfreulichen Schlusse, war gerade im November desselben Jahres 1753, wenige Monate nach Bielfelds Besuche, geschrieben worden.)

Das waren die zehn Friedens-Jahre (1746 bis 1756). Jahre frischpulsirenden Lebens, voller Heiterkeit und Lust. Waren doch damals noch Alle am Leben und noch jung. Ein gutes Stück Arbeit war inzwischen gethan, aber auch ein gutes Stück Zeit zu frohem Lebensgenusse erübrigt worden. Jahre, wie diese, kehrten niemals wieder. Es kamen Zeiten, da die Ueberlebenden aus ihren gelichteten Reihen mit wehmuthsvollem Ernste auf jene goldenen Jahre zurückschauten, und ein geliebtes Antlitz vermissten, das einst im stolzen Gefühle jugendlicher Kraft und im Sonnenglanze seiner königlichen Geburt erglühte, bis Vorwürfe es umdüsterten, und der Schleier des Todes es bedeckte.

Capitel IV.

Die „Grosse Landgräfin".

Die Landgräfin und ihre Töchter — Der Landgraf und seine Rekruten — Ein Sommernachts-Fest — Die Kolonnade wird mit Lampen behängt — Die siamesische Gesandtschaft wird über den See gerudert — Und die Landgräfin mit chinesischen Kunstsachen beschenkt.

Eine Dame, die in den Annalen jener Zeitperiode häufig erwähnt wird, ist die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt. Sie muss eine hochbegabte Frau gewesen sein, denn sie ist von den besten Männern jener Tage verehrt und bewundert worden. Friedrich der Grosse sagte, sie sei die „Zierde und Bewunderung des Jahrhunderts" und liess nach ihrem Tode ein Denkmal zu ihrem Gedächtniss errichten. Goethe nannte sie die „Grosse Landgräfin". Wieland meinte, man sollte sie zur „Königin von Europa" machen. Ihr Leben ist ein ziemlich ruheloses gewesen, getheilt zwischen fortwährendem Hin- und Herreisen, ihrem Gamaschenhelden von landgräflichen Gemahle und ihren fünf Töchtern, die sie „an den Mann zu bringen hatte".* Sie starb in dem ver-

* Die Töchter verheiratheten sich alle sehr gut. Die älteste, Caroline, vermählte sich mit dem Landgrafen von Hessen, und wurde die Mutter unseres (des englischen) Hessen Homburg-Humbug, wie ihn die Witzbolde von St. James nannten, der die Prinzess Elisabeth von Gross-Brittannien

hältnissmässig jugendlichen Alter von drei und fünfzig Jahren. Ihre konversationelle Begabung war, der Natur der Dinge nach, mit ihr gestorben, so ist es denn wohl gekommen, dass sie ungerechter und unverdienter Weise in der Geschichte mehr in der Rolle einer geschickt operirenden hohen Mama, oder als eine Art von erfahrener Feldsoldat in der höchsten Gesellschaftssphäre erscheint, denn als die solide, gescheute und praktische, und dabei zugleich glänzende und bezaubernde Frau, die sie ohne Zweifel gewesen ist. Sie hat eine erstaunliche Zahl von Briefen geschrieben, ihrem Gemahl, dem Landgrafen allein 2,555.*

Es gab vor hundert Jahren in Deutschland, so gut wie anderswo auch, seltsame Käuze unter den Fürsten, wie unter den übrigen Leuten; und dieser Landgraf war einer derselben. Weder als Thronerbe, noch später, als regierender Herr, mochte er in Darmstadt leben; vielmehr baute er sich, als er zwanzig Jahr alt geworden, auf einem Stücke Land, das er von seiner Mutter geerbt, am Rande eines Hügels, eine

---

heirathete. Die zweite, Friederike, wurde die Gemahlin des Prinzen von Preussen, des Sohnes vom obenerwähnten Prinzen von Preussen, und künftigen Königs Friedrich Wilhelms II.; sie war, als Königin Friederike, die Grossmutter Kaiser Wilhelms. Die dritte, Amalie, heirathete den Erbprinzen von Baden. Die vierte, Wilhelmine, wurde die erste Gemahlin Pauls, des späteren Zaaren; und würde Kaiserin aller Reussen geworden sein, wenn sie am Leben geblieben wäre; sie starb aber schon nach drei Jahren. Sie machte, glaube ich, „wenig Furore" in Russland, obwohl sie ihren Namen wechselte, und Natalie genannt wurde. Der in der Geschichte hervorragendste Platz war der jüngsten, Luise, vorbehalten, welche sich mit Carl August, dem Herzoge und später Grossherzoge von Weimar verheirathete. Sie war die „Grossherzogin Luise" der klassischen und zugleich Napoleonischen Periode.

* Eine Auswahl aus den Briefen der Landgräfin wurde 1877 in zwei Bänden: *Briefwechsel der „Grossen Landgräfin" Caroline von Hessen, etc. etc.*, herausgegeben von Dr. A. F. Walther. Viele ihrer besten Briefe sind nicht mehr der Einsicht zugänglich. Und von denen, die sie empfing, wurden die meisten, in Uebereinstimmung mit ihrem Testamente, verbrannt. So wie die Sache liegt, hätte die Ausgabe der beiden Bände wohl mit etwas mehr Sorgfalt geschehen können.

Stadt, die den Namen Pirmasens erhielt; dort hat er, beinahe den ganzen Rest seines Lebens hindurch, ein Regiment Soldaten exercirt. Für keinen anderen Zweig des militärischen Berufes zeigte er Sinn und Neigung, nur für das Drillen fühlte er einen so mächtigen Trieb, dass selbst die tägliche Hingabe an denselben, ihn nie zu stillen vermochte. Im Jahre 1750 trat er, in der Hoffnung, für denselben ein weiteres Feld zu finden, in den preussischen Dienst; als indess der siebenjährige Krieg ausbrach, sah er sich, angesichts der Stellung seines Vaters, als Reichsfürst, genöthigt, denselben wieder zu quittiren; er kehrte nach Pirmasens zu seiner Arbeit zurück, und hat fortan nicht mehr davon gelassen. Sein Vater starb, und er wurde Landgraf von Hessen-Darmstadt; aber auch dann noch blieb er für seine Person in Pirmasens, überliess das Herrschen und Regieren seiner Gemahlin (die hiebei in dem berühmten Moser, dem damaligen Premier - Minister, eine kräftige Unterstützung fand), wahrte aber doch eifersüchtig seine Autorität, indem er auch in den allergeringfügigsten Dingen eine buchstäbliche und bis in das Kleinste gehende Ausführung seiner Befehle verlangte, und fuhr fort, seine Soldaten zu drillen. Die Landgräfin that ihr Bestes (und dies Beste war sehr gut), dann starb auch sie nach Verlauf einiger Jahre. Auch jetzt noch blieb der Landgraf, wo er war, und drillte weiter. Sein Regiment bestand aus „Landeskindern, Geworbenen und Zigeunern". Sie wurden buchstäblich den ganzen Tag über gedrillt. Bisweilen mussten sogar die Tambours um Mitternacht Generalmarsch schlagen (es geschah das zum Andenken an einen Signal-Dienst, den einst die Tambours des Darmstädtischen Reichs-Kontingentes inmitten in der Nacht während der Türkenkriege geleistet hatten), und auf diesen, mit so ehrenvollen Erinnerungen verknüpften Allarm, sprang dann die ganze Garnison aus dem Bette, schüttelte sich den Schlaf ab, unterdrückte einen Fluch, und

begann von Neuem Marsch und Griffe zu üben. Zu jener Zeit wurden die Soldaten mit Hülfe des Rohres oder Stockes ausgebildet; eine Methode, die natürlich auch in allen anderen Ländern zur Anwendung kam. In Pirmasens indessen, wo das Regiment nie über die Elementar-Ausbildung hinauskam, gewissermaassen also stets aus Rekruten bestand, kam der Stock überhaupt niemals ausser Gebrauch. Die Soldaten freilich wollten sich gar nicht an ihn gewöhnen, im Gegentheil, je mehr sie mit ihm Bekanntschaft machten, desto weniger gern hatten sie ihn, und mussten all' ihren Scharfsinn aufbieten, wollten sie ihm entrinnen. Um ihnen das Desertiren zu erschweren, war die Stadt mit einer hohen Mauer umzogen, die nur zwei Thore hatte, und zwischen ihr und den nächstgelegenen Strassen, in der ganzen Länge des Mauerumzuges, ein Raum frei gelassen worden, so dass Beide einander nirgends berührten. Rings um die ganze Mauer herum, waren in solchen Entfernungen, dass sie sich gegenseitig sehen konnten, Schildwachen aufgestellt, so dass es für Jedermann geradezu unmöglich war, unbeobachtet das Thor zu passiren. Die Schildwachen wurden alle Stunden von Patrouillen inspizirt. „Ausländer" (dazu wurden wahrscheinlich auch die Zigeuner gerechnet), d. h. Alle, die nicht Unterthanen des Landgrafen waren, und deshalb, wenn sie einmal die Grenze passirt hatten, nicht wieder angegriffen werden konnten, *erhielten überhaupt nie die Erlaubniss, den Mauer-Umkreis zu verlassen.* Nichts desto weniger fanden (was nahezu unmöglich erscheint) oft Desertionen statt, die dem Landgrafen grossen Aerger bereiteten.

Im Jahre 1789, also fünfzig Jahre nach den ersten Anfängen des Landgrafen auf diesem Gebiete, fand der französische General Guibert, als er auf einer Reise hier des Weges kam, ersteren immer noch mit dem Drillen seiner Soldaten beschäftigt. Zu jener Zeit glich das Regiment, sowie jeder einzelne Grenadier, einer Maschine, und maschi-

nenmässig erschienen auch alle Bewegungen desselben. Bisweilen wurde das Exercitium bei Nacht und „im Dunkeln" durchgemacht, ohne dass dabei ein einziger Fehler vorgekommen wäre."*

Dieser Exerciermeister von Gottes Gnaden war sehr stolz auf seine Gemahlin; und hatte wahrlich auch Ursache dazu; bei alledem plagte er sie weidlich, so lange sie lebte, hauptsächlich damit, dass er stets auf dem bestand, was er seinen „Willen" nannte. Ihre 2,555 Briefe hat er sorgfältig aufbewahrt, ja, was noch mehr ist, auch die Abschriften, die er von allen 2,555 durch einen Sekretär anfertigen liess! Sowohl die Originale, wie die Duplikate, sind noch zugänglich.

Von 1750 bis 1757 kommandirte der Landgraf, der damals noch Thronerbe, oder Erbprinz von Hessen-Darmstadt war, und, wie ich bereits gesagt hatte, preussische Dienste genommen hatte, ein Regiment, das in Prenzlau stationirt

---

* Bei kaltem Wetter konnten zwei Bataillons kompagnieweise in einem Exercierhause exercieren, das gross genug war, um sie und noch „fünfundzwanzig Oefen" dazu aufzunehmen. Guibert beschreibt das Exercitium: „Eine unglaubliche Präzision in jener schwierigen und nutzlosen Feuerart (Salven-Feuer) tant de pied ferme qu'en avançant et en retraite. . . . . Dann ein Schritt, der sehr lächerlich aussieht; wobei die Beine eine halbe Minute lang in die Höhe gehoben werden, so dass die Fussspitzen in eine Linie mit der Taille kommen, und dann, wie mit Federkraft, wieder herunterfallen, ohne dass der Mann dabei auch nur sechs Zoll vorwärts kommt. Nachher marschierten sie fünf- oder sechsmal vorbei. Ein anderes Manöver wurde nicht gemacht. Ich zweifle, ob sie überhaupt irgend ein Anderes kannten." (*Voyages de Guibert dans diverses parties de la France et en Suisse*, pp. 102—106. Guibert, wie bekannt, nebenbei auch Dichter und Dramatiker, war der Verfasser eines berühmten Buches über Taktik, sowie eines *Éloge* auf Friedrich den Grossen. Er ist auch nach Berlin gereist, um Friedrich zu sehen, und das preussische Militär-System zu studiren. Das, über seine Reise in Deutschland geführte Tagebuch, wurde ebenfalls nach seinem Tode publizirt; allein ich bin nie so glücklich gewesen, das Buch zu sehen. Sein Streit mit Marschall Broglie über die „ausgedehnte" und „vertiefte" Schlachtordnung wird in „dem Geheimniss des Königs" erzählt.

war, einer ziemlich nördlich von Berlin, in der Uckermark gelegenen Stadt. Hier gebar ihm die Prinzessin einen Sohn, den dereinstigen Thronerben* und drei Töchter. Da sie von Berlin, wo sie vom ganzen Hofe angebetet wurde, nicht allzuweit entfernt war, ging sie öfters auf eine, oder zwei Wochen hinüber.

In demselben Jahre 1753, von dem wir bereits gesprochen haben, ist Bielfeld so freundlich, uns einen Blick auf sie, während ihres Aufenthaltes in Rheinsberg, thun zu lassen.

Nach einem grossartigen Feste, was man zu Ehren der Prinzessin in Oranienburg gegeben hatte, ging, wie gewöhnlich, die ganze Gesellschaft weiter nach Rheinsberg, und führte dort eine Scene vom Hofe Ludwigs XIV. auf. „Der Hauptzweck war der, die Prinzessin von Hessen-Darmstadt mit einigen Ameublementsstücken in alt chinesischem Lack zu beschenken, und zwar auf eine Weise, dass sie keinen Vorwand finden konnte, dieselben zurückzuweisen." So wurde sie denn gebeten, die Königin-Mutter, Anna von Oestreich, darzustellen, wie sie den siamesischen Gesandten eine Audienz ertheilt. Das schöne Fräulein von Forcade spielte die Rolle des jungen Königs. Man hatte es sich viele Mühe kosten lassen, die Kostüme so korrekt als möglich herzustellen.

„Der Prinz von Preussen stellte den Kanzler vor, und trug zu diesem Behufe eine ungeheuer grosse Perrücke, sowie eine schwarze Robe mit einer vier Ellen langen Schleppe daran. Seine Königliche Hoheit, der Prinz Heinrich war als Cardinal Richelieu, mit dem Chorrock und dem Kragen der Cardinäle bekleidet. Alle anderen Herren vom Hofe waren ganz im Geschmacke der Zeit, und zwar jeder der Rolle, die er zu spielen hatte, entsprechend, kostümirt; selbst die hundert

* Wohl der nachmalige, erste Grossherzog von Hessen-Darmstadt und Urgrossvater des gegenwärtig Regierenden.

Schweizer und die übrigen Diener. Jedermann, sogar die Kammerjungfern, nahmen an dem Festspiele Theil. Da es eine der schönsten Sommernächte war, die man sich nur denken konnte, so versammelte sich der Hof in der grossen Kolonnade, welche den Schlosshof nach dem Rheinsberger See zu abschliesst. Dieselbe war auf das Glänzendste geschmückt, und illuminirt. An ihrem einen Ende war ein Thron für ihre Majestäten errichtet. . . . . Auf ihm sass der König an der Seite der Königin, seiner Mutter. Bald darauf sah man zwei Barken sich aus der Ferne her nähern, und die Fläche des grossen Sees durchkreuzen, ganz in Wimpel gehüllt und bis auf das Tauwerk mit Lampions garnirt. Sie trugen den siamesischen Gesandten mit seinem Gefolge. Er sowohl, wie sein Dolmetscher und das Gefolge, waren sämmtlich auf das Prächtigste nach siamesischer Weise gekleidet. Sobald die Barke an das Ufer stiess, stieg der Gesandte an's Land. . . . . Er hielt eine Ansprache in einer unbekannten Sprache, deren Inhalt der Dolmetscher übersetzte, überreichte seine Kreditive, und legte schliesslich seine Geschenke der Königin zu Füssen. Seine Königliche Hoheit, der Prinz von Preussen, antwortete in der Rolle des Kanzlers auf diese Anrede. Er sprach lange und in einem sehr spasshaften Tone, und schloss, um seinem Bruder Heinrich einen kleinen Streich zu spielen, seine Rede mit folgenden Worten: „Ihre Majestät die Königin-Mutter nehme die Geschenke Ihrer siamesischen Majestät mit Vergnügen als ein Zeichen der Freundschaft an, aber nicht mit Rücksicht auf deren besonderen Werth, denn der Herr Gesandte möge versichert sein, dass — mit Respekt zu vermelden — der Nachtstuhl der Königin einen viel kostbarerern Lack aufzuweisen habe, als Alles, was er hier darbringe." Alle Anwesenden lachten herzlich über diesen Scherz."

Hierauf wurden der Gesandte und sein Gefolge feierlich durch den Palast geführt, und dann setzte sich Alles zum Souper. Noch ehe dies zu Ende war, ward die Königin Christine von Schweden gemeldet, und mit grossem Ceremoniell empfangen. Dann fand ein Ball statt.

„Ich würde nie fertig werden," sagt Bielfeld, „wollte ich alle die anderen Festlichkeiten beschreiben, welche Ihre

Königlichen Hoheiten, die Prinzen, sich ausgedacht hatten. Bald war es ein Inquisitions-Akt zu Goa, ein *Auto da fé,* dessen Opfer der Prinz von Preussen und Bielfeld selbst waren, welche man „fälschlicherweise" angeklagt hatte, ihre Ehegelübde gebrochen zu haben, bald eine türkische Feierlichkeit im Serail, bald ein Götterfest im Olymp, dann wieder ein Raub von Schäferinnen, von Satyrn unternommen; die Eleusinischen Felder, das Kloster eines Mönchsordens, oder endlich einige Scenen aus dem Don Quixote, etc. etc. Das glänzende Genie der Prinzen flammte bei jeder Gelegenheit von Neuem auf, und höchst merkwürdig ist es, zu sehen, mit welcher Schnelligkeit diese erhabenen Persönlichkeiten das Feld des Mars gegen die Vergnügungen des Hoflebens, und die Kriegsstrapazen gegen die feinsten Genüsse auszutauschen wissen."*

---

* Als Bielfelds Briefe zehn Jahre nach den oben beschriebenen Ereignissen herauskamen, war die Landgräfin nicht wenig ärgerlich darüber. Sie schreibt: „Ich habe Herrn von Bielfelds Briefe gelesen. Es werden darin eine Menge merkwürdiger Anekdoten erzählt; er würde besser daran gethan haben, jene Details in Betreff der *fêtes* zu unterdrücken. Dergleichen mag man immerhin in kleiner Gesellschaft wiederholen, aber Amüsements dieser Art sollten nicht der Nachwelt überliefert werden. Ich bin sicher, Prinz Heinrich wird es ihm sehr wenig Dank wissen, dass er das Publikum damit unterhalten hat. (*Briefwechsel, II.* 367.)

Capitel V.

Der siebenjährige Krieg.

Friedrichs Brüder sehen den Zusammenbruch Preussens voraus — Der Prinz von Preussen weicht vor dem Feinde zurück — Und stirbt — Heinrichs Bekümmerniss — Sein Aerger — Sein Hass — Sein Muth und seine militärische Geschicklichkeit — Seine Milde den Besiegten gegenüber — Er wünscht, sich zurückzuziehen — Würdigung Heinrichs von Seiten Friedrichs.

Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges machte allen kostspieligen Garten-Festen ein Ende. Geld und Menschen wurden anderswo gebraucht. Selbstredend folgten die Prinzen dem Könige auf den Kriegsschauplatz, wenn auch wider Willen. Sie wollten, oder konnten nicht verstehen, weshalb er von Neuem zu den Waffen griffe. Im Laufe der Zeit hatten sie die üble Gewohnheit angenommen, die Köpfe zusammenzustecken, und fast gegen alles, was er that, Opposition zu machen. Sie zeigten ihm freilich nicht ihre Missbilligung, noch wagten sie, mit ihm über seine Pläne zu diskutiren, um so mehr aber redeten sie sich schliesslich fast in die Ueberzeugung hinein, dass er und seine Pläne gleich thöricht seien. Im vorliegenden Falle glaubten sie zu sehen (der älteste von ihnen dreien, der am meisten dabei

zu gewinnen und zu verlieren hatte, geradezu mit Schrecken), dass dieser wankelmüthige, eigenwillige und halsstarrige König im Begriffe war, den Staat, um einer Grille willen, in einen Krieg, und höchst wahrscheinlich in den Untergang zu stürzen. „Alle Zeichen", schreibt der Prinz von Preussen, „deuten auf den Zusammenbruch unseres Landes. Sollte das im Buche des Schicksales bestimmt sein, so können wir nicht entrinnen. Wir befinden uns in dem Falle eines Schiffskapitäns, der, ehe er sich auf schimpfliche Bedingungen hin ergiebt, *met le feu à la Sainte barbe* . . . . . Meine Kinder werden vielleicht die Opfer vergangener Fehler sein."

Eine Ueberzeugung, oder Stimmung, wie diese, wirkte nicht günstig auf die Kommandoführung eines Mannes von der Veranlagung des Prinzen von Preussen, der Soldat war, weil es seine Stellung so mit sich brachte, nicht aber aus Neigung, oder Hang dazu. „Mein Bruder", hat Friedrich gesagt, „besitzt *esprit,* ist wohl unterrichtet, und hat das beste Herz von der Welt, aber keine Entschlussfähigkeit; dabei ist er sehr ängstlich, und geht kräftigen Entschliessungen gern aus dem Wege." So sah denn der Prinz, der das Kommando über die Elb-Armee führte, im Juli 1757, nach der Niederlage bei Kollin, nur Verderben und nichts als Verderben, das immer näher und näher rückte, ja, sich fast schon an seine Fersen hing, und wich, stets von dem Gedanken beherrscht, dass es dem Fatum geradezu Trotz bieten hiesse, wenn er irgend etwas unternähme, zurück und immer wieder zurück, obwohl der König ihm Brief auf Brief sandte, und der ihm ad latus beigegebene Winterfeldt dagegen remonstrirte. Dieser vier Wochen dauernde Rückzug erwies sich als verderblich. Als der König in der Nähe von Bautzen mit dem Prinzen wieder zusammentraf, schloss dieser mit seinen Generalen einen Kreis; der König ritt selbst nicht in den Kreis hinein, sondern sandte Winterfeldt

an seiner Stelle, hielt sich indessen in solcher Nähe, dass er hören konnte, ob Winterfeldt genau dieselben Worte sprach, welche er ihm zu sagen befohlen hatte.* Der Inhalt dieser Worte war, „dass sie durch ihr Betragen verdient hätten, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, in welchem Falle sie unfehlbar dazu verurtheilt werden würden, ihrer Köpfe verlustig zu gehen." Der König wünschte indessen nicht, die Sache so weit zu treiben, er durfte den Bruder nicht über den General vergessen. Als Winterfeldt gesprochen hatte, verliess der Prinz sogleich den Kreis, und ritt, ohne ein Wort mit dem Könige zu wechseln, nach Bautzen. Bald darauf zog er sich nach Torgau, später nach Leipzig und zuletzt, im November, nach Oranienburg zurück, wo er im darauf folgenden Sommer (am 12. Juni 1758) starb.

Prinz Heinrich hat sich vom Anfange bis zum Ende des siebenjährigen Krieges in hohem Grade ausgezeichnet. Er war zwar der Ansicht, dass der Krieg ein nutzloser, unüberlegter sei, und überdies schlecht geführt werde, allein er verlor nie den Kopf, oder vergass (mit einigen unbedeutenden Ausnahmen) seine Pflicht, als Preussischer Prinz. Es zeigte sich, dass er eine ungewöhnliche strategische Begabung besass, und diese bewundernswürdig gut zu verwerthen wusste.

In des Königs Suite war er Zeuge der Scene gewesen, die sich bei Bautzen abspielte. Natürlich hatte der Bruder, den er liebte, Recht, und der, den er nicht liebte, Unrecht, und die vermeintliche Ungerechtigkeit und Unterdrückung erfüllte ihn mit Wuth. Sein Kummer über den Tod August Wilhelms würde unter allen Umständen ein tiefer gewesen sein, aber so, wie die Sache lag, zog er seinen Gram förm-

---

* Es giebt zwei Versionen der Geschichte, die erheblich von einander abweichen. Ich weiss durchaus nicht, welche von beiden die glaubwürdigere ist, und nehme die eine so ziemlich auf gut Glück.

lich gross, Aerger mischte sich reichlich mit darein, und schliesslich liess er nicht mehr davon ab.

Auch beim Könige war der Schmerz über des Bruders Tod ein heftiger, aber Heinrich wurde völlig davon überwältigt. Erinnerungen an vergangene Jahre, wohl auch Hoffnungen auf eine einstige bessere Zukunft, alles war mit in jenes Grab hinabgesunken. Wer weiss, was für Gedanken zu Zeiten sein Hirn durchkreuzt haben mögen? Im Kriege giebt es ja so viele Zufälligkeiten. Irgend jemand konnte ja niedergeschossen werden; ein Wechsel an allerhöchster Stelle eintreten; eine goldene Zeit konnte dort anbrechen. Nun war es anders gekommen, mit alledem war es vorbei. Aber der Gedanke, es könnten niederträchtige Zungen leichtfertig über seines Bruders Unglück reden, oder es gar mit einem anderen Namen benennen, machte ihn toll.

Der Prinz von Preussen hatte Heinrich zu seinem Testaments-Vollstrecker bestimmt, und dies machte einen Briefwechsel zwischen diesem und dem Könige nothwendig. Die ersten Briefe sind sehr ergreifend, umsomehr als wir das, was sein Herz am tiefsten bewegt, zum grossen Theile zwischen den Zeilen herauslesen müssen. Weder damals noch später, durfte er seine Gefühle rückhaltlos äussern; das verbot die Familien-Disciplin durchaus. Der König hatte ihm unmittelbar nach der Katastrophe geschrieben: „Ich weiss, wie zärtlich Du ihn geliebt hast . . . . . Ich fürchte für Dich . . . . . Denke an das Wohl des Staates und unseres Vaterlandes" etc. etc. Darauf antwortete Heinrich:

„Bei der tiefen Erschütterung, in welche mich der Tod meines Bruders versetzt hat, würde es mir unmöglich gewesen sein, Dir über einen Gegenstand zu schreiben, der für mich so unendlich schmerzvoll ist, wenn ich nicht den Brief erhalten

hätte, den es Dir gefallen hat, an mich zu richten. Die Gefühle, die mich bewegen, sind mächtiger, als meine Vernunft. Vor meinen Augen steht immer nur das Bild des Bruders, den ich so zärtlich liebte, seine letzten Stunden, sein Tod. Von all' den traurigen Wechselfällen und Schicksalsschlägen, an denen das Leben so reich ist, und wie sie auch mir nicht erspart geblieben sind, war dieser der schrecklichste und grausamste, der mich treffen konnte." . . . . .

Es folgen nun eine Reihe von beiderseitigen Briefen, deren Gegenstand, abwechselnd Klagen und Trost, der Inhalt des Testamentes, die Bewegungen der eigenen Armee und der des Feindes bilden. In einem derselben sagt der König: „Bisweilen lassen mich wohl die Berufsgeschäfte unseres gemeinsamen, grossen Kummers vergessen, dann aber plötzlich erinnere ich mich seiner wieder, das Herz blutet mir von Neuem, und tiefe Melancholie erfasst mich. Jeder Brief meiner Schwestern, der Anblick des Regimentes,* Alles berührt mich auf das Schmerzlichste."

Irgend etwas in diesem Briefe muss Heinrichs Gefühle verletzt haben, denn er antwortet in sichtlich ägrirtem Tone:

„Ich habe schwer genug geseufzt unter dem Missverständnisse, das zwischen Dir und meinem Bruder herrschte, nun rufest Du die Erinnerung daran von Neuem wach, und vergrösserst dadurch mein Leid; allein der Dir schuldige Respekt und mein Schmerz legen mir Stillschweigen auf, und ich darf Nichts darauf erwidern. Ich muss ausharren und dulden, während mein Bruder nun ausruhen darf, sicher vor allem Unglück. Weilte er noch unter den Lebenden, Tage meines Lebens würde ich freudig hingeben, könnte ich damit diejenigen wegtilgen, an welchen er sich Dein Missfallen zugezogen hat. Aber es ist zu spät, und ich muss mein Unglück in Geduld tragen. . . . . Allein bei aller Standhaftigkeit und Selbstbeherrschung im Handeln, ist man doch nicht immer Meister seiner Gefühle, und ob man auch Verzicht zu leisten weiss

* Seines verstorbenen Bruders August Wilhelm.

auf das Glück und die Annehmlichkeiten des Lebens, empfindet man die Härte eines solchen Verzichtes darum nicht minder tief. . . . . Meine Schwester von Baireuth ist dem Tode nahe gewesen; sie vermag nicht zu schreiben. Ich fürchte, dass sie sich nicht wieder von dieser Krankheit erholen wird. Noch weiss sie nichts von dem Tode meines Bruders, denn man war mit Recht besorgt, dass eine Mittheilung dieser Nachricht auch den Schimmer von Hoffnung vernichten würde, den man bis jetzt noch für ihre Wiederherstellung hegen darf." . . . . .

Hierauf antwortet der König unter dem 3. August 1758:

„Mein theurer Bruder.

Ich denke, wir haben genug äussere Feinde, als dass wir uns auch noch innerhalb unserer Familie gegenseitig zerfleischen sollten. Ich hoffe, Du wirst mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass ich kein unnatürlicher Bruder und Verwandter bin. In allererster Linie handelt es sich aber jetzt darum, den Staat zu erhalten, und uns mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln gegen die Feinde zu vertheidigen. Was Du mir über meine Schwester von Baireuth sagst, versetzt mich in die höchste Sorge; denn sie habe ich nächst unserer theuren Mutter * am zärtlichsten geliebt. Dieser Schwester gehörte nicht nur mein Herz, sondern auch mein ganzes Vertrauen. Alle Kronen dieser Welt können ihren inneren Werth nicht aufwiegen; bin ich doch mit ihr von der zartesten Kindheit an auf das Innigste verbunden gewesen." . . . . .

In seinem nächsten Briefe giebt der König, nachdem er den Prinzen Heinrich zum Vormunde ihres beiderseitigen Neffen „mit unbegrenzter Vollmacht" ernannt hat, die nöthige Direktive für den von den Truppen zu leistenden Huldigungs-Eid, im Falle, dass „ihm selbst etwas Menschliches zustossen sollte". Wenige Wochen später wurde die

* Die Königin-Mutter starb den 28. Juni 1757, ein Jahr vor dem Prinzen von Preussen.

Schlacht von Hochkirch geschlagen und verloren, und unmittelbar darauf empfing der König die Nachricht von dem Tode seiner Lieblingsschwester Wilhelmine. *

Man merkt deutlich den „*Animus*" in den Worten des Prinzen, mit denen er in dem oben angeführten Briefe der Lebensgefahr der Schwester Erwähnung thut. In seinem Hasse gegen Friedrich, der ihn in Bezug auf diesen immer das Schlechteste glauben, und für ihn das Schlimmste hoffen lässt, giebt er sich gar keine Mühe, des Bruders Gefühle zu schonen. Seine Abneigung gegen denselben, die hier und bei späterer Gelegenheit mit etwas Furcht gemischt erscheint, nimmt dann zuweilen Formen an, die uns heutzutage tragikomisch vorkommen. Nach ihm war der König lediglich ein Spielverderber in militärischer Beziehung, ihm selbst (Heinrich) und den anderen Generalen war das Verdienst zuzuschreiben für Alles, was gut gemacht wurde. „Wäre es nur möglich gewesen, Seine Majestät irgend wo hinter Schloss und Riegel zu bringen, so lange der Krieg dauerte, dann hätte man doch wenigstens Aussicht gehabt, ihn mit erträglichem Erfolge zu Ende zu führen, so aber, mit diesem eifersüchtigen, wankelmüthigen Despoten, der es nicht lassen konnte, in die Anordnungen Anderer störend einzugreifen, und „ihre besten Pläne zu Nichte zu machen", was war da zu hoffen? Auf dem Rande eines Briefes, den Friedrich ungefähr ein Jahr später, unmittelbar nach der Niederlage bei Maxen, an Heinrich richtet, um ihm gewisse nothwendige Informationen zu geben, findet sich noch gegenwärtig folgende Bemerkung von des Prinzen Hand:

„Ich traue seinen Angaben durchaus nicht, sie sind ganz wie sein Charakter voller Widersprüche und unzuverlässig. Er hat uns in diesen grausamen Krieg gestürzt, und nur die Tüchtigkeit der Generale und Soldaten vermag uns glimpflich

* Die Markgräfin von Bayreuth starb am 14. Oktober 1758.

wieder heraus zu helfen. Mit dem Tage, wo er bei meiner Armee eingetroffen ist, hat er sie in Unordnung und Unglück gebracht. Alle Mühe, die ich mir in diesem Feldzuge gegeben, alles Glück, das mir bisher zu Theil geworden, ist umsonst gewesen, allein durch Friedrichs Schuld." *

Es ist hier nicht der Ort, Heinrichs militärische Lebensgeschichte zu schreiben. Seine Laufbahn als Soldat war eine ausgezeichnete; und wird es darum nicht minder, dass er selbst eine so hohe Meinung davon besass, oder weil er die Gewohnheit hatte, das Genie eines gewissen Anderen herabzuziehen. Seine, dem Vaterlande geleisteten Dienste, waren solche ersten Ranges, in mehreren Feldzügen sogar glänzende; — Leistungen in der höheren Truppenführung, die ihm für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der Militär-Geschichte sichern werden. Es ist um so nothwendiger, dies ein für alle Mal, und zwar mit einem gewissen Nachdrucke, zu sagen, und es sich gut einzuprägen, theils, weil neben dem Ruhme seines Bruders Friedrich, der kriegerische Ruf jedes Anderen gar leicht in Nichts zusammenschwindet, theils, weil die Charakterzüge Heinrichs, wie sie uns ganz besonders vorwiegend aus seinem späteren, der Ruhe gewidmeten Leben, entgegentreten, oft so excentrisch und bizarr sind, dass die volksthümliche Vorstellung von einem Helden dadurch getrübt, oder doch stark verdunkelt wird; und bei aller Begabung und Energie, zeichnete er sich, wie alle Gewährsmänner bezeugen, durch eine Herzensgüte *(bonté)* und Milde des Wesens aus, die ihn bei seinen Soldaten sehr beliebt machten. Nicht aber nur die Soldaten erhielten davon Beweise, sondern in demselben Maasse auch die Bewohner eroberter Provinzen, die er stets, soweit nur irgend seine Macht reichte, vor Erpressungen zu schützen suchte; hierin ging er bisweilen weiter, als die allgemeine

* *Oeuvres, etc.*, tome XXVI, p. 203.

Auffassung seiner Zeit ihm darin Recht gab, oder als es der König gut hiess.

Friedrich hat zu allen Zeiten Heinrichs Verdiensten und Dienstleistungen die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen; wenigstens erscheint dies dem unbefangenen Beobachter so. Des Königs Briefe fliessen über von Dank und Lob. Heinrich selbst war anderer Meinung, und seine Biographen erzählen uns von nichts, als Eifersucht und Ungerechtigkeit, sowie der fortgesetzten Geringschätzung, der er ausgesetzt gewesen sei. In Folge davon schützte er im Herbste 1760 ernstes Kranksein vor, verliess die Armee, und schloss sich in Breslau, und dann für den grösseren Theil des Winters in Glogau, gänzlich ab, — „weniger, so sagt uns sein Biograph, weil ihn wirkliche Krankheit, sondern weil ihn die Kränkung, die er über erneute Ungerechtigkeiten seitens des Königs empfand, dort zurückhielten". Allein im Frühjahre kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor, meldete sich bei Seiner Majestät in Meissen, und erhielt das Kommando der Armee, die in Sachsen operiren sollte.

Friedrich der Grosse war zu allen Zeiten und aller Orten, im siebenjährigen Kriege, sowie vor und nach demselben, jeder Zoll ein König; das zeigt uns der Briefwechsel zwischen ihm und seinem Bruder auf's Neue. So lange Heinrich seine Schuldigkeit thut, wird er gelobt; vergisst er aber seine Pflicht, und es scheint eine Zeit lang, als sei es ihm um seine eigene Person mehr zu thun, als um die *Sache*, d. h. den Staat, so acceptirt der König sofort die veränderte Position, und schreibt ihm höfliche Briefe, sowie er sie an irgend sonst Jemanden geschrieben haben würde, und sagt, es thue ihm sehr leid, aber er könne nicht mehr schreiben, „er sei zu beschäftigt". So viel war sicher, es kam gar nichts dabei heraus, mit *ihm* anzubinden; ebenso wenig, wie es ihm je einen Augenblick einfiel, anzunehmen, dass seine, des Staatsoberhauptes, Anerkennung, nicht die

höchste Belohnung sei, die Jemand überhaupt zu erringen hoffen dürfe.

Im Jahre 1762 fand wieder ein sehr bissiger Briefwechsel zwischen den Brüdern statt, wobei indessen der Aerger hauptsächlich, wenn nicht ganz, auf Seiten des Prinzen war. Von Zeit zu Zeit erliess der König Befehle, die mit denen, welche der Prinz gegeben hatte, differirten, und bis zu einem gewissen Maasse dahin zielten, die letzteren unwirksam zu machen, er pflegte auch wohl die Maassnahmen des Prinzen einer Kritik zu unterziehen. Einem unbefangenen Leser wird nichts natürlicher und milder scheinen, als der Ton, in dem Friedrich seine Ausstellungen macht; stets thut er dies in der Form von Winken, oder Andeutungen, die natürlich als Befehle gelten sollen. Während er die Dienstangelegenheiten in dieser Weise erledigte, schrieb er seinem Bruder nebenher stets die gewohnten, freundlichen Briefe, in denen er ihm die neuesten Nachrichten und das Geschwätz des Tages mittheilte. Sicherlich hat er es sich nie träumen lassen, dass die nothwendige Regulierung militärischer Angelegenheiten, den gewohnten Lebensbeziehungen Eintrag thun müsse. Prinz Heinrich dagegen war ganz anderer Ansicht. Sein Zorn stieg von Woche zu Woche (wie und warum, ist in der That schwer zu begreifen) und seine Briefe erreichten bald den Siedepunkt.* Schliesslich bat er um seine Entlassung, und schrieb: „Deine früheren Briefe, über die ich schweigen will, und nun neuerdings wieder dieser Mangel an Zuneigung, zeigen mir deutlich, welchem Schicksale ich diese sechs Jahre Feldzug geopfert habe"; und dann fordert er peremtorisch, dass ihm ein Nachfolger ernannt werde. Der König antwortete darauf: „Spare Dir, Monseigneur, Deinen Zorn und Deine

* Die Briefe sind von Schoening herausgegeben, in: *Militärische Correspondenz des Königs Friedrichs des Grossen mit dem Prinzen Heinrich von Preussen* — und von Preuss, in: *Oeuvres de Frédéric.*

Entrüstung gegen Deinen Diener; Du, der Du immer Nachsicht predigst, zeige doch selbst ein wenig gegen Leute, die gar nicht die Absicht haben, Dich zu beleidigen, oder ihren Verpflichtungen gegen Dich nicht nachzukommen, und geruhe, die bescheidenen Vorstellungen, welche die Lage der Dinge mich bisweilen zwingt, Dir zu machen, mit etwas mehr Wohlwollen aufzunehmen." Da Seine Majestät zur selben Zeit von irgend etwas, wie einem Abschiedsgesuche, entschieden nichts hören wollte, so sagte der Prinz nichts mehr davon; möglicherweise fing er an, einzusehen, dass die Gründe dafür doch nicht so zwingende waren, wie er gedacht hatte.

Wenn man, wie dies der Fall ist, einigermaassen weiss, wie es um Friedrichs Zuneigung für den Bruder stand, und ferner die hohe Meinung kennt, die er von Heinrich als Heerführer hatte, so erscheint es Einem um so räthselhafter, warum Heinrich gerade zu jener Zeit von so offenbarem Schrecken und solcher Furcht vor ihm erfüllt gewesen ist. Es sind Briefe vorhanden, welche den Beweis dafür liefern, dass er sich selbst als ein weiteres Opfer der „Tyrannei" Friedrichs ausersehen glaubte, und dass das Günstigste, was er zu hoffen wagte, die Erlaubniss war, unbelästigt und ohne Insult sich zurückziehen zu dürfen. Er liess sich sogar herab, an Eichel, des Königs Privatsekretär, zu schreiben, und ihn um seine guten Dienste in Bezug auf seine Verabschiedung zu bitten. Auch an Sir Andrew Mitchell, der damals viel um den König war, schrieb er in demselben Sinne. Da der Brief uns einen Blick in die Gefühle des Schreibers thun lässt, so fühlt man sich versucht einen Theil desselben hier zu geben, und zwar in der Orthographie, Accentuation etc., des Originales. *

---

* Diese Briefe bilden einen Band der Mitchel Papers im British Museum.

'*De Hoff*, 19 *d'avril*, 1762.

'Monsieur, —

'L'indisposition que j'ai eu m'a fait négliger de repondre a l'obligente lettre par laquelle vous vous m'aprenes la prise de la Martinique, l'interet que je prend a la Gloire de votre nation doit etre le garant de celui que j'ai pris a Cette nouvelle, receves mes felicitations sinceres a ce sujet. Je n'ai pas eu envie de vous entretenir sur mes propres affaire, je sai que vous y etes sensibles et je n'ai pas voulu vous faire partager mes pesne, le sujet qui m'atire les chagrins que J'ai, vont de la Juste compassion que J'ai des malheureux qu'on fait dans ce pays ci, malgre mes representations, ressu avec Duretes, l'autorites a prévalu, et J'ai essuyes toute espece de désagrement, et me trouve encore en compromis avec des gens de l'espece la plus abjecte. J'ai ecrit pour me retirer sur quoi J'ai ressu une reponse comme si elle émanoit du conseil du Camps des Tartares, car Jamais Prince chretien a t il écrit sur ce ton a un frere. J'ai le Poignard dans le cœur, Je suis malleingre et d'une constitution qui n'est pas forte: si vous pouves contribuer pour qu'on me laisse aller sans me chagriner davantage, Je vous en devres une obligation éternelle, car Je ne saurois plus avoir a faire avec l'auteur de toute mes disgraces. Je pouvois vous repondre sur toute les objections a faire contre ma résolution, quoique J'avoue que ce n'est pas le moindre sujet des mes chagrins, d'avoir devant moi l'alternative a recevoir des reproche qui ont une aparence contre moi si Je quitte, ou de reste comme l'esclave d'un souverain absolu, sans faire mention de letat de ma sante qui sufit pour me faire souhaiter d'etre tranquile . . . . Je souhaite que vous arives heureusement a Breslau, et me réjouires toutefois que Je pouves vous temoigner l'amitie et consideration avec lesquelles Je suis,

'Monsieur,

'Votre tres devoue

'ami et serviteur,

'Henri.'*

---

* Prinz Heinrich schrieb kein orthographisches Französisch, indess ein besseres, als der König, und ein viel besseres, als einige andere Mitglieder seiner Familie. Er schrieb eine etwas steife, doch, wie es mich

Im Herbste desselben Jahres 1762 wurde die Schlacht bei Freiberg geschlagen, in welcher Heinrich, da diesmal Niemand zur Hand war, „um seine besten Pläne zu verderben", zur Bewunderung von Allerwelt die Reichstruppen tüchtig aufs Haupt schlug. Ein so reiner und vollständiger Sieg liess in des Siegers Seele ein Gefühl der Genugthuung zurück, das manche Missstimmung zu lösen und auszugleichen vermochte, und gab den sieben Dienstjahren, die, wie er geglaubt, so ungenügende Anerkennung gefunden hatten, einen glücklichen Abschluss. Das Schicksal wollte es, dass derselbe zugleich zu einem Abschluss des ganzen Kampfes wurde. Die Schlacht bei Freiberg war die letzte des siebenjährigen Krieges; im Frühling 1763 kam der Frieden.*

Bald darauf, so wird uns berichtet, gab der König seinen Generalen ein Bankett, und hielt bei dieser Gelegenheit eine Art von Ansprache an dieselben, in welcher er mit grosser Ausführlichkeit die wichtigsten Begebenheiten der Feldzüge, an denen sie nach einander alle Theil ge-

---

bedünken will, keine sehr unleserliche Hand. Darin freilich sind andere Entzifferer mit mir verschiedener Meinung. Bisset giebt den Versuch auf, und bringt nur einen einzigen Brief von der Hand eines Amanuensis. Er sagt: „Es giebt eine grosse Zahl Briefe des Prinzen Heinrich von Preussen von seiner eigenen Hand; da diese aber eine völlig unleserliche ist, geben wir hier den folgenden, als den einzigen, der während einer schweren Krankheit von fremder Hand geschrieben ist, und deshalb leichter zu entziffern war." (Memoirs, etc. of Sir Andrew Mitchell, II. 252.) Graf Henckel, der eine grosse Anzahl von Prinz Heinrichs Briefen zu entziffern hatte, beklagt sich ebenfalls bitterlich über die Handschrift.

* In Montholons Mémoires de Napoléon (tome V., p. 329) findet sich eine sehr eingehende Kritik des Prinzen Heinrich, die, obwohl sie seine Begabung nicht unterschätzt, die Tendenz hat, sein Verdienst an dem Siege von Freiberg herabzusetzen. Nachdem er die Gründe für seine Anschauung dargelegt, sagt Napoleon: „La bataille de Freyberg est considerée comme le principal titre de gloire du Prince Henri: c'est la seule bataille dans laquelle il ait commandé en chef. La campagne de 1761 est celle où ce prince a vraiment montré des talents supérieurs."

nommen hatten, kommentirte, und das Verfahren jedes einzelnen Kommandeurs in gewissen kritischen Lagen einer ziemlich rückhaltlosen Kritik unterzog, dabei aber sich selber nicht schonender behandelte, als die Uebrigen. „Nachdem er all' die Versehen aufgezählt hatte, welche von Einem, oder dem Anderen begangen worden waren, sagte er: „Lassen Sie uns nun, meine Herren, unser Glas leeren auf das Wohl des einzigen Generales, der während des ganzen Krieges nicht einen Fehler gemacht hat", und sich gegen den Prinzen Heinrich wendend: „auf Dein Wohl, mein Bruder!"*

Ein anderes Kompliment, so recht nach des Prinzen Geschmack, war die Bewilligung einer Leibwache von vierundzwanzig Husaren, — eine Auszeichnung, die Niemandem, ausser ihm und dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, zuerkannt worden ist.

---

* Bouillé, *Vie p. p. et m. etc.*, p. 138. Es ist häufig und mit vollem Rechte bemerkt worden, dass dies berühmte Kompliment, und zwar in merkbarem Grade, negativer Natur gewesen sei. Der König war sich, so gut wie nur irgend sonst Einer, über zweierlei klar: erstens, dass er selbst sich mannigfacher Fehler und Irrthümer schuldig gemacht hatte, und zweitens, dass Heinrichs vorsichtige Bedächtigkeit, die stets sicher gehen wollte, und all' seine kluge Berechnung, wie werthvoll sie auch immer sein mochten, nicht im Stande gewesen wäre, im siebenjährigen Kriege die preussische Monarchie zu retten.

Capitel VI.

In der Zurückgezogenheit.

Herr von Reisewitz verschluckt einen Diamant — Prinz Heinrich trinkt Mineral-Brunnen — Und schneidet Figuren mit der Scheere aus — Die polnische Königskrone wird ihm von Weiten gezeigt — Trennung des Prinzen und der Prinzessin Heinrich.

Während des siebenjährigen Krieges wurde Rheinsberg, obwohl von seinem Besitzer und dessen Gästen verlassen, nicht vernachlässigt. Verbesserungen wurden unter der Aufsicht des Intendanten, Herrn von Reisewitz vorgenommen, und neue Gebäude errichtet; auch das sogenannte Domestikenhaus ist damals entstanden. Es nimmt Einen Wunder, dass man in solchen Zeiten es wagen durfte, dergleichen zu unternehmen. Berlin selbst und die in seiner Nähe gelegenen Häuser und Palais wurden gebrandschatzt und geplündert, und Rheinsberg entging diesem Schicksale, weil es zu weit aus dem Wege lag; nur die Schweden lagerten, wie wir wissen, eine Zeit lang in gefährlicher Nähe.

Das waren sieben schreckliche Jahre voller Trübsal und Unsicherheit für die Leute auf dem Lande. Alle kräftigen Männer hatten in den Krieg ziehen müssen, und vielen von ihnen war es beschieden, auf der Wahlstatt zu bleiben.

Was zurückgeblieben, waren die Schwächlichen und Hilflosen. Die „gute Gesellschaft" hatte meist ihre Güter verlassen, und strömte in hellen Haufen zusammen, um hinter den Wällen der Festungen Schutz zu suchen.

Im März 1761 wird uns wieder ein, wenn auch nur flüchtiger Blick auf Rheinsberg vergönnt. Der preussische Hof hatte den Winter in Magdeburg zugebracht, wohin er der Sicherheit halber geflohen war. Allein, als im Frühling der Feind sich zurückgezogen hatte, machte sich Herr von Voss diese Rückbewegung zu Nutze, und unternahm schnell eine Reise nach Mecklenburg, um dort nach seinen Gütern zu sehen, denen schwere Kontributionen auferlegt worden waren. Auf der Rückreise nach Magdeburg machten er und seine Frau für eine Nacht Halt in Rheinsberg. In ihrem Tagebuche erzählt uns die Gräfin, sie habe sich, obwohl sie zu später Stunde anlangten (es war um acht Uhr Abends), und es heftig regnete, doch sogleich aufgemacht, um das Schloss und den Park zu sehen, und der letztere sei wunderschön gewesen. Dann sagt sie, Herr von Reisewitz habe gütiger Weise darauf bestanden, dass sie die Nacht unter seinem Dache zubrächten. Und am nächsten Tage, den 22. Mai, berichtet sie weiter: „Ich stand um drei Uhr auf, kleidete mich schnell an, und ging bei Tagesanbruch nach dem Schlosse. Nachdem ich eine lange Zeit allein in dem theuern, geliebten Garten umhergewandert war, der so süsser Erinnerungen voll ist, kehrte ich zurück, und um sechs Uhr machten wir uns wieder auf die Reise", u. s. w.

Man kann es sich nicht versagen, bei diesem Bilde zu verweilen. Es war gerade zehn Jahre her, dass sie ihrer Jugendromanze durch ihr eigenes Handeln ein Ende gemacht hatte. Und nun sehen wir, wie sie, auf einer eiligen, in trüber und gefahrvoller Zeit unternommenen Reise, in der ersten Morgendämmerung eines Maitages, nach einer regnerischen Nacht, allein hinausläuft, um rasch einen Blick

auf den alten, lieben Platz zu erhaschen und ein Stündchen im verlassenen Garten allein zu sein mit sich und den Todten, während drinnen Alles noch im Schlafe liegt. Dann eilt sie zurück in das Haus des Gastfreundes, und um sechs Uhr Morgens ist sie mit dem Gatten schon wieder auf der Reise.

In Bezug auf diesen Baron von Reisewitz werden seltsame Dinge erzählt. In seinen Knabenjahren Page bei dem Prinzen von Preussen, und später Stallmeister des Prinzen Heinrich, den er in den ersten Winter-Feldzug begleitete, wurde er im Jahre 1757 zum Intendanten von Rheinsberg ernannt, und verblieb in dieser Stellung bis zum 23. Februar 1763, an welchem Tage (also kurz vor der Unterzeichnung des Hubertusburger Friedens) er, wie Hennert sagt, an einer entzündlichen Krankheit starb. Das Gerücht indessen will wissen, er habe sich selbst vergiftet, und giebt als Grund hiefür an, er sei fälschlicherweise der ungetreuen Verwaltung von Geldern beschuldigt worden, die ihm zur Ausführung von Neubauten, sowie zur Anlage von Fuss- und Fahrwegen, sowohl im Parke, als im Forste von Boberow, anvertraut worden waren. Die Parkanlagen, so wie sie jetzt sind, sind im Wesentlichen seine Schöpfung. Da es schien, als schenke Prinz Heinrich der Beschuldigung Glauben, zog es Reisewitz, angesichts der schleunigen Rückkehr des Prinzen vor, zu sterben, anstatt, belastet mit einer solchen Verläumdung, demselben vor die Augen zu treten. Soweit das Gerücht über die Art seines Todes. Allein, was nun weiter kommt, ist noch um ein gut Theil verwunderlicher, ja, ich meine, es passt kaum auf einen Mann von so feinem Ehrgefühl. Es wird nehmlich für glaubwürdig erzählt, dass er, oder wenigstens sein Geist, wieder „umgehe", und zwar meistens gerade auf den Wegen, die er selbst angelegt, oder da, wo diese einst gewesen waren, denn an vielen Stellen

sind die Wege selbst verschwunden; der Wald, der allmählig immer weiter vorgedrungen ist, hat sie vertilgt. Da führt er nun die Leute irre, — Touristen, meine ich, kaum, wohl aber die Bauern, die in Geschäften des Weges ziehen, oder müde Stadtleute, die sich verspätet, und es nun eilig haben mit dem Nachhausekommen. Sie sehen sich plötzlich an Orten, die ihnen ganz unbekannt sind, an Stellen des Waldes, die sie nie in ihrem Leben gesehen haben; dann lässt sie ein lautes Lachen, oder ein Händeklatschen erkennen, mit wem sie es zu thun haben. Bei Nacht natürlich treibt er im Boberower Forste sein Wesen, welcher Art es nun auch immer sein mag. Wie schon gesagt, wir haben hier die Empfindung, ein solches Verhängniss sei für einen Geist von solcher Art poetisch nicht ganz gerecht; man versichert uns indessen, es sei dies ein schönes Beispiel dafür, wie sich die Fabel im Volksmunde bilde, und zwar eines der neuesten Produkte auf diesem Gebiete in der Mark Brandenburg.*

---

* Fontane hat einen merkwürdigen Passus in Bezug auf diesen Herrn von Reisewitz. Erstens nennt er ihn „Herr von Reitzenstein", und wiederholt diese Version des Namens in seiner letzten Auflage (1875), obwohl Schwartz (auf Seite 148, in: *Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg*) ihn schon im Jahre 1871 in Bezug hierauf korrigirt hat. Dann, erwähnt er, bei der Erzählung des Selbstmordes, einer seltsamen Ueberlieferung, die im Volksmunde kursire, nehmlich, dass „Reitzenstein" sich das Leben genommen habe, „indem er einen Diamant verschluckte". Er fügt dann hinzu, dass natürlich ein Diamant so unschädlich sei, wie ein Pflaumenkern, und dass hier ein interessantes Beispiel dafür vorliege, wie Sagen im Volke entstehen. Gemeint war damit, sagt er dann weiter, *essence d'amandes*, oder Blausäure, es habe hier nehmlich der ähnlich klingende Laut in d'amandes und Diamant, auf den volksthümlichen Zug zum Poetischen gewirkt, und die Verwechselung hervorgerufen; deshalb erscheint es ihm „ziemlich sicher, dass Reitzenstein" sich mit Blausäure vergiftet habe. Man kann sich hiebei des Gedankens nicht erwehren, dass sich gegen diese Kette von Schlüssen doch sehr viel einwenden lässt. Sollte „*essence d'amandes*" wirklich die Bezeichnung sein, welche in einem abgelegenen Theile der Mark für Blausäure in Gebrauch ist? Aber, um hiervon abzusehen, so ist dies gewiss nicht das erste Mal, dass wir

Diesem Baron von Reisewitz folgte als Intendant ein zweiter Träger desselben Namens. Sie scheinen indess nicht mit einander verwandt gewesen zu sein, wenigstens war der erstere ein Schlesier und letzterer ein Sachse; dieser zweite Reisewitz war es auch, der Veränderungen in Friedrichs Studierzimmer und den daran stossenden Räumen ausführen liess. (Hennert pp. 20, 28, 31.) Er lebte indess kaum ein Jahr in seinem Amte, und starb am 16. April 1764.

Im Mai 1763 finden wir Prinz Heinrich in Rheinsberg, wo er, mit geringen Unterbrechungen, weitere vierzig Jahre während des Frühlings, Sommers und Herbstes zubringen sollte. Er fand grossen Gefallen am Landleben, und mit der Zeit einen immer geringeren an Berlin. Als er im Herbste 1763, sich bei seinem Bruder in Sanssouci zum Besuche anmeldet, sagt er: „Ich hoffe, Du wirst mir erlauben, nachher wieder hierher zurückzukehren; an Berlin fesselt mich nichts; die Erinnerung an Vergangenes stimmt mich sehr traurig, und überhaupt erscheint mir das Leben, das sie dort führen, höchst thöricht u. s. w." Natürlich ist der König entzückt über die Aussicht auf den Besuch, und verspricht ihm, er werde ihn nach Hause gehen lassen, wann es ihm immer beliebe. Er wünscht aber, ihm einige

---

Diamanten, oder Diamantenstaub als tödtliches Gift bezeichnen hören. Der Glaube, oder Aberglaube ist ein sehr alter, und war einst sehr weit verbreitet; und zwar nicht allein bei unwissenden Menschen, sondern auch bei solchen, die, wie man hätte meinen sollen, es besser wissen mussten. Ein Beispiel hievon aus der Mark (d. h. Berlin) selbst, das gar nicht soviel früher spielt, als der in Rede stehende Fall, bildet Bube, einer der Unglücklichen, welche durch die Denunziationen Clements im Jahre 1719 in Mitleidenschaft gezogen wurden. Er „starb" im Gefängnisse, noch ehe ihm das Urtheil gesprochen wurde. Der Sächsische *chargé d'affaires*, schrieb, indem er das im Volke umgehende Gerücht für baare Münze nahm, dass Bube sich selbst das Leben genommen habe, „indem er einen Diamanten verschluckte" (Weber. *Aus vier Jahrhunderten* I., 234). Vor vier Jahren spielte in Indien, wie allgemein bekannt, wiederum Diamantenstaub die Rolle eines tödtlichen Giftes bei dem Prozess gegen den Guikwar.

Skizzen zu Deckengemälden zu zeigen; das schöne Palais, welches Seine Majestät in Berlin für ihn bauen liess, war noch nicht fertig (der Krieg hatte den Bau verzögert), und da ist denn in den, aus Potsdam datirten Briefen des Königs aus jener Zeit, viel von Holzarbeiten, Gitterwerk, Ameublement, Freskomalereien, u. s. w. die Rede; der Prinz indessen überlässt die Entscheidung in allen diesen Dingen stets Seiner Majestät. Der König und Prinz Heinrich pflegten einander gewöhnlich einmal in der Woche zu schreiben, und Geschenke an Früchten begleiteten die beiderseitigen Briefe. Besonders sendet Friedrich seiner Schwägerin Trauben aus seinen Treibhäusern, und Prinz Heinrich durchstöbert die Glaswerke von Rheinsberg nach „grossen Fensterscheiben *à la française*". Ihr Leben war mit einem Male, wie auf den Druck einer Feder, in seine alten Fugen zurückgegangen. Seine Majestät hatte allerdings ein gehöriges Quantum Arbeit zu erledigen, und dann und wann macht er wohl auch eine Anspielung, die sich darauf bezieht — verwüstete Provinzen, denen er wieder aufhelfen muss, ein Bündniss mit den Türken, zu dessen Ratifizirung bereits ein „Mamamouchi" unterwegs ist, eine polnische Königswahl, oder dergleichen. („Was sagst Du zu dem Könige von Polen, dieser Dummkopf, der sich hinlegt, und stirbt. Ich gestehe, ich kann die Leute nicht leiden, die alles immer zur unrechten Zeit thun.") Indessen, wenn er derartige Dinge vorbringt, so thut er es mit einer halben Entschuldigung; im Uebrigen aber weht durch seine Briefe ein Hauch von Frische und eine wunderbar behagliche Stimmung, wie sie nur die Musse zu gewähren pflegt. Und wenn der Prinz „seinen Brunnen trinkt", bis uns das Gähnen überfällt, indem wir uns vorstellen, wie er dabei immer auf- und abschreiten muss, dann kommt geraden Wegs von Sanssouci her solch ein Erguss guter, herzlich gemeinter, hoffnungsathmender Wünsche und ärztlicher Gemeinplätze, dass uns so-

fort zu Gemüthe geführt wird, wie Heinrichs „santé" das einzige Ding in dieser Welt ist, das wirkliche Wichtigkeit besitzt.

Bald nach dem unzeitigen Tode jenes Dummkopfes von Polenkönig, wurde dem Könige von Preussen eine zweite Ueberraschung zu Theil, die eben so wenig nach seinem Geschmacke war. Es gab in Polen eine Fraktion der antisächsischen und antiösterreichischen Partei, die just ebenso scharf antirussisch gesonnen war, und deshalb von Poniatowskis Kandidatur nichts wissen wollte; so machte denn eine Deputation dieser Magnaten die lange Reise von Warschau bis nach Potsdam, um dem Könige die Frage vorzulegen, ob Seiner Majestät irgend welche Bedenken dagegen hätte, wenn man seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich eine Kandidatur für den erledigten Königsthron antrüge? Wie es sich nun zeigte, hatte Seine Majestät nichts wie Bedenken, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll (vor allem hatte er der Kaiserin Catharina sein Wort verpfändet) und gab denselben kurzen Ausdruck dadurch, dass er seinerseits an die Deputation die Frage stellte, ob sie dem Prinzen irgend etwas von der Sache gesagt hätten; und, als sie dies verneinten, ersuchte er sie, stracks wieder heimzureisen, und keiner Seele ein Sterbenswörtchen von der ganzen Angelegenheit zu sagen. Dieser Einschärfung, so wird uns berichtet, wurde schlecht Folge geleistet. Das Geheimniss kam heraus und das Veto, das sofort seitens des Königs erfolgte, gab von Neuem Veranlassung zu lebenslangem Grolle; dies war eine Kränkung, die nie verziehen werden konnte.* Eine Krone war gerade das, was Heinrich am meisten convenirt hätte, etwas, was er sich zuweilen vielleicht ganz besonders gewünscht, und aller Wahrscheinlichkeit nach

* Es hörte bald auf, ein Geheimniss zu sein. Noch zu Friedrich's Lebzeiten wurde es ganz offen besprochen, sogar in der Presse. Guiton de Morveau hat es in seiner *Vie privée.*

wollte er die grossen Hindernisse nicht sehen, welche sich der Erlangung derjenigen, die hier in Frage kam, für alle Zeit entgegenstellten.

Nach sieben im Kriege — und noch dazu einem solchen Kriege — verbrachten Jahren, war man älter geworden — nicht nur älter, sondern auch etwas solider. Diese langweilige Brunnenkur war ein Symptom dafür. Man war nicht mehr so schnell wie sonst bereit, jugendliche Rollen in Charaden zu übernehmen, — und wenn man es versucht hätte, so würde man von Neuem die schmerzlichen Lücken gewahr geworden sein, die der Tod gerissen. — Aber zuzuschauen, und sich von einer jüngeren Generation amüsiren zu lassen, dazu war noch Neigung genug vorhanden. Es scheint, als hätten sich die gastfreundlichen Tage von Rheinsberg erneuert, als sei der entschlüpfte Faden sofort wieder aufgenommen, ganz im alten Style, mit der alten Fröhlichkeit und unter Theilnahme Vieler, die einst dem alten Kreise angehört hatten. Nur kostete es doch schon einige Anstrengung, so ohne irgend eine Unterbrechung, in fortwährendem Saus und Braus zu leben. Wir bemerken, dass man es doch bereits angemessen findet, sich während ein Paar Stunden des Tages einem etwas ruhigeren Zeitvertreibe hinzugeben. Auf diese Zeitperiode, oder eine sehr wenig spätere, möchte ich die nachfolgende, mit keinem Datum versehene Beschreibung beziehen, die uns eine Vorstellung davon giebt, wie man die Nachmittage in Rheinsberg verlebte:

„Gegen vier Uhr, des Nachittags, konnte man, wenn nicht in den Wald gegangen wurde, bei'm Prinzen vorgelassen werden, wo dann zwei, oder drei Stunden lang Vorlesung stattfand". . . . . und zwar von Werken über allgemeine Geschichte, Reisebeschreibungen und dergl. „Der Vorleser hatte seinen besonderen Platz; Jedem der Zuhörer war es gestattet,

denselben zu unterbrechen, um ihm seine Zweifel zu äussern, oder irgend eine Reflexion anzustellen. Alle Zuhörer sassen, im Halbkreise rangirt, dem Vorleser gegenüber; jeder hatte vor sich einen kleinen Tisch, mit einer Scheere und einigen Bogen, die mit buntkolorirten Abbildungen von Blumen, oder Thieren, bedruckt waren. Man schnitt dieselben aus, um später damit die Wände von Zimmern und Kabinetten zu bekleben. In Rheinsberg wurden mehrere Räume gezeigt, die auf diese Weise tapeziert sind."

Es ist keiner von denen, die alles dies glücklich überstanden, der es uns erzählt, sondern Thiébault, und zwar von Hörensagen;* jedenfalls muss es sehr hübsch gewesen sein. Später indess, da die Neuheit der Sache sich allmählig

* Ich bin weit davon entfernt, zu glauben, man könne Thiébault völlig vertrauen. Unter den Memoiren-Schreibern in Preussen in den Tagen Friedrichs des Grossen ist er anerkanntermaassen der Matador in Bezug auf Ungenauigkeit, oder, um es deutlicher zu sagen, in Bezug auf grobe Irrthümer und Verleumdungen. Wenn er uns irgend etwas, es sei was es wolle, erzählt, das sich nicht innerhalb seines eigenen Gesichtskreises zugetragen, ist er stets mehr, oder weniger im Irrthum; wenn er über Dinge schreibt, die sich ereignet, ehe er nach Deutschland kam, so bleibt Einem kaum etwas Anderes übrig, als die Feder zu nehmen, und Seite für Seite durchzustreichen. Wenn er aber von Dingen spricht, die er selbst gesehen, oder gehört, und man kann annehmen, oder hoffen, dass er keinen Grund habe, uns absichtlich zu täuschen, dann mag man seine ziemlich langweiligen Geschichten für das nehmen, was sie werth sind. Man muss indess nicht vergessen, dass der Unsinn, welchen er zu Tage fördert, bis zu einem gewissen Grade seine Erklärung darin findet, dass der Mann kein Deutsch verstand, kein deutsches Buch lesen, noch mit einem Landeskinde, das nicht französisch sprach, sich unterhalten konnte. So musste er auf Umwegen seine Informationen gewinnen, die von sehr verschiedener Beschaffenheit waren, und auf einen für ihre Aufnahme nicht vorbereiteten Grund und Boden fielen. Ueberdies schrieb er seine „*Mémoires*" (wenigstens nehme ich es an) aus dem Gedächtnisse im hohen Alter, viele Jahre nach dem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wo er wusste, dass ihn Niemand nachrechnen kannte, was er sagte, mochte es sein, was es immer wollte. In Deutschland ist Thiébault der Sündenbock für die Memoirenschreiber geworden; bisweilen, meine ich, halb ungerechter Weise. Seine „Ungenauigkeiten" sind höchstens grösser und zahlreicher, als die eines Pöllnitz, Bielfeld, der Markgräfin, etc.

abnutzte, scheint das Figuren-Ausschneiden für die Gäste den Reiz verloren zu haben, und der Prinz that es nur noch für sich allein.

Aber all' die Fröhlichkeit und gesellige Harmonie sollte eine Wandlung und Einbusse erleiden; und zwar eine Wandlung und Einbusse recht trauriger Art. Zwischen dem Prinzen und der Prinzessin entstand eine Uneinigkeit. Wer dabei Recht, wer Unrecht hatte, will ich hier nicht untersuchen. Das, was uns darüber in den Büchern berichtet wird, lässt unserer Phantasie einen weiten Spielraum. So lesen wir, dass man einen scheinbaren Anlass dazu künstlich geschaffen habe; und von einer Seite wird uns versichert, dass für die Entfremdung der Gatten, gar kein wirklicher Grund vorhanden gewesen sei. Es kann vernünftiger Weise kaum bezweifelt werden, dass Kalckreuth, der Adjutant, einen aktiven Antheil an der Sache gehabt hat, ob lediglich aus Bosheit und Freude am Unheilstiften, ist eine andere Frage.* Viel zweifelhafter erscheint uns die

* Kalckreuth verliess in Folge dessen den Dienst des Prinzen, und wurde vom Könige in eine entlegene Garnison versetzt. Es heisst, der König habe ihn bei Gelegenheit seiner Abmeldung in sehr strenger Weise empfangen, und ihm gesagt, er möge nur seine volle Schuldigkeit thun, er werde selbst ein Auge auf ihn haben. Zwanzig Jahre hindurch blieb er in der Verborgenheit, bis zum Tode Friedrichs des Grossen, wo ihn Friedrich Wilhelm II., offenbar um seinen Onkel Heinrich zu ärgern, sofort zurückberief, ihn in den Grafenstand erhob, und zum Generalmajor machte, als welcher er das Kommando der Armee erhielt, die in Holland einbrechen sollte. Kalckreuths weitere Carrière (er wurde 1807 zum Feldmarschall ernannt) gehört der Geschichte an; indess ist Folgendes merkwürdig, als ein Beispiel, wie auch in neuerer Zeit die Hand der Nemesis sich thätig erweist. Gerade so wie Prinz Heinrich stets behauptete, dass sein Bruder Friedrich alle seine Siege allein seinen Generalen zu verdanken habe, erklärte Kalckreuth seinerseits, so lange er lebte, laut, dass ihm, dem Adjutanten und Niemand Anderem, das Verdienst des Sieges bei Freiberg und verschiedener anderer von Heinrichs Erfolgen zuzuschreiben sei. Natürlich enthält die eine Prätension genau so viel Wahrheit wie die andere; da indess Kalckreuth sich einen ruhmreichen Namen zu erringen gewusst hat, so fand er Viele, die ihm auf

Behauptung, „Prinz Heinrich habe schliesslich seinen Argwohn aufgegeben", und nur „der hartnäckige Eigensinn, den er mit allen Prinzen seines Hauses gemein hatte", sei einer Wiederversöhnung im Wege gewesen. Auf alle Fälle war eine sofortige und endgültige Trennung der prinzlichen Gatten die Folge. Die Prinzessin ist nie wieder nach Rheinsberg gekommen. Sie bewohnte in Berlin den einen Flügel des schönen, neuen Palais, welches endlich fertig geworden war, und der Prinz, wenn er im Winter nach Berlin kam, den anderen. Sie hatten jedes seine besondere Treppe, und sahen einander nie in ihrem eigenen Hause. Wenn sie bei Hofe, oder wo es sonst die Etiquette erforderte, sich begegneten, sprachen sie nicht mit einander. Dieses Leben haben sie sechsunddreissig Jahre lang geführt, bis zum Tode des Prinzen Heinrich im Jahre 1802.

Wenn nun die Welt, gestützt auf eine Thatsache, wie diese, sagt, Prinz Heinrich sei nichts, als eine armselige Kopie Friedrich's des Grossen gewesen, so muss man gestehen, dass der Punkte, in denen sie einander gleichen, trauriger Weise viele sind. Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Art von Eheleben, dem, wie es zwischen Sanssouci und Schönhausen bestand, sehr ähnlich sah — ein gegenseitiges sich Fernbleiben, das nur einmal im Jahre durch eine stumme Verbeugung unterbrochen wurde.*

Kosten des Prinzen Heinrich bereitwillig Glauben schenkten. Und vor etwa fünfzig Jahren hat ein Sohn von ihm, der als eine Art litterarischer Persönlichkeit in Berlin lebte, und kürzlich verstorben ist, eine lange Reihe von Artikeln in der Jenaischen „Minerva" veröffentlicht, welche die oben angeführte Prätension von Neuem begründen, und ihre Wahrheit erweisen sollten. Ich hatte einst das Unglück, dieselben zu lesen.

* Es existirt, meine ich, gedruckt nur e i n e, von Heinrich selbst gethane Aeusserung über diese unglückselige Angelegenheit. Sie findet sich in einem seiner Briefe an die Landgräfin von Hessen-Darmstadt; cf. den Anhang.

Capitel VII.

Die Besitzergreifung von Westpreussen.

Prinz Heinrich geht nach Schweden und Russland — Sein Empfang bei Catharina — Die Königin von Schweden erwiedert seinen Besuch — Er geht zum zweiten Male nach Russland — Der Grossfürst Paul erwiedert seinen Besuch — Paul sieht, wie die Tritonen ihre natürlichen Funktionen ausüben.

In den Briefen des Prinzen Heinrich finden sich Anspielungen darauf, dass er gerne auf Reisen gegangen wäre, und sein *grand tour* gemacht, d. h. Italien gesehen hätte. Natürlich konnte er nicht gehen, ohne Urlaub genommen, und diesen erhalten zu haben; indessen der König hütete sich wohl, jemals diese Anspielungen zu verstehen, und so wäre es denn ebenso ungeschickt wie nutzlos gewesen, hätte der Prinz seinen Wunsch in deutliche Worte gekleidet. (Friedrich that nehmlich immer so, als hielte er gar nichts von einer Reise nach Italien, und bedaure höchstens die Leute, die dorthin gingen.) Da es mit dem *grand tour* nun nichts geworden war, ging der Prinz im Jahre 1768 nach Holland. Im Jahre 1769 begleitete er den König nach Neisse, wo dieser den Besuch Kaiser Josephs entgegen nehmen wollte, und ging dann im Jahre 1770 nach Schweden und Russland.

Er hatte seine Schwester Ulrike nicht mehr gesehen, seit sie im Jahre 1744 als jungverheirathete Frau abgereist war, ausserdem aber lagen auch noch politische Gründe zur Reise vor; Mittheilungen an die schwedische Regierung, die sich am besten persönlich machen liessen. Friedrich fürchtete nehmlich, dass man den beabsichtigten Umsturz der schwedischen Verfassung in's Werk setzen möchte, und wünschte seiner Schwester klar zu machen, dass er, falls von Seiten Schwedens irgend ein Angriff gegen Russland unternommen werden sollte, verpflichtet sein würde, auf die Seite der letzteren Macht zu treten. Heinrich blieb den August und September über bei der Königin, und der Besuch scheint Beiden viel Vergnügen bereitet zu haben. Die diplomatische Mission wickelte sich rasch und leicht ab; doch Heinrich war kaum einige Wochen in Stockholm gewesen, als er erfuhr, dass er mit einer zweiten und längeren Sendung beauftragt werden sollte. Die Kaiserin Catharina, die von seiner Reise gehört hatte, hatte eine so dringende Einladung, nach Petersburg zu kommen, an ihn ergehen lassen, dass Friedrich, welcher bei dem damals kritischen Stande der Dinge, eine abschlägige Antwort für ein Wagniss hielt, darauf bestand, dass Heinrich dieselbe annehme.* Es gab viel delikate Diplomaten-Arbeit in Petersburg zu thun, ein Geschäft, für das Heinrich sich ganz besonders eignete. Was Friedrich von allen Dingen in der Welt am wenigsten wünschte, den Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges, dafür

---

* Es ist oft gesagt worden, dass die Reise nach Schweden nur eine Finte sein sollte, ein Schleier, der den wirklichen Auftrag, die Petersburger Reise, gegenüber der öffentlichen Aufmerksamkeit maskiren, oder die letztere ablenken wollte. Thatsächlich ist der Gedanke hiezu erst nachher entstanden und durch die Einladung der Kaiserin erweckt worden. Sie war ärgerlich und zugleich beunruhigt über die zwischen dem Könige von Preussen und Kaiser Joseph gewechselten Besuche, so griff sie denn, um ein Gegengewicht dafür zu haben, nach Heinrich, der sich schon auf halbem Wege zu ihr befand.

schien alle nur mögliche Chance vorhanden zu sein; d. h. für einen Krieg, heraufbeschworen hauptsächlich durch Catharinas Politik, die Friedrich noch dazu gebunden war, zu unterstützen.

Heinrich war von der Aussicht auf seine Reise gar nicht entzückt, aber der König, obwohl er ihm sehr leid that, wollte nicht davon ablassen, und sagte ihm zweimal der Besuch sei „unvermeidlich". Er schickte ihm Instruktionen und überliess es seinem *esprit*, davon denjenigen Gebrauch zu machen, der ihm die Annahme seiner Vorschläge sicherte, und zugleich die Aussicht eröffnete, „das Haupt-Werkzeug für die Pazifizirung Europas zu werden".

Heinrich langte am 12. Oktober in St. Petersburg an, und wurde auf das Wärmste willkommen geheissen. Catharina freute sich sehr, ihren alten Freund wiederzusehen (sie hatten einander als Kinder gekannt), und zeigte ihm grosse Herzlichkeit. Ob es dazu gekommen ist, dass sie Gefallen aneinder fanden, weiss ich nicht, jedenfalls war ihr Verkehr ein sehr vertraulicher. Er blieb bis zum 30. Januar 1771, und natürlich liess man ihm alle Ehren und Aufmerksamkeiten zu Theil werden, die einem Bruder des Königs von Preussen zukamen.* Bei seinen diplomatischen

---

* Er selbst scheint sich nicht besonders amüsirt zu haben; wir hören von Nichts, als seinem feierlichen Ernst, den er bei allen Lustbarkeiten herauskehrte. (Wahrscheinlich fühlte er sich ebenso körperlich unwohl, wie gelangweilt, und sehnte sich nach Hause.) Seine untersetzte Figur und sein gravitätisches Wesen, dann der ungeheure Kopf voll Haare, die er überdies noch „ungeschickt frisirt und mit einem hohen Toupée" trug, wurden von den russischen Witzbolden verspottet. Sie sagten: „er gliche dem Samson, alle seine Stärke läge in seinem Haare, und weil er das recht gut wisse, dulde er nicht, dass ihm irgend eine ränkevolle Dalilah zu nahe käme." Dann sagten sie wieder: „er sei wie der Komet, der vor fünfzehn Monaten am Himmel Russlands erschienen, und der zwar nur einen kleinen wässerigen Körper, aber einen ungeheuren Schweif gezeigt, und die Potentaten des Nordens und Ostens erschreckt habe, mit der „Furcht vor einer grossen Aenderung" ". (Richardson, *Anecdotes of*

Unterhandlungen, die delikater und schwieriger Natur waren, stiess er auf Hindernisse; zuguterletzt indessen wurde er doch, in einem gewissen Sinne, „das Hauptwerkzeug zur Pazifizirung Europas". Es war gegen Ende seines Aufenthaltes, dass der Plan zur ersten Theilung Polens so zu sagen Form und Gestalt annahm. Die Kaiserin selbst machte, *en badinant*, dem Prinzen gegenüber die erste, darauf bezügliche Anspielung, in einer Abendgesellschaft; und in derselben Gesellschaft wiederholte, wenige Augenblicke darauf, Graf Czernitschew die Anspielung in Form einer *plaisanterie*. Erst anderthalb Jahr nach Heinrichs Rückkehr trat das Projekt in die Wirklichkeit;* und obwohl er in keinem Sinne der Urheber desselben genannt werden kann, so nahm er doch die Ehre der Erwerbung Westpreussens für sich in Anspruch, und sie wurde ihm auch

---

the Russian Empire, p. 323.) Richardson, dessen Briefe eines „Zeitgenossen" eine gute Anzahl Jahre und viel historischen Sonnenschein gebraucht haben, um zur Reife zu kommen, ehe sie gedruckt wurden, ist kein solcher Thor, um an wirkliche Freundschaftsbesuche hoher Personen zu glauben. . . . . „Der Prinz kam hierher gegen Anfang November, unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Besuches bei der Kaiserin, um des Glückes theilhaftig zu werden, einer so erhabenen Fürstin seine Aufwartung machen zu dürfen. . . . . Aber, Sie glauben doch nicht ernstlich, dass diese Kreatur aus Haut und Knochen, durch Schweden (von wo sie soeben kommt), Finnland und Polen gereist ist, nur um des Vergnügens willen, die Metropole und die Kaiserin von Russland zu sehen? . . . . . Prinz Heinrich von Preussen ist einer der berühmtesten Generäle dieses Jahrhunderts." etc., etc. Richardsons Beschreibung der Maskerade, und des französischen Papageis, der „Henri! Henri! Henri!" schrie, ist von Carlyle aufgenommen worden, dem ich sie nicht noch einmal nachschreiben will. Es ist wunderbar, wie viel besser sich dieselbe in dieser neuen und glorreichen Umgebung ausnimmt, als in dem Originale; — etwa wie ein ordinärer Kiesel in einer künstlerisch gearbeiteten Fassung von Gold.

* Ein sehr lichtvolles Resumé der Geschichte der Besitzergreifung Westpreussens findet sich bei Duncker in dem, bereits an anderer Stelle erwähnten Essai: *Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III.*

mit Recht zuerkannt; denn ohne seine Anwesenheit, während jener ereignissreichen Wintermonate, und sein diplomatisches Geschick, würden die Dinge sehr wahrscheinlich einen anderen Verlauf genommen haben; und war einmal erst ein allgemeiner Krieg ausgebrochen, wer konnte sagen, welches die Folgen desselben sein würden!

Allerdings war es nicht zum ersten Male, dass man an eine Theilung Polens gedacht, und sich in Preussen der Wunsch nach einer Territorial-Erweiterung in dieser Richtung geregt hatte: aber es war das erste Mal, dass dieser Gedanke und Wunsch so zu sagen praktische Gestalt annahm. Schon vor Jahren hatte Prinz Heinrich selbst mündlich und schriftlich dem Wunsche Ausdruck gegeben, die Herrschaft seines Bruders „über die ganze Küste der Ostsee ausgedehnt zu sehen". Als der Plan unter seiner Mithilfe sich nun verwirklichte, mag er vielleicht seine früheren Aspirationen etwas zu stark betont haben. Friedrich, welcher Heinrich gegenüber niemals mit Dank und Lob geizte, liess in seinen Briefen diesem das ganze Verdienst. In einem derselben, vom Juni 1772, als Westpreussen ihm bereits so gut wie sicher, wenn auch noch nicht thatsächlich in Besitz genommen war, sagt er:

„ . . . . Ich habe nun das Preussen gesehen, welches ich, gewissermaassen aus Deinen Händen empfangen habe; es ist eine vortreffliche und, sowohl Angesichts unserer politischen Lage wie aus finanziellem Gesichtspunkte, höchst vortheilhafte Acquisition; um indess nicht zu viel Eifersucht zu erregen, sage ich Jedem, der es hören will, dass ich im Verlaufe meiner ganzen Reise nichts angetroffen habe, als Sand, Kiefern, Nebel und Juden."

Natürlich nimmt der Prinz den Dank hin, mit der Miene eines altgeschulten Diplomaten, der eben wieder einen Meisterstreich ausgeführt, und zwar willig und ohne Murren,

allein zum Besten seines Landes und jener Drahtpuppe, von der es zufällig regiert wird. Er lässt sich indessen auch das gefallen, was besser ist, als blosser Dank:

„Ich erfahre soeben durch den Präsidenten Domhardt, dass Du mir auf die neue Erwerbung, die Du gemacht, tausend Thaler mehr pro Monat angewiesen hast. Indem ich dafür meinen unterthänigen Dank sage, bitte ich Dich, davon überzeugt zu sein, dass ich mich völlig belohnt fühle in dem Glücke, Dich im Genusse eines Gebietszuwachses zu sehen, der Deine Interessen fördert, sowie in dem schmeichelhaften Gedanken, dass es in meiner Macht gestanden hat, Dir nützlich zu sein.*

Es dauerte nicht lange, so erwiederte Königin Ulrike von Schweden den Besuch ihres Bruders. Nur fünf Monate nach seiner Abreise, im Februar 1771, war sie Wittwe geworden, und da sie gerade damals wenig Ursache hatte, sich in Stockholm sehr behaglich zu fühlen, machte sie sich bald auf den Weg, um ihr Heimathland und alle die Ihrigen wiederzusehen. Den ganzen Winter 1771—72, sowie den Sommer 1772, blieb sie, zusammen mit ihrer Tochter, Prinzessin Sophie, in Berlin, und stattete mit grossem Gefolge dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg einen Besuch ab. Der Aufenthalt daselbst hatte ihr so gefallen, dass sie zur Erinnerung daran, nach ihrer Abreise im dortigen Parke einen Tempel erbauen liess. Ich selbst habe keine Spur dieses Denkmals finden können, aber Hennert giebt uns eine Beschreibung desselben. In einer dunkelen Nische des Tempels stand auf einem Piedestal eine Urne, über welcher eine brennende Lampe hing. An der einen Seite lehnte, weinend, die „Freundschaft", an der anderen Seite der Liebes-Gott, seine Fackel auslöschend. An dem Piedestal hingen „Trauer-Festons" und war folgende Inschrift eingegraben:

* *Oeuvres, etc.*, XXVI., 358—60.

Le désir d'admirer de ce doux hermitage
L'hermite révéré, le maître gracieux,
Nous fit abandonner nos foyers et nos dieux
Pour faire le pélerinage
De ce séjour délicieux.
Du bonheur, des plaisirs, la constante harmonie
Remplit nos sens, y pénétra nos coeurs;
Chaque instant de nos jours fut semé de fleurs;
Et loin de ces coteaux la tristesse bannie
Ne put en troubler les douceurs
De la tendre amitié, de la reconnaissance,
Des plus justes regrets, du plus pure sentiment.
Passants, reconnoissez ici le monument,
Et du sort, avec nous déplorant l'inconstance,
Des nos coeurs attendris partagez le tourment.

Louise Ulrique.
Sophie Albertine.

Darunter standen die Namen der schwedischen Damen und Herren, welche sich im Gefolge der Königin und der Prinzessin befanden, eilf an der Zahl.

Königin Ulrikes Bedauern war ein sehr aufrichtiges. Sie liebte ihr Heimathland so sehr, und schien so ungern wieder nach Schweden zurückzugehen (freilich hatte sie gute Gründe, sich damit nicht zu beeilen, sie liessen sich nur nicht öffentlich sagen), dass man von mancher Seite schon annahm, sie wolle für den Rest ihres Lebens in Preussen bleiben. Man behauptete, Friedrich habe diesen Verdacht getheilt, und die Königin soll, natürlich durch einen Zufall, entdeckt haben, dass man das Bedauern, welches man bei ihrer Abreise an den Tag legen wollte, schon in Bereitschaft hatte, und dass Einige fürchteten, es könnte verderben, wenn man es zu lange aufbewahrte. (Dass der Koch, den man ihr zur Disposition gestellt hatte, Befehl erhalten haben soll, nach Potsdam zurückzukehren, glaube ich nicht.)

Auch ihr Sohn, Gustav III., stattete, als er auf seiner

Reise durch die Mark Brandenburg kam, dem Onkel Heinrich in Rheinsberg, einen Besuch ab.

Von Anfang an bis zuletzt, empfing Prinz Heinrich bei sich eine grosse Zahl von Besuchern. Ausser denen, welche als regelmässige Gäste in gewissen Perioden immer wieder kamen (einige darunter scheinen lange Zeit geblieben zu sein), ist wohl „Jedermann" wenigstens ein Mal dort gewesen. Fremde des In- und Auslandes, wie die Mitglieder des diplomatischen Corps und Touristen von Distinktion, versäumten es sicherlich nicht, Seiner Königlichen Hoheit in seinem eigenen Hause ihren Respekt zu bezeigen. In den Lebensbeschreibungen und Briefen der englischen Gesandten: Sir Andrew Mitchell, Sir James Harris,* und Hugh Elliot, sowie in Wraxalls Memoiren finden wir Berichte über solche Besuche. Ebenso in den *Souvenirs* französischer Gelehrter. Aber ihre Aufzeichnungen sind kaum werth wiederholt zu werden.

Prinz Heinrich unterhielt einen freundschaftlichen Briefwechsel mit der Kaiserin Catharina, und stattete ihr im Jahre 1776 auf ihre Einladung einen zweiten Besuch ab. Die weite Reise im nordischen Klima war gar nicht nach seinem Sinne, allein es half nichts; der König war entzückt über die intimen Beziehungen der Beiden, und wollte unter keinen Umständen ein Erkalten derselben zugeben. So schreibt denn Seine Majestät:

„Indem ich Dir, mein theuerster Bruder, meinen Dank ausspreche für den Brief der Kaiserin, den Du mir zu schicken

---

* „*Letters of the First Earl of Malmesbury*" *etc.*, London 1870, — die zweite Zusammenstellung der Harris Papers — vol I., p. 261, etc. In dem prächtig geschriebenen *Life of Hugh Elliot* der Gräfin Minto, findet man Rheinsbergs häufig Erwähnung gethan, allein stets unter ganz strikter Bezugnahme auf den Gegenstand der Memoiren.

die Güte hattest, und den ich Dir wieder zurückerstatte, muss ich Dir, da Du einmal meine Ansicht hören willst, sagen, dass sich, Angesichts des freundlichen Fusses, auf welchem Du mit der Kaiserin stehst, nicht gut eine Entschuldigung dafür finden lassen wird, die Reise nach Petersburg nicht zu unternehmen. Sie behandelt Dich ganz als Freundin, und bittet Dich, ihr das Vergnügen zu machen, Dich wieder zu sehen. Ihr das abschlagen, hiesse, mit ihr brechen, und Du weisst, mein theurer Bruder, was die Indier sagen: „Man muss den Teufel anbeten, um zu verhindern, dass er Unheil anrichte."

Da nun Heinrichs Correspondentin zufällig der allerschlimmste Teufel war, den es damals gab, und zugleich im höchsten Maasse die Macht und Fähigkeit besass, wenigstens, soweit es Preussen anging, Unheil anzurichten, so war an einen Bruch mit ihr nicht zu denken. Der Prinz machte sich also im Frühling 1776 auf, sie zu besuchen, und kam in St. Petersberg gerade noch zurecht, um die arme junge Grossfürstin (die Tochter der Landgräfin von Hessen-Darmstadt) sterben zu sehen; im Juli brachte er dann den Wittwer, Grossfürsten Paul, mit nach Berlin, um ihn dort mit seiner und Friedrichs Grossnichte, der Prinzessin Sophie von Würtemberg zu verloben.* Die Verlobung fand denn auch statt, und Paul sah sich, innerhalb sechs Monaten nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, zum zweiten Male verheirathet.

Dieser Besuch Pauls in Berlin wurde in der That zu einer grossen Affaire gemacht. Es war aus politischen Gründen Friedrichs Wunsch, dass der dem Grossfürsten zu Theil werdende Empfang Alles in den Schatten stellen sollte, was in dieser Art in seinem Lande jemals gehört, oder gesehen worden war; so gab er denn den Befehl, es solle an jedem

* Besser bekannt, als Maria Feodorowna, Kaiserin aller Reussen und Gemahlin Pauls. Ihre Mutter war eine Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, und ihre Grossmutter Prinzessin Sophie von Preussen, vierte Tochter Friedrich Wilhelms I.

Orte des preussischen Gebietes, in welchem dieser auf seiner Reise von der russischen Grenze her „und wieder zurück" Halt machen würde, ein festlicher Empfang stattfinden; das wollte soviel sagen, als dass Paul *überall* unter Triumphbögen und wehenden Flaggen hinziehen, *überall* von Bürger-Deputationen angehalten werden, und Ansprachen und Gedichte zu hören bekommen sollte; dass ihn *überall* junge Mädchen Blumen spenden, und Schnitterinnen ihn umtanzen mussten, und er *überall* überrascht werden sollte durch die steifen Gelenke und eckigen Bewegungen von Personen, die an künstlich aufgebauten Olympen herumhingen. Die Befehle des Königs in Bezug auf alles dies waren ausserordentlich genau; und während einer ganzen Reihe von Tagen musste Seine Kaiserliche Hoheit, zuerst auf der Hin-, und dann wieder auf der Rückreise, Alles dies über sich ergehen lassen, und vielleicht hat es ihm, als eine Abwechselung gegen die Sklaverei seines Lebens daheim, Freude gemacht.* In Berlin waren die Festlichkeiten, besonders die, welche zur Verlobungsfeier veranstaltet wurden, wahrhaft sublim.†

---

* Es existirt eine bis in's Kleinste gehende Schilderung des ganzen Verlaufes unter dem Titel: *Ausführliche Beschreibung der Reise Seiner Kaiserlichen Hoheit des Grossfürsten von Russland, Paul Petrowitz von St. Petersburg an den Königlichen Hof nach Berlin.* Berlin, 1776.

† In den Harris Papers finden wir reichliche Notizen über die Verlobungs-Festlichkeiten. Sir James sagt: „Prinz Heinrich, sieht sich als den Urheber dieses bedeutungsvollen Ereignisses an, und kann seine Freude darüber nicht verbergen. Neulich Abends machte sich dieselbe einem seiner Vertrauten gegenüber Luft, mit den Worten: „Embrassez moi, c'est le plus beau jour de ma vie!" Und in Reichhards Memoiren findet sich ein langer Bericht über die Theater- und Musik-Aufführungen, welche zu Pauls Empfang vorbereitet wurden. Der König, der alles selbst angeordnet, hatte übersehen, dass der Genius Preussens von einem sehr langen Sänger, der Russlands dagegen, von einem sehr kleinen dargestellt werden sollte; eine Rollen-Vertheilung, die alle politischen Früchte, welche man von der Verlobung Pauls erhoffte, im Keime hätte ersticken können. Niemand wagte, dem Könige direkte Vorstellungen zu machen; allein

Als Alles glücklich beendet war, stattete Paul, bevor er in die Heimath zurückkehrte, noch in Rheinsberg einen Besuch ab. Prinz Heinrich war mit einer grossen Zahl fürstlicher Gäste, darunter die erwählte Braut, sowie deren Eltern und Grosseltern und natürlich Prinz Ferdinand nebst Familie, vorausgeeilt, um dem kaiserlichen Gast den Empfang zu bereiten, der, als er von Oranienburg, wo er Halt gemacht hatte, abfuhr, am grossen Portale daselbst, in ungeheuren Buchstaben folgende Worte las:

REQUIEM . HEROIS . ELYSIUM . RHINSBERGAE . ADEUNTI.

Bei seiner Ankunft in „Rheinsbergs Gefilden" wurde der Grossfürst von der ganzen Gesellschaft, die Braut mit inbegriffen, in einem Haine empfangen, woselbst man einen Tempel errichtet hatte, verziert mit Blumenkränzen und allegorischen Gruppen, die so „ländlich als nur möglich" gehalten waren. Ueber dem Portale waren die Buchstaben P. P. angebracht und durch eine französische Inschrift erläutert. Erfrischungen wurden herumgereicht, und dann brach die ganze Cavalcade wieder auf. Bald darauf kamen sie in Sicht eines Schifferhauses, das aus Schilfrohr und Binsen hergestellt, und in „ungewöhnlich kunstvoller Weise mit einem gewaltigen Netze überdeckt war; im Inneren führten Schiffer und Schifferinnen ihre ländlichen Tänze auf". Weiterhin gelangte die Cavalcade an eine mit Vasen und Zweigen von Birken verzierte Brücke. In dem Wasser, das glatt, wie ein Spiegel war, sah man Tritonen, welche „sich sämmtlich in den ihnen natürlichen Bewegungen darstellten, und einen höchst angenehmen Anblick gewährten" (es war im August). Jen-

man wusste auf Umwegen seine Aufmerksamkeit auf das Ungeeignete der Rollen-Vertheilung zu lenken, und so gab er, nicht ohne einen gehörigen Schreck, in der letzten Minute den Befehl, dieselbe zu ändern.

seits der Brücke, rechter Hand, kam dann eine künstliche Quelle mit einer Cottage daneben, und zur Linken eine arkadische Hütte mit Schäfern und Schäferinnen, die mit ihren Lämmern spielten, und pastorale Tänze aufführten. Ein kleines Stückchen weiter stand „ein ungeheurer Heuschober, aus Schilf" hergestellt, und oben darauf eine „Schnitterin" mit einem Rechen in der Hand. Danach ein ganzes Bachanal; dann wieder ein Erntewagen mit den Attributen der Ceres und Schnittern, welche tanzten und sangen. Je näher die königlichen und kaiserlichen Herrschaften dem Endziele ihrer Reise kamen, desto glänzender wurde die Scenerie; „Nischen und Gruppen lösten einander ab", bis man zuletzt, gerade vor dem Stadtthore, „auf einer Erhöhung, den Berg Parnassus mit dem Pegasus und der Hippokrene" erblickte. Auf dem Berge erschien Apollo mit den neun Musen, und Melpomene kam herab, um einen Willkommen-Gruss zu sprechen. Dies war der Empfang; und in demselben Style ging es weiter, am nächsten und übernächsten Tage, solange Pauls Besuch dauerte (unter anderem gab es auch eine Fahrt nach der Remus-Insel „in vergoldeten Gondeln"). Am dritten Tage (am 8. August), in aller Morgenfrühe, nahm Paul Abschied; und, wie ich bereits sagte, überall wohin er kam, bis er das Preussische Land verliess, ging es fort in ähnlichem Style. *

* Besonders gefällt mir sein Empfang zu Stargardt in Pommern, wo zweihundertundzwanzig junge Schäfer und Schäferinnen kunstvoll eingeübte Tänze bei Pauken- und Trompetenschall aufführten, unter der Leitung Monsieur Cantriers, eines französischen Tanzmeisters; acht allerliebste kleine Knaben, alle im Alter von ungefähr fünf Jahren, und als Genien gekleidet, traten vor, und einer von ihnen, „der Sohn des Herrn Baumeisters Gilly", überreichte Paul zwei Herzen von rothem Sammet und mit süssduftenden Kräutern gestopft. Auf einem derselben waren die Buchstaben P. P., auf dem anderen S. D. A. L. in Goldfäden gestickt (Paul Petrowitsch und Sophia Dorothea Augusta Luise).

Capitel VIII.

Der Wiederausbruch der Feindseligkeiten.

Der König feiert Heinrichs Geburtstag — Und wünscht, ihn als Vormund des preussischen Staates zu sehen — Der bairische Erbfolgekrieg bricht aus — Der König findet dabei schlechte Unterstützung — Prinz Heinrich legt sein Commando nieder — Und zieht sich wieder nach Rheinsberg zurück.

Friedrich der Grosse, obwohl er es für das Richtige hielt, seine Brüder und Schwestern immer in einer gewissen Furcht vor sich zu erhalten, war wirklich ein zärtliches Familienhaupt. Seit dem Tode Wilhelminens, ist ihm, glaube ich, Heinrich der Liebste unter seinen nächsten Angehörigen gewesen. Er liebte ihn nicht nur zärtlich, sondern vertraute ihm auch. War ja doch Heinrich der Einzige, mit dem er über Philosophie und Politik reden, und vor allen Dingen der Einzige, auf dessen Beistand er sich in Zeiten der Noth einigermaassen verlassen konnte. Im Jahre 1758 hatte er ihn zum Vormunde ihres beiderseitigen Neffen, des künftigen Thronerben, mit „unbegrenzten Vollmachten" ernannt. Und während zwanzig Jahren blickte er auf ihn, als auf die Haupt-Stütze der öffentlichen Angelegenheiten, für den Fall, dass ihm selbst einmal „etwas Menschliches

zustossen sollte". Der Neffe, von dem Niemand grosse Dinge erwartete, entwuchs inzwischen den Jahren, in denen eine autoritative Vormundschaft noch ein Ding der Möglichkeit gewesen war. Allein selbst dann noch bestrebten sich sowohl der König, wie Prinz Heinrich, den Einfluss des letzteren auf den Thronerben lebendig zu erhalten.

Obgleich der König recht gut wusste, dass seine Zuneigung nicht erwiedert wurde, liess er sich in keiner Weise merken, dass er in Bezug auf diesen Punkt irgend welchen Argwohn hege. Aller Wahrscheinlichkeit nach schmeichelte er sich, dass die Kundgebungen zornigen Verdrusses lediglich an der Oberfläche lägen, und man nur etwas tiefer zu dringen brauche, um brüderliche Liebe da zu finden, wo solche sonst im Menschen zu wohnen pflegt; eine Voraussetzung, in welcher er, fürchte ich, sich täuschte; während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens ist er indessen nie müde geworden, Heinrich Beweise seiner Aufmerksamkeit und Achtung zu geben; ja, was bei ihm etwas höchst Aussergewöhnliches war, er wich bei gewissen Gelegenheiten sehr weit von seinem gewohnten Wege ab, um nicht in die Lage zu kommen, Heinrichs Gefühle zu verletzen. So gestattete er beispielsweise nicht, dass irgend Jemand Heinrich im militärischen Avancement übersprang; und da es damals Grundsatz, oder Herkommen im Hohenzollerschen Hause war, dass nie einem Prinzen des Hauses der Rang eines Feldmarschalls verliehen wurde (ein Herkommen, das noch bis in unsere Zeit hinein in Kraft geblieben ist), so erhielten die Generale, Herzog von Bevern, Fouqué, Seydlitz und Zieten, aus Rücksicht für Heinrich niemals die Feldmarschalls-Würde, damit dieser, der nach der Anciennität älterer General war, als sie, sich nicht, wenn auch ohne Grund, gekränkt fühlen sollte. *

* Preuss, in den *Oeuvres*, XXVII. 2, 24. Das Herkommen wurde schliesslich im Jahre 1870 gebrochen, wo der gegenwärtige Kronprinz

Von der Beendigung des siebenjährigen Krieges ab, bis zum Tode Friedrichs des Grossen, galt der Geburtstag des Prinzen Heinrich stets als der grösste Festtag im ganzen Jahre. Bis dahin war, und seit dem Tode Friedrichs ist der achtzehnte Januar als der preussische „Krönungs- und als Jahrestag der Gründung der preussischen Monarchie" gefeiert worden. Allein während jenes Zeitraumes von zwanzig Jahren, wurde, in Folge der grossen Zärtlichkeit Friedrichs für Heinrich, die Feier der Gründung der Monarchie in den Hintergrund gedrängt. Zu Ehren Heinrichs allein wurde das goldene Service an diesem einen Tage im Jahre herausgeholt, und legten die Königin und die Prinzessinnen die prachtvollen, neuen Roben an, welche ihnen Seine Majestät zu Weihnachten geschenkt hatte.

Es existirt noch ein Brief des Königs an seinen jüngsten Bruder Ferdinand, in welchem er ihn beauftragt, seine Stelle am 18. Januar 1776 einzunehmen. Er selbst war zu sehr von der Gicht heimgesucht, um in diesem Winter Potsdam verlassen zu können, und Ferdinand sollte ihn vertreten. Er hatte in des Königs Namen an Heinrich zu schreiben, ihn in das Schloss einzuladen, und dann selbst die Stelle des Wirthes einzunehmen, „bei'm Diner, dem Souper und auf dem Balle". Alles sollte genau so, wie sonst geschehen; „es wird dann," schreibt er, „nichts fehlen, als Ich selbst, den zu vertreten, ich Dich bitte, sowie zugleich, unserem Bruder Alles, was Du nur Liebenswürdiges und Zärtliches ersinnen kannst, zu sagen; Ich werde Dich sicherlich nicht verläugnen."

Einige Wochen später (im Februar 1776) als der Gicht-

---

von Preussen und Deutschland und Prinz Friedrich Carl zu Feldmarschällen ernannt wurden. Prinz Heinrichs militärisches Avancement war folgendes: Oberst, den 27. Juni 1740; Generalmajor, den 15. Juli 1745; Generallieutenant, den 21. Februar 1757; General der Infanterie, Oktober 1758.

anfall etwas nachgelassen hatte, schrieb der König an Heinrich, und bat, dass er ihn in Potsdam besuchen möchte:

„ . . . . . Schon Deine freundschaftliche Gesinnung, mein theuerer Bruder, würde mich kuriren, trotz aller Medicin." Was die Absichten Oesterreichs betrifft, so ist das Mittel, welches Du mir anräthst, vortrefflich; aber vielleicht gelänge es Dir, das Vertrauen unseres Neffen zu erwerben, und ich würde es mir zur Aufgabe machen, meinerseits hiezu nach Kräften beizutragen; ich könnte Dich dann in alle unsere auswärtigen Angelegenheiten einweihen, und Dir einen Einblick in deren inneren Zusammenhang gewähren, Dinge, von denen Niemand, nicht einmal die Minister, etwas wissen. Das wird Dich zu einer unentbehrlichen Persönlichkeit machen, und Alle Welt genöthigt sein, an Deine höhere Einsicht zu appelliren, und Deine Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Ich halte diese Methode für ganz unfehlbar, und hoffe, Du wirst, aus Liebe zu diesem Lande, dem alle unsere Vorfahren dienten, mir bei ihrer Anwendung Deine Unterstützung nicht versagen; um so mehr, als Du die einzige Persönlichkeit bist, von der sich der Staat wirklicher Dienste versehen kann. . . . . "

Und vier Tage später:

„ . . . . . Ich fürchte, ich werde diese letzte (Gicht-) Attaque, für den ganzen Rest meines Lebens spüren.

Ich hatte mir schon lange vorgenommen, mein theurer Bruder, mit Dir über den Gegenstand meines letzten Briefes zu reden; ich weiss nicht, was dazwischen gekommen ist, das es mich hat vergessen lassen. Aber ich versichere Dich, ich würde mit Rücksicht auf das Interesse des Staates ruhig sterben, wenn ich Dich in irgend einer Weise zu seinem Vormund bestellt wüsste. Ich betrachte Dich als den Einzigen, der den Glanz unseres Hauses aufrecht zu erhalten, und dem gemeinsamen Vaterlande eine Stütze und ein Pfeiler zu werden berufen ist; und wenn mir einmal die Freude zu Theil wird, Dich zu sehen, so werde ich mich des Weiteren über die Mittel aussprechen, durch welche ich diese Idee zu verwirklichen hoffe."

Wieder acht Tage später, augenscheinlich nachdem die Brüder einander gesehen hatten, schreibt er:

„Wir wissen nicht, wann uns der Tod antritt, aber wir haben doch die Verpflichtung, so weit es in unseren Kräften steht, das Unglück zu verhüten, das daraus folgen könnte. Was mich betrifft, der ich mein Leben meinem Staate geweiht habe, so würde ich einen unverzeihlichen Fehler begehen, mein theurer Bruder, wollte ich nicht, so viel ich es vermag, versuchen, nicht, auch noch nach meinem Tode zu herrschen, sondern einer Persönlichkeit wie Dir, einen wesentlichen Antheil an der Regierung einzuräumen. . . . . Dabei, mein theurer Bruder, habe ich ganz allein das Interesse des Staates im Auge, denn ich weiss sehr gut, dass, wenn auch der Himmel einfiele, mich dies nach meinem Tode ganz gleichgiltig lassen würde. Ueberzeugt, wie ich es bin, von der Freundschaft, die Du für mich hegst, habe ich Dir über diesen Gegenstand, der mich seit langer Zeit beschäftigt, mein Herz ausgeschüttet; habe tausend Dank für die Freude, die Du mir damit bereitest, dass Du Dich bereit erklärst, meinen Wünschen entgegen zu kommen; und, wenn der Himmel sich durch unsere Bitten rühren liesse, so würde ich ihn anflehen, seine reichsten Segnungen über Dich auszugiessen. . . . . ."

Im Jahre 1778 brach der bairische Erbfolgekrieg aus. Friedrich der Grosse griff noch einmal gegen Oestreich zu den Waffen, wiederum zum Erstaunen und Schrecken seiner eigenen Angehörigen. Ferdinand, der jüngste Bruder, erbat sich sofort, indem er seine schwache Gesundheit vorschützte, Befreiung von allem Militär - Dienste. Heinrich ging nicht ganz so weit. Im Gegentheil er nahm das Kommando der sogenannten Armee von Sachsen an, und ging in's Feld; freilich mit herzlichem Widerwillen, und indem er gegen Jeden, der es nur immer hören wollte, murrend seine Besorgnisse aussprach. Selbst gegen den König unterhielt er über ein Jahr lang fortwährend ein Feuer aus kleinen Waffen, indem er ihm Briefe schrieb voller Befürchtungen und der

Voraussicht des Schlimmsten, so wie voller Bemerkungen, wie schlecht es um seine Gesundheit stehe, wie erbärmlich schlecht jedermann seine Schuldigkeit thue, wie sich ihm Schwierigkeiten in den Weg stellten, die keine menschliche Geschicklichkeit zu überwinden vermöge, und wie er voraussehe, dass über sie alle insgesammt unmittelbare Vernichtung hereinbrechen werde.

Seine Majestät erträgt das Alles und noch sehr viel andere unvermeidliche Dinge, mit wunderbarer Gelassenheit, und schreibt, indem er einen Seufzer unterdrückt:

„. . . . . Ich gestehe, ich bin einigermaassen erstaunt über die düsteren Reflexionen, welche Du anstellst, gerade zu einer Zeit, wo ich gar keinen Grund zu Befürchtungen sehe. Der Mann ist geschaffen, um zu handeln! . . . . . Unter Verhältnissen, wie diese, darf man nicht mehr an sich selbst, sondern nur noch an das Wohl des Vaterlandes denken, und sich nicht länger mit der Hoffnung auf Dinge trösten, die, wie augenblicklich der Friede, nicht mehr im Bereiche des Möglichen liegen . . . . . ." „Wenn Dir übrigens dieser Krieg so zuwider ist, so hättest Du, wie es Dein Bruder Ferdinand gethan, mir dies nur zu sagen brauchen, und es würde Dir völlig freigestanden haben, Dich davon zu dispensiren; allein im Grunde sehe ich gar nicht ein, weshalb Du Dir so viele Sorgen machst." . . . . .

Und ein anderes Mal wieder:

„Es thut mir sehr leid, dass Du Alles von der schwarzen Seite ansiehst, und Dir ein so jammervolles Bild von der Zukunft machst, wo ich eben nur jene Ungewissheit sehe, der man vor allen grossen Ereignissen gegenüber steht. Will man Ruhm ernten, mein theurer Bruder, so muss man auch grosse Schwierigkeiten zu überwinden wissen; Dinge, welche zu erringen, keine Mühe kostet, haben auch keinen Werth. . . . . Sprich mir nicht, ich bitte Dich darum, von schwierigen Defileen und Gebirgswegen; wir haben deren hier (in Schlesien)

alle Viertelmeile weit, ... Ich werde übrigens dafür sorgen, dass die Wege ausgebessert werden. . . . . Ich bin ausser mir über die dummen Schwierigkeiten, welche Dir durch die Magazin-Beamten in den Weg gelegt werden; ich werde ihnen noch heute gehörig den Text lesen." . . . . .*

Dies ging nun den Frühling, Sommer und Herbst des Jahres 1778 so fort. Im Oktober, als Prinz Heinrich meldet, dass ein Major Günther siebenzehn Gefangene gemacht habe, antwortet der König: „Ich sehe da, dass ein Major Günther sechzehn Gefangenen gemacht hat; das ist ganz gut, aber es war wahrhaftig einer Meldung nicht werth. *Il faut tendre au grand.* Wer einen entscheidenden Streich ausführt, soll ausgezeichnet werden, aber Kleinigkeiten dieser Art verdienen nicht hervorgehoben zu werden," und dann bemerkt seine Majestät weiter, dass er bis über die Ohren in der Arbeit stecke (bei Jägerndorf), „ganz andere Dinge" zu thun habe, nach Allem selber sehen, und deshalb sich in seinem Briefe kurz fassen müsse! Unglücklicherweise schliesst er mit der Bemerkung, er hoffe, dass wenn die Sache schlimm ablaufe, die Welt nicht ihm die Schuld daran aufbürden, sondern bedenken werde, dass ihm schlecht secundirt worden sei! Das war zu viel! War denn nicht Heinrich der zweite im Kommando? Und nun musste er sich in solchen Worten sagen lassen, dass Etwas, was er einer Meldung werth hielt, *bagatelle* sei! Ein Offizier, den er empfohlen, wurde mit Geringschätzung behandelt!! und dann das (natürlich absichtliche) Versehen bei der Erwähnung der Beute: eine Sechs statt einer Sieben!!! Seine Antwort ist charakteristisch, als Beispiel einer, bis zur Weisglühhitze angefachten Wuth, natürlich ist sie vollständig unterdrückt, denn ihr Besitzer bleibt ja „ganz kühl".

---

* *Oeuvres*, XXVI., p. p. 414, 428, 442.

Gross-Sedlitz, 28. Oktober 1778.

„Mein theuerster Bruder!

Ich hege nicht den allerleisesten Zweifel in Bezug auf die Natur der Angelegenheiten, die Dich, mein theuerster Bruder, so sehr in Anspruch nehmen, und über welche Du mich mit Mittheilungen beehrst. Ich bin oft genug in demselben Falle gewesen, und weiss aus Erfahrung, wie schwer es ist, Armeeen zu kommandiren. Und obgleich wir uns augenblicklich nicht auf dem Marsche befinden, so habe auch ich meine Päckchen zu tragen, und bin keineswegs müssig; denn es heisst doch wohl nicht müssig sein, wenn man über das Wohl der Truppen wacht, über ihre Subsistenzmittel und die Vorpostenstellungen, welche eine beträchtliche Ausdehnung haben. Ich ersehe mit grossem Schmerze, mein theuerster Bruder, dass Du Dich beklagst, Du werdest nicht gehörig unterstützt. Diejenigen, welche dieser Vorwurf trifft, sind offenbar sehr unglücklich darüber, dass sie nicht im Stande waren, Dich zufrieden zu stellen; aber dann — wenn Du mir erlaubst, Dir das zu sagen, und mit gewohnter Freimüthigkeit zu Dir zu sprechen — würde es sowohl für Dich, mein theuerster Bruder, wie für sie besser sein, statt ihrer Andere zu wählen, denen Du Vertrauen schenkst. Unter der grossen Anzahl von Offizieren, welche Du im Kriege, wie im Frieden, herangebildet hast, werden sich sicherlich doch solche finden, die Deinen Beifall verdienen. Andererseits muss sich der Eifer derer, die dieses Beifalles verlustig gegangen sind, abkühlen, sobald sie sehen, dass sie Deines Wohlwollens nicht länger würdig sind. Nichts wirkt so entmuthigend, als wenn der Souverain Unwillen hegt über die, welche ihm dienen. Ich erwarte sehnlichst Nachrichten von Dir über glücklich errungene Erfolge zu hören, mein theuerster Bruder, für die ich lebhaftes Interesse hege, bei der zärtlichen und ehrfurchtsvollen Zuneigung, mit der ich bin etc. etc."

Bei einer Gelegenheit sandte der König dem Prinzen die schmeichelhaftesten Komplimente über einen glänzenden strategischen Plan, den er ihm mitgetheilt hatte; aber anderseits scheint Seiner Majestät doch nicht einen Augenblick der Gedanke gekommen zu sein, dass, wenn er, der

König, der Meinung wäre, es sei irgend etwas falsch gemacht worden, er dies nicht sagen solle. Traf einmal eine Depesche ein, die irgend etwas bemängelte, oder fand ein Vorschlag des Prinzen nicht sofort die herzlichste Anerkennung und Billigung, so machte das jedesmal einen „schlimmen Eindruck" auf Seine Königliche Hoheit, und versetzte ihn in „üble Laune". Graf Henckel, der uns dies mittheilt, spielte in jenem Winter während einiger Monate die Rolle eines Blitzableiters.

„Da ich die Ehre genoss, täglich mehrere Stunden in Gesellschaft Seiner Königlichen Hoheit zuzubringen, so gab mir dies Gelegenheit, wiederholt traurige Betrachtungen über die Menschen, menschliche Grösse und über die Fürsten anzustellen; sowie über das Trügliche und Nichtige des Ruhmes und Glanzes. Wenn man Gelegenheit hat, die Helden und das menschliche Herz näher kennen zu lernen, so entdeckt man tausend verborgene Beweggründe, welche die Menschen und Helden vorwärtstreiben, oder in ihrer Bahn aufhalten. . . . . Die Unterhaltung umfasste gewöhnlich alles Mögliche, und endigte mit dem gewöhnlichen, schon öfter von mir angeführten Refrain. Aber so sind nun einmal die Fürsten. Andere Leute sind für sie nicht da, und bedenken sie gewöhnlich nicht, wie sehr ihre Umgebung darunter leiden muss.

Im Dezember schrieb Prinz Heinrich von seinem Winterquartiere zu Dresden aus, dass der Zustand seiner Gesundheit ihn dazu nöthige, sein Kommando niederzulegen, und bat den König, seine Resignation anzunehmen. Der König, der selbst in Breslau sehr krank war, bat ihn, sich die Sache noch einmal zu überlegen.

„ . . . . . Der Brief, mein lieber Bruder, welchen Du mir geschrieben, hat mich sehr empfindlich berührt; allein

* Victor Amadeus, Graf Henckel von Donnersmarck, *Militärischer Nachlass*, II., 2, 189–90, 217.

meine Gicht hat es mir unmöglich gemacht, zu schreiben, da sie sich auf beide Beine und auf die linke Hand geworfen hatte. Gegenwärtig sind die Beine etwas freier, und ich kann doch wenigstens *tant bien que mal* wieder etwas kritzeln. Um aber auf Deinen Brief zurückzukommen, so wirst Du begreifen, dass er mich in arge Verlegenheit bringt, da Persönlichkeiten, wie Du, nicht so leicht zu finden sind. . . . . Ich erwarte also von Deiner freundschaftlichen Gesinnung und Güte, dass es Dir gefallen möge, Deinen Entschluss so lange aufzuschieben, bis sich die allgemeine Sachlage etwas mehr geklärt haben wird."

Allein Prinz Heinrich bestand auf seinem Vorsatze, und so liess ihn der König gehen, ohne weiter Umstände zu machen. Unter grossem Risiko wurde der Erbprinz von Braunschweig von Oberschlesien weggenommen, und musste Heinrichs Stellung einnehmen. Als Alles geordnet war, schrieb der König, der immer noch in Breslau sich aufhielt, in derselben freundlichen Weise, wie immer: „Es thut mir sehr leid, zu hören, dass es mit Deiner Gesundheit, mein theurer Bruder, nicht so gut steht, wie ich wünschte. Wir müssen hoffen, dass die Ruhe sie wenigstens zum Theile wieder herstellen werde. Es ist sehr wahr, dass in einem gewissen Alter ein ruhevolles Leben einem solchen voller Thätigkeit vorzuziehen ist. Jeder Andere darf an sich selbst denken, ich allein darf es nicht. Mein Schicksal will, dass ich in dem Geschirre bleibe, welches mir aufgelegt worden ist, und ich muss mich dem unterwerfen."

Prinz Heinrich ging nach Rheinsberg zurück. Der König und er fuhren fort, einander, gerade ebenso wie früher, zu schreiben, oft lange Briefe voller Tages-Neuigkeiten, oder moralischer Betrachtungen über dieses und jenes, aber kein Wort mehr von Staatsangelegenheiten, oder vom Prinzen Heinrich in Verbindung damit. Von nun an findet sich in

den Briefen des Königs Nichts mehr, was darauf hindeutet, er habe sich auch nur der Existenz seines Bruders in Beziehung zu den Staatsangelegenheiten erinnert. Damit war es ein für alle Mal vorbei. Der Staat musste nun sehen, vorwärts zu kommen, so gut es eben ging, unter den Händen, welche das Schicksal dazu einmal bestimmt hatte; da Diejenigen, die durch ihre Intelligenz zu seinen natürlichen „Vormündern" berufen gewesen wären, so krank waren, dass sie für „sich selbst sorgen" mussten, und ihr Kommando in einem kritischen Momente abschüttelten. Seine Majestät würde es für rücksichtslos gehalten haben, in die Ruhe eines kranken Mannes störend einzubrechen, in dem er Anforderungen für zukünftige Jahre an ihn stellte; war es doch „so sehr wahr, dass in einem gewissen Alter ein ruhevolles Leben einem solchen voller Thätigkeit vorzuziehen ist."

Capitel IX.

Prinz Heinrichs Hof.

Ein Hof der Opposition — Knyphausen — Kaphengst — Die Wreichs — Prinz Heinrichs Gedanken über Religion.

Der Rheinsberger Hof war wieder ein sehr glänzender und eleganter geworden; und ist es auch viele Jahre lang geblieben — soweit es eben ein Junggesellen-Hof überhaupt sein konnte; nicht dass Frauen dort etwas Unbekanntes gewesen wären; sie waren sogar häufig und auf längere Zeit willkommene Gäste. Des Prinzen Schwestern kamen, die Königin von Schweden, wie wir wissen, auch die Herzogin von Braunschweig, Prinzessin Amalie und die Uebrigen. Andere Damen scheinen im Sommer ihr Hauptquartier dort aufgeschlagen zu haben. Doch der Hof als solcher war ein männlicher, und selbst in späteren Jahren, wo sich der Damenbesuch auf ganze Jahre ausdehnte, blieb solcher Besuch doch immer nichts als ein, versuchsweise auf den männlichen Stamm gepfropftes, weibliches Reis. Des Königs Hof, wie der des Prinzen Heinrich, waren beide mönchischer Natur, nur war die Regel in Sanssouci eine ernstere und strengere.

Der Hof zu Rheinsberg zählte, wie uns berichtet wird, 110 Personen. Es ist möglich, dass, ausser den Adjutanten, den Kammerherren, Sekretären, Pagen etc., und den Domestiken, auch die Schauspieler und Musiker in dieser Zahl mit eingerechnet werden müssen; nicht aber die vierundzwanzig Husaren und ihr Rittmeister, welche vom Könige unterhalten wurden. Der Hofhalt kostete dem Prinzen in der Regel mehr Geld, als er auszugeben hatte; so befand er sich denn fast immer in Geldverlegenheiten, um so mehr, als er von Natur grossmüthig war, und lieber Geld wegwarf an Leute, die es nicht verdienten, als dass er durch sie belästigt wurde. Er war „ein geschworener Feind aller Zänkereien im Hause, die Einem mehr Zeit rauben, und die Behaglichkeit des Daseins mehr stören, als Dinge von grossem Belange dies vermögen," und wollte sich „lieber bestohlen, als in seiner Freigebigkeit beschränkt sehen." *

Auf der langen Liste von Adjutanten, Kammerherren, und anderer, zum Gefolge gehörigen Personen, die im Laufe der Zeit im Dienste des Prinzen einander ablösten, finden sich nicht wenige, die sich früher, oder später, einen Namen gemacht haben.

Auf der grossen Glocke der Stadtkirche, welche Prinz Heinrich im Jahre 1780 derselben geschenkt hatte, finden sich, unter dem Namen des Prinzen selbst, auch diejenigen der Personen seines Gefolges aus jenem Jahre eingegraben. Es sind dies: Major von Kaphengst, die Barone Friedrich und Ludwig von Wreich, Baron von Knyphausen, Freiherr von dem Knesebeck und von Tauenzien, von deren jedem Fontane uns einen kurzen Lebensabriss gegeben hat. Auf dieser Liste fehlen indess beinahe alle diejenigen aus des Prinzen Gefolge, deren Namen den meisten Klang haben. Graf Henckel hatte schon lange vor jener Zeit den Dienst

* Bouillé. *Vie privée, etc*, p. 150.

des Prinzen verlassen, ebenso Kalckreuth, der unter dem nächstfolgenden Könige eine hohe Kommandostelle erhielt, und La Roche-Aymon war noch nicht in seine Dienste getreten. Von denen, welche auf der Glocke figuriren, darf allein Tauenzien einen Platz in der Geschichte beanspruchen.

Der Baron von Knyphausen ist derselbe, welcher englischen Lesern so gut bekannt ist wegen seines übeln Betragens gegen Hugh Elliot. Drei Jahre nach dem Vorfalle wurde er aus dem Dienste des Prinzen entlassen. * Er wurde der „schöne" Knyphausen genannt zum Unterschiede von einem seiner Verwandten, der gleichfalls viel um den Prinzen war. Dieser andere oder „ältere" Knyphausen ist mehr ein Anhänger, als zum Gefolge gehörig gewesen. † Ein Mann von beträchtlichem Vermögen, hatte er seiner Zeit verschiedene diplomatische Posten innegehabt. (Er war es auch, der als Gesandter in Paris, auf Friedrichs des Grossen Befehl der Madame de Pompadour keinen Besuch abstattete. *† In der Zurückgezogenheit seines späteren Lebens hatte er sich der Oppositionspartei in Preussen angeschlossen, und war, nächst dem Prinzen Heinrich selbst, vielleicht das bedeutendste Mitglied derselben. Einen grossen Theil seiner Zeit brachte er in Rheinsberg zu, obgleich er, wie es scheint, von politischen Fragen abgesehen, nur in wenigen Punkten sich mit dem Prinzen in Uebereinstimmung befand. Prinz Heinrich pflegte auf die Landwirthschaft in all' ihren Zweigen von oben herabzusehen, als auf eine Beschäftigung, die nur für Bauern tauge, eines Mannes von

---

* Prinz Heinrich schreibt am 28. Juli 1783 an Graf Henckel: „Les abominables procédés de Knyphausen m'ont revolté depuis un an, aussi l'ai-je congédié, il a été rudement puni. Elliot est mon ami; toute cette histoire diabolique est si compliqué qu'on pourrait en former un volume en écrivant."

† Fontane ist sicherlich im Irrthum, wenn er meint, dass es der ältere Knyphausen sei, dessen Name auf der Glocke steht.

*† *Mémoires du Marquis de Valori*, I., 320.

Erziehung und geläutertem Geschmacke aber völlig unwürdig sei, während Knyphausen, der in Ostfriesland Landgüter besass, für den Landwirthschaftsbetrieb sehr eingenommen war. Namentlich war er sehr stolz auf seine Viehzucht, und sprach sehr gern davon. Darauf hin machte ihm der Prinz ein Geschenk mit einer Weste, die über und über mit Ochsen bestickt war. Knyphausen trug nun die Weste so lange und mit so triumphirender Miene, bis der Prinz, welcher fühlte, wie die Pointe des Scherzes sich umkehrte, und ihn selbst traf, einige ärgerliche Bemerkungen machte; worauf denn die Stickerei wieder verschwand. *

Ueber die oben erwähnten beiden Wreichs (oder Wreechs, der Name wird auf beide Weisen geschrieben), von denen der Eine Hofmarschall und der Andere Kammerherr war, ist wenig mehr bekannt, als dass sie Friedrich den Grossen von ganzem Herzen hassten. Sie waren die Söhne jener schönen Frau von Wreich, die Friedrich in seinen Cüstriner Tagen (1732 — 33) nur allzu gern gesehen hatte. Es ist

---

* Bülow, *Kritische Geschichte der Feldzüge etc.*, S. 400. Friedrich, der hierin den Traditionen seines Vaters folgte, hatte die Gewohnheit, seinen Gesandten an fremden Höfen sehr magere Gehälter zu zahlen. Man sagt, dass Knyphausen, eines seiner Güter verkaufen musste, als er von Paris, und ein zweites, als er von London abberufen wurde, um damit unvermeidliche Schulden zu bezahlen. Als ihm einige Zeit nachher der König den Vorschlag machte, wieder einen Gesandtschaftsposten zu übernehmen, bat Knyphausen, von ihm abzusehen. Er sagte, wenn Seine Majestät nichts dagegen hätte, möchte er sein drittes Gut, das einzige, das ihm noch geblieben war, gern behalten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass Prinz Heinrichs Verachtung für die Landwirthschaft in Athem erhalten wurde durch die Gunst und Achtung, welche Friedrich bekanntermeise derselben zollte. Der König, dessen Natur mindestens ebenso stark, wie die des Prinzen, auf das „Ideale" gerichtet war, hatte in der strengen Schule seines Vaters und seines königlichen Amtes gelernt, dass die „Details" (wie er sie selber nannte) des praktischen Lebens, an und für sich selbst die allerhöchsten Ansprüche auf Berücksichtigung haben; und was die Landwirthschaft betrifft, so nannte er sie die „Erste aller Künste".

bekannt, dass sie es sehr übel nahm, dass derselbe Friedrich, als König, in den Jahren 1758 und 1760 ihr nicht soviel Geld schickte, wie sie sich erbeten und erwartet, als die Russen ihre Güter verwüstet hatten. Ich weiss nicht, ob die Söhne ausser diesem, noch irgend einen andern Grund zum Groll hatten, jedenfalls haben sie ihr Leben lang den Prinzen Heinrich auf des Königs Kosten herausgestrichen. Der jüngere von den Beiden starb, als der Letzte seines Geschlechtes, im Jahre 1795, und das Familiengut Tamsel ging auf den Sohn einer Schwester über. *

Kaphengst, der Erste auf obiger Liste, war zu seiner Zeit nur zu sehr bekannt. Im Jahre 1780 stand er nicht mehr im Dienste des Prinzen, brachte aber, da er in der Nähe wohnte, einen grossen Theil seiner Zeit in Rheinsberg zu. Der Prinz hatte zu dem hübschen jungen Manne, wie man sagt, während des siebenjährigen Krieges, eine Zuneigung gefasst, und ihn mit sich nach Hause genommen. Aus dem Jünglinge war später ein liederlicher, aber schöner Mann geworden (er hatte keinen Geschmack für Genüsse höherer Art, machte sich nichts aus den Künsten, noch aus französischen Versen, sondern war eine rohe und übermüthige Natur), der viele Jahre lang lediglich a conto seiner schönen äusseren Erscheinung, eine grosse, wohl die erste Rolle im Hofhalte des Prinzen gespielt hat. Natürlich erzählte man sich von ihm eine Menge Geschichten, mehr oder weniger im Flüsterton, immer aber noch laut genug, um sie bis zu den Ohren des Königs dringen zu lassen, der, so sagt man, es endlich überdrüssig wurde, immer und immer wieder

---

* Fontane, S. 239. Wenn Sir James Harris die Mitglieder des prinzlich Heinrichschen Hofes, einen Knyphausen, Kaphengst, etc., als „tracassiers, faux, impertinent" schildert, und Hugh Elliot räth, „jeden, der den Namen Wreech führe, zu meiden", so glaube ich, ist das nur so zu verstehen, dass er, während seiner Amtszeit in Berlin nicht zur Opposition gehörte. *Memoir of Hugh Elliot*, p. 109.

dasselbe zu hören, und seinem Bruder eine Summe Geldes schickte, mit der Weisung, sie Kaphengst zu geben, und sich von ihm los zu machen. Prinz Heinrich, so wird erzählt, fügte eine gleiche Summe aus seiner Tasche hinzu, kaufte mit dem Gelde das, nur wenige Meilen von Rheinsberg gelegene Gut Meseberg, und beschenkte damit seinen Liebling. Zu Meseberg, einem der schönsten Landsitze in jenem Theile des Landes, sagt Fontane, führte Kaphengst ein wüstes Leben mit Pferden, Hunden und italienischen Tänzerinnen, und gerieth fortwährend in Schulden. Prinz Heinrich bezahlte dieselben von Zeit zu Zeit, hielt aber das alte vertrauliche Verhältniss aufrecht; dann und wann ging er nach Meseberg, und Kaphengst kam sehr oft nach Rheinsberg; so ist sein Name mit auf die Kirchenglocke gekommen.

Fontane erzählt uns eine Geschichte von noch einer anderen Inschrift, die in einem Saale zu Meseberg zu sehen ist, und dort einst angebracht worden war, als man den Prinzen Heinrich erwartete; man hatte einen Maler von Berlin kommen lassen, um Seine Königliche Hoheit mit einer Apotheose seiner eignen Person in einem Deckengemälde zu überraschen. Der Prinz, der die Kunst liebte, und ein Kompliment, wenn es in künstlerischer Form dargebracht wurde, nicht ungern sah, war entzückt über das Bild, und weder er, noch Kaphengst wurden ein Versehen gewahr, dessen sich der Künstler bei'm Anbringen des Mottos schuldig gemacht hatte. Ich glaube die Geschichte nicht recht, so wie sie dasteht, und werde sie gewiss hier nicht wiederholen.

Thiébault sagt, von Kaphengst sei es bekannt gewesen, dass er nach dem Frühstück von Rheinsberg nach Berlin ritt (eine Entfernung von ungefähr zehn Meilen), dort dinirte, sich während einiger Stunden des Nachmittags amüsirte, und dann nach Rheinsberg zurückritt, wo er gerade zu rechter Zeit für das Souper eintraf. Weiter erzählt er,

als eine bekannte Geschichte von ihm, er sei mit seinem Pferde die Treppe eines Hauses bis in das erste Stockwerk hinauf geritten, wo gerade eine Hochzeit gefeiert wurde; habe dort zu Pferde am Tanze theilgenommen, und sei dann die Treppe wieder herunter geritten; auch soll er mit einem einzigen Faustschlage die stärkste Thür haben aufbrechen können.

Kaphengst machte eine *mésaillance*, indem er Frau Bilger, geborene Toussaint, heirathete, eine Schauspielerin und die Frau vom Kammerdiener des Prinzen Heinrich, von dem sie sich scheiden lassen musste, um den Baron zu heirathen. Sie war eine energische Frau, die sich alle mögliche Mühe gab, Ausgaben und Einnahmen in's Gleichgewicht zu bringen. Allein ihr Gatte führte ein immer wilderes und verschwenderischeres Leben, wurde gehasst und gefürchtet, und sah sich zuletzt gezwungen, die Hälfte seines Gutes zu verkaufen. Im Jahre 1800 starb er. Sein Andenken war kein gesegnetes. Dennoch half sein Name fast ein Jahrhundert lang die Bürger von Rheinsberg zum Hause Gottes rufen.

Alle Schilderungen von der Art und Weise, wie man in Rheinsberg den Tag verbrachte, gleichen einander sehr. Die überschäumende Lustigkeit der ersten Jahre war freilich dahin, aber für solche, die den Landaufenthalt liebten, war das Leben dort kein langweiliges. Die Morgenstunden brachte der Prinz für sich allein zu. Er pflegte viel zu schreiben; wie andere Mitglieder seiner Familie liebte er es, zu philosophiren, besonders mit der Feder; auch führte er eine sehr ausgedehnte Correspondenz, und hatte die Gewohnheit, alle seine Briefe, mit Ausnahme rein geschäftlicher Noten, eigenhändig zu schreiben. In den späteren Vormittagsstunden machte er einen Ausgang, meist zu Fuss und allein; nur bei seltenen Gelegenheiten durften ihn einige bevorzugte

Gäste begleiten. Das Diner wurde um zwei Uhr servirt, und während desselben ging es sehr lebhaft zu. Die französischen Gäste sagen, es sei ein sehr einfaches Diner gewesen, aber die Heiterkeit, welche dabei herrschte, habe den Mangel an Delikatessen ersetzt. Am Nachmittage liess sich der Prinz vorlesen, und schnitt während der Vorlesung, wie früher, Figuren aus, oder er bemalte chinesische Tapeten; den Gästen indessen scheint es, wie ich bereits bemerkt habe, in den späteren Jahren frei gestanden zu haben, ob sie sich ihm in diesen künstlerischen Beschäftigungen anschliessen, oder irgend etwas Anderes vornehmen wollten, was ihnen mehr behagte. Gegen sechs Uhr vereinigten sich Alle, entweder zu einer Theater-Aufführung, falls eine solche stattfand, oder zu irgend einem anderen Amüsement; im Sommer häufig etwas früher, um einen Ausflug zu unternehmen. Den Beschluss von Allem machte das Souper, das sich häufig bis spät in die Nacht hinzog, und fast immer sehr animirt war. Bis in sein spätes Alter, als die Abnahme seiner Kräfte ihn zwang, vom Souper überhaupt wegzubleiben, sah der Prinz es gerade bei dieser Mahlzeit gern, wenn sich nicht nur ein lebhaftes Gespräch, sondern auch eine Diskussion entspann, die sich dann am häufigsten auf dem Gebiete der Politik, oder philosophischer und religiöser Fragen bewegte. Der Literatur, im eigentlichen Sinne des Wortes, ging er in der Regel aus dem Wege, ebenso militärischen Fragen; wurde er indessen auf letzteres Gebiet geführt, dadurch, dass Gäste von Distinktion darauf bezügliche Fragen an ihn richteten, so pflegte er sich zuweilen darüber *ex cathedra*, und zwar mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit zu verbreiten. In religiösen Dingen war er ganz einer Meinung mit seinem Bruder Friedrich. Er hat nie in seinem Leben an irgend einem gottesdienstlichen Akte theilgenommen, oder eine Kirche betreten, aber, obwohl er sich für seine Person, als Privatmann, wie ein Unberu-

fener, ja wie ein Scheinheiliger vorgekommen wäre, wenn er sich hätte in einer Kirche sehen lassen, so fand er es doch an dem Könige höchst tadelnswerth, dass dieser, *als solcher*, sich nicht an dem öffentlichen Gottesdienste der Staatskirche betheiligte.

Friedrich und Heinrich waren einander auch darin ähnlich, dass sie der Literatur ihres eigenen Vaterlandes nicht die geringste Beachtung schenkten. Was den König betrifft, so hat er freilich nur noch die Anfänge davon gesehen. Dass die „Sturm- und Drangperiode", deren Ende, wie man wohl sagen darf, er noch erlebte, nicht einmal seine flüchtige Neugierde zu erregen vermochte, war eben nicht zu verwundern; mussten ihre Produkte ihm doch lediglich als ein *réchauffé* jener „schlechten Stücke Shakespeares" erscheinen, auf die er einmal einen flüchtigen Blick geworfen, und sie dann, nun schon vor langer Zeit, aus seinen Augen verbannt hatte? Eher hätte man erwarten dürfen, dass Lessings Laufbahn, die fünf Jahre vor der seinigen endete, auf seine Phantasie gewirkt haben würde. Prinz Heinrich hat gelebt, bis die Sonne der deutschen Litteratur ihren Zenith erreichte; aber in seine Seele sind ihre Strahlen nie gedrungen.

Als Curiosität sei angeführt, dass Goethe, im Gefolge des Herzogs von Weimar, am 17. Mai 1778 in Berlin bei'm Prinzen Heinrich dinirt hat.

Capitel X.

Landschaftsgärtnerei.

Styl-Combinationen — Prärien, Laubengänge und Bowlinggreens — Ein griechischer Portikus und ein chinesischer Garten — Eine chinesische Meierei, geschmückt mit einem Fresko aus dem Concordia-Tempel ist — Ruinen, die aussehen sollen, als seien sie aus Stein erbaut — Eremitagen, Altäre und Mandarinen — Ein Grabmal Virgils, Schaukeln und Caroussels enthaltend — Prinz Heinrich spaziert im Garten umher, mit der Schreibtafel in der Hand, — Und bringt seine philosophischen Betrachtungen zu Papiere.

Landschaftsgärtnerei und Dekorativbau waren zu Rheinsberg stets im Schwunge. Ein gutes Theil von dem, was dort gebaut wurde, dürfte freilich dem heutigen Geschmacke nicht zusagen; in Eile errichtet, nur um das Auge zu fesseln, und dann vernachlässigt, ist es zum grössten Theile wieder dahin geschwunden; und an den wenigen Bruchstücken, die noch übrig geblieben sind von dem, was einer anderen Generation einst ungetrübtes Vergnügen bereitete, braucht ein modernes Auge keinen Anstoss zu nehmen.

Seltsame Baustyle und Denkmäler, einander so unähnlich wie nur möglich, ja oft nicht einmal *sich selbst ähnlich*, wurden immer wieder mit demselben Entzücken aneinander gereiht. Damals reisten die Leute nicht soviel wie heut-

zutage, und wenn sie es thaten, konnten sie nicht Packete von Photographien, oder auch nur Miniatur-Copien antiker Skulpturen, Lampen und dergl., oder Modelle von Tempeln mit heimbringen. Ich weiss nicht, ob man damals schon die Gewohnheit hatte, an den Trümmerstätten antiker Paläste den Schooss voll Marmor-Bruchstücke zu sammeln. In der Regel war man damit zufrieden, durch an den Wänden aufgehängte Kupferstiche und Gemälde an das erinnert zu werden, was man gesehen hatte. Sehr reiche Leute, Fürsten und dergleichen Personen, durften es sich hier und da erlauben, das Facsimile irgend einer Lieblingsfaçade in der Grösse des Originales wiederaufzubauen, und sich damit ein mehr dauerndes *Souvenir* zu verschaffen. In der Architektur zeichnete sich die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht durch eigene Fruchtbarkeit und Originalität des Styles aus. An Ideen hatte sie keinen Ueberfluss, nicht einmal Fülle aufzuweisen. Die höchste Leistung, zu der sie es gebracht hat, immer wieder dieselbe flache Wand zu schaffen, und dasselbe oblonge Fenster immerfort zu wiederholen, war doch ein sehr nüchterner Ausdruck eines sehr einfachen Gedankens. Das trieb denn Leute von lebhaft arbeitender Phantasie dazu, sich bei Fremden deren Ideen zu erbetteln und zu erborgen, um daraus ein Flickwerk zusammenzustoppeln; und zwar ein Flickwerk, in dem bisweilen die Flicken selbst gar nicht echt waren, — keine wirklichen Lappen, sondern aufgekleckste Farbe, die den Eindruck von Flicken machen sollte; i. e. keine wirklichen korinthischen Pilaster, oder römischen Portiken aus Stein und Mörtel, wenn auch von moderner Mache, sondern nur abscheulich gepinselte Malereien, mit denen man doch nur Leute täuschen wollte, die zu täuschen, sich gar nicht der Mühe lohnte.

Im Jahre 1778 gab der Lieutenant Hennert sein Buch über Rheinsberg heraus, Ungefähr vierzig Seiten desselben

füllt die Schilderung der Park- und Gartenanlagen, so wie sie damals waren. Statuen oder Gruppen von solchen, zählt er gleich nach Dutzenden, wenn nicht nach halben Hunderten auf. Da giebt es steinerne Sphynxe am Fusse der Treppe, die im Zuge des grossen Hauptweges liegt; weiterhin dann ein griechisches Portal, und in einiger Entfernung, ausserhalb des Parkes, auf einem Hügel, einen sechzig Fuss hohen Obelisk, errichtet an Stelle des hölzernen, welchen Friedrich im Jahre 1740 dort hinterlassen hatte. Ferner ist da ein natürliches Theater, das ganz aus Hecken besteht, — Orchester, Proscenium, Bühne, Garderoben, — Alles aus lebendigen, grünen Hecken von verschiedener Höhe. Dicht dabei liegt der chinesische Garten voller Pagoden, Mandarinen und Affen, sowie Käfigen aus vergoldetem Drahte, welche Vögel mit glänzendem Gefieder einschliessen; weiterhin kommt ein chinesisches Haus; dann wieder ein griechisches, welches Bäder enthält, und inmitten eines Ovales liegt, „das rings mit Büsten umstellt ist". Nun folgt ein schattiges Quincunx,* das zu einem erhöhten Tempel führt; darauf eine Grotte, die der Verfasser mit ungewöhnlicher, fast zärtlicher Sorgfalt beschreibt — eine Grotte, ganze siebenzig Fuss lang, mit einem grossen Speisesaale und zwei Seitenkabineten, deren Wände mit Muscheln und bunten Glasstückchen bekleidet sind, und ihr Licht insgesammt von einem prächtigen Glaslustre, sowie einem Kandelaber aus demselben Material empfangen, Erzeugnissen der Weissglas-Hütte. Von dieser Grotte aus kann man den Leuchtthurm (er war nach Hennerts eigenem Plane erbaut) und daneben das Boothaus, sowie all' die Boote und Gondeln auf dem Wasser sehen; die grösste und schönste unter ihnen ist in Schweden gebaut, und ein Geschenk Ihrer Schwedischen

* Eine Baumpflanzung in Form eines halben fünfstrahligen Sternes. D. Ü.

Majestät. Geht man weiter, so gelangt man zu einer Eremitage, wie sie in alten Tagen gewesen waren; deren folgen noch mehrere; weiterhin steht ein Altar unter Lindenbäumen und ein zweiter in einem Tempel, auf dem die Herzogin von Braunschweig eine Inschrift zum Andenken an ihren Besuch hat anbringen lassen. Dann kommt eine Ruine, die auf einem Hügel gelegen, „und darauf berechnet ist, aus der Ferne gesehen zu werden, sie ist deshalb nur aus Holz hergestellt, und mit einem Ueberzuge von Birken- und Eichenrinde versehen; da die Kapitelle der Säulen mit weisser, die Schäfte aber mit dunkeler Rinde bekleidet sind, so machen sie, aus der Ferne gesehen, ganz den Eindruck von Stein". Unten in einer Einsenkung liegen noch mehrere Ruinen, diesmal aber aus Stein. Mit grosser Sorgfalt schildert nun der Bericht die Gartenanlagen mit ihren Treibhäusern; dann aber wird man ganz verwirrt, denn es kommen immer wieder chinesische Häuser, römische Säulen und Tempel, bis man endlich glücklich seinen Weg zu der Landzunge gegenüber dem Schlosse gefunden hat; dort gelangt man zu den Terrassen, dem Försterhause, der Angelhütte, einer *Poulaillerie* (die beiden letzteren in chinesischem Style) und zu der Meierei; diese wird durch einen Giebel versteckt, „auf welchem die Ruinen des Concordia-Tempels al fresco gemalt sind" — ebenfalls auf Fernsicht berechnet. Dann lesen wir von einer ganzen Reihe auf einander folgender Ruheplätzchen, von denen aus man einen schönen Blick auf den See, die Gartenanlagen und das Schloss geniesse, und es wird uns erzählt, „wie die verlängerten Schatten der sinkenden Sonne . . . . . die Seele in sanfte Emotionen ländlicher Schönheit einlullen". Nachgerade fängt man an, sich nach Ruhe zu sehnen — aber da kommt das grosse Eingangsthor zum Parke in chinesischem Geschmacke und ein Gartenhaus, mit zwei gemalten Bachanten daran. Weiterhin dann, in der Nähe des Seeufers, liegt,

glaube ich, der Tempel des Jupiter von Spalato und das Grab Virgils; im Erdgeschosse des letzteren sind Räume eingerichtet, in welchen Caroussels, Schaukeln und andere ländliche Unterhaltungsmittel aufgestellt sind. Etwas weiter hin liegt der Tempel, der zur Erinnerung an die Abreise der Königin von Schweden errichtet wurde. Darauf gelangt man zu einem Labyrinth, und dann wieder zu chinesischen Häusern und Ruinen, und steigt schliesslich einen Hügel hinan, auf dem eine Pagode steht.

Wie gesagt, gab Hennert sein Buch im Jahre 1778 heraus.* Bedenkt man, dass Prinz Heinrich danach noch fünfundzwanzig Jahre gelebt hat, so kann man sich, auch wenn man berücksichtigt, dass sein Verschönerungstrieb mit der zunehmenden Last der Jahre wohl etwas nachgelassen haben wird, recht gut vorstellen, dass sein Landsitz schliesslich eine „Sehenswürdigkeit" geworden sein musste. Im Jahre 1784 erhalten wir wieder eine Schilderung desselben, die man fast offiziell nennen möchte (ganz offiziell ist darin der Ton der Bewunderung und Anbetung), aus der Feder Guyton de Morveaus:

„Die Gartenanlagen", sagt er, „vereinigen Alles, was sie zu einem entzückenden Aufenthalte machen kann. Der in englischem Style gehaltene Theil derselben entlockt dem, der sie durchwandert, bei jedem Schritte von Neuem Bewunderung und Staunen; die Treibhäuser und Orangerien, die sie enthalten, die Blumenpartien, die sie schmücken, die Bowlinggreens, von welchen sie durchzogen sind, die verschiedenen Pavillons, die unser Auge über ihre Ausdehnung täuschen sollen, alles offenbart, und verkündet die Grösse des Genies, welches sie erdachte und in's Dasein rief.

„Die ungeheuer ausgedehnten, köstlichen Parkanlagen, in welche das Ganze sich verläuft, fesseln nicht weniger unser

* Hennert verliess später den Dienst des Prinzen Heinrich. In Nicolais Berlin III., Anhang, 32, findet sich eine Notiz über ihn.

Interesse durch die Majestät des Baumwuchses, der sie überschattet, als durch die Schönheit ihrer Perspektiven, die Regelmässigkeit, in der die zahlreichen, sich fast in's Unendliche verlierenden Avenüen angelegt sind, und durch all' die malerischen Plätze, aus denen die Kunst mit Hilfe seiner glücklichen Gedanken alles nur Mögliche geschaffen hat. . . . . Bald ist es ein ländliches Gehöfte, bald ein antiker Tempel, dann wieder das Grab des Virgil, dessen entzückende Lage, indem sie, so zu sagen, das Ganze der Natur offenbart, uns mit dem Geiste seiner herrlichen Gesänge gleichsam inspirirt. Grotten, Ruinen, kunstvoll angelegte Wiesengründe, Eremitagen in ländlichem Geschmacke, Kolonnaden, Felsen, Obelisken, Quellen und Fontainen, Sonnendächer, Rasenflächen, sich schlängelnde Pfade, Wohlgeruch aushauchende Sträucher, Lauben ohne Zahl, Boskette, in die kaum das Tageslicht dringt, wilde Partien neben lachenden Gründen, als hätte es im Plane gelegen, das Schaurige dem Heiteren gegenüber zu stellen. Häfen, Wasserbecken, Ankerplätze mit Schiffen und Gondeln bedeckt . . . . . endlich eine verzauberte Insel, umsponnen von einer Sage, welche, unzweifelhaft ohne Grund, behauptet, Remus habe einst hier gelebt. Auf ihrem höchstgelegenen Punkte erhebt sich ein Wartthurm, der mit allerhand allegorischen Ornamenten verziert ist, und von dem aus das Auge sich in der Schönheit des Bildes verliert. Dort ist es, wo man ihn meistens sieht, wie er, mit der Schreibtafel in der Hand, bald der Natur ihre Geheimnisse ablauscht, bald, wenn er sie entdeckt hat, bemüht ist, den Zauber derselben mit der Feder eines Fontenelle, oder mit dem Stifte eines Le Vahier wiederzugeben. Dort, unter dem Laubdache, das ihn verbirgt, folgt er, ein aufmerksamer Beobachter menschlicher Leidenschaften, den Schritten derer, welche die Freiheit und das Schweigen des Waldes hieher gelockt hat; dort endlich stellt er tiefsinnige Betrachtungen an über den Abstand, den der Schöpfer zwischen sich und seine Geschöpfe gelegt hat, Begeisterung trägt seine Seele davon, und hebt sie empor in den Himmel der Ideen. Mit glühendem Eifer durchdringt er, unermüdlich forschend, Alles, vom Ysop bis zur Ceder, vom Insekt bis zum Menschen; jedes Ding wird ihm zu einer neuen Quelle des Lichtes. Nichts giebt es, das er nicht zwänge, ihm seine Geheimnisse zu offenbaren, und alle Frucht

seines Forschens dient ihm zur Bereicherung seines Geistes und Herzens." *

* Wie schon an anderer Stelle gesagt worden, widmete Prinz Heinrich die frühen Morgenstunden dem Briefschreiben. Wenn er seine Briefe beendet, hatte er die Gewohnheit, „über irgend eine gegebene Frage philosophischer, oder historischer Natur in sehr methodischer Weise Reflexionen anzustellen, und dieselben zu Papiere zu bringen"; und zwar geschah dies, je nach der Jahreszeit, oder dem Wetter, entweder im Zimmer, oder draussen unter freiem Himmel. Nach einer Schilderung; die mir in die Hände gekommen ist, haben wir ihn uns vorzustellen, wie er „in Meditationen versunken, einherschleicht, dann plötzlich still steht, um mit künstlerischem Geschick, diesen, oder jenen interessanten Punkt zu Papiere zu bringen, oder irgend einen Gedanken, als Resultat seiner philosophischen Reflexionen, zu notiren.

Capitel XI.

Prinz Heinrich in Paris.

Prinz Heinrich geht nach Paris — Die Gräfin de Sabran — Madame Vigée Lebrun — Boufflers und Nivernois — Prinz Heinrichs politisches Glaubensbekenntniss — Tod Friedrichs des Grossen — Friedrich Wilhelm II. und Prinz Heinrich — Mirabeau in Berlin — Prinz Heinrich denkt daran, Rheinsberg zu verlassen — Sein zweiter Besuch in Paris.

Im Jahre 1780 finden wir Prinz Heinrich zu Spaa, zugleich mit dem Kaiser Joseph; im Jahre 1784 geht er nach Paris, und nimmt seinen Weg durch die Schweiz.* Es

---

* Die Misses Berry waren auf einem Balle zugegen, welcher ihm zu Ehren im August 1784 in Lausanne gegeben wurde, und machten bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft von Mademoiselle Necker, der späteren Madame de Staël, die damals achtzehn Jahre alt war. Zu Tonnerre suchte der Prinz den Chevalier d'Éon auf, der zu jener Zeit der Gegenstand vielseitiger Neugierde war. In Dijon stattete er dem berühmten Chemiker Guyton de Morveau einen Besuch ab, von dessen Ballons und Desinfektions-Fluiden (*Guytonniennes*, wie sie nach ihm genannt wurden) damals viel die Rede war. Der Prinz war besonders begierig, zu erfahren, „wie einem Menschen in einem Ballon zu Muthe sei". Ein Bruder dieses Guyton, eine viel weniger ausgezeichnete Persönlichkeit, hat viele Jahre hindurch, als Vorleser und Poetaster des Prinzen Heinrich, in Rheinsberg

lagen für die Reise politische Gründe vor — vor Allem die Hoffnung, das Band zwischen Frankreich und Oestreich zu lockern. Diesmal hatte er indess kein Glück mit seiner diplomatischen Mission, die er natürlich hübsch im Hintergrunde hielt; allein er amüsirte sich nach Herzenslust, und blieb den September und Oktober hindurch in Paris. Marie Antoinette behandelte ihn, als den Bruder des Todfeindes ihrer Mutter, mit Kälte; die französischen Damen indessen haben im Allgemeinen, wie es scheint, ihn gern gesehen. Sie hatten gehört, er sei *farouche* gegen die Frauen, und waren bei seinem Erscheinen über sein persönliches Aeussere fast erschreckt; nach einiger Zeit indessen kamen er und sie auf ganz guten Fuss mit einander; und noch ehe er wieder abreiste, war er ihnen zu einem Gegenstande der Achtung und Zuneigung geworden.

Seine beste Freundin war Madame de Sabran, und ihr Haus bildete seinen hauptsächlichsten geselligen Zufluchtsort. Die innigen Beziehungen zwischen dieser bezaubernden Frau und ihm, haben viele Jahre gedauert, und es kam eine Zeit, wo er ihr und den Ihrigen mehr denn zehnfach die Gastfreundschaft vergelten konnte, die sie ihm erwiesen. Aber nicht nur in Privathäusern, auch an öffentlichen Orten wurde der preussische Prinz mit all' dem Enthusiasmus gefeiert, welcher der französischen Höflichkeit aus der alten Schule eigen war. Wenn er im Theater, in der *Académie française*, im Lyceum, oder selbst im *Palais de Justice* (um plaidiren zu hören) erschien, so wurden graziöse Anspielungen auf seine Anwesenheit gemacht, oder ihm zu Ehren

---

gelebt, und die von mir angezogene *Vie privée d'un Prince célèbre* geschrieben. Der Chemiker hat sich später, wie bekannt, ganz in den Strom der Revolution gestürzt, er wurde Mitglied der *Assemblée Législative* und stimmte für den Tod Ludwigs XVI., *sans appel ni sursis*. Weniger bekannt ist vielleicht, dass er in der Schlacht bei Fleurus mit einem Luftballon aufstieg.

Ovationen dargebracht.* Die Hälfte der gespendeten Lobpreisungen galt wohl meist Friedrich, allein die andere, die sich an den Sieger von Freiberg selbst richtete, war immer noch gross genug, um recht annehmbar zu sein. Glaubwürdige Berichte über alles dies finden sich in Grimms Correspondenz.

Madame de Sabrans *ami*, der Chevalier de Boufflers, den sie gelegentlich heirathete, war unermüdlich in seinen Aufmerksamkeiten. Er verwandte sein schönes Talent für das Versemachen dazu, glückliche *impromptus*† zu verfassen, und schrieb dramatische Scenen zu Ehren des Prinzen. Dasselbe that der ehrwürdige Duc de Nivernois, der alte Diplomat, der viele Jahre früher einige Zeit als französischer Gesandter in Berlin gelebt hatte.

Madame Vigée-Lebrun lässt uns einen Blick in das Privatleben Heinrichs thun. Sie sagt:

---

* Einige Oden und Ansprachen, die bei dieser Gelegenheit vom Stapel gelassen wurden, und wahrscheinlich vom Prinzen Heinrich selbst als Schätze aufbewahrt worden sind, befinden sich noch in der Berliner Bibliothek.

† „À la représentation de Castor", schreibt Grimm, „donnée pour M. le comte d'Oëls (Prinz Heinrichs Reise-Incognito) il avait à coté de lui le fils de Madame de Sabran (derselbe Vicomte de Sabran, der nach seinem Tode seiner Mutter Correspondenz herausgeben liess) et s'amusait beaucoup de la curiosité avec laquelle cet enfant suivait le spectacle. — Mais qu'est-ce donc que Castor et Pollux? — Ce sont deux frères jumeaux. — Et qu'appelle-t-on des jumeaux? — Ce sont des enfants sortis du même oeuf. — D'un oeuf? — Et vous même, vous êtes sorti d'un oeuf. Tandis que l'enfant demeurait fort étonné d'un origine si merveilleuse, M. le Chevalier de Boufflers lui souffla bien vite l'impromptu que voici pour M. le Comte d'Oëls.

Ma naissance n'a rien de neuf;
J'ai suivi la commune règle;
Mais c'est vous qui sortez d'un oeuf,
Car vous êtes un aigle!

Correspondence littéraire, etc., Paris, 1830. Tome XII. p. 209.

„Als die Gräfin de Sabran mich in ihrem Hause dem Bruder des grossen Friedrich vorstellte, sah ich den Prinzen zum ersten Male, und würde um einen Ausdruck in Verlegenheit gewesen sein, wenn ich hätte sagen sollen, wie hässlich ich ihn fand. Er mag damals fünfundfünfzig (achtundfünfzig) Jahre alt gewesen sein. Von untersetztem Wuchse und mager, hatte er, obwohl er sich sehr gerade hielt, nichts Edeles in seiner äusseren Erscheinung. Er sprach mit stark ausgeprägtem deutschen Accent, und lispelte bedeutend. Die Hässlichkeit seines Gesichtes war bei'm ersten Anblicke geradezu abstossend. Dennoch lag in dem Blicke dieser beiden grossen Augen, von denen das eine etwas nach rechts, das andere nach links hin schaute, etwas unbeschreiblich Anmuthiges, das sich auch im Tone seiner Stimme kundgab; und stets hatten seine Worte, wenn man ihm zuhörte, etwas Verbindliches. Man gewöhnte sich allmählig an seinen Anblick. . . . . Er war gutherzig und legte auch bei Anderen grossen Werth auf Herzensgüte. Für die Kunst, und namentlich für Musik, hatte er eine angeborene Leidenschaft; für letztere in solchem Maasse, dass er sich auf Reisen stets von seinem ersten Geiger begleiten liess, um im Stande zu sein, sein Talent den Tag über zu pflegen. Dies Talent war ein ziemlich mittelmässiges, allein Prinz Heinrich liess sich niemals eine Gelegenheit entgehen, es auszuüben. Während der ganzen Dauer seines Aufenthaltes in Paris kam er stets in meine musikalischen Gesellschaften, und war durchaus nicht leicht eingeschüchtert durch die Anwesenheit der grössten Virtuosen; ich habe nie bemerkt, dass er Umstände gemacht hätte, neben Violtis in einem Streichquartette mitzuwirken, in welchem dieser die erste Violine spielte.*

Diese beiden Monate waren die glücklichsten in Heinrichs ganzem Leben. Ich glaube nicht, dass die schmeichelhaften Worte, welche er bei'm Abschiede dem Herzoge von Nivernois sagte, irgend wie übertrieben wären: „Ich habe

* *Souvenirs de Madame Vigée-Lebrun*, Paris, 1835. Tome I. p. 297, etc.

die Hälfte meines Lebens, in der Sehnsucht, Frankreich zu sehen, verlebt, und werde nun die andere Hälfte in der Erinnerung an dasselbe verleben."

Im Uebrigen war er ohne Zweifel davon überzeugt, dass sein Besuch in Paris nicht allein zu einem Wendepunkte der preussischen Politik hatte werden sollen, und allem Anscheine nach wirklich geworden war, sondern dass derselbe auch, wenigstens was Preussen betraf, das bedeutungsreichste Ereigniss sei, das im Laufe des Jahrhunderts sich zugetragen habe, oder jemals sich zutragen konnte. Der König, mit dessen Gesundheit es bergab ging, war eine Zeit lang eifrig bestrebt gewesen, ihn zu seinem quasi Nachfolger zu machen, und Heinrich selbst hatte sich nach seiner eigenen Methode noch viel eifriger bemüht, sich eine solche Stellung zu sichern; es schien ihm ausser allem Zweifel zu sein, dass er durch eine gute Dosis Schmeichelei, so wie durch die, in Zeiten der Bedrängniss reichlich gewährte Hilfe und Gunst, sich die Gewissheit verschafft habe, den schwachen Mann, der demnächst König werden sollte, mit kräftiger Hand zu leiten. Sein eigener politischer Gesichtskreis war — wiewohl er dies selbst nicht im Entferntesten einsah — um ein gutes Theil begrenzter, als der seines Bruders, insofern, als der ganze Codex seiner äusseren Politik sich in die drei Worte zusammenfassen liess: „Allianz mit Frankreich." Diesen Grundsatz beabsichtigte er unter dem neuen Regime in Wirksamkeit zu setzen, und im Hinblick auf dieses Ziel waren die, noch spät im Leben unternommene Reise, sowie seine persönlichen Beziehungen zu französischen Staatsmännern, Momente von der höchsten Bedeutung.

Im Jahre 1785 stattete der Marquis de Bouillé, der aus reiner Bewunderung für Friedrich den Grossen zwei Mal nach Preussen gekommen war, um diesen zu sehen, dem Prinzen in Rheinsberg einen Besuch ab, und war nicht

wenig erstaunt über den Ton, in welchem sein Wirth sich über Friedrich äusserte.

„Der Prinz", heisst es, „sprach oft mit M. de Bouillé über seinen Bruder Friedrich, den er nicht leiden konnte, und in Bezug auf welchen er seiner Eifersucht ganz unverhohlen Worte lieh. Er schilderte ihn, als ungeduldig, neidisch, ruhelos und misstrauisch, ja, — was höchst merkwürdig ist — sogar als furchtsam; er gestand ihm höchstens eine sehr lebhafte, aber ungeregelte Einbildungskraft zu, geeignet, sich unzusammenhängende Vorstellungen zu bilden, keineswegs aber die Fähigkeit, Ideen vernunftgemäss zu kombiniren, und sie auf diese Weise fruchtbar zu verwerthen. Unter Anderem stellte er auch die seltsame Behauptung auf, dass Friedrich sich vor dem Kriege fürchte, und dass vielleicht gerade diese Furcht von Neuem zum Ausbruche von Feindseligkeit führen könne. „Auf irgend einen blinden Lärm hin," sagte er, „wird der König starke Truppenmassen an die Grenzen werfen, der Kaiser Joseph wird dasselbe thun, und dann kann der kleinste Funke den Kriegsbrand entzünden; ohne dass einer der beiden Souveraine vorher auch nur daran gedacht hat." Er bat Mr. de Bouillé, seine Rückkehr nach Paris zu beschleunigen, und Herrn von Vergennes auseinander zu setzen, wie nöthig es sei, Friedrichs Misstrauen zu zerstreuen, und ihn vor einer Uebereilung zu bewahren, indem er ihm versichern lasse, dass Frankreich gewillt sei, die alten Verträge aufrecht zu erhalten. Diese Bitte des Prinzen Heinrich entsprang seiner Besorgniss vor der Ungeduld, welche er an dem Bruder so tadelnswerth fand.*

Der jüngere Bouillé, der Sohn des Vorigen, bemerkt, als er von der Bitterkeit spricht, die sich stets, selbst im privaten Verkehr zwischen König und Prinz geltend machte, — eine Bitterkeit, welche der Prinz seinerseits auf die Spitze trieb, und bisweilen sogar affektirte, — sehr richtig, dass Prinz Heinrich, indem er seinem Bruder gegenüber

* *Essay sur la vie du Marquis de Bouillé*, Paris, 1853, p. 167.

unausgesetzt einen Geist der Missbilligung herauskehrte, seinem eigenen Rufe geschadet habe:

„Denn es giebt Leumunde", sagt er, „die von dem Augenblicke an, wo sie vom Schicksal und von der Gefälligkeit des Publicums gewissermaassen ihre Weihe erhalten haben, geachtet werden müssen, wenn wir sie auch für noch so unrechtmässig erworben ansehen. Es ist oft gefährlich, immer aber nutzlos, dieses Publicum enttäuschen zu wollen, wenn es getäuscht ist, oder sein will, und es muss dem gerechten und verständigen Menschen genügen, sich im Inneren seines Herzens mit der so oft unsinnigen Bewunderung der Menschen abzufinden. Wenn aber dieser Widerspruch gegen den allgemeinen Enthusiasmus sich auf Jemanden bezieht, dem man die Berechtigung zum Ruhme nicht versagen kann, und dabei von einem Manne herrührt, der selber solche Ansprüche erheben kann, so läuft letzterer Gefahr, dass man bei ihm eine gewisse Eifersucht voraussetzt, die nicht allein sein Zeugniss, sondern selbst seine eigenen Verdienste verdächtig macht." *

In der That hat Prinz Heinrich durch den scharf markirten Ton seiner Opposition, die er sein ganzes Leben lang kundgab, sich in den Augen der Menschen im Allgemeinen, in beklagenswerther Weise herabgesetzt, und die Stimme seines wohlverdienten Ruhmes erstickt. Neben den vielen anderen Gründen, die er für seinen Groll hatte, und von denen uns einige bekannt sind, gab es ohne Zweifel einen noch tiefer liegenden; M. de Bouillé, den ich hier noch einmal citiren will, spricht ihn in dürren Worten aus:

„Prinz Heinrich," sagt er, „mit allen Eigenschaften und Tugenden ausgerüstet, die auf dem Throne, wie an der Spitze eines Heeres glänzen können, konnte nicht ohne ein schmerzliches Gefühl, ja, man möchte sagen, ohne inneren Grimm, sehen, dass die Natur, während sie ihn der höchsten Stelle so

* *Vie, etc., du Prince Henri,* etc., p. 87.

nahe gerückt, und so wohl geeignet, sie auszufüllen, geschaffen hatte, ihn doch wieder so weit von derselben entfernt hielt, und es ist wohl zu glauben, dass diese unwiderrufliche Bestimmung des Geschickes zur Qual seines Lebens geworden ist. Je kräftiger Friedrichs gewalthaberisches, ja sogar despotisches Wesen seine seltenen Eigenschaften ausbildete, um so schmerzlicher empfand, und bedauerte er die unendliche Kluft, durch welche das Schicksal sie beide von einander getrennt hatte." *

Friedrich der Grosse starb am 17. August 1786. Zwei Tage nachher traf Prinz Heinrich, auf die Einladung des neuen Königs Friedrich Wilhelms II., in Berlin ein; und gedachte nun die Früchte seines langen Wartens, seiner reichen Erfahrung, seiner guten Rathschläge und vielfachen Gefälligkeiten einzuernten. Allein es kam anders. Friedrich Wilhelm wählte sich Herzberg, den Minister des verstorbenen Königs, zum Rathgeber, und wollte, nahezu vom ersten Augenblicke an, Niemandem sonst sein Ohr leihen. Nun waren Herzberg und Prinz Heinrich über die meisten Dinge im Streit, über nichts aber mehr, als über die auswärtige Politik. Natürlich that der Minister sein Möglichstes, den Onkel fern zu halten, und Prinz Heinrich, ohne es zu wollen, unterstützte ihn selbst darin. Dieser erkannte im Anfang gar nicht die wirkliche Sachlage, blieb blind und taub gegen das, was er hörte und sah, und nahm es als abgemacht an, dass die Pläne, die er so sorglich ausgearbeitet hatte, nun unter seiner eigenen Führerschaft zur Aufführung kommen müssten; so wird er denn ohne Zweifel bei seinem ersten Auftreten sich viel zu sehr, als ein Mentor oder Monitor, gerirt haben, der geraden Weges von Rheinsberg herübergekommen sei, um in allen Dingen nach dem Rechten zu sehen, und dafür zu sorgen, dass Nichts falsch gemacht werde; dies ist nun im

* *Vie, etc., du Prince Henri de Prusse*, p. 139.

Allgemeinen nicht die Art von Gesellschaft, welche gekrönte Häupter am liebsten um sich sehen. Friedrich Wilhelm, an dem mehr und länger, als an irgend sonst einem Menschen, herumgescholten worden war, und dem nach weiterer Fortsetzung einer derartigen Behandlung gar nicht gelüstete, selbst wenn sie ihm in der neuen und mehr respektvollen Form zu Theil würde, begriff wahrscheinlich, dass es sicherer sei, einen gewöhnlichen Minister um sich zu haben, als einen bejahrten Onkel. Prinz Heinrich war nicht wenig betroffen, als mit einem plötzlich erwachten, antigallischen Eifer, viele der *employés* des verstorbenen Königs entlassen wurden *(chassés même ignominieusement,* so wird berichtet). Anderes geschah geradezu in einer Weise, als wolle man ihn absichtlich aus seinem Irrthume reissen, und verletzen.

Mirabeau war zu jener Zeit in Berlin, wo er das famose Tagebuch führte, welches später veröffentlicht wurde. Er war, viele Monate früher, mit starker Neigung für den Prinzen Heinrich, als dem Vertreter der französischen Partei, hergekommen, und hatte sich der allerintimsten *rapports, liaisons*, und, was weiss ich noch, mit dem Prinzen zu erfreuen gehabt, der, seinerseits im ehrlichen Glauben an das, was er sagte, damals von den schönen Zeiten gesprochen hatte, die unter seiner Protektion für die Interessen Frankreichs in Preussen anbrechen würden. Als nun Alles ganz anders kam, und der Protektor, sammt dem, was er hätte protegiren können, nirgends mehr zu finden war, sah Mirabeau darin einen Schimpf, und fiel über den Prinzen her. Das Bild, welches er von ihm entwirft, ist so ähnlich, wie eine gute Karrikatur es eben sein muss. Ein paar Züge daraus mögen als Beispiel statt einer Menge anderer dienen:

Den 26. August (1786).

Bald aufgeblasen, bald unruhig, ist er weder über seine Gesichtszüge noch über seine ersten Bewegungen Meister;

er ist falsch, und weiss sich doch nicht zu verstellen. Reich an Gedanken, an Geist und gewissermaassen selbst an Talent, hat er doch niemals eine eigene Meinung. Kleinliche Mittel, kleinliche Rathschläge, kleinliche Leidenschaften, kleinliche Auffassungen; alles ist kleinlich in der Seele dieses Menschen; während doch etwas Gigantisches in ihm ist, fehlt seinem Geiste jede Methodik. Auffahrend, wie ein Emporkömmling; eitel, wie Jemand, der gar keinen Anspruch auf Werthschätzung hat, weiss er weder zu leiten, noch sich leiten zu lassen. Kurz er ist eines von jenen, nur zu häufigen Beispielen, dass ein kleinlicher Charakter die grössten Eigenschaften zu Schanden machen kann. . . . . .

Was der neue König am meisten fürchtet, ist, dass man glaube, er lasse sich regieren. In dieser Beziehung ist der Prinz Heinrich am wenigsten sein Mann; denn ich bin überzeugt, er würde selbst darauf eingehen, nicht zu regieren, wenn die Leute nur glaubten, er mache Alles.

Den 2. September.

Prinz Heinrich hat sich sein Loos schon gemacht; sein kleinlicher Charakter ist unter diesen so ernsten Umständen, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, an der Klippe seiner grossen Eitelkeit gescheitert. Er hat zu gleicher Zeit eine ausserordentliche Herrschbegierde, einen abstossenden Ernst, eine unerträgliche Pedanterie und Verachtung jeder Intrigue gezeigt, während seine ganze Lebensweise doch nichts als eine kleine, niedrige, ja schmutzige Intrigue ist; eine Nichtachtung der einflussreichen Minister, während er doch mit Ausnahme des (jeden Tag einen Schlagfluss gewärtigenden) Freiherren von Knyphausen,* nur von Narren, oder Spitzbuben umgeben ist, an den Tag gelegt hat.

Den 5. September.

Der Prinz selbst täuscht sich nicht mehr über seine Lage, und indem er, wie alle schwachen Menschen, von einem Extrem in's andere fällt, kläffend sich dahin ausspricht, dass das Land verloren sei, dass Pfaffen, Narren, Maitressen und Engländer

* . . . . . „*tous les jours à la veille d'une apoplexie*". Es ist dies derselbe Baron Knyphausen, der einst fette Ochsen auf seiner Weste gestickt trug. Nun drohte ihm selbst das Schicksal vieler Land-Edelleute, die zu stark geworden sind.

es in den Abgrund stürzen werden, richtet er durch sein Geschwätz sein Ansehn bei Friedrich Wilhelm vollends zu Grunde. Meine Meinung ist, dass er dies Land verlassen wird, wo er auch nicht einen Freund hat. . . . . er wird es verlassen, oder den Verstand verlieren, oder daraufgehen; das ist mein Prognostikon. . . . . Die Franzosenliebhaberei des Prinzen Heinrich hat uns selbst hierin schlechte Dienste geleistet.

Soweit der erboste und oratorische Mirabeau.*

Die Enttäuschung war in der That eine sehr plötzliche und vollständige, und gewiss hart zu ertragen. Zu den erwähnten allgemeinen Maassregeln und der unvorhergesehenen Schwenkung in der auswärtigen Politik kam noch hinzu, dass Dinge geschahen, die offenbar darauf berechnet waren, den Prinzen Heinrich zu ärgern, und womöglich auf das Tiefste zu kränken. Einer der ersten Akte des neuen Königs bei seinem Regierungsantritte war die Anullirung aller Nachfolgerechte, Anwartschaften auf Grundbesitzthum etc., welche unter früheren Regierungen verliehen worden, und noch nicht in Wirksamkeit getreten waren *(survivances, donations à écheoir et expectatives, accordées sous les règnes précédents)*. Vor vielen Jahren nach Zurückweisung der polnischen Königskrone, hatte Friedrich der Grosse, wie man sagt, als einen Balsam, oder ein Pflaster auf die Wunde getäuschter Hoffnung, seinem Bruder Heinrich ein Geschenk mit der Erb-

* Mirabeau hatte selbst ein Sendschreiben an den neuen König gerichtet, in welchem vom Prinzen Heinrich in einem ganz anderen Tone gesprochen wird, und zwar in einer Sprache, welche, wenn Friedrich Wilhelm II. wirklich den Schein fürchtete, als lasse er sich leiten, sicherlich nicht weise gewählt war: „Einer Ihrer Oheime, der mit Ruhm und Erfolgen gekrönt ist, besitzt das Vertrauen Europas, das Genie eines Helden und die Seele eines Weisen. Er ist ein Berather, ein Helfer, ein Freund, den die Natur und das Geschick Ihnen in dem Augenblicke gesandt hat, wo Sie seiner am nöthigsten bedürfen, zu einer Zeit, wo Ihnen, je freiwilliger Sie sich ihm anvertrauen, um so unfehlbarer der allgemeine Beifall zu Theil werden wird."

folge von Schwedt gemacht, für den gerade damals wahrscheinlichen Fall, dass die im Besitze befindliche Linie aussterben sollte. Bei Friedrichs Tode war der Besitzer von Schwedt, Markgraf Heinrich, ein alter Nichtsnutz von achtundsiebenzig Jahren und der letzte seines Stammes.* Es war vorauszusehen, dass die Stunde des Abscheidens für den Markgrafen nicht mehr fern sein konnte; Schwedt war ein sehr werthvolles Besitzthum, und die Rente, die es abwarf, würde eine schöne Zugabe zu den Revenüen von Rheinsberg gewesen sein. Es war eine bittere Enttäuschung und in der That eine Kränkung, sich das vor der Nase wegschnappen zu sehen, was man so lange erwartet hatte; dass aber die Sache in dieser Weise geschah, mittelst eines Dekretes, welches, obwohl in allgemeine Ausdrücke gefasst, doch ein spezielles Ziel im Auge hatte, das war eine Beleidigung, ein Insult. Damit nicht genug, fing der neue König wegen einiger anderer Geldangelegenheiten (gewissen Revenüen, die nach dem Testamente Friedrich Wilhelms I. seinem Oheime gerade damals zufallen sollten) thatsächlich einen Prozess mit diesem an, und verlor denselben, oder schlug ihn vielmehr nieder; indessen nicht rechtzeitig genug, um den Schein des *animus injuriandi*, der ihn dazu veranlasst hatte, zu vermeiden. Binnen sehr kurzer Zeit, so wird uns versichert, kannte die Abneigung zwischen dem Prinzen Heinrich und seinem Neffen Friedrich Wilhelm, „keine Grenzen mehr".

Im Frühjahre 1787 beschloss der Prinz, gerade eines von den Dingen zu thun, die Mirabeau vorausgesagt hatte.†

* Er war der einzige, noch lebende Abkömmling, des Grossen Kurfürsten im Mannesstamme, durch dessen zweite Gemahlin, Dorothea von Schleswig-Holstein. Markgraf Heinrich starb im December 1788.

† Ich nehme es für abgemacht an, das Mirabeau wirklich zu *der* Zeit sein Tagebuch geschrieben, und jene Voraussagungen gemacht hat, aus welcher sie datirt sind, und nicht zwei Jahre später, als er das Alles gut wissen konnte.

Er entschloss sich, für immer, Preussen, Heimath, Freunde, Vaterland, Rheinsberg — zu verlassen, nach Frankreich zu gehen, und sich dort anzusiedeln. Es scheint nicht, dass ihm hierbei Schwierigkeiten gemacht worden sind; allein der bald erfolgende Einmarsch preussischer Truppen in Holland und die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Preussen und Frankreich, liessen ihn die Ausführung seines Entschlusses aufschieben. Nachdem diese Gefahr vorüber gegangen, brach er im Jahre 1788 wirklich auf, und traf im Dezember desselben Jahres in Paris ein. Während seiner Anwesenheit daselbst kam Mirabeaus Buch heraus, und erregte einiges Aufsehen. Man stellte den Autor darüber zur Rede;* Prinz Heinrich indessen zuckte einfach, *très grand seigneur,* die Schultern, und bestellte eine Anzahl Exemplare (zwölf, glaube ich), um sie unter seine Bekannten zu vertheilen.

Er verlebte einen genussreichen Winter in Paris, und wurde von seinen alten französischen Freunden, die ein grosses Haus machten, mit der alten Herzlichkeit und Auszeichnung willkommen geheissen. Er schwelgte in der politischen Atmosphäre, in der die Franzosen damals eben zu leben anfingen, und wollte keinen Augenblick daran glauben, dass diese Luft mit Unheil schwanger gehen könnte. Im März 1789 indessen reiste er ab. Die Generalstaaten sollten zusammentreten, und es schien ihm „unstatthaft für einen fremden Prinzen während ihrer Sitzungen in Paris zu bleiben"; — es würde ausgesehen haben, wie ein Besuch, der dableibt, um Familiengeheimnisse auszuforschen. Er stand damals gerade in Unterhandlungen wegen Ankauf, sowohl eines Hauses in der Stadt, wie einer Villa, und es lag in seiner Absicht, wieder zurückzukehren, und den Kauf

* Mirabeau läugnete seine Autorschaft ab.

abzuschliessen, sobald die Generalstaaten ihre Sitzungen beendigt haben würden.*

Nachher, während der letzten dreizehn Jahre seines Lebens, ist er kaum jemals von Rheinsberg fortgekommen. Er sah bald genug ein, dass eine lange Zeit vergehen würde, ehe Paris wieder einen behaglichen Ruhesitz für bejahrte, fremde Prinzen abgeben würde. Französische Prinzen und Edelleute flohen von Paris, ja über die Grenzen Frankreichs, und einige darunter fanden den Weg bis nach Rheinsberg. Der Winter-Aufenthalt in Berlin schrumpfte mehr und mehr zu einem flüchtigen Besuche zusammen. Die neue Ordnung der Dinge in der preussischen Verwaltung erfüllte ihn mit gerechtem Widerwillen; allein sein Rath wurde nicht begehrt, noch achtete man desselben, wenn er gegeben wurde. Eine Folge davon war, dass die Bemerkungen, die er über Personen und Dinge gelegentlich machte, weder von sehr milder, noch sehr gewinnender Natur sein konnten. So sagte er in Bezug auf das, für die Gräfin Lichtenau unter den Linden neu erbaute schöne Palais: „Das ist eine Höhle, in der *Alles* infam ist!"

* Im Laufe dieses Winters, glaube ich, ist es gewesen, als Fleury vom Théater Français einmaln der berühmten Rolle Friedrich des Grossen auftrat. Seine „Maske" war so vortrefflich, dass sie diejenigen, welche das Original gesehen hatten, frappirte. Aus Fleurys Erzählung sollte man schliessen, dass Prinz Heinrich ein lebhaftes Interesse für die Vorstellung und die Proben an den Tag gelegt, und sogar gestattet hat, dass einige Herren seines Gefolges dem Darsteller der Rolle mit Belehrungen zur Hand gingen. Das ist sicher, dass er ihm nach der Vorstellung eine Schnupftabakdose, mit dem in Diamanten gefassten Bildnisse Friedrichs des Grossen auf dem Deckel, übersandte.

Capitel XII.

Der Obelisk.

Apotheose des Prinzen von Preussen — Kritik über Friedrichs Geschichte des siebenjährigen Krieges — Missbrauch von Reichthum und Macht.

Ich weiss nicht, wann der Gedanke zu der Errichtung des Obelisken zuerst Gestalt angenommen hat; nicht einmal, wann der Grundstein zu demselben gelegt worden ist. Jedenfalls haben, nach der zweiten Rückkehr des Prinzen Heinrich von Paris, die Errichtung des Monumentes, sowie die Abfassung der auf demselben anzubringenden Inschriften, seine Gedanken und seine Zeit am meisten in Anspruch genommen. Im Hochsommer 1791 wurde es vollendet. Unter allen architektonischen Schöpfungen Heinrichs die umfangreichste und am ernstesten gemeinte, hat es sich auch als die dauerhafteste unter ihnen bewährt. Nicht nur dem Zahne der Zeit hat es widerstanden, sondern auch dem der Vernachlässigung; jenes langsam schleichenden Dämons, oder Drachens der Gleichgültigkeit, der siebenzig Jahre lang alles unterwühlte und erschütterte, was hier an Friedrich, oder Heinrich erinnerte, mit höhnischem Grinsen sich am Zerbröckeln der Denkmäler ergötzend, und auf deren verödeten Stätten sich in Triumphsprüngen ergehend, wenn er sah, wie

ihre einstigen Bestandtheile abgetragen, und dem Chaos übergeben wurden.

Der Obelisk sollte sein, und war ein dem Andenken des Prinzen von Preussen und der übrigen Helden des siebenjährigen Krieges, *mit alleiniger Ausnahme des Königs,* geweihtes Denkmal. Keine Legende, oder Inschrift an demselben, erklärt uns, weshalb dieser Wichtigste unter all' den Namen weggelassen wurde. Das Fehlen desselben spricht laut genug, und schon die Existenz des Denkmals ist eine Erklärung. In mehr als einem Sinne stellt sich dasselbe als ein Protest dar. Deutlich und absichtlich ist es ein solcher zu Gunsten des geliebten Bruders. Seine gerechten Ruhmes-Ansprüche sind darauf eingegraben, und zwischen den Zeilen lesen wir, wie Verblendung und Uebelwollen es verhinderten, dass ihnen die gerechte Anerkennung zu Theil wurde. Weiter erfahren wir, ebenfalls ohne dass es ausdrücklich ausgesprochen würde, dass eine Stimme, die noch vor Kurzem die Allmacht besass, zu loben, oder zu tadeln, nun gar keine Macht mehr hat, und man mit ihr nicht länger zu rechnen braucht; dass dagegen andere Stimmen nunmehr zu Worte kommen. Neben diesem offenkundigen Geheimnisse, welches sich hinter dem massiven Mauerbau, seinen Trophäen und Medaillons versteckt, birgt der Obelisk noch einen anderen Sinn, der auf keine Weise auszudrücken war, oder offen eingestanden werden konnte: er ist in Wahrheit und Wirklichkeit ein ewiger Protest gegen das Loos, welches dem Erbauer zu Theil geworden war; das Loos, als begabter jüngerer Sohn eines regierenden Hauses, in Zeiten despotischen Regimentes, unter einem grossen Könige leben zu müssen. Die Bürde eines solchen Lebens ist hier in Stein niedergelegt. Man kann sich eines Gefühles von Trauer, ja des innigsten Mitleidens, nicht erwehren, wenn man bedenkt, was der Erbauer sein ganzes Leben lang auf dem tiefsten Grunde seiner Seele bergen

musste, etwas, das nie an die Oberfläche steigen, nie offen gezeigt werden durfte, und das doch immer da war, nnd sich nur zuweilen in einem Aufschrei Luft machte. (Ein Aufschrei ist, als etwas Unartikulirtes, zu den Interjektionen zu zählen, so mag denn der Obelisk, wenn von der anderen Seite des Sees aus, im abendlichen Zwielichte gesehen, wenigstens für das Ausrufungszeichen gelten [!]).

Solange Friedrich der Grosse lebte, wäre es kaum möglich gewesen, dass irgend jemand, irgendwo in Preussen, sei es selbst auf privatem Grund und Boden, den militärischen Helden Preussens ein Denkmal setzen konnte, auf welchem sein Name fehlte. Wahrscheinlicherweise verspürte der neue König keine Lust, dagegen einzuschreiten, und hätte er es gewollt, würde es ihm schwer geworden sein, einen Vorwand zu finden, unter dem sich Einspruch gegen die Errichtung eines Denkmales erheben liess, welches dem Andenken seines Vates gewidmet war.

Der Obelisk steht auf einer Terrain-Erhebung, gerade dem Schlosse gegenüber, am anderen Ufer der Seebucht, die hier gegen sechshundertunddreissig Meter breit ist. An der, dem See zugewendeten Seite der Basis, ist eine Waffen-Trophäe und darunter ein Medaillon angebracht, welches das Reliefportrait August Wilhelms einschliesst; eine unterhalb desselben befindliche Inschrift lautet: „Dem ewigen Andenken August Wilhelms, Prinzen von Preussen, und zweiten Sohnes König Friedrich Wilhelms." Auf dieser und den drei anderen Seiten des Piedestals, befinden sich weitere achtundzwanzig Medaillons, alle mit Inschriften in goldenen Lettern versehen, und dem Andenken preussischer Helden gewidmet. Die Namen derselben, der Mehrzahl nach wohlbekannte, sind: Keith, Schwerin, Leopold von Dessau, Prinz Ferdinand, Seidlitz, Zieten, Herzog von Bevern, Platen, Wedell, Hülsen, Tauentzien, Möllendorff, Haucharmoy, Retzow, Wobernsnow, Wünsch, Saldern, Prittwitz, Kleist,

Dieskau, Ingersleben, Henckel, Goltz, Blumenthal, Reder, Marwitz, De Quede, Platen. Jede Inschrift giebt eine Skizze des Lebenslaufes und der Thaten, welche der genannten Persönlichkeit Anspruch auf Ruhm sichern. Mehrere, die wahrlich nicht geringere Ansprüche geltend machen könnten, sind in Friedrichs Gefolgschaft ebenfalls fortgelassen. Unter diesen sind, als die hervorragendsten zu nennen: Winterfeldt und Fouqué. Prinz Heinrich hat indess aus Besorgniss, der Ton, in dem er Zeugniss ablegt, möchte zu laut und vulgär klingen, ihn zu mildern gesucht, indem er eine Tafel anbringen liess, auf welcher er, ebenfalls in goldenen Lettern, sagt:

Leurs noms gravés sur le marbre
Par les mains de l'amitié,
Sont le choix d'une estime particulière;
Qui ne porte aucun préjudice
A tout ceux qui comme eux
Ont bien merité de la patrie
Et participent à l'estime publique.

Auch Boumanns, des Architekten, geschieht Erwähnung. Sämmtliche Inschriften sind in französischer Sprache abgefasst.

Der Obelisk wurde am 4. Juli 1791 „eingeweiht". Viele Tausende von Zuschauern waren dabei zugegen, eine grosse Zahl von auswärts her — aus Berlin, Hamburg, Strelitz, und selbst aus Cassel, darunter Massen von Offizieren und Soldaten. Den Anfang des festlichen Aktes machte ein militärisches Bankett, nach diesem fielen die Hüllen, welche die Inschriften verbargen, unter dem Donner der Kanonen und beim Schalle der Trompeten und Pauken; dann stieg Tauentzien, der Adjutant, die Stufen des Piedestals hinan, und verlas die Rede, welche der Prinz, natürlich in französischer Sprache, verfasst hatte.

Wir können der Versuchung nicht widerstehen, hier einige wenige Sätze daraus wiederzugeben.

„. . . . . Folgendes waren meine Beweggründe. Wir hegten den Wunsch, der preussischen Armee unsere Dankbarkeit zu zeigen; wir wünschten, Denen, welche wir besonders nahe gekannt haben, ein Zeichen unserer Achtung zu geben. . . . . Aber vielleicht wird man mir den Einwurf machen: „Warum fehlt Friedrichs Name?" Die Geschichte seines Lebens, die der König selbst geschrieben, hat uns nichts mehr zu sagen übrig gelassen, wohl aber blieben grosse, oft im Verborgenen geleistete, Dienste, bei denen wir gar nicht lange genug verweilen können, in Vergessenheit begraben. Während ich zu Ihnen, meine Herren, von den Beweggründen spreche, welche uns bei der Errichtung dieses Denkmales leiteten, blicken Sie auf zu dem Brustbilde, welches zu Häupten der Inschriften angebracht ist, und Sie, wie Alle, die ihn gekannt haben, werden es, so hoffe ich, billigen, dass ich dem Andenken meines Bruders diesen Ehrenzoll abtrage. Meinem Geiste und meinem Herzen genügte es nicht, dass nur sein Name an der Spitze derer gefunden werde, die er, wenn er am Leben geblieben wäre, befehligt haben würde; Missbrauch von Reichthum und Macht liess Leuten Statuen aus Marmor und Erz errichten, welche der Ehre nicht würdig waren, dass ihre Namen der Nachwelt überliefert wurden. Ein Gefühl der Pflicht, das sich auf Recht und Billigkeit gründet, ein Gefühl, das uns eben so theuer, wie heilig ist, lässt mich zu Ihnen von meinem Bruder August Wilhelm, Prinzen von Preussen, reden. Erwarten Sie nicht, meine Herren, dass ich, um das Andenken des Bruders zu ehren, seine Begabung, oder seine Thaten in den Himmel erheben werde. Der Welt entrissen, noch ehe er sein sechsunddreissigstes Jahr vollendet hatte, war es ihm nicht vergönnt, weder die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, noch sich durch Ausführung schwieriger Unternehmungen oder durch glanzvolle Thaten bekannt zu machen. Aber er besass jene Tugenden, welche den Bürger zieren, und ohne welche wahre Grösse, weiser Muth, Menschlichkeit, Grossmuth, und Rechtschaffenheit sich bei keinem Menschen finden. Niemals hat Stolz oder Eitelkeit seinen Charakter befleckt; seinen Geist hatte das Studium veredelt,

und die Pflicht regelte alle seine Handlungen. Für die Treue des Bildes, das ich Ihnen entworfen, könnte ich Beweise beibringen, wenn dies die Grenzen, die meiner Rede gesteckt sind, gestatteten. Geliebt und hochggeachtet, während seines militärischen Lebenslaufes, wurde er von Soldaten wie Offizieren auf Händen getragen. . . . . .

Dann folgte eine Liste der Schlachten, an denen er Theil genommen.

„. . . . . Zum Schlusse möge es mir gestattet sein, hinzuzufügen, dass er das Unglück mit jener Festigkeit, Heiterkeit und Bescheidenheit zu ertragen gewusst hat, welche eben Züge seines Charakters bildeten.

Später am Tage wurde eine deutsche Uebersetzung der Rede den alten Soldaten vorgelesen, die beim Anhören derselben in Thränen ausbrachen. Gegen Abend endete die Festlichkeit mit einem Balle. Bei Uebersendung eines Exemplares seiner Rede an Graf Henckel schreibt der Prinz: „Ich hatte Ihnen schon lange gesagt, ich würde für meinen Bruder etwas thun; nun ist es geschehen, und ich habe den Geistern und Herzen, soweit ich es konnte, die Namen aller Derer wieder in Erinnerung gebracht, von denen der Grosse Friedrich in seinen lügnerischen Memoiren kein Wort sagt."

Die zweiunddreissig Inschriften dürften, wenn sie mit kritischem Blicke gelesen werden, für Militär-Historiker von einigem Werthe sein. Darüber kann kein Zweifel obwalten, dass jedes Wort darin sorgfältig abgewogen worden war, ehe es mit goldenen Lettern eingegraben wurde. Bekanntlich hat Prinz Heinrich einen Kommentar zu Friedrichs Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben, allein das Manuskript ist, im Einklange mit den Bestimmungen seines Testamentes, nach seinem Tode verbrannt worden. Fontane bemerkt mit Recht: „Der Obelisk aber, der sich,

Jedermann zugänglich, Angesichts des Rheinsberger Schlosses erhebt, ist ein kurzgefasster Abriss aus jenem Buche, der ganz entschieden die Meinungen des Verfassers über allbekannte Vorgänge, wenn auch freilich nicht die Gründe für diese Meinungen, oder gar die Beweise giebt." Solche Ausdrücke wie „la *surprise* de Hochkirch" (was zweimal vorkommt) und „la *déroute totale* de Cunersdorf" sind sehr bezeichnend.

Das noch heute vorhandene, kleine, würfelförmige Bauwerk, welches das Datum 1790 trägt, und dem Andenken der Entschlafenen gewidmet ist, habe ich bereits beschrieben. Es liegt viel weiter vom Schlosse entfernt, an einer dichtverwachsenen, abgeschiedenen Stelle des Parkes, in der Nähe des kleinen Boberow-Sees. Einige Jahre später errichtete der Prinz, nicht weit von diesem, noch ein anderes Monument zum Andenken an Ludwig XVI. und „die treue Hingebung des tugendhaften Malesherbes". Die Neigung zur Herstellung ornamentaler Bauten beherrschte ihn noch immer, hatte aber eine dedikatorische Richtung angenommen. Mit dem Herannahen des Greisenalters und dem Hinsterben der Freunde, wuchs die Zahl derer, die auf ein solches Erinnerungszeichen Anspruch erhoben, von Jahr zu Jahr.

Die Grafschaft Ruppin. S. 223.

Capitel XIII.

Die Émigrés.

Französische Royalisten und französische Republikaner — Die *émigrés* sehen sich beim Prinzen Heinrich nach Hilfe um — Sein Verkehr mit den Führern der Revolution — Seine französischen Gäste — Man lässt Prinz Heinrich von Potsdam kommen — „*Mon Oncle sauvez moi!*“

Prinz Heinrich folgte mit eifriger und hoffnungsvoller Theilnahme der Entwickelung der Dinge in Frankreich. Geraume Zeit lang hegte er nicht das leiseste Misstrauen wegen des Ausganges derselben, er war eben über Alles entzückt, was von Franzosen gethan wurde, und selbst so sehr Franzose, dass er sogar der Revolution nicht zu grollen vermochte. Seine persönlichen Freunde standen fast alle auf der Seite des Hofes und des Adels; allein seine Sympathien waren, wenigstens anfangs, ziemlich gleichmässig getheilt. Zum grossen Abscheu anderer Royalisten, daheim und im Auslande, liess er sich mit einigen Leuten von der neuen Schule auf einen Briefwechsel ein, der augenscheinlich ganz freundschaftlicher Natur gewesen ist. Bis zum letzten Augenblicke, selbst noch, als es bereits zum Schlimmsten gekommen war, blieb er ein unerschütterlicher Gegner von Allem, was einer Intervention seitens des Auslandes auch nur ähnlich sah. Die Emigranten,

die in hellen Haufen über den Rhein kamen, hatten auf ihn, als einen Hauptförderer und Agenten ihrer Sache gerechnet; nie hatten sie daran gezweifelt, dass er deren Verfechter am preussischen Hofe sein würde, und daher gehofft, dass ihnen seine militärischen Kenntnisse zu gute kommen würden; er aber wollte weder, noch konnte er ihnen eine derartige Unterstützung angedeihen lassen, wie sie begehrten; er öffnete ihnen gastlich sein Haus, allein, er suchte sowohl mündlich, als schriftlich, den französischen Prinzen und ihren Anhängern klar zu machen, dass sie mit ihren Drohungen und Grosssprechereien ihrer Sache nur schadeten. Solche, zur Unzeit ertheilte, gute Rathschläge, sowie seine offenkundigen Beziehungen zu Revolutionsmännern, zogen ihm sogar den Beinamen eines Demokraten zu.

Selbst als die österreichische und preussische Regierung im Jahre 1792 in Frankreich einzurücken beschlossen, blieb Prinz Heinrich noch immer ein Gegner der Maassregel. Als Soldat, hegte er im Anfange nicht den leisesten Zweifel daran, dass die Alliirten siegen würden; als er indessen vernahm, wie man den Feldzug zu führen gedachte, stiegen ihm allerdings Zweifel auf. In Berlin redete man von einem „Spaziergange nach Paris", und machte sich schon dazu bereit; wer in solche Reden nicht geradezu einstimmte, der galt für einen Missvergnügten, einen Revolutionär; und als Prinz Heinrich die Generale und die Minister beschwor, nicht zu geringschätzig vom Feinde zu denken, wurde er als ein, für die nähere Umgebung Seiner Majestät und des jungen Kronprinzen gefährlicher Demagoge angesehen.

Der König und der Kronprinz traten den Spaziergang an, unbesorgt feindliche Heeres-Abtheilungen und befestigte Plätze in ihrem Rücken lassend, und Prinz Heinrich, der alte General aus den Kriegen in Schlesien, der nun ein Demagoge geworden war, blieb daheim, und machte seinen französischen Gästen die Honneurs. Der Feldzug in der

Champagne nahm, wie alle Welt weiss, bald ein klägliches Ende.* In den Kriegen, welche auf ihn folgten, wendete sich das Kriegsglück mehr und mehr den Franzosen zu. In Folge dessen begann die preussische Regierung, nachdem sich mannigfache Meinungsverschiedenheiten in ihr geltend gemacht, und der Strom der Anschauungen wiederholt gewechselt hatte, gedrängt durch ihre Lage in Polen, an einen Friedensschluss mit der französischen Republik zu denken. Nur der König, den eine starke Neigung auf die entgegengesetzte Seite trieb, fügte sich mit höchstem Widerwillen. Unter diesen Umständen schickte man, was seit dem neuen Regime noch nicht passirt war, nach dem Prinzen Heinrich. Man mag gehofft haben, dass seine *rapports* zu den Pariser Demokraten gute Dienste leisten, oder wenigstens dass er durch die Fülle und Energie seiner Argumente dazu helfen würde, manche Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

---

* Prinz Heinrich erwartete von dem dicken Könige, seinem Neffen, keine grossen Dinge auf dem Gebiete höherer militärischer Führung. Er spricht sich darüber gegen den Grafen Henckel, der, wie es scheint, ihn in Bezug hierauf um seine Ansicht gefragt hatte, ganz unverhohlen, wenn auch in bildlicher Redeweise, aus: „Denken Sie sich einen gekrönten Wollsack, im Feuer der feindlichen Kanonen hinter ein Bataillon gestellt, so werden Sie mir zugeben, dass weder dem Bataillon, noch der Armee daraus irgend ein Vortheil erwächst, diesen bei sich zu haben. Da haben Sie meine Antwort in Betreff dieses Punktes in Ihrem Briefe." (*Briefe der Brüder Friedrichs des Grossen, u. s. w.*) Bouillé giebt uns einen Brief, von dem er versichert, dass ihn Prinz Heinrich an den damaligen französischen Kriegsminister, General Grafen Grimoard, unter'm 12. November 1792 geschrieben hat. Als von einem preussischen Prinzen an ein Mitglied der Regierung eines feindlichen Landes gerichtet, ist es ein höchst merkwürdiger Brief: „. . . . . Ich bitte Sie, sich versichert zu halten, dass dieser Krieg, wenn man auf meine bescheidene Meinung gehört hätte, niemals unternommen worden wäre. Ich habe nicht jedes Ereigniss vorher berechnen können, aber das konnte ich voraussehen, dass zwanzig Millionen Menschen es nicht wie eine handvoll Holländer machen würden. . . . . Als man mir jenen schönen Feldzugsplan mittheilte (den Spaziergang, an den Festungen vorbei, direkt auf Paris los), wollte ich nicht daran glauben . . . . . Nun haben wir das Resultat." (Bouillé p. 300.)

So erging denn eine dringende Einladung an ihn nach Potsdam, und er kam. Man erzählt sich, der gewaltige Koloss von einem Könige sei dem kleinen, gebrechlichen, alten Manne in die Arme gesunken, mit den Worten „Mon Oncle sauvez moi!" Prinz Heinrich, dem schier der Athem verging, und der halb zerdrückt worden war, sagte, natürlich sobald er wieder sprechen konnte, er wolle es versuchen. Ob er viel, oder nur irgend etwas mehr ausgerichtet hat, als dass er durch die Kraft, Ausdauer und den Eifer, mit denen er seine Ansicht zur Geltung brachte, endlich die Entscheidung herbeiführte, die zu erreichen, die Anderen vergeblich gearbeitet hatten, bleibt zweifelhaft; allein die Unterhandlungen, welche eingeleitet worden waren, wurden von Neuem beharrlich weiter fortgesetzt, und führten schliesslich am 5. April 1795 zu dem Ziele, welches, als der Frieden von Basel, allgemein bekannt ist.*

Von da ab standen Friedrich Wilhelm II. und sein Onkel auf einem besseren Fusse mit einander, und Prinz Heinrich

---

* Bouillé (*Vie p. p. etc.*) und Von Sybel (*Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800*, III. 324). Es verlohnt sich stets, Sybel zu citiren; er sagt: „Er war von jeher ohne Einfluss auf die Regierung gewesen, sass ziemlich einsam auf seinem Schlosse zu Rheinsberg, und beobachtete die politischen Dinge mit einer schwarzsichtigen Schärfe, wie sie bei talentvollen, erregbaren Menschen in Folge erzwungener Unthätigkeit zu sein pflegt. Die beiden grossen Ereignisse der letzten Jahre, das Bündniss mit Oesterreich und die Theilung Polens, hatten seine Kritik aufs Heftigste in Bewegung gesetzt. In dem Kriege gegen Frankreich sah er einen Selbstmord Preussens zu Gunsten des stets böswilligen österreichischen Nebenbuhlers. An einer polnischen Theilung hatte vor zwanzig Jahren auch er mitgearbeitet, und gefiel sich darin, die tiefe Verschiedenheit des früheren und des jetzigen Vorganges zu erörtern. Er war ohne die eingehende und umsichtige Besonnenheit des ächten Staatsmannes; aber er war rührig, lebhaft, beredt, und was seinem königlichen Neffen gänzlich fehlte, er war in jedem Augenblick mit ganzer Seele entschlossen, niemals von streitenden Stimmungen geplagt, in der einmal ergriffenen Auffassung nicht zu erschüttern. Den lang ersehnten Anlass, einmal eine wichtige Einwirkung zu üben, ergriff er mit warmem Eifer.

liess sich wieder öfter, und dann auf längere Zeit, in Berlin sehen;* allein die royalistische und österreichische Partei am Hofe, der schon der Gedanke an Unterhandlungen Preussens mit den Königsmördern ein Greuel war, konnten ihm seinen Antheil an den letzteren nicht vergeben. Sie schmähten ihn ärger, denn zuvor, und nannten ihn gar einen Jakobiner. (Demokrat! Demagoge!! Jakobiner!!!) Die hier und dort zerstreut lebenden Emigranten fanden keine Worte für ihre Wuth.

Er nahm sich übrigens gar nicht die Mühe, ihren Vorwürfen aus dem Wege zu gehen. Als nach dem Abschlusse des Friedens, Caillard, der neue französische Gesandte, in Berlin eintraf, war Prinz Heinrich die einzige Person aus den Hofkreisen, welche dem republikanischen Diplomaten ein freundliches Gesicht zeigte; und zwar, trotzdem Caillard, aus Gründen der Politik, ihm eigentlich aus dem Wege ging. Ein untergeordnetes Mitglied der Gesandtschaft, ein gewisser Parandier, welcher derselben von den französischen Machthabern hauptsächlich zum Zwecke der Ueberwachung Caillards beigegeben worden, und „zu jeder Art von Intriguen bereit war", griff um so eifriger nach des Prinzen Bekanntschaft, und scheint den Vermittler für geheime Verhandlungen irgend welcher Art zwischen Paris und Rheinsberg gemacht zu haben. Obwohl Parandier „ein wüthender Jakobiner" war, lud ihn Prinz Heinrich im Sommer nach Rheinsberg ein, und empfing ihn dort mit grosser Herzlichkeit. Der Jakobiner war ganz entzückt über die Frische seines bejahrten Wirthes, „der jedesmal wieder jung wurde", so oft die Nachricht von einem neuen Siege Bonapartes eintraf.†

---

* Im Jahre 1796 scheint der König eine Einladung nach Rheinsberg angenommen zu haben, allein in Folge seiner angegriffenen Gesundheit, fand der Besuch nicht statt. (*Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe*, S. 161.)

† Sybel, IV., 243.

Die Emigranten in Rheinsberg, wie widerwärtig ihnen die Einführung Parandiers auch sein mochte, wagten doch, glaube ich, nicht, ihren Wirth geradezu in's Gesicht hinein zu schmähen. Der Landsitz war eine Art von französischer Colonie geworden, und ist dies auch einige Jahre hindurch geblieben. In grossherziger Gastfreundschaft öffnete der Prinz die Thore seines Hauses weit, sowohl für seine alten Bekannten, als auch für Andere, und sie waren ihm, so lange sie bleiben wollten, herzlich willkommen. Die Gäste, so darf man wohl annehmen, fühlten sich ganz behaglich; sie hatten alles, was sie zum Leben brauchten, dazu ein französisches Theater, und, so lange sie nicht das Haus verliessen, konnten sie wohl meinen, sie seien in Paris. Mit immer gleicher Artigkeit gab er ihnen zu verstehen, dass sie es wären, die ihm durch ihren Besuch einen grenzenlosen Gefallen erwiesen. Einige unter ihnen glaubten das auch, und stellten sich nicht einmal so, als wenn ihnen überhaupt irgend Etwas in Deutschland gefiele, oder verbargen selbst ihr Lachen nicht, wenn irgend Etwas nach französischem Muster schlecht kopirt war; ihr Wirth natürlich stimmte ihnen jedes Mal bei.

Abgesehen von den Kosten, die ihm seine Gastfreundschaft verursachte, soll er 50,000 Thaler an bedürftige Emigranten hergegeben haben.

Zu denen, die am längsten blieben, und am wärmsten willkommen geheissen wurden, gehörten die Gräfin de Sabran, mit ihrem Sohne, der inzwischen zu einem grossen Jungen herangewachsen war, und ihr Freund, der Chevalier de Bouflers, damals noch blosser „Freund", obwohl er mit der Zeit ihr zweiter Gatte werden sollte. Beide waren ein wahrer Gewinn für die Gesellschaft; er mit seinen poetischen und sonstigen Talenten, und sie mit dem Zauber der liebenswürdigen und anmuthigen Französin aus der alten hohen

Schule. Ihr Aufenthalt währte, glaube ich, mehrere Jahre, unter abwechselndem Gehen und Kommen seitens des Chevalier, der damit umging, es in Schlesien mit der Landwirthschaft zu versuchen, ein Vorhaben, bei dessen Verwirklichung der Prinz sich ihm in grossmüthigster Weise förderlich und hilfreich erwies.

Eine andere Pariser Freundin, Madame Vigée-Lebrun, stattete gelegentlich ihrer Durchreise nach Petersburg in Rheinsberg einen flüchtigen Besuch ab, und hat darüber einen kurzgefassten Bericht niedergeschrieben:

Nachdem ich mich in Berlin fünf Tage aufgehalten, reiste ich am 28. Mai 1795 nach Rheinsberg, der Residenz des Prinzen Heinrich, die etwa zwanzig *Lieues* von der Hauptstadt entfernt liegt. Unsere Reise ging sehr langsam von Statten, da der Weg reiner Sand ist; man kommt durch vielen Wald und gut kultivirte Felder . . . . . Ich sollte die Freude haben, die Gräfin de Sabran und den Chevalier de Bouflers wiederzusehen. In der That ist ein Brief, den ich nach meiner Ankunft in Berlin von der entzückenden Frau erhielt, und welcher besagte, dass es mir Prinz Heinrich nie verzeihen würde, wenn ich nach Russland ginge, ohne ihn vorher zu besuchen, die Veranlassung gewesen, dass ich mich zu diesem Ausfluge entschloss. Ich hatte allen Grund, zu finden, dass Madame de Sabran die Wahrheit gesagt, denn der Prinz kam meinem Wagen entgegengelaufen, und empfing mich mit einer nicht zu beschreibenden Liebenswürdigkeit. Obgleich ich in meinem Reiseanzuge war, bestand er doch darauf, mich seinen Verwandten (*la famille Ferdinand*) vorzustellen, ohne mir Zeit zu lassen, meine Kleider zu wechseln.

Dann beschreibt sie das Schloss, — dessen geräumigsten und schönsten Theil, wie sie sagt, „la famille Ferdinand" inne hatte, — den Park und den See, ihre Spaziergänge und Wasserfahrten. Am längsten verweilt sie bei dem Tempel der Freundschaft, mit „seinen traurigen und ergrei-

fenden, dem Andenken an verlorene Freunde geweihten Inschriften", und fährt dann fort:

„Die Gräfin von Sabran, ihr Sohn und der Chevalier de Bouflers, hatten sich in Rheinsberg niedergelassen und blieben dort noch eine geraume Zeit nach meiner Abreise. Der Prinz hat ihnen ein Stück Land geschenkt, und der Chevalier ist Landwirth geworden. Das Leben an diesem entzückenden Orte war höchst angenehm und vergnüglich. Der Prinz hält eine eigene französische Schauspieler-Truppe u. s. w. u. s. w. ..... Ich kann gar nicht sagen, wie traurig mir der Abschied von dem trefflichen Prinzen wurde, den ich, ach, nicht mehr wieder sehen sollte! ich werde mein ganzes Leben lang um ihn trauern. Der Willkommen, der mir zu Theil wurde, die Güte, mit der er mich während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes überhäufte — Alles zusammen machte mir das Scheiden recht sauer. Seine Aufmerksamkeit liess nicht einen Augenblick nach; und nachdem ich Rheinsberg verlassen, war ich über alle Maassen gerührt, als ich entdeckte, welche Masse von Proviant er mir hatte in den Wagen packen lassen, da er wohl wusste, dass ich zwischen hier und Riga nichts finden würde. Da fanden sich in den Taschen und Sitzkästen Esswaaren und Flaschen Weines, hinreichend, um ein ganzes Regiment zu speisen; nun, der gute Prinz konnte versichert sein, dass ich unterwegs nicht vor Hunger sterben würde."

Capitel XIV.

Musik und Drama.

Blainville — Toussaint — Lekain — Die Hausdienerschaft wird im Gesang und Theaterspiel unterwiesen — Schulz dirigirt das Orchester — Glucks Opern — Prinzessin Amalie lehnt die Widmung der „Athalie" ab — Ein Trio erfüllt dreifachen Zweck — Mara und seine Gattin — Mozarts Requiem.

Eines Tages wird es vielleicht Jemand der Mühe für werth halten, Daten über musikalische und dramatische Leistungen am Hofe des Prinzen Heinrich zu sammeln. Sie sind nicht allein deshalb merkwürdig, weil man soviel unternahm und auch durchführte, Angesichts so beschränkter Mittel und unter Zuhilfenahme von Liebhaber-Talenten, wenn man andere nicht haben konnte, sondern auch, weil schon an sich die Existenz sowohl einer regulären französischen Bühne, wie regelmässig stattfindender Opernaufführungen, (und zwar Aufführungen, die hervorragend genug waren, dass Berliner Künstler von Fach herüber kamen, sie sich anzusehen), während einer so langen Reihe von Jahren, auf einem, von der Natur so kümmerlich behandelten Flecken Erde, und an einem so schwer zugänglichen Orte, endlich vor einem so kleinen Auditorium, wohl in ihrer Art einzig dasteht. Prinz Heinrich besass ein französisches Theater

zu einer Zeit, als es in Berlin keines gab.* Der „Schöpfer" desselben, und für lange Zeit auch der erste Schauspieler an demselben, war Blainville, ein trefflicher Darsteller und bewundernswerther Regisseur, der sich alle nur erdenkliche Mühe gab, aus dem ihm zu Gebote stehenden Material ein würdiges Ensemble zu schaffen. Neben ihm wirkte eine Künstlerfamilie Namens Toussaint. Toussaint *père*, der Verfasser von *Les Moeurs* und anderen Büchern, wegen deren er genöthigt gewesen war, Frankreich zu verlassen, figurirte, dem Namen nach, als Bibliothekar des Prinzen, und starb frühzeitig, aber Madame Toussaint, sowie ihre drei Töchter und ein Sohn, zeichneten sich sämmtlich auf der Bühne aus, und zwar jedes in einem besonderen Rollenfache (als Alte, tragische Heldin,† jugendliche Liebhaberin, Soubrette etc.). Es würde ein Leichtes sein, hier noch eine grosse Menge anderer Namen anzuführen.

Im Jahre 1757 unternahm der berühmte Lekain seine viel besprochene Reise nach Preussen, und spielte vor Friedrich in Potsdam. Auch in Rheinsberg stattete er einen Besuch ab, und spielte an mehreren Abenden. Es war ein kurzlebiger Genuss, dem man sich aber in vollen Zügen hingab, und dessen man sich später noch oft mit Freuden erinnerte. *†

Als Dilettanten traten bisweilen der Prinz selbst (von dem wir hören, dass er den Oedipus gespielt hat) sowie seine fürstlichen Gäste (z. B. der Herzog von Braunschweig) auf, häufig auch solche von weniger hohem Range.

---

* Die französische Truppe des Königs war im Jahre 1778 entlassen worden.

† Die älteste Tochter war an Bilger, den Kammerdiener des Prinzen verheirathet, von dem sie sich später scheiden liess, um Baronin Kaphengst zu werden.

*† Prinz Heinrich und Lekain hatten schon Jahre vorher in Briefwechsel gestanden. In Lekains Memoiren ist eine ganze Reihe von Briefen des Prinzen veröffentlicht.

Blainville soll an gebrochenem Herzen gestorben sein, weil er zeitweise in Ungnade gefallen war.* Der Prinz, der wohl gute Gründe zum Missfallen gehabt haben mochte (er hatte häufig ausreichende Veranlassung, sich über die Aufführung seiner Lieblinge zu beklagen), nahm sich Blainvilles Tod sehr zu Herzen, liess ihm auf dem Kirchhofe einen Denkstein errichten, und setzte der Wittwe eine Pension aus. Später, scheint es, hat er mehr und mehr selbst das Amt eines Regisseurs übernommen. Viele Jahre lang war die französische Bühne trefflich besetzt, und muss ein gutes Stück Geld gekostet haben. In späteren Zeiten, nach der französischen Revolution, zeichneten sich einige von den *émigrés* als Dilettantendarsteller aus.

Hervorragender noch, als das französische Schauspiel, war die Oper. Prinz Heinrich that sich, gerade wie sein Bruder Friedrich und seine Schwester Amalie, sehr viel auf seine Kenntnisse in der Musik zu gut. Wie es scheint, fand er nicht ganz so viel Entzücken an der praktischen und theoretischen Ausübung derselben, wie sie, allein er sparte keine Mühe, um sich musikalische Unterhaltung zu verschaffen, und wenn er Geld in dieser Beziehung sparte, so macht ihm das nur Ehre. Viele der ausübenden Kräfte des Orchesters und in den Chören, waren zugleich Dienstboten im Haushalte. Seine Königliche Hoheit, wusste sich, wie Bouillé sich ausdrückt, „die, den Deutschen angeborene musikalische Begabung zu Nutze zu machen, und bildete aus den Leuten, die seine Livree trugen, ein Orchester, das im Stande war, die Musik zu den grössten Opern auszuführen". Auf diese Weise wurde es ihm möglich, mit geringeren Kosten sein Theaterpersonal zu vermehren, oder wenigstens

---

* „Il n'eut pas la force de survivre à la douleur de s'en voir un instant oublié." (*La Vie privée* etc., p. 31.)

auf seinem Bestande zu erhalten, ebenso aber auch, bisweilen verborgene Talente an's Licht zu ziehen, die ihre Besitzer dann später zu verwerthen im Stande waren. Im Allgemeinen hatte der Prinz in der Wahl seiner Orchester-Directoren Glück. Im Verlaufe von dreissig Jahren ist sehr Vieles in Angriff genommen worden, und nicht wenig davon wirklich zur Ausführung gelangt; und während desselben Zeitraumes finden wir auf der langen Liste von Darstellern, welche den Dienst in seinem Haushalte durchgemacht hatten, eine Anzahl von Namen, die in den Annalen der Musik einen guten Klang haben. Einige Wenige sind lange bei ihm geblieben, aber im Allgemeinen wechselte das Personal ziemlich oft; theils, weil sich ihnen, mit dem Wachsen ihres Könnens lockende Engagements mit höheren Gagen boten, als Rheinsberg sie ihnen gewähren konnte, theils, weil sie sich, was wohl bisweilen vorkam, durch plötzliche Zeichen von Vernachlässigung, oder Missfallen, sowie durch andere Launen, von denen Prinz Heinrich, gleich den Uebrigen seines Standes und seiner Familie keineswegs frei war, verletzt fühlten, und vielleicht mit Recht. Zur Illustration hier ein Beispiel statt Vieler, da man weder erwarten, noch wünschen wird, in diesen Blättern eine vollständige Geschichte des Rheinsberger Theaters zu finden.

Johann Abraham Peter Schulz, ein fruchtbarer Componist jener Zeit, der heut noch nicht vergessen ist,* war sieben Jahre lang Dirigent des prinzlichen Orchesters, erreichte Grosses in dieser Stellung, wusste sich die höchste Achtung des Prinzen zu erwerben, und ging doch zu guter Letzt (aus Aerger über irgend eine Misshelligkeit) von dannen. Geboren zu Lüneburg im Jahre 1747, wurde er in Berlin ein Schüler Kirnbergers, des Hauptes der allerstrengsten

---

* Er ist allgemein bekannt, als „der dänische Schulz", nicht, weil er ein Däne war, sondern, weil er mehrere Jahre in Dänemark gelebt hat.

und bigottesten Contrapunktisten-Schule. Er war ein so ausgezeichneter Schüler dieses alten Autokraten, dass er, nach dessen Direktiven, ein Buch über die Prinzipien der Harmonie herausgab,* und zwar nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem Kirnbergers. Es dauerte jedoch nicht lange, so durchbrach die Originalität seines Genius diese Fesseln. Er besass eine schöne, zartsinnige Begabung für „naive" Melodien, wie sein Biograph sich ausdrückt, und, anstatt sein ganzes Leben lang musikalische Grammatik zu treiben, d. h. sich mit der Auslegung, oder dem Nachschreiben klassischer Muster zu beschäftigen, fand er, dass es in den Compositionen einiger der allermodernsten französischen Musiker doch manches Bewunderungswürdige gäbe, und that seinem Meister den Schimpf an, dass er selbst Lieder einigermaassen in deren Style schrieb. Von seinen Reisen wieder heimgekehrt, dirigirte er das Orchester des französischen Theaters in Berlin, bis dasselbe im Jahre 1778 geschlossen wurde. Dann stand er zwei Jahre in Diensten der Prinzessin von Preussen, und dirigirte die Musik zu ihren Liebhabertheater-Vorstellungen. Im Jahre 1780 bot ihm der Prinz die Stelle eines Orchesterdirigenten in Rheinsberg an. Gerade damals stand es mit der Opern-Gesellschaft etwas schwach, es waren einige Misshelligkeiten vorgekommen, die mit Entlassungen von Mitgliedern geendet hatten.† Schulz, der eine seltene

---

* *Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie.* In gewissen Kreisen, ist seine Autorschaft der Grundsätze in Zweifel gezogen worden, allein augenscheinlich ohne Grund. Schulz, den wir hier selbst als Gewährsmann aufführen, beklagt sich nicht über Kirnberger, dass er seinen Namen auf den Titel zu setzen gestattete, — eher das Gegentheil.

† Salomon, der damalige Orchesterdirigent, war, nachdem er eine ganze Reihe von Jahren hindurch ein besonderer Liebling des Prinzen gewesen, eben abgegangen, und eine Anzahl von Mitgliedern waren in seinem Kielwasser gefolgt. Salomon kam nach London, und machte dort eine brillante Carrière. Ganz besonders sind seine Unterhandlungen mit Haydn, die diesen veranlassten, nach England zu kommen, sowie sein Antheil an der Gründung der Philharmonischen Gesellschaft, noch

Begabung für das Dirigiren besass, brachte bald neues Leben in den Körper des Orchesters, und führte ihm einige neue Mitglieder zu. Er war bei seinen Untergebenen sehr beliebt, und sicherlich hatte sein Brodherr Veranlassung, mit seiner Energie zufrieden zu sein. Man muss in der That erstaunen über das, was er uns selbst erzählt: „Im Laufe der sieben Jahre, die ich dort verlebte, brachte ich sämmtliche (?) Opern von Gluck, Piccini und Sachini, sowie eine grosse Zahl der besten französischen Vaudevilles zur Aufführung.* Ausser einer Zahl grosser und kleiner Gelegenheitsstücke, komponirte ich für das Rheinsberger Theater die Opern „La Fée Urgèle", „Aline, Reine de Golkonda" und die Chöre zu „Athalie". Wie schon oben erwähnt wurde, kamen die Leute aus Berlin herüber, um einigen dieser Aufführungen beizuwohnen. Im Mai 1783 ging, wie er uns selbst erzählt, Reichhardt, der Dirigent der Königlichen Kapelle in Berlin, nach Rheinsberg, um Glucks Iphigenie, (Gluck erregte damals die Neugier der musikalischen Kreise in erstaunlichem Grade, war aber in Berlin eine verbotene Waare) und dann

---

heute in guter Erinnerung. Er dirigirte das erste Konzert in der Philharmonischen Gesellschaft, und ebenso die erste Aufführung der Schöpfung in London. Im Jahre 1815 starb er in Folge eines Sturzes mit dem Pferde, und wurde im Kreuzgange der Westminster-Abtey beigesetzt. „Jedermann" folgte bei seinem Begräbnisse. Salomon war, wie Beethoven, zu Bonn geboren.

* Das war gerade zu der Zeit, als die guten Berliner genöthigt waren, fortwährend wiederholte Opern von Hasse, Graun etc. anzuhören; da Friedrich in seinen letzten Lebensjahren keine Neuerungen duldete. Er liebte es, dieselben Töne zu hören, die ihm vor Jahren theuer gewesen waren, und schrieb darüber voller Begeisterung in seinen Briefen; während er die moderne Musik ein „Charivari" nannte. Gegen das Ende seines Lebens, sagt Preuss, scheint er einmal eine Vorahnung von dem „gelobten Lande" gehabt zu haben. Im Jahre 1782 schrieb er seinem Gesandten in Wien, er solle ihm, wenn er könne, Mozarts „Belmonte und Constanze" besorgen; indessen kam weder dies, noch Don Juan, oder eine andere der Mozartschen Opern, vor Friedrichs Tode in Berlin zur Aufführung.

noch ein zweites Mal, um Schulzs eigenes grosses Werk, die *Athalie,* zu hören; ebenso brachte Cramer, der die Chöre mit einer Widmung an Marie Antoinette herausgab, einige Wochen in Rheinsberg zu, während er dieselben für den Druck vorbereitete.

Diese Chöre zu *Athalie* waren Schulzs grösstes Werk* und sind ihrer Zeit eben so lange *en vogue* gewesen, wie eine andere *Athalia* zu unserer Zeit. Sie trugen ihm leidlich Ruhm und Geld ein, aber erst, nachdem sie ihm viel Aerger und Verlust bereitet hatten. Vor allen Dingen sind sie, wenn auch indirekt, die hauptsächlichste Veranlassung gewesen, dass er seine Stellung aufgab; ein Wechsel, der ihm sehr gegen den Strich ging, und mit vielfachen Unbehaglichkeiten und Sorgen verbunden war. Die konservative Schule griff die *Athalie* um so heftiger an, weil deren Komponist in ihren Augen ein Renegat aus ihren eigenen Reihen war. Wie es scheint, ist Prinz Heinrich bis zu einem gewissen Punkte mit ihnen gegangen, von Seiten der Prinzessin Amalie, die fest an Kirnberger und Contrapunkt glaubte, war dies im vollsten Maasse der Fall. Unglücklicherweise hatte Schulz, der in seinen jüngeren Jahren sich der Gnade Ihrer Königlichen Hoheit zu erfreuen gehabt, ihr die Partitur seiner Komposition übersandt, mit der unterthänigsten Bitte, das Werk „einer so erhabenen Kennerin widmen zu dürfen". Die Prinzessin sah die Partitur durch, und lehnte dann die Widmung mit folgenden Worten ab:

Ich stelle Mir Vor, Herr Schulz! dass er sich Versehen, und statt seiner Arbeit Mir das Musikalische Notengekläckere seines Kindes geschickt hat, dieweil Ich nicht die allergeringste wissenschaftliche Kunst darin bemerket, hingegen Von Anfang

---

* Wenn man nicht einige seiner Lieder ausnimmt. Die Musik zu dem allbekannten *Rheinweinliede*: „Bekränzt mit Laub etc.", die häufig unter seinem Namen geht, hat er, meine ich, n i c h t komponirt.

bis zu Ende durchgängig fehlerhaft sowohl in dem Ausdruck, Sinn und Verstand der Sprache als auch in dem Ritmus. Der *Motus* contrarius* ganz hintenangesetzt, keine Harmonie, kein Gesang, die Terze ganz ausgelassen, kein Ton festgesetzt, man muss rathen, aus welchem es gehen solle. Keine kanonischen Nachahmungen, nicht den allergeringsten Contrapunkt, lauter Quinten und Oktaven und das soll Musik heissen. Gott wolle diejenigen, welche eine solche heftige Einbildung Von sich selbst besitzen, die Augen öffnen, den Verstand erläutern und erkennen Lehren, dass sie nur Stumper und Fuscher sind. Ich habe hören sagen, dass das Werk den Meister rühmen müsse, anitzt ist alles Verkehrt und Verworren, die Meister sind die einzigen, die sich loben, wenn auch ihre Werke stinken; hiermit genug.

gez. Amalie.

Nach Empfang dieses fürstlichen Schreibens, machte Schulz in einem an Cramer gerichteten Briefe die Bemerkung, es sei wahrscheinlich ganz richtig, dass er „Nicht das Geringste von Musik verstehe", nur wundere er sich, weshalb man ihm das in einem so groben Tone sage. Er war der Meinung, die Prinzessin würde sich nicht so stark ausgedrückt haben, wenn nicht Prinz Heinrich derselben Ansicht wäre.† Die Folge war, dass seine Stellung in Rheinsberg,

---

* Ich wage diese Aenderung, Ledebur und Bitter, die beide den Brief bringen, drucken beide *modus*. (Ledebur, Tonkünstler-Lexicon und Bitter, C. P. E. & W. F. Bach, I. 67.

† Hierin irrte sich Schulz wahrscheinlicherweise durchaus. Prinz Heinrich und Prinzessin Amalie waren selten über irgend etwas ein und derselben Meinung. Er ist es, der ihr den Beinamen „La fée malfaisante" gegeben hat. Ich erinnere mich, gehört zu haben (und nach meinem Gewährsmanne zu schliessen, dürfte die Anekdote authentisch sein), dass sie beide einst verabredet hatten, zusammen nach Potsdam zu fahren. Aber schon bei'm Beginne der Fahrt entstand eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen, die sich als unausgleichbar erwies. Der Wagen war kaum einige hundert Schritte ausserhalb der Mauern Berlins gelangt, als zu dem einen Wagenfenster sich ein Kopf heraussteckte und zugleich ein zweiter aus dem anderen, und eine schrille Stimme rief auf der einen Seite: „Halt, Kutscher!" und eine andere schrille Stimme auf der ent-

in der ihm allerlei Aergernisse, mochten sie nun eingebildete oder wirkliche sein, erwuchsen, eine sehr unbehagliche wurde; und als ihm im Jahre 1787, seiner *Athalie* wegen, welche im Auslande grossen Beifall gefunden, und den Ruhm ihres Verfassers in weite Ferne getragen hatte, von Copenhagen aus, das glänzende Anerbieten gemacht wurde, die mit einem schönen Gehalt verbundene Direktion der königlichen Kapelle in dieser Stadt zu übernehmen, konnte er nichts Besseres thun, als zugreifen. Ohne Zweifel würde er in Copenhagen für den Rest seines Lebens geblieben sein, hätte es seine Gesundheit gestattet; diese war indess so vollständig erschüttert, dass er im Jahre 1795 mit einer Pension, die zwei Drittel seines Gehaltes betrug, seinen Abschied nahm, und sich aufmachte, ein wärmeres Klima aufzusuchen. Er segelte von Hamburg ab, um nach Portugal zu gehen, wurde aber durch stürmisches Wetter wieder zurückgeworfen, verlor allen Muth zu einer ferneren Seereise, und ging nach Berlin. Im Jahre 1797 kehrte er nach Rheinsberg zurück, diesmal aber nicht als Kapellmeister, sondern als Privatperson und Kranker, augenscheinlich in der Absicht und Hoffnung, seine Tage im Kreise alter Freunde zu beschliessen. Er war zwei Mal verheirathet, beide Male mit einer Rheinsbergerin, und, wie man sagt, beide Male mit einer Schönheit. Im Jahre 1798 starb seine zweite Frau. Schulz selbst fühlte sich dann veranlasst den Ort wieder zu verlassen, und nach Schwedt zu gehen, wegen eines Doktors, der dort eine seltsame Kur mit ihm vornehmen wollte (und dies auch gethan hat), eine Kur, von der ich, weder vorher noch nachher, je wieder etwas gelesen, oder gehört habe, nehmlich eine

---

gegengesetzten: „Kutscher, halt!" Und Beide bestanden nun darauf, auszusteigen, und zu Fusse wieder heim zu gehen. — Auf verschiedenen Seiten des Weges — setze ich voraus.

„Gurkenkur". Nachdem er diese durchgemacht, starb Schulz zu Schwedt im Jahre 1800.*

In Schulz steckte ein Stück von einem Schalk und viel trockener Humor; stets war er dazu aufgelegt, jemand einen kleinen Streich zu spielen, und konnte dabei so ernsthaft aussehen, dass er kaum je riskirte, erwischt zu werden. Reichardt erzählt uns aus seinen jüngeren Berliner Jahren, ehe er ganz nach Rheinsberg übersiedelte, folgende Geschichte:

Der damalige englische Gesandte in Berlin, liebte es, wie es scheint, in seinem Hause gelegentlich eine der französischen Schauspielerinnen zu empfangen, die eine sehr hübsche Person war, und eine recht angenehme Stimme besass. Da die Dame es sehr gerne sah, dass ihre Stimme von Zeit zu Zeit gehört werde, so gab der Gesandte einst Schulz den Auftrag, eine kleine musikalische Abendunterhaltung im Gesandtschaftshôtel zu arrangiren, d. h. einige passende Lieder auszusuchen, und ausserdem noch zwei oder drei Musiker, zur Begleitung derselben, mitzubringen. Schulz war natürlich hiezu bereit, und stellte sich an dem festgesetzten Abende mit vier Mitgliedern seiner Kapelle, zwei Violinen, einer Viola und einem Violoncello, in dem Gesandtschaftshôtel ein. Als die Gesellschaft versammelt war, legte er eins der Lieder auf das Harpsikord, und stand, in Erwartung des Vergnügens, die französische Dame singen zu hören, da, als mit einem Male der Gesandte kam, und ihn bat, „mit einer Ouvertüre" anzufangen. Da man kein Wort über Instrumental-Musik verabredet, war Schulz absolut mit nichts versehen; allein er sagte sofort: „Gewiss"

* Die Hauptquelle für Schulz bildet Reichardt in *Allgemeine musikalische Zeitung* vom Dezember 1809 und in den folgenden Nummern. Natürlich auch Gerber und Ledebur.

und fragte seine Begleiter leise, ob „sie irgend welche Noten bei sich hätten?" Zufällig traf es sich, dass sich in dem Violinkasten des einen von den Vieren, ein altes Trio von Stamitz fand. „Heraus damit!" sagte der Kapellmeister. „Und nun, Ihr Herren, seid alle Vier so gut, und spielt mir das Stück von Anfang bis zu Ende, was das Zeug nur halten will." Er selbst setzte sich an das Harpsikord, und hämmerte darauf los, so laut als er nur konnte. Die Gesellschaft plauderte und lachte, und die „Ouvertüre" kam zu Ende, ohne dass sonderlich zugehört wurde. Nun sang die Dame, und danach bat der Gesandte den Dirigenten, er möge doch durch ein Trio, oder Quartett, oder dergleichen, in die Aufführung ein wenig Abwechselung bringen. „Mit dem grössten Vergnügen, Euere Excellenz", erwiederte Schulz, gab seinen Leuten die nöthigen Instruktionen, und dasselbe Trio wurde noch einmal gespielt, diesmal pianissimo und mit dem tiefsten Gefühl. Einige ältere Damen, die in der Nähe der Musiker sassen, applaudirten, und die ganze Gesellschaft folgte ihrem Beispiele; Komposition und Ausführung fanden dieselbe allgemeine Bewunderung. Die französische Dame sang noch verschiedene Male, und als dann noch mehr Instrumental-Musik verlangt wurde, gab einer der vier Musiker die erste Violinstimme ganz desselben Trios, nur mit einigen Trillern und Cadenzen verziert, als Solostück zum Besten, wozu ihm Schulz auf dem Harpsikord in demselben Style begleitete. Der Gesandte, der den Abend sehr *préoccupé* mit seiner französischen Schönheit gewesen war, überhäufte den Dirigenten mit Komplimenten und Danksagungen für die bewunderungswürdige Weise, in welcher er die musikalische Abendunterhaltung arrangirt und geleitet habe, und machte ihm ein sehr schönes Geschenk.* Schulz

* In den Jahren, während welcher Schulz in Berlin engagirt war, i. e. von 1773 bis 1780, sind Sir James Harris und Hugh Elliot dort englische Gesandte gewesen.

erzählte diese Geschichte später sehr gern, um zu zeigen, dass man nie in Verlegenheit zu gerathen brauche, wenn es sich darum handele, für die vornehme Welt eine musikalische Unterhaltung zu arrangiren; ganz besonders aber auch um einigen seiner jüngeren Freunde Muth zu machen für den Fall, dass sie einmal mit einem solchen Auftrage beehrt werden, und wegen des Programms in Verlegenheit sein sollten.

Ein Günstling des Prinzen Heinrich, freilich aus einer früheren Periode, jedenfalls aber einer, der ihm viel Aerger verursacht hat, war der Gatte der berühmten Madame Mara. Er, Mara, war einer der besten Violoncellisten seiner Zeit, ausserdem aber auch ein vortrefflicher Schauspieler, so dass er, wenn es im Orchester für ihn nichts zu thun gab, auf der Bühne verwendet wurde. Er soll eine gute Erziehung gehabt haben, sehr unterrichtet und auffallend schön gewesen sein, so dass er, bei oberflächlicher Bekanntschaft, den Eindruck eines höchst angenehmen Menschen und ausgezeichneten Künstlers machte; aber eben nur bei oberflächlicher Bekanntschaft. Er war ein schlechter Mensch, und das Verzeichniss seiner Sünden und Vergehen ist lang. Seine Unthaten, gegenüber dem Prinzen Heinrich, der ihn mit Güte behandelte, haben mehrere Jahre hindurch grosses Aufsehen erregt; schliesslich, im Jahre 1780, entfloh er aus Berlin, und liess sich nie wieder dort sehen.

„Niemals gelang es dem Prinzen," sagt Reichardt, „trotz aller Wohlthaten, mit denen er ihn überhäufte, die Dankbarkeit des Günstlings zu gewinnen. Im Gegentheil, der Schurke behandelte seinen Herrn mit jedem Tage schlechter und schlechter, schmollte wochenlang mit ihm, störte den öffentlichen Gottesdienst und die Predigt am Sonntage in der Stadtkirche, ging in die Küche, wenn das Diner für den Prinzen zubereitet wurde und nahm sich die besten Bissen davon, be-

trank sich viehisch, wenn er spielen sollte, machte Rheinsberg, das in so bequemer Nähe von der meklenburgische Grenze lag, zu einer Niederlage für Contrebande-Güter, und trieb, indem er die Hofequipagen dazu benutzte, die Güter nach Berlin hineinzuschaffen,* einen offenkundigen und sehr einträglichen Schmuggelhandel.†

Prinz Heinrichs Geduld scheint ohne Grenzen gewesen zu sein; allein die des Königs nahm mehr als ein Mal ein Ende. Bei Gelegenheit eines Konzertes, welches Heinrich in Berlin gab, liess sich Mara, der Violoncell spielen sollte, gar nicht sehen. Endlich schwer betrunken in irgend einer Kneipe aufgefunden, und nach dem Palais geschleppt, weigerte er sich auch jetzt noch, oder war vielleicht nicht im Stande, zu spielen. Ein anderes Mal, als der Prinz bei sich einige Theaterstücke aufführen liess, in denen Mara zu spielen hatte, passirte genau dasselbe. Der ganze Hof war versammelt, allein die Vorstellung konnte nicht vor sich gehen, „vergebens bat, befahl, flehte der Prinz"; aber da die Königin bei einer, oder bei beiden Gelegenheiten zugegen gewesen war, so beliebte Friedrich der Grosse, diesen Insult gegen seine Gemahlin, als ein *crimen laesae majestatis* anzusehen, und Mara wurde bestraft; und zwar, wie man sich ordentlich freut, zu hören, mehrere Male, und auf verschiedene Weise. Einmal, ob für diese Affaire, oder wegen seiner beabsichtigten Heirath, kann ich nicht recht ausfindig machen, (die Gewährsleute widersprechen hier einander), wurde er ohne Weiteres bei einem Regiment in die Tambour-Uniform gesteckt, und, zum grossen Vergnügen und Amüsement des Publikums, in der damals üblichen, rohen Weise gedrillt.

---

* Die, den Mitgliedern der königlichen Familie gehörigen Wagen, wurden von den Zoll-Offizianten nicht der Untersuchung unterzogen, welche mit allem anderen Gefährt an den Stadtthoren vorgenommen wurde.

† *Johann Friedrich Reichardt.* Von Schletterer, Augsburg, 1856, S. 302.

Schliesslich sah sich der König genöthigt, seinen Widerstand gegen Maras Verheirathung fallen zu lassen. Mademoiselle Schmeling, das arme Mädchen war bethört, und drohte mit Auflösung ihres Engagements. Die Heirath fand statt, und hatte fortan nichts als Elend in ihrem Gefolge. Ihr Eheleben war nur ein langer, trauriger Zwist. Indessen haben sie noch viele Jahre hindurch ab und zu mit einander gelebt. Im Jahre 1780 verliessen sie gemeinschaftlich Berlin, und gingen zusammen nach Wien, Paris und London; sie, Lorbeeren und Gold einerntend, er, von ihrem Golde lebend, und sie schlecht behandelnd. Von Zeit zu Zeit suchte sie, wie bekannt, andere „Beschützer", die meist ebenso von ihrem Golde lebten, und es, zusammen mit ihrem Gatten, dahin brachten, dass sie am Ende einer glänzenden Carrière kaum mehr besass, als bei'm Beginne derselben. Schliesslich wurde sie im Jahre 1799 in London von ihrem Gatten getrennt. Er ging nun zurück nach Deutschland, von wo er gelegentlich seinen Weg nach Holland fand; seine letzten Lebensjahre brachte er damit zu, in den niedrigsten Kneipen holländischer Seehäfen der Matrosen Galopps und Walzer zum Tanze aufzuspielen, und damit so viel Kupfermünze zu gewinnen, dass er sich Branntwein dafür kaufen konnte. Man sagt, er sei stets betrunken gewesen. Im Jahre 1808 starb er zu Schiedam. *

Obwohl Prinz Heinrichs musikalischer Geschmack derselbe geblieben, wie in seiner Jugend, war er doch bei weitem kein so ausgesprochen konservativer, wie der Friedrichs, oder der Prinzessin Amalie. Er würde vielleicht noch mehr mit dem allgemeinen Strome geschwommen sein, hätte er es nicht für nöthig gehalten, sich einen gewissen Zwang

* Ausser in den Mittheilungen de Madame Mara, finden sich Anspielungen auf Mara und den Prinzen Heinrich an verschiedenen Stellen. So z. B. in den *Letters of the First Earl of Malmesbury.* I. 144.

aufzulegen. Wie wir gesehen haben, liess er Schulz in der Produktion von Neuheiten seinen eigenen Weg gehen. Was er von diesen Neuheiten hielt, ob er selbst, wenn er die Direktion des Orchesters in seinen eigenen Händen gehabt hätte, so weit gegangen wäre, solche zu suchen, und ob er nicht schliesslich gedacht hat, es wäre nun genug damit, ist etwas, was ich nicht weiss. Ebenso wenig weiss ich, was ich aus der Geschichte machen soll, die man sich in Bezug auf die erste Aufführung der Gluckschen Iphigenie in Berlin, im Jahre 1795, erzählt: „Der musikalische Prinz Heinrich erklärte, er gehe diesen Abend in die Oper, um einmal recht herzlich zu lachen, änderte aber seine Ansicht, noch ehe die Vorstellung zu Ende war, so vollständig, dass er Jemanden an den dirigirenden Kapellmeister Weber absandte, um diesem für den Genuss zu danken, den er ihm bereitet habe. Wir wissen, dass Iphigenie bereits im Jahre 1783 in Rheinsberg aufgeführt worden, und ihm nicht neu war. *

Was er einige Jahre später über Mozarts Kirchenmusik dachte, ersehen wir aus einem seiner Briefe an die Gräfin Henckel, der vom 15. November 1800 datirt:

„On a donnes Vendredy passes une musique d'église de Mosar, beaucoup de personne furent dans l'admiration; En confidence Je vous dires que Je l'ai trouves abominable, Cette musique resemble a celle que Crispin depeint au Mellomane, musique enrage infernale, le Canon y manquoit seul, tous les instrument fond un bruid d'enfer, on dit que c'est tres savand en ce cas ai-je repondu, C'est le Mesias de Klopstock, qu'on trouve admirable mais que personne comprend." †

* Der Gewährsmann für beide Geschichten ist Reichardt, er macht indessen keinen Versuch, sie in Einklang mit einander zu bringen. Die eine findet sich in seiner Beschreibung von Schulzs Leben, die andere in den Aufzeichnungen über sein eigenes.

† *Briefe der Brüder Friedrich des Grossen an seine Grosseltern*, herausgegeben von Leo Amadeus, Grafen von Henckel-Donnersmarck, S. 89. Die Orthographie ist natürlich genau so, wie sie Graf Henckel nach dem Originale giebt.

Um diese Zeit (1800), vielleicht schon früher, waren der musikalischen und dramatischen Aufführungen immer wenigere geworden. Das Interesse des Prinzen für dieselben hatte nachgelassen, seit mit dem zunehmenden Alter ihm die Kraft versagte, während lang dauernder Abendunterhaltungen aufzubleiben. So fingen denn Nachlässigkeiten an, sich einzuschleichen, und der rege Schaffenstrieb kam nach und nach zum Stillstand. In Bezug auf den letzten seiner Orchesterdirigenten, * Wessely, einen Juden, der in Rheinsberg war, als Prinz Heinrich starb, und sich durch eine, an Moses Mendelssohn gerichtete Cantate, sowie mehreres Andere, bekannt gemacht hat, giebt uns Klöden einen lehrreichen Einblick in den damaligen Zustand der Dinge. Er muss zugeben, dass Wessely zu der Zeit, da er ihn kannte, in böse Gewohnheiten verfallen war, findet aber den natürlichen Grund dafür in der Lebensweise, zu der der Mann in Rheinsberg nach und nach gelangen musste. „Wessely", sagt er, „hatte in Rheinsberg wenig zu thun, weil nur selten eine Aufführung statt fand; er verheirathete sich daselbst, und gewöhnte sich an ein müssiggängerisches Leben; denn alle seine Genossen, Sänger, Schauspieler und Orchestermitglieder machten es eben so; sie rauchten, assen, tranken, zettelten Intriguen und Liebeshändel an, und schliefen." † Da sie nichts Rechtes zu thun hatten, und Niemand da war, der sich um sie kümmerte, verfielen sie auf solche Nichtsnutzigkeiten. Wenn man von der etwas seltsamen Weise, in der Klöden Jedermann mit dem, von

---

* Der vorletzte war Christian, der Vater Friedrich Kalkbrenners. Er ging im Jahre 1799 ab.

† *Jugenderinnerungen Karl Friedrichs von Klöden*, S. 398. Wessely komponirte die feierliche Trauermesse für Prinz Heinrich, die in der Garnisonkirche aufgeführt wurde; er hatte indess das Unglück, dass ihm gerade sechs Wochen an Dienstzeit fehlten, um die Pension zu erhalten, welche allen denjenigen ausgesetzt war, die bei ihres Herren Tode eine gewisse Anzahl von Jahren in seinen Diensten gestanden hatten.

ihm entdeckten Doppel-Verbrechen des Heirathens und des Müssigganges belastet, absieht, so wird man nicht ohne ein natürliches pathetisches Gefühl von diesen indirekten Anzeichen des Verfalles lesen, der hier über die Lebensäusserungen einer an sich edelen Passion hereinbrach.

Nach und nach senkt sich Stille auf das glänzende kleine Theater, das so manch', fröhliche Zuhörerschaft in seinen Räumen versammelt hatte. Ab und zu, noch kurz, ja wenige Wochen vor dem Ende, erwacht es wieder zu einem Augenblicks-Leben — bei besonderen Gelegenheiten erschallen noch einmal die Stimmen der Sänger und Chöre, aber schnell verstummen sie wieder — bis dann für immer das Schweigen einzieht.

Capitel XV.

Graf Henckels Erinnerungen.

Prinz Heinrich im Greisenalter — Sein Kostüm und seine Lebensweise — Eine Trauung *par procuration* — Prinz Ferdinands Geburtstag.

Im Jahre 1793 starb zu Königsberg, zu dessen Gouverneur er inzwischen ernannt worden war, Graf Henckel von Donnersmarck, Prinz Heinrichs einstiger Adjutant bei'm Beginne des siebenjährigen Krieges. Der Prinz hatte stets in sehr freundlichem Briefwechsel mit ihm gestanden (wie wir gesehen haben, wurden sie in der Campagne des Jahres 1778 noch einmal zusammengeworfen) und hegte für ihn eine wirkliche Hochachtung. Er bewies sie dadurch, dass er nach Henckels Tode sofort der Wittwe, die, mit zwei Söhnen und einer Tochter, sich in einer, für ihre gesellschaftliche Stellung sehr beschränkten Lage befand, seine guten Dienste anbot. Der Prinz nahm die Erziehung des jüngeren Sohnes auf sich, und kam dieser übernommenen Verpflichtung auch nach. Gräfin Henckel verliess Königsberg, und langte, nachdem sie sich in Danzig einige Zeit aufgehalten, im Herbste 1794 in Berlin an. Ihre Tochter wurde zur Hofdame der Prin-

zessin Heinrich in Berlin ernannt, und die Gräfin selbst schlug dann ihren Wohnsitz in Rheinsberg auf. Es sollte nur ein Besuch sein, allein er dehnte sich auf fünf Jahre aus. Natürlich konnte sie an einem Junggesellenhofe keine irgendwie offizielle „Stellung" einnehmen; in Wirklichkeit aber war sie doch so eine Art Obersthofmeisterin, und diente dieser zahlreichen und gemischten Gesellschaft, als ein Mittelpunkt geselliger Ordnung und Regel. Sie machte, glaube ich, nicht formell die Honneurs, war aber, was eben nur eine Dame sein kann, die Stütze der Gesellschaft. Für diese Stellung war sie, wie selten Jemand, befähigt. Dies eine Mal wenigstens war Prinz Heinrich glücklich in seiner Wahl der Person gewesen. Im hohen Maasse *grande dame,* gescheut, energisch und äusserst ehrlich, war sie jeder Dosis von Ueberhebung seitens der französischen Gäste gewachsen. Sie wollte durchaus nicht einsehen, warum sie nicht ihre Meinung frei heraussagen sollte, wenn die anderen Gäste bei ihrer Kritik über das Land, das ihnen eine gastliche Zuflucht gewährt hatte, sich gar keine Reserve auferlegten. Prinz Heinrich, so wird erzählt, versuchte häufig, aber vergebens, sie zurückzuhalten. *

Der Zufall wollte es, dass während eines Theiles der Zeit, welche die Gräfin am Hofe des Prinzen zubrachte, ihr ältester Sohn, der Lieutenant in der Armee war, mit seinem Regimente in der, nur etwa vier Meilen weit entfernten, kleinen Stadt Zehdenick garnisonirte; unter diesen Umständen wurde er oft nach Rheinsberg eingeladen, und hat uns über diese Besuche in seinen „Erinnerungen" einige Berichte

---

* Die Gräfin Henckel war später, nahezu vierzig Jahre lang, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten am Hofe zu Weimar, wo sie den Posten einer Obersthofmeisterin der Grossherzogin Marie Paulowna inne hatte. Sie starb 1843 im hohen Alter, und war eine jener originellen Figuren der alten deutschen Aristokratie, wie sie heutzutage entweder sehr selten, oder ganz ausgestorben sind.

hinterlassen.* In dem folgenden schildert er uns die Hochzeit seiner Schwester, welche natürlich in Rheinsberg stattfand, wo ihre Mutter lebte, und Prinz Heinrich entzückt war, ihr Beweise seiner Gastfreundschaft und seines guten Geschmackes geben zu können.

Ehe ich weiter fortfahre, muss ich noch hier als eine Merkwürdigkeit meines Lebens einschalten, dass ich sonderbarer Weise meine Schwester geheirathet habe. Sie hatte sich schon in Königsberg in einen Hauptmann von Pogwisch vom Dragoner-Regimente von Werthern verliebt und mit ihm verlobt.

Er war in Preussen und hatte bestimmt, dass er an einem gewissen Tage zur Hochzeit in Rheinsberg eintreffen würde. Der Prinz Heinrich, der jede Veranlassung zu Festen benutzte, wollte diese Hochzeit solenn feiern, und hatte drei Tage zu den sich hintereinander folgenden Festen bestimmt. Auf einmal kam ein Brief von Pogwisch an, worin dieser anzeigte, dass er erst einige Tage später kommen könne. Prinz Heinrich ärgerlich, dass seine Feste, zu denen alle Einrichtungen getroffen waren, verschoben werden sollten, schickte mir einen Leibhusaren, befahl mir, die Paradeuniform mitzubringen, und mich an einem gewissen Tage bei ihm in Rheinsberg zu melden. Ich traf zur bestimmten Zeit ein, und er verlangte von mir, dass ich am folgenden Abend *par procuration* mir meine Schwester sollte antrauen lassen. Als ich mir die Freiheit nahm, zu erwiedern, dass dies nur bei grossen Herren vorkomme, bei Particuliers aber nicht erlaubt sei, sagte der Prinz: „Das geht Ihn nichts an, das ist meine Sache."

Gegen fünf Uhr Nachmittags versammelte sich denn also Alles in Galla in einem der Säle. Ein Tisch mit einer Decke war aufgestellt und der Hofprediger dahinter. Nach einer

---

* *Erinnerungen aus meinem Leben.* Von Wilhelm Ludwig, Graf Henckel von Donnersmarck. Nicht zu verwechlen mit dem bereits früher citirten Buche seines Vaters, *Militärischer Nachlass*, von Victor Amadeus Henckel. Sowohl Vater, wie Sohn, waren Generale in der preussischen Armee. Graf Leo, der die an seine Grosseltern gerichteten Briefe, welche ich ebenfalls citirt habe, veröffentlichte, ist der Neffe des Einen und Enkel des Anderen.

salbungsreichen Rede über unsere gegenseitigen Pflichten wurde mein Ja abgefordert, und die Trauung ging vor sich. Der Prinz beglückwünschte uns. Nun ging es in ein grosses Konzert, wo meine Frau rechts, und ich links vom Prinzen sitzen musste, und eine italienische Arie von der ersten Sängerin uns zu Ehren gesungen wurde; dann zum Souper (ich immer neben dem Prinzen), und von da in's Brautgemach, wo das Strumpfband ausgetheilt wurde. Im Herausgehen sagte mir der Prinz: „Morgen ist bei Ihm *Déjeuner!*" Mein Schreck war gross, denn ich hatte kaum zwei Thaler in Kasse. Ich stürzte ihm also nach mit der Versicherung, ich sei dazu gar nicht eingerichtet. „Versteht sich von selbst, dass ich es bezahle," erwiederte er, und so war ich wieder beruhigt. Den zweiten Tag also Dejeuner bei mir, Grand-Diner beim Prinzen, grosse Oper und Souper. Ich musste stets die Honneurs als Bräutigam machen. Den dritten Tag war Ball. Die Bälle waren immer sehr sonderbar; denn da das Personale in Rheinsberg sehr klein war, so wurden dazu alle Kammerjungfern, die Familien der Schauspieler, Musici und Bürger aus der Stadt befohlen. Während des Balles wurde ich hinausgerufen. Mein Schwager war angekommen, wüthend, dass alle diese Ceremonien ohne ihn vor sich gegangen waren. Der Prinz wollte aber keine Notiz von ihm nehmen. Er musste im Wirthshaus übernachten und wurde am Morgen beim Dejeuner mit meiner Schwester getrauet, wobei aber keiner in Galla erscheinen durfte, und der Prinz selbst seine Perrüque in Papilloten hatte setzen lassen, um seine Geringschätzung zu zeigen.

(Das älteste Kind aus dieser Ehe, Ottilie von Pogwisch, war die Gattin Augusts von Goethe, des Sohnes des Dichters. Sie starb am 26. Oktober 1872. Ihre einzige Schwester Ulrike starb unverheirathet, als Priorin des adeligen Fräuleinstiftes zu St. Johann in Schleswig, am 23. September 1875. Sie war, glaube ich, die letzte aus dieser sehr alten Familie von Pogwisch, von der eine Linie im sechsten Jahrhundert aus Angelsachsen nach England ausgewandert sein, und dort die Dynastie gegründet haben soll, welche in Wales bis 1281

regierte. Die jetzigen Earls of Powys haben natürlich nichts mit ihnen zu thun. Die Linie, die in der Heimath blieb, kam zu grosser Blüthe in Holstein, wo sie sehr zahlreich und mächtig waren, und bis spät ins sechszehnte Jahrhundert hinein viele Burgen und Ländereien besassen. Etwas vor jener Zeit hatten sie angefangen sich in den benachbarten Provinzen auszubreiten.)*

Graf Henckel fährt dann fort:

Es ist vielleicht nicht unwillkommen, wenn ich hier noch einige Worte über den Prinzen Heinrich und seinen Hof, wie ich ihn damals gesehen habe, hinzufüge. Kein Mensch konnte ahnen, dass dies der Bruder des grossen Friedrichs, der Sieger bei Freiberg, der Heerführer war, von dem der König gesagt hat: er sei der einzige Feldherr, der im ganzen Kriege nie einen Fehler gemacht habe. Der Prinz hielt die Oppositionspartei gegen den regierenden Monarchen. Es rührte dies wohl aus Verstimmung her; denn er hatte es sowohl beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II., als Friedrich Wilhelms III.† versucht, Einfluss auf die Regierungsgeschäfte zu erlangen, es war ihm aber hier wie dort missglückt. Seitdem er in den letzten Jahren der Achziger in Paris gewesen, hatte er sich ganz französirt. So affectirte er, nicht recht deutsch zu können, und es wurde beinahe immer französisch gesprochen. Sein Anzug war französisch von den achziger Jahren her, im Sommer in Seide oder Atlas, im Winter in gesticktem oder mit Borden besetztem Tuch, stets in seidenen Hosen und Strümpfen und in Schuhen mit grossen Schnallen. Ein Paar ungeheure Uhrketten hingen vorn herunter, dazu eine geblümte seidene Weste, grosse Brillantringe an den Fingern, ein Stock mit goldenem Knopfe und einem langen seidenen Stockbande daran, ein dreieckiger, kleiner Hut mit einer Stahl- oder bei Gallatagen mit einer Brillantagraffe, in der Hand eine goldene Tabatière und eine Art Opernglas in

* Freiherr von Zedlitz - Neukirch *Neues Preussisches Adels-Lexicon*, IV., 43.

† Der damals noch nicht stattgefunden hatte.

der Tasche, eine gepuderte Perrüque mit Locken und einem kleinen Zopf; des Morgens wohl auch mit einem Cadogan, der das eigene Haar nachahmte, und, was sich von selbst versteht, Jabots und Manschetten. Des Morgens sah man ihn selten, ausgenommen, wenn er von eilf bis zwölf Uhr den Damen en Negligé Visite machte. Das Negligé bestand in einem silbergrauen Ueberrock, die Perrüque war in Papilloten und wurde von einem grossen runden Hute bedeckt. Seine Lebensart war diese: des Morgens machte er seine Geschäfte und Correspondenz ab, dann liess er sich vorlesen, und dabei malte, oder vielmehr klekste er chinesische Tapeten, denn es schwamm immer Alles; dann ging er spazieren, auch in der Stadt umher, doch stets ganz allein, und sah es gern, wenn man ihn nicht bemerkte. (Der Herr hatte eine sonderbare Passion, Leichen zu besehen; da er aber keine blassen Leichen leiden konnte, so mussten sie erst, wenn sie nicht roth waren, geschminkt werden. War nun Jemand in der Stadt gestorben, so richtete er dahin allemal seine Schritte.) Dann machte er Visiten bei den Actricen, auch ging er in die Proben und dirigirte da auf eine gewisse Art selbst; denn wenn der Schauspieler oder die Schauspielerin ihm nicht mit dem gehörigen Anstande auftraten, oder seiner Meinung nach nicht richtig gesticulirten, so mussten sie es so oft wiederholen, bis es richtig war. Natürlich war es ein französisches Theater, was er hielt. Er setzte das Repertoir, welches das ganze Jahr über gespielt werden sollte, selbst auf, und verfehlte dabei nicht zu notiren: Mir zur Ueberraschung wegen meines Geburtstages, oder: wegen der Bataille bei Freiberg. Um dreiviertel auf zwei Uhr versammelte man sich. Sobald Alles da war, trat er so, wie ich vorher beschrieben habe ein. Nun wurde angesagt, dass angerichtet sei, dann traten zuerst die Damen und darauf er mit den Herren in den Speisesaal. Ein Bedienter nahm ihm Hut und Stock ab. Der Prinz setzte sich immer an eine Ecke, und sagte gewöhnlich, wer neben ihm, und wer ihm gerade gegenüber sitzen sollte. Die ganze Dienerschaft musste hinausgehen; wer etwas haben wollte, klopfte daher mit dem Messer an das Glas. Uebrigens waren Servanten an allen vier Ecken des Tisches placirt. Es wurde Alles in zwei Gängen auf den Tisch gesetzt, dann folgte das Dessert. Der Prinz ass viel, trank aber wenig. Beim Dessert befahl er jedesmal, welchen

feinen Wein er haben wollte, den er dann auch selbst in kleine Gläser einschenkte. Das Gespräch war fast immer interessant, und betraf theils die Begebenheiten des Tages, theils geschichtliche Gegenstände. Er sah es nicht ungern, wenn man ihn über den siebenjährigen Krieg befragte; doch dann dauerte das Essen zum Verdruss der übrigen Gesellschaft sehr lange. Da fing er dann auch an deutsch zu sprechen: „Das will ich Ihm sagen" u. s. w. Wie Vieles wäre werth gewesen, schriftlich aufbewahrt zu werden! Sein Hof war ein Asyl der Emigranten. Zu dieser Zeit waren dort: der berühmte Vicomte de Boufflers, der Marschall de Bassompière, Madame de Sabran und Herr von Royer (nachheriger Gesandter in Konstantinopel), Graf la Roche Aymont, nachheriger Pair von Frankreich, damals des Prinzen Adjutant, Herr von Parceval mit seiner Frau, ein paar ganz vortreffliche Menschen, und Herr von Brancion, Bruder des von Royer. — Der Prinz ass etwas unangenehm für die Zuschauer; denn er ass viel mit den Fingern. Gleich nach dem Aufstehen wurde Kaffee herumgegeben, und dann machte der Prinz eine Verbeugung und zog sich zurück. War Comödie, so versammelte man sich um 6 Uhr, war keine, um halb sieben Uhr im Salon, wo Thee getrunken und etwas vorgelesen wurde, wobei der Prinz in einem Viereck mit kleinen bunten Quadraten Figuren auslegte. Sobald der Bediente kam und ansagte, dass angerichtet sei, empfahl sich der Prinz. Nachmittags liess er sich vorlesen, und malte dabei. In der Comödie sass er und die Herrschaften im Parterre, wo von beiden Seiten zwei grosse Kaminfeuer brannten. Während der Zwischenacte wurde Thee herumpräsentirt, und der Prinz ging, die Actricen zu becomplimentiren, wenn sie zu seiner Zufriedenheit gespielt hatten. Er tadelte aber auch laut in sehr energischen Ausdrücken den, der schlecht spielte, mit: Schwein, Esel, u. s. w. Unter andern hatte er den jüngsten Bruder seines Geheimsecretairs Le Bauld de Nans, der die Hauptliebhaberrollen gab, und stets erbärmlich spielte, in Aversion genommen. Er bekam immer einige Schimpfwörter. Der Prinz feierte jedesmal den Geburtstag seines Bruders Ferdinand, der dann mit seiner Familie nach Rheinsberg kam, und gleich den andern Tag nachher den Geburtstag von dessen Tochter, der nachherigen Prinzessin Radziwill. Er hatte nun stets erstaunliche Aufmerksamkeit

für son cher frère Ferdinand; auch die Prinzessin Ferdinand sorgte immer dafür, dass ihr Gemahl zur Comödie sehr eingepackt wurde, und obgleich er immer wiederholte: „Je ne veux pas!" so wurde ihm doch ein Ueberrock über den andern angezogen, was denn zur Folge hatte, dass der Prinz gewöhnlich im Schauspiel einschlief. Dies gab zu folgendem spasshaften Vorfall Veranlassung. Es war eine ländliche Scene mit einem grossen Baum in der Mitte dargestellt gewesen, und diese sollte in eine Stube verwandelt werden; der Baum war aber, trotz aller Anstrengungen, nicht von der Stelle zu bringen. Prinz Ferdinand war über das Geknarre aufgewacht, und fand es für angemessen, seinem frère Henry eine Artigkeit zu sagen. Nachdem er daher die Scene durch eine Lorgnette betrachtet hatte, stiess er seinen Bruder, der ausser sich war, an, und sagte ihm: mon frère, cela fait un très bel effet, cet arbre dans cette chambre. Man kann sich denken, welch' ein Gesicht der Prinz Heinrich machte.

---

* „Ueber den Prinzen Ferdinand, der seiner Zeit in den Besitz von Rheinsberg kam, ist weiter nicht Viel zu sagen. Sein Leben, in welchem eine schwächliche Gesundheit, Knappheit in Geldsachen, Gutmüthigkeit und Einfalt wesentliche Züge bilden, war nichts weniger, als bedeutend. Er war und blieb stets in jeder Beziehung der „Jüngste der Familie". Was seine Gemahlin betrifft, so ist vielleicht, je weniger man über sie sagt, um so besser. Zu ihren Lebzeiten wurde viel über sie geredet; doch das ist ja nun lange her. Sie war auch eine Hohenzollern, der letzte noch lebende Spross der degenerirten Schwedter Linie. Sie war weder wählerisch, noch gesetzt, oder auf Geistiges angelegt, und schrieb höchst sonderbare Briefe. Zusammen mit ihren Kinder stellte sie „*la famille Ferdinand*" dar, für welche der Prinz den Namen hergab."

Capitel XVI.

Prinz Heinrichs Ende.

Friedrich Wilhelm III. besteigt den Thron — Prinz Ludwig Ferdinand — Prinz Heinrichs Kräfte nehmen ab — Prinz Ferdinands letzter Geburtstag — Prinz Heinrichs goldene Hochzeit — Sein Tod — Seine Grabschrift.

Für Prinz Heinrich brachte die Thronbesteigung seines Grossneffen, Friedrich Wilhelms III., im November 1797 wenig Aenderung. Es wird erzählt, er sei wiederum verletzt gewesen über einen vermeintlichen Mangel an Ehrerbietung seitens des letzteren; allein das ist sicherlich unwahr. Er war nachgerade ein Siebenziger geworden, und die Zeiten des Thatendranges waren für ihn vorüber. Ueberdies suchte der junge König, erfüllt von Verehrung für das Andenken Friedrichs des Grossen und Alles, was zu der ruhmreichen Zeit Preussens in Beziehung stand, dem Grossonkel, als den Einzigen, der noch übrig war aus der Reihe derer, die einst den Staat gegründet hatten, in jeder nur möglichen Weise seine Ehrerbietung zu bezeigen.

Darin freilich wurde Friedrich Wilhelm III. schlecht unterstützt von seiner Umgebung. Prinz Heinrich war bei der jungen Generation nicht beliebt. Er hatte das allgemeine Missgeschick, alt geworden zu sein, und zugleich das etwas weniger allgemeine, dass er einer Epoche angehörte, die grösser gewesen war, als die gegenwärtige; in ihr lebte er noch immer mit seinen Gedanken und beurtheilte die Gegenwart nach ihr. Seine, allerdings zahlreichen Excentricitäten wurden im schlimmsten Lichte dargestellt von Leuten, die bei Weitem böswilliger waren, als der gutherzige, alte Mann, der oft über Dinge brummte, nur weil sie ihm als jugendliche Thorheiten erschienen.

Ein ziemlich richtiges Spiegelbild dessen, was man zu jener Zeit in Berlin über ihn dachte, geben uns, ohne Zweifel, die gesammelten Erinnerungen Lavalettes; es sollen dies die letzten Memoiren sein, die ich hier citire:

Der sonderbarste Mensch an diesem Hofe war Prinz Heinrich von Preussen; die Nachwelt, die für ihn ja begonnen hat, und die alle Lobsprüche der Fama rechtfertigt, hat sich ohne Zweifel bei ihm nicht geirrt, und ich muss schon ihren Ausspruch achten; Berlin aber hat diesen Ausspruch nicht ratificirt. Der Prinz war vielmehr der Gegenstand der beissendsten Witze, und die Missachtung, der er verfallen war, übertraf Alles, was sich nur sagen lässt. Seine Lebensweise, die Wunderlichkeit seiner Neigungen, die Absonderlichkeit seines Anzugs mögen hiezu freilich viel beigetragen haben; indessen mehr, als alles dies, wirkte hiefür sein, sich in den heftigsten Sarkasmen kundgebender Hass gegen Friedrich den Grossen. Ludwig Bonaparte war mit mir zugleich in Berlin, und auf einige Tage nach Rheinsberg gegangen, wo der Prinz gewöhnlich hauste. Nach Berlin zurückgekehrt, erzählte er mir voller Entrüstung folgende Aeusserung des Prinzen bei Tafel: „Ihr habt in Frankreich eine sehr hohe Achtung von meinem Bruder Friedrich! Was seid Ihr Franzosen doch im Irrthum! Ihr kennt das Geheimniss seiner Siege nicht; er hätte sein Leben mit Schriftstellerei zubringen sollen; dazu hatte ihn die Natur

berufen." Tausend Züge von gleicher Stärke sind mir in Berlin von bedeutenden Männern angeführt worden.*

Prinz Heinrich war sehr stolz auf den ältesten Sohn seines Bruders Ferdinand, den tapferen und schönen Prinzen Louis Ferdinand. Er hatte ihn so gern, dass er nicht allein, wie ich an anderer Stelle schon erwähnt habe, ihn als seinen eventuellen Erben betrachtete, sondern ihm auch Rheinsberg als unmittelbares Erbe vermachte, da sein Vater Ferdinand, an dem Heinrich, wie wir wissen, mit grosser Zärtlichkeit hing, an sich schon reich genug war. Der glänzende, hochbegabte Neffe, der zu rechter Zeit den Heldentod starb, vergeudete damals die besten Jugendjahre in Lebensgewohnheiten, die ihn zum Schrecken aller Besonnenen machte, und fand, wie so viele Andere, ein besonderes Vergnügen darin, der öffentlichen Meinung in's Gesicht zu schlagen. Der nachsichtige Onkel indessen, bei dem diese Dinge nicht so leicht Anstoss erregten, nahm kein Aergerniss an ihm. Wie es scheint, ist Louis Ferdinand gegen den Prinzen Heinrich sehr aufmerksam gewesen, ja vielleicht hat er eine aufrichtige Zuneigung für ihn empfunden. Er kam häufig zu ihm auf Besuch. Ohne Zweifel thaten seine Schulden und die Hoffnung auf pekuniäre Hilfe das ihrige, ihn zu diesen langen Ritten und kurzen Besuchen zu veranlassen; allein er war allezeit willkommen. Er pflegte an einem Sommernachmittage von Berlin abzureiten, und langte dann, ohne unterwegs einmal Halt gemacht zu haben, zur Theestunde an, wenn der Onkel und der kleine, noch übrige Rest von Gästen auf der Terrasse den Sonnenuntergang genossen. Dem alten Manne wurde jedesmal bei'm Anblick der glänzenden Erscheinung seines Erben das Herz warm; er sprang auf, und ging ihm mit einem freudigen „O! soyez

* *Mémoires et Souvenirs du Comte Lavalette*, Paris 1831, p. 6.

le bien venu!" entgegen. Gewöhnlich ritt der Erbe dann am nächsten Morgen noch vor dem Frühstück wieder heim.

Ich weiss nicht, von welcher Zeit an sich bei'm Prinzen Heinrich eine merkbare Abnahme der Körperkräfte eingestellt hat, allein er kürzte nach und nach seine täglichen Spaziergänge, und zuletzt konnte er nicht einmal mehr bis zum Tempel der Freundschaft gehen. Im Jahre 1801 begann er mit dem Bau der Pyramide, welche seine irdischen Reste aufnehmen sollte. Sie lag nur wenige hundert Schritte vom Schlosse entfernt, und dorthin pflegte er dann zu gehen, und sich niederzulassen, um den Werkleuten bei ihrer Arbeit zuzuschauen. Vierzehn Tage vor seinem Tode soll er sich selbst an der Stelle, wo einst sein Körper liegen sollte, ausgestreckt haben.

In der letzten Hälfte des Juni 1802 hatte er das Haus voller Gäste; *la famille Ferdinand* und „einige fremde Gesandte". Prinz Ferdinand war krank gewesen, und zur Feier seiner Wiedergenesung wurde nun am 20. ein Fest gegeben — eine Theatervorstellung, eingeleitet durch einen Prolog, den „ein sehr mittelmässiger Autor"* verfasst hatte, und danach ein Feuerwerk unter freiem Himmel.

Fünf Tage später fiel ein Jahrestag, von dem sicherlich keine Notiz genommen worden ist — die fünfzigjährige Wiederkehr von Prinz Heinrichs Hochzeit! Auch hierin waren Friedrich und Heinrich einander gleich; jeder von ihnen erlebte seine goldene Hochzeit, und Beide, von ihren Gemahlinnen getrennt lebend, liessen dieselbe stillschweigend vorübergehen.

Am 27. Juni nahmen Prinz Ferdinand und seine Familie Abschied. Die übrigen Gäste waren, wie es scheint,

---

* Von dem Prinzen Heinrich selbst, welcher der Gräfin Henckel eine Beschreibung des Festes sendet.

schon früher weggegangen. Prinz Heinrich blieb nun allein mit seinem gewöhnlichen Gefolge, und befand sich trotz der geselligen Fatiguen nicht schlechter; aber gegen Ende Juli zog er sich eine Erkältung zu, die sich, in Folge unvorsichtigen Badens, noch verschlimmerte. Am 1. August hatte er einen Schlaganfall, und am 3. August 1802 starb er.

Die Inschrift, welche Prinz Heinrich selbst auf seinem Grabmale anbringen liess, mag hier ihren geeigneten Platz finden:

Jetté par sa naissance dans ce tourbillon de vaine fumée
Que le vulgaire appelle
Gloire et grandeur,
Mais dont le sage connoit le néant;
En proie à tous les maux de l'humanité;
Tourmenté par les passions des autres,
Agité par les siennes;
Souvent exposé à la calomnie;
En butte à l'injustice;
Et accablé même par la perte
De parens chéris,
D'amis sûrs et fidèles;
Mais aussi, souvent consolé par l'amitié;
Heureux dans le recueillement de ses pensées,
Plus heureux
Quand ses services purent être utiles à la patrie
Ou à l'humanité souffrante:
Tel est l'abrégé de la vie de
FRÉDÉRIC-HENRI-LOUIS,
Fils de Frédéric-Guillaume, roi de Prusse,
Et de Sophie-Dorothée,
Fille de George Ier. roi de la Grande-Brentagne.

Passant,
Souviens-toi que la perfection n'est point sur la terre.

Si je n'ai pu être le meilleur des hommes,
Je ne suis point au nombre des méchants;
L'éloge ou le blâme
Ne touchent plus celui
Qui repose dans l'éternité;
Mais la douce espérance
Embellit les derniers momens
De celui qui remplit ses devoirs;
Elle m'accompagne en mourant.
Né le 18 janvier 1726.
Décédé le 3 août 1802.

Capitel XVII.

Die Mark Brandenburg.

Die Mark Brandenburg — Des heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse — Flach, unfruchtbar und uneinträglich — Sie hat Nichts Anziehendes für Gebirgstouristen — Ist aber nicht ohne landschaftliche Reize — Der Bauer der Mark — Er ist keineswegs immer dumm, gerieben und humoristisch.

Der Sandboden der Mark Brandenburg ist seit langer Zeit sprichwörtlich. Ich weiss nicht, seit wann für das Churfürstenthum der Beinamen: *des heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse* zuerst aufgekommen ist im Munde eines Volkes, das für Löschpapier keine Verwendung hat.* Allein die Praxis, über die Mark wegen ihrer Unfruchtbarkeit zu spötteln, existirt schon seit vielen Jahrhunderten durch ganz Deutschland. Vor hundertundfünfzig Jahren sehen wir Beckmann sich über die bösen Zungen längst verstorbener Historiker beklagen, „die das ganze Land nach einigen Strichen beurtheilen". Allein alles, was er selbst zur Vertheidigung seiner heimathlichen Provinz anzuführen

* Während seiner letzten Lebensjahre hat das heilige römische Reich zu Regensburg, Wetzlar und anderer Orten viel Dinte verschrieben. Die Geschichte hat gezeigt, dass die Mark Brandenburg sie mit gutem Effekt alle aufzutrocknen vermocht hat.

vermag, ist: dass es auch in vielen anderen Gegenden Deutschlands Distrikte gebe, die ebenso sandig seien, und es doch Niemand einfalle, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Was er weiter noch hinzufügt, nehmlich, dass die Wege meist durch die unfruchtbarsten Distrikte geführt seien, weil die alten Einwohner der Mark weise genug gewesen wären, sie dorthin zu verlegen, um die besseren Landstriche für andere Zwecke verwerthen zu können, und dass dadurch die Fremden irriger Weise zu dem Glauben gebracht würden, es stehe viel trauriger mit dem Lande, als dies in der That der Fall sei, das verträgt leider auch nicht die alleroberflächlichste Prüfung.*

Nichteinheimische, die von der Provinz nur wissen, dass sie flach, unfruchtbar und unerfreulichen Anblickes sei, haben wohl, wenn nicht sehr zwingende Gründe sie zum Gegentheile veranlassten, dieselbe, sammt ihren Einwohnern, meist sich selbst überlassen. In früheren Jahrhunderten hat auch sie ihren reichlichen Antheil an feindlichen Einfällen und Fehden gehabt, wie es in der That auch nicht gut anders sein konnte, denn, wenn auch das Land selbst den Feinden nicht verlockend erschien, so galt es doch bisweilen, dort

---

* Ich ertappe mich selbst darauf, Beckmann häufiger citirt zu haben, als es die Bedeutung, die ihm unter den Beschreibern der Mark gewöhnlich zuerkannt wird, eigentlich rechtfertigt. Ich kann aber nicht umhin, zu gestehen, dass mir die Lektüre seines dickleibigen Buches ein gewisses Vergnügen gewährt hat. Der Autor von *Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg*, war Johann Christopher Bekmann (er schreibt sich auch Beckmann), ein Professor der Theologie zu Frankfurt a. O. Er starb im Jahre 1717 und liess sein grosses Werk unveröffentlicht. Mehr als dreissig Jahre lag das Manuskript, wenn ich nicht irre, in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, bis endlich ein Neffe des Verfassers, Bernhard Ludwig Beckmann, die Erlaubniss erhielt, dasselbe versehen mit Noten und Zusätzen von seiner eigenen Hand, herauszugeben. Der erste Band erschien 1751 und der zweite im Jahre 1753. Die Titelseite würde, wenn enggedruckt, eine der Seiten dieses Buches ausfüllen.

Scharten wieder auszuwetzen, die man anderswo erhalten hatte. Gelegentlich holten sich auch die märkischen Junker, wenn sie sich unter einander befehdeten, fremde Hilfe herbei.* Da jedoch diese Zeiten vorbei, auch die späteren Einfälle, während des dreissigjährigen und anderer Kriege, vorübergerauscht sind, so lag keine Veranlassung mehr vor, für den Besuch von Fremden. Und als in neuerer Zeit bei der Menschheit der Drang nach dem Genusse einer schönen Natur erwachte, und sie anfing, zu solchem Zwecke Reisen zu unternehmen, da wandten sich die Leute nicht der Mark Brandenburg zu, im Gegentheil, selbst deren unmittelbare Nachbaren, ja ihre eigenen Bewohner, kehrten ihr den Rücken. Man war, und ist noch heute gewohnt, von ihren Landschaftsbildern mit einer gewissen Verachtung, wenn nicht mit leichtem Schauer zu sprechen. Erst in unseren eigenen Tagen, und seit wenigen Jahren, hat eine kleine Anzahl von Männern es versucht, Lob und Bewunderung der Mark in Mode zu bringen. Sie begannen damit, dass sie die Entdeckung machten, dieselbe sei „doch eigentlich gar nicht so übel", es gebe Flecke in ihr, die weder sandig, noch flach, sondern bewaldet und hügelig, und herrlich bewässert seien. Von da war nur ein kleiner Schritt bis zur Empfehlung derselben an die Touristen, namentlich die Einwohner Berlins, die „in ferne Länder

* Etwa vor dreissig oder vierzig Jahren wurden Leben und Thaten brandenburgischer Junker in den Zeiten der Fehden, von einigen Romanschriftstellern zum Gegenstande ihrer Erzählungen gemacht; den Reigen derselben führen Klöden und Häring (Willibald Alexis). Von Beiden sagt man, dass sie auf dem Gebiete des historischen Romans Ausgezeichnetes geleistet haben. Ich selbst habe ihre Erzählungen ziemlich langweilig gefunden; namentlich die Klödens ganz absonderlich. (Klödens „Die Quitzows" wird noch heute von der norddeutschen Jugend begierig verschlungen, und ist gewiss manchem Aelteren in gutem Andenken; und Alexis „Die Hosen des Herrn von Bredow" wird schwerlich von irgend einem neueren historischen Romane an Frische und Plastik der Darstellung, wie prächtigem Humor, übertroffen. D. Ü.)

eilen, um das Schöne zu suchen, während sie es doch vor ihren eigenen Thoren haben". Das Haupt dieser Sekte ist sicherlich Fontane mit seinen drei prächtigen Bänden „Wanderungen in der Mark Brandenburg". Indessen geht er, gleich anderen Parteiführern, nicht ganz so weit, wie einige seiner Anhänger (Gymnasiallehrer, die ihre Ferien-Ausflüge herausgeben); man möchte übrigens glauben, dass weder seine, noch der letzteren Worte sehr tief gedrungen sind. Die Mark ist in ihrer ganzen Länge und Breite kein geeignetes Feld für Leute, die nach Sehenswürdigkeiten jagen, und wird es wahrscheinlicher Weise nie werden. Ihre landschaftlichen Typen: hier und da eine Oase, wo, wie bei Freienwalde, der Boden sich (mag sein bis etwa zu fünfhundert Fuss) erhebt, und mit prächtigen Wäldern gekrönt ist, oder sich in eine Reihe Hügelkuppen verliert, wie bei Buckow, und dann „Märkische Schweiz" genannt wird, — entsprechen kaum dem Bedürfnisse eines Jahrhunderts, das starke Sensationen, und diese in Fülle begehrt. Nicht Jedermann, ja, kaum Einer unter Tausenden oder gar Zehntausenden, empfindet etwas bei'm Anblicke eines noch so einfachen Stückes Natur, vermag sich zu erfreuen an einem schlichten Kiefernwalde, so steif wie der Rücken eines Stachelschweins, wenn er nur gross und still genug ist, oder gar an dem noch schlichteren Bilde eines Stückes Sandfläche in heisser Julisonne. Die historischen Erinnerungen, die, bisweilen recht zahlreich, sich an manche Stadt und Ruine knüpfen, sind hier in der Mark von jener etwas nebelhaften Art, welche bei der grossen Masse der Menschen keinen bestimmten Eindruck hinterlassen. Allein in einem, oder zwei Fällen, sind diese Erinnerungen doch noch sehr lebendige, und werden dies, getragen von der steigenden Fluth des Wiederbelebungs- und Restaurations-Eifers, immer mehr und mehr werden.

Was nun Rheinsberg betrifft, so wird es sicherlich,

wenn jene Fluth früher oder später einmal ihren Höhenpunkt erreicht, überfluthet, und von Touristen überlaufen werden. Lediglich auf Grund seiner landschaftlichen Schönheit kann es heutzutage kaum Anspruch auf Bewunderung machen. Es ist ein angenehmer, stiller Platz; sein Schattenreichthum und seine weitgedehnten Wasserflächen sind voll hohen Reizes. Seine Besitzer freilich, von Justus Bredow an, bis herab auf Friedrich den Grossen, scheinen mit liebendem Auge Schönheiten an ihm entdeckt zu haben, die den Augen Anderer wahrscheinlich für immer verborgen bleiben werden. Ich möchte nicht gern in den Verdacht kommen, als unterschriebe ich jedes *Epitheton ornans* in dem schwülstigen Latein jenes anonymen Autors (über den gelegentlich ein Mehreres), oder auch nur in Friedrichs französischen Versen.

Am allerwenigsten ist die Mark jemals den Fussgänger-Touristen in die Hände gefallen, oder, richtiger gesagt, unter die Füsse gekommen. Fontane selbst, der, so nehme ich an, kein starker Fussgänger ist, räth den Leuten geradezu von dem Versuch ab, sich dieselbe auf diese Weise anzusehen. Das abwechselungslos Ebene, vorwiegend Monotone in ihrer Figuration, die grossen Entfernungen, die man zwischen den einzelnen, bewohnbaren Wirthshäusern zurückzulegen hat, legen Einem eine Reihe von schrecklichen Hindernissen in den Weg, die mit guter Laune zu überwinden, man schon Fussgänger aus reiner Passion sein muss. Man darf Wege nicht scheuen, die, sich in die umgebende Wüste verlierend, sowohl der Länge, wie der Breite nach, endlos sind; dann darf man auch nicht Berge erklimmen, und Aussichten sehen wollen. Vor allen Dingen aber muss man sich nicht nach Gletscher-Muränen, Eisspalten und schneebedeckten Gipfeln sehnen. Hat man sich alle solche unwesentlichen Dinge aus dem Sinne geschlagen, dann kann

man wirklichen Genuss davon haben, wird aber schwerlich die Tour zu Fuss ein zweites Mal unternehmen.

Ich selbst habe in der Mark mehr als einen Tagemarsch gemacht. Bin auch während meines Aufenthaltes in Rheinsberg und anderer Orten wiederholt bis zu Punkten hinausgewandert, die nach der allgemeinen Auffassung den Radius einer Vergnügungstour um das Dreifache übersteigen, ja noch um ein gutes Stück über den Kreis hinausliegen, den man sich für nothwendige Geschäftsgänge gezogen denkt. Die Eingeborenen, wie meist die Bewohner flacher Gegenden, haben einen sehr kleinen Maassstab für fussgängerische Leistungen; allein ihre Vorstellungen über diesen Punkt sind bisher so selten durch den Einfall eines Touristen über den Haufen geworfen worden, dass sie noch nicht einmal gelernt haben, sich über eine einzelne Ausnahme zu wundern.

In diesem Eingeborenen, — wie soll ich ihn nennen, Bauer, Landmann, *homo rusticus,* — kurz dem Sohn der Scholle, dem Märkischen Manne — dem Ur-Brandenburger — habe ich bei meinem, allerdings nur beschränkten Verkehre keine Eigenschaften entdecken können, die sich im Wesentlichen von denen anderer Bauern, oder überhaupt von denjenigen unterschieden hätten, die man überall, wenigstens bei dem hartarbeitenden Landmanne minder fruchtbarer Gegenden zu finden erwartet. Mit dieser Ansicht, wollte ich damit an die Oeffentlichkeit treten, würde ich wahrscheinlich in gewissen intelligenten Kreisen Berlins Anstoss erregen. Jene intelligenten Kreise, die mir eben nur aus ihren publicistischen Kundgebungen bekannt sind, und repräsentirt werden durch Feuilletonisten der Journale, Verfasser von Gelegenheitsstücken, sowie deren Kritiker, haben sich zuweilen, das ist mir aufgefallen, gegenüber ihren unintelligenten Mitbürgern ausserhalb des hauptstädtischen Weichbildes, als sehr indifferente Freunde erwiesen. Dass

der Autor sich des Bauern bemächtigt (häufig ist's ein sehr konventioneller Bauer), und ihn in Novellen und Lustspielen verarbeitet, ist durchaus natürlich und angemessen. Allein, wenn der Kritiker, nachdem er das Lustspiel mitsammt dem Bauer in kleine Stücke zerhackt hat, sich nun an die Analyse macht, dann zeigt es sich meistens, dass der Bauer zu stark gekocht ist, und die Stücke davon nicht mehr zu finden sind, oder wenn sie sich finden, nicht mehr zusammenpassen. Ueber die Eigenthümlichkeiten des märkischen Bauers, seine ganz besondere Dummheit, Geriebenheit und vor Allem Humoristik, die durchaus verschieden sein sollen von der Dummheit, Geriebenheit und Humoristik der Bauern anderer Gegenden, ist so viel gesagt, und dies des Langen und Breiten so oft wiederholt worden, dass dem Zuhörer resp. Leser zuletzt das Eigenthümliche ganz entgeht, und er nur den allgemeinen Eindruck davonträgt, d. h. auf den Gedanken kommt, der brandenburgische Bauer sei ein Ausbund von Dummheit, Geriebenheit und Humoristik, worin er sich natürlich ganz bedeutend irrt. *

---

* In einer neuerdings erschienenen landwirthschaftlichen Schrift, die speziell die besten Methoden zur Aufbesserung und Fruchtbarmachung des Sandbodens behandelt (Studie über die landwirthschaftliche Benutzung des geringen Sandbodens. Adolf Delius, 1872), bin ich auf einen Passus gestossen, der so tief auf den Gegenstand eingeht, und sich namentlich so weit über die anthropologischen und ethischen Einflüsse des Sandbodens verbreitet, dass ich ihn unmöglich meinen Lesern vorenthalten kann. Nachdem er bemerkt, dass fruchtbarer Boden und dessen reiche Erträge einen gewissen Einfluss auf das Gemüth des Menschen ausüben, indem sie Selbstbewusstsein und den Sinn für Ordnung und Behaglichkeit entstehen lassen, freilich zu gleicher Zeit auch Ueberhebung, Geiz und Prahlerei erzeugen, fährt der Verfasser fort: „Dem entgegengesetzt nöthigen die spärlichen Erträge der Sandländereien ihre Besitzer zu Einschränkungen, ja selbst zu dürftiger Lebensweise, und nicht allein die Beschränkung persönlicher Bedürfnisse wird zur Praxis, sondern es tritt auch ein Sparsystem hinsichtlich des Verbrauches von Wirthschaftsbedürfnissen und des

Um gerecht zu sein, muss ich sagen, dass ich mich in meinem persönlichen Verkehre mit dem Landvolke, wenigstens da, wo ich mit den Einzelnen zu thun hatte (nimmt man es in Gesellschaft zu Mehreren, so ist das eine ganz andere Sache), nie über absichtliche Grobheit zu beklagen gehabt habe, eine Eigenschaft, deren es von den Bewohnern ihrer eigenen Metropolis fortwährend beschuldigt wird.

Gebrauches von Gewerbsmitteln ein, das sehr häufig auf den Zweck derselben, Erzielung von Erträgen, hinderlich einwirken kann. Diese Genügsamkeit, fortwährend in Uebung erhalten durch die Spärlichkeit der Einnahme, der Mangel an Aufmunterung, welcher aus der Erfolglosigkeit culturfördernder Unternehmungen hervorgeht, bilden gewisse Eigenthümlichkeiten des Charakters aus: Nüchternheit der Anschauung, Mangel an Regsamkeit, Beharren in gewohnten Ansichten, Misstrauen gegen Veränderungen der Betriebsweise und das Streben, die Existenz den drohenden Wechselfällen des Lebens gegenüber zu schützen: nicht durch die mit Risico verbundene Anwendung der Gewerbsmittel, sondern durch zähes Festhalten an erworbenem Gute. Geduldiges fatalistisches Ertragen der Plagen des Lebens, ausartend in Gleichgültigkeit gegen die Annehmlichkeiten, welche dasselbe bietet, wird als Charakterzug bemerklich und lässt erklärlich finden, wenn wenig entwickelter Sinn für zweckmässige, das Schönheitsgefühl angenehm berührende Ausstattung der Wohnungen, Kleidungen, Geräthe wahrzunehmen ist und dieser auch in den unschönen Formen und der mangelhaften Haltung des Nutzviehes sich ausspricht." Die Aufbesserung oder Fruchtbarmachung des Bodens in der Mark Brandenburg, ist — man kann beinahe sagen — seit Jahrhunderten die brennende nationalökonomische Frage für diesen Landestheil gewesen. Friedrich der Grosse hat sich ihr mit seiner ganzen geistigen Kraft gewidmet, war geneigt, jeden nur durchführbaren Plan, der ihm zur Verbesserung des Landes vorgeschlagen wurde, zu versuchen, und richtete, seiner Gewohnheit nach, dabei seine Aufmerksamkeit auf die allerkleinsten Details dieser Vorschläge. Bis heutigen Tages noch wird das Melioriationsverfahren fortgesetzt. Viel ist schon gethan, aber selbstredend bleibt immer noch Viel zu thun übrig. Seltsam ist, dass man unter den Landleuten auf die Ueberzeugung stösst, das Land werde, anstatt dass es sich bessere, immer noch schlechter. Für eine solche Annahme kann schwerlich, sollte ich denken, irgend welche wirkliche Begründung vorhanden sein; allein sie existirt einmal, ob über weite Kreise verbreitet, oder nicht, vermag ich freilich nicht zu sagen. Sie sagen, der Boden werde nach und nach „bitter" und immer unfruchtbarer.

Während meines Aufenthaltes in Rheinsberg liess ich mir absichtlich keine Gelegenheit entgehen, mit den Landleuten oder Städtern zu plaudern. Neben jener Gesellschaft, die der Wirth „die Herren von der *Table d'hôte*" nannte, und die natürlich eine Art von Oberhaus bildeten, frequentirte eine grosse Zahl anderer Gäste zu irgend einer, oder eigentlich zu jeder Stunde des Tages, den Rathskeller. Es waren dies die kleinen Kaufleute und Handwerker der Stadt, zu denen sich dann noch ein Paar Oekonomen und Förster und der entsprende Contingent an Steuerbeamten, Schulmeistern sowie Leuten aller möglichen Art gesellte. (Der einzige Polizeibeamte, der die ganze Stadt in Ruhe und Frieden hielt, kam und ging beständig, aber er trank sein Bier ausserhalb des allgemeinen Gesichtskreises, ich glaube, in der Küche.) Wenn sie so zu zweien, oder dreien, oder besser noch einzeln, ankamen, habe ich oft, besonders im Anfange, unter den schattigen Kastanienbäumen mit einigen von ihnen Diskurse gehalten. Alle Hoffnungen, die ich hätte hegen können, auf diese Weise irgend eine Information zu gewinnen, oder zufällig auf die Spur einer solchen geführt zu werden, blieben, wie ich leider sagen muss, unerfüllt. Es wollte mir nicht gelingen, bei den Bürgern auf Sinn für Statistik oder Archäologie zu stossen, und nach einiger Zeit überkam mich der Verdacht, dass ihnen dieser Sinn zur Zeit abhanden gekommen sei.

Ebensowenig waren die einzelnen Persönlichkeiten, das, was man „interessant" nennen würde. Die Originale und witzigen Köpfe der Stadt verkehrten grade damals nicht im *Rathskeller*. Nur eine Figur war da, die, wenn auch bei Weitem nicht stark genug, um die Last der natürlichen Komödie ganz allein auf ihre Schultern zu nehmen, sich nichtsdestoweniger von den Uebrigen scharf abhob, ihren eigenen Styl hatte, und in anderer Umgebung ihren Platz ganz gut ausgefüllt haben würde. Das war der Schneider,

eine eigenthümlich unverwüstliche, dabei aber nicht lästige Schneider-Natur. In Bezug auf seinen äusseren Menschen so ziemlich *„le plus mal soigné“* von der ganzen Gesellschaft, war er der heftigste Sprecher unter ihnen allen. Alles an ihm war schwarz; das Haar, das Gesicht, die Schnupftabaksreste, die grosse Höhle, die unter dem sich aufbäumenden Vorhemdchen gähnte, und die Hände. Den Rock liess er stets zu Hause. — Immer kam er in grosser Hast, nur, um eben ein einziges Glas Bier im Stehen zu trinken, blieb aber, um in aller Eile ein wenig zu schwatzen. Dabei gestikulirte er heftig mit einer Hand voll Zwirn und Tuchecken, die er vergessen hatte, vorher wegzulegen, mit der anderen schwang er sein Bierglas; dazwischen schnupfte er, und zog fortwährend die Hosen in die Höhe, was ihm aber in der Eile immer nur halb gelang. Er besass nicht eigentlich Witz, war aber ein sprudelnd lebhafter, glücklicher, schwarzer Kerl, der die Worte in der Gewalt hatte; weniger allerdings seine Tabaksprisen und deren Konsequenzen.

Noch ein anderer Mann erregte meine Aufmerksamkeit; er stellte den Gegensatz zum Schneider dar, und war einer der gewaltigsten Enakssöhne; ein Riese, aber von regelmässigem Körperbau, bei aller seiner Länge breitschulterig, mit hellem Haar und von röthlicher Gesichtsfarbe; wie es schien, ein Oekonom aus der Nachbarschaft. Jedesmal spät am Abend bestieg er vor der Thüre des *Rathskellers* sein Ross, das, ohne Uebertreibung gesprochen, noch höher war, als er selbst; es geschah dies immer mit einer gehörigen Dosis Wichtigthuerei, während der Wirth, und seine Stallknechte, dienstbereit dabei standen, denn der Mann war ein regelmässiger Stammgast; auch müssiges Stadtvolk fand sich als Zuschauer ein, und wurde dann auseinander gesprengt, da er stets im vollen Gallop abritt, so dass die Hufeisen Funken schlugen, die bis zu den Dachfirsten der Häuser aufflogen,

und der Reiter in der dunkelen Gasse sich ausnahm, wie ein mit seinem Thurme durchgegangener Elephant.

Die beiden Künstler, und noch ein Dritter, der in dem anderen Gasthause wohnte, waren, wie ich entdeckte, die Schüler eines vierten, viel hervorragenderen Landschaftsmalers aus Berlin, der mit Weib und Kind hier lange Sommerferien hielt. Der Professor war vielleicht der jüngste von den Vieren. Ein Paar wenigstens von den übrigen hatten sich der Kunst erst in einem Lebensalter zugewandt, wo Willenskraft, Entschluss, Festigkeit und Charakterstärke, die Befähigung zur Erlangung der rudimentären Fertigkeiten ersetzen müssen. Ein Phänomen unserer Zeit, ganz besonders in Deutschland, ist die Zahl von Leuten, die, nachdem sie sich einem anderen Berufe gewidmet, ohne es darin jemals zu etwas Ordentlichem zu bringen, noch in vorgerückten Jahren zur Landschaftsmalerei übergehen, und zwar, soweit es den materiellen Gewinn betrifft, nicht ohne Erfolg. Diese Gesellschaft, brachte, gleich mir, ihre ganze Zeit unter freiem Himmel zu, nur in mehr stationärer, oder richtiger, sesshafter Weise. Wenige Tage nach meiner Ankunft fand ich sie an den Ufern des Boberow, wo sie, mit Palette, Leinewand, Malstuhl und Sonnenschirm, ihr Lager aufgeschlagen hatten, und sämmtlich daran waren, die rostrothen Kiefernstämme zu malen, die meine Phantasie so mächtig erregt hatten. Der Professor sass im Hintergrunde, von wo aus er die Kiefernstämme und zugleich die Schüler übersehen konnte. Die vier Bilder zeigten eine gewisse Gleichförmigkeit, bei aller Verschiedenheit der Entfernung von ihrem Gegenstande. Namentlich in Bezug auf das Anbringen zinnoberrother Töne erschien mir diese Gleichmässigkeit besonders schlagend. Mir freilich, der ich kein Maler bin, gefiel das Rostrothe in der Natur viel besser als in Oel. Der Kunstjünger, dessen Sonnenschirm den Originalen zunächst aufgepflanzt war, hatte seine liebe Noth mit den

perspektivischen Verkürzungen, erzielte aber doch einen Effekt, der, wie so viele verborgene Vorzüge in den Werken moderner Coloristen, vielleicht auf das geübte Auge des Künstlers wohlthuender wirkt, als auf den unwissenden Laien. Es scheint nehmlich, dass in der Landschaftsmalerei eine Gruppe Kiefern mit ihren rostrothen Stämmen und schirmförmigen Kronen, bei nicht ganz richtiger Verkürzung, den Eindruck von einer Reihe aus Ziegeln erbauter Fabrik-Schornsteine machen muss, jeder bedeckt mit einer Haube von Rauch, den der Wind niederdrückt.

Capitel XVIII.

Koepernitz.

Prinz Heinrichs letzter Adjutant — Prinzessin Goldhaar — Prinz Louis Ferdinand — Ein Duell bei Mondenschein — La Roche-Aymon bei Eylau — Und in der Pairskammer — Die Marquise de la Roche-Aymon zu Koepernitz — König Friedrich Wilhelm erhält, und macht eine Wurst zum Geschenk — Die Vorgeschichte des *soufflet moral*.

Den 13. Juli. — Am fünften Tag nach meiner Ankunft in Rheinsberg wanderte ich des Vormittags nach Koepernitz, einem, kaum mehr als drei Kilometer weit gegen Süden zu, an der Strasse nach Berlin gelegenen Rittersitze. Der Spaziergang, die harte Chaussée entlang, die nur einen dünnen Belag von heissem Sande hatte, war nicht gerade interessant; um so weniger, als ich ganz denselben Weg bereits mit dem Omnibus zurückgelegt hatte. Ungefähr nach der ersten Viertelstunde tritt die Strasse in einen Wald, oder wie es hier heisst, eine „Heide";* (eine Heide ohne Heide (Heidekraut), ein stark gelichteter Bestand hoher Kiefern, die

---

* „Heide für wald in den norddeutschen bezirken . . . . . ist gewöhnlich der mit nadelholz bestandene heideboden: heide heiszet eigentlich ein groszer wilder mit tangel oder schwarzem holze bewachsener wald . . . . . so heiszen in der Mark alle wälder heiden". *Deutsches Wörterbuch* von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, IV. 798.

gerade zum Fällen reif sind; eine so gross wie die andere, und alle vom Boden aus in die Höhe gewachsen, ohne einen Ast und ohne irgend welches Buschwerk, oder sonstigen Unterwuchs zwischen sich. Nach allen Seiten hin dehnen sich endlose Durchblicke zwischen immer denselben hohen Kiefernstämmen, die sich wieder in unabsehbarer Perspektive verkleinern; überall hin breitet sich derselbe ebene, glatte Teppich aus braunen Kiefernadeln. Am anderen Ende dieser „Heide", die, wenn ich nicht irre, zur Domäne Rheinsberg gehört, fängt der Boden an, sich ein Wenig zu heben, und dann wieder zu senken; und hier, zur Linken der Strasse, und hart an ihrem Rande, nur etwas tiefer als sie, liegt auf einer, von der Chaussée aus sanft abfallenden Fläche, der Rittergutshof von Koepernitz. Keine Avenüe oder Einfahrt, keine Thorwächter-Loge oder Pforte, kurz kein sichtbares Zeichen irgendwelcher Art, das uns zum Eintreten aufforderte oder dasselbe verwehrte, lässt sich entdecken. Was vor uns liegt, ist ein lang gestrecktes Viereck einstöckiger, moosbewachsener Wirthschaftsgebäude von dunkeler Färbung, in unregelmässiger Anlage und Bauart, und auf unebenem Grunde uneben hingestellt, mit einem Ueberfluss von krumm und schief gewordenen Dächern und Giebeln.* Das Viereck ist kein geschlossenes, sondern an allen vier Ecken offen; seine kürzere, Rheinsberg zugekehrte Seite, wird durch das Wohnhaus gebildet; dasselbe ist, gleich den übrigen Gebäuden ein langer, niedriger Bau, mit einem Erdgeschoss und einem Halbstock-

* Solche Herrenhäuser sind auf deutschen Gütern eher Regel wie Ausnahme. (Ist, in diesem Umfange gesagt, heutzutage sicherlich nicht mehr zutreffend, in Bezug auf Mittel- und Westdeutschland auch nicht für eine weiter zurückliegende Zeit. D. Ü.) Ein Engländer, dem dies nicht bekannt ist, und der die Vorstellung von englischen Landsitzen im Kopfe hat, dürfte beim ersten Anblicke eines derartigen Hauses sehr überrascht sein, zumal wenn es ihm vorher als ein „Schloss" bezeichnet worden ist.

werk unter dem Dache, einer Thür in der Mitte und vier oder fünf Fenstern zu beiden Seiten derselben. Das Dachgeschoss hat ein gerades Fenster in der Mitte und sonst lauter schräge. Das Ganze macht einen müden, wackligen, verwitterten, altersgrauen Eindruck. Ich glaube Landschaftsmaler würden hier „Töne" finden, die mit dem staubigen, schläfrigen Hintergrunde gut harmonierten. Da das Haus auf einer geneigten Ebene steht, so ist das, der Strasse zunächst liegende Ende desselben höher, als das entgegengesetzte, und ungefähr in der Mitte hat sich das Dachgebälk wohl etwas gesenkt, als wollten die beiden Haushälften auseinanderbrechen; so macht es den Eindruck, als hätte das Haus einst versucht, den Abhang hinaufzukriechen; da sei ihm etwas zugestossen, und es mühe sich nun, mit gebrochenem Kreuze und von der Last der Jahre gebeugt, vergeblich ab, wieder herunterzukriechen.

Ihm gerade gegenüber liegt eine ungeheure Scheune.

Ich nahm meinen Weg in den Kuhstall, und richtete ein Paar Fragen an zwei der Mägde, die ich dort fand. Sie musterten mich indessen mit misstrauischen Blicken, und ich erhielt, als Antwort, mürrische Worte. Vielleicht ist die Ueberlieferung von einem Besuche, den einst vor vielen Jahren am nämlichen Orte ein Fremder in übeler Absicht unternommen hatte (von diesem Besuche wird gelegentlich die Rede sein), bis auf die Milchmägde gekommen, und hat sie zu ihrem Benehmen gegen mich bestimmt. Ich verliess den Kuhstall, und ging bis zur nächsten offenen Thüre, die, wie es schien, in die Dorfschule führte. Kinder spielten dort herum, und einen Mann, der mir der Schulmeister zu sein schien, redete ich an, fand ihn aber gerade so unhöflich, wie die Stallmägde. Dieser Theil des Gebäudes gehörte, allem Anschein nach, noch zu den Wirthschaftsräumen, enthielt aber an seinem oberen Ende die Wohnungen für die Tagelöhner des Gutes. Zwei junge Mädchen, vielleicht die

Töchter des Besitzers, sah ich mit einer Dame, die wohl ihre Gouvernante sein konnte, über den Wirthschaftshof gehen. In der Thüre des Schulmeister-Hauses (aber vielleicht war der von mir Angeredete gar nicht der Schulmeister) stand ein schon erwachsenes, auffallend hübsches Mädchen. Draussen auf dem Hofe fanden sich alle Anzeichen eines lebhaften und blühenden Wirthschaftsbetriebes; so sah ich ein Paar schöne Kutschpferde, welche Heu einfuhren. Tiefer in's Dorf hinein ging ich nicht. Das einzige neue Gebäude, das ich bemerkt habe, war die sehr stattliche Branntweinbrennerei, ein mächtiger, stolzer Bau, aus rothen Ziegeln mit einem hohen Schornsteine; sie macht reinweg alles Andere todt, das in ihrer Nähe steht. Da die Spiritus-Fabrikation die Hauptstütze für den heutigen Wirthschaftsbetrieb in sandigen Gegenden abgiebt, so werden für deren bauliche Unterbringung keine Kosten gespart.

Hinter dem, oder unterhalb des Wohnhauses, befindet sich, wie man mir sagte, eine hübsche Parkanlage; ich machte indessen keinen Versuch, sie mir anzusehen.

Was ich nun weiter über Koepernitz zu sagen habe, entnehme ich Fontanes *Wanderungen etc. I.* (*„Die Grafschaft Ruppin"* S. 255—263, 3. Auflage), indem ich es etwas zusammendränge, und einige Spezialitäten aus anderen Quellen einfüge.

Der Adjutant, vertraute Freund und besondere Liebling des Prinzen Heinrich während der letzten Jahre seines Lebens, war Antoine Charles Étienne Paul, Graf de la Roche-Aymon, der als ein hochgewachsener, schöner junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, im Jahre 1794 zum ersten Male in Rheinsberg erschien. Nachdem er seine ersten Jünglingsjahre in der französischen Garde zugebracht, hatte er im Alter von siebenzehn Jahren Frankreich als Emigrant verlassen, und war im Gefolge des Gesandten Talleyrand nach Neapel gegangen. Dort war er in die Armee getreten, hatte

dieselbe aber schon nach Verlauf von zwei Jahren wieder verlassen, und sich nach Deutschland gewendet, wie es scheint, in sehr ärmlichen Verhältnissen. In Bezug auf die nächsten beiden Jahre seines Lebens gehen die Nachrichten französischer Quellen auseinander. Die eine sagt, er habe sich der Armee der Prinzen angeschlossen, und den Feldzug in der Champagne mitgemacht; die andere dagegen, er sei nach Hamburg gegangen, und habe mühsam sein Brot dadurch zu verdienen gesucht, dass er bei einem Buchhändler arbeitete. Sei dem nun, wie ihm wolle, im Jahre 1794 erschien er, wie bereits gesagt, in Rheinsberg, mit einem Empfehlungsbriefe, nicht etwa an den Prinzen Heinrich selbst, oder auch nur an eine der distinguirten Persönlichkeiten unter den damals sich dort aufhaltenden französischen Emigranten, sondern an Mademoiselle Aurore, eine vielbewunderte Schauspielerin am französischen Theater des Prinzen. Der Graf mass volle sechs Fuss, war breitschulterig gebaut mit mächtig gewölbter Brust, von dunkelstem Colorit, und besass eine Fülle des allerschwärzesten Haares, kurz war, Alles in Allem genommen, ein so schöner und distinguirt aussehender junger Mann, wie man sich ihn nur finden konnte; aber seine Finanzen waren, ebenso wie seine Garderobe, in den desolatesten Verhältnissen. Mademoiselle Aurora war eine echte Französin, lebhaft, gutmüthig, und warmen Herzens, dabei Royalistin vom Scheitel bis zur Sohle und durchaus nicht unempfindlich für die schöne Erscheinung des jungen Kavallerie-Offiziers, der noch dazu in Noth war. So zeigte sie sich denn ihrer Aufgabe völlig gewachsen, und traf die, unter den obwaltenden Umständen besten Maassregeln. Sie besorgte vor allen Dingen ihrem Schützlinge eine vollständige neue Equipirung auf ihre Kosten, und stellte ihn, in dieser, dem Prinzen vor, der, gerührt durch ihre Empfehlung, und eingenommen von des jungen Mannes Erscheinung, ihn ohne Weiteres in seine

Dienste nahm. Noch ehe wenige Wochen vergangen, sah sich der neue Ankömmling als Rittmeister und Commandeur der vierundzwanzig Husaren, welche die Leibgarde des Prinzen bildeten, bald darauf auch zum Adjutanten ernannt. Von dieser Zeit ab bis zum Tode des Prinzen (von 1794 bis 1802), ist er dessen treuester Diener und Freund gewesen. Der Prinz, der sich alt und vereinsamt fühlte, sehnte sich danach, Jemanden seine herzliche Neigung zuwenden zu können, und diese vielleicht auch erwiedert und belohnt zu sehen, vor Allem aber nach Jemand, dem er volles Vertrauen schenken, in dem er eine Stütze finden könne, und er hatte diesmal, allem Anscheine nach, gefunden, was er suchte. La Roche-Aymon war liebenswürdig, gewandt, rechtschaffen, und besass ebenso *esprit*, wie ein grosses Talent für die Kriegswissenschaften, in welchen letzeren ihm der Prinz ein williger Lehrmeister und schliesslich vielleicht gar sein Mitschüler wurde. Der Adjutant dagegen hat nicht nur das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt, sondern auch, wie es scheint, für den alten Mann, der sich in der Gebrechlichkeit seiner letzten Lebensjahre mehr und mehr auf ihn lehnte, eine wirklich herzliche Zuneigung empfunden. Er blieb bei ihm bis an sein Ende, und war in den letzten Stunden seine Stütze.

Der Graf hatte, als er sich im Gefolge des Prinzen, während des Winters (in welchem Jahre weiss ich nicht) in Berlin aufhielt, ein Fräulein Caroline Amalie von Zeuner, Hofdame bei der Prinzessin Wilhelmine von Preussen, kennen gelernt. Die junge Dame war damals, so wird uns erzählt, eine blendende Schönheit. Sie hatte blondes Haar von solcher Länge und in solcher Fülle, dass es, wenn aufgelöst, ihr bis zu den Knien herabfiel, und sie wie ein goldener Mantel bedeckte. Man war der Meinung, sie sei sich wohl bewusst, dass dies Haar werth war, gesehen zu werden, und habe, sogar noch in späteren Jahren, sich gern des Morgens,

noch bevor sie Toilette gemacht hatte, nur bekleidet mit einem reizenden Negligé, und das Haar noch nicht aufgesteckt, sondern in freien Wellen herabfliessend, von Besuchern überraschen lassen; namentlich von Fremden; dazu besass sie in jenen Jugendjahren einen Teint von der schneeigsten Weisse. Hingerissen von ihrer blendenden Schönheit, warb der Adjutant um ihre Liebe; als ein Mann von nicht minder glänzenden äusseren und inneren Eigenschaften, fand er Gnade vor ihren Augen, und nach kurzer, aber wonnereicher Liebeswerbung, heirathete sich das glückliche Paar. Im Frühling, so wird uns weiter berichtet, brachte der Graf seine junge Gemahlin nach Rheinsberg.

Die Anwesenheit einer so jungen und reizenden Persönlichkeit war ein grosser Gewinn für die Gesellschaft daselbst, die zu jener Zeit schon anfing, sich vorwiegend aus ältlichen Elementen zusammen zu setzen, zum grossen Theile französischen Emigranten, die, aus sehr natürlichen Gründen, sich nicht in der besten Stimmung befanden. Die Gräfin war schön und glänzend genug, um schon durch ihr blosses Erscheinen zu beglücken. (Uebrigens sollen auch ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kochkunst ganz ausserordentliche gewesen sein.) Binnen kurzer Zeit wurde sie gewissermaassen die Centralsonne, um welche die meisten übrigen Sterne des Systems, vom Prinzen selbst angefangen, kreisten. Ihr zu Ehren, sagt man, nahmen die geselligen Lustbarkeiten des Hofes ein so jugendlich heiteres Gepräge an, wie man es seit langen Jahren nicht mehr gekannt hatte. Sie selbst, von Natur lebhaft, energisch und mit einer guten Dosis Welterfahrung ausgerüstet, war ganz dazu geschaffen, um an allen Amusements, die man veranstaltete, in anmuthigster Weise aktiven Antheil zu nehmen. Es wird uns in etwas schwenglichen Worten erzählt, dass sie, „gleich der Feen-Prinzessin Goldhaar", überall einen Lichtglanz um sich verbreitet habe, wo immer sie erschien, und jedem Orte

einen Zauber verlieh, den sie mit ihrer Gegenwart beglückte. Es scheint, man war nicht damit zufrieden, nur ihre menschliche Schönheit zu bewundern, sondern, im Ueberwallen chevaleresken Gefühles, wurde sie von der Rheinsberger Gemeinde zu ihrem Ideale erhoben, als die Repräsentantin menschlicher Vollkommenheit, ausgestattet mit göttlichen Eigenschaften, und berufen, den kleinen Hof in der Wüstenei zu begnadigen, kurz, ein Wesen, dem man seine Dienste weihen, zu dem man schwören müsse.

So konnte es nicht immer bleiben. Oft, wenn die Sonne am hellsten strahlt, zieht sich wohl am Himmel eine Wolke zusammen, und ein dunkeler Schatten legt sich plötzlich auf die Blumen da unten. Auch der blankeste Stahl bekommt einmal irgendwie einen Flecken, den alles Reiben nicht mehr wegzubringen vermag. Im vorliegenden Falle kam das Unheil gerade von der Seite, von der man es erwarten durfte. Der schöne und tapfere Prinz Louis Ferdinand, der Abgott der Soldaten und Frauen und der verzogene Liebling und Erbe seines Onkels, war häufig ein willkommener Gast in Rheinsberg. Da er sich gewöhnlich in grosser Bedrängniss wegen einer Spielschuld, oder irgend sonstwie in der Klemme befand, so pflegte er meist des Nachmittags anzukommen, und, nachdem er den gütigen Onkel um Hilfe angegangen, am nächsten Morgen mit Tagesanbruch wieder fort zu sein. Im Sommer 1800 kam er öfter, als gewöhnlich, und schien, seltsam genug, sich wenig Sorgen wegen seiner Schulden zu machen. Er begann seine Besuche länger auszudehnen, und fand offenbar Gefallen am Landleben, machte gern einen Spaziergang in den Park — natürlich in Gesellschaft — oder eine stille Wasserfahrt auf dem See.

Wie es scheint, hatte nun eines Tages die ganze Gesellschaft eine Ruderfahrt nach der Remus-Insel unternommen, war dort gelandet, um das Diner einzunehmen, und hatte

den Abend dort zugebracht. Es war ein köstlicher Sommer-Nachmittag, die Gräfin sass an der Seite des jungen Prinzen, er hatte ihr halb im Scherz einen Kranz aus Wasserlilien gewunden, den sie im Haar trug, und sie sah aus wie eine Wassernixe. Der Wind rauschte durch das lange Rohr in dem seichten Wasser zwischen der Insel und dem jenseitigen Ufer und der Nachmittag verging unter Gesang und fröhlichem Lachen. So kam der Abend, und man kehrte heim. Der Prinz und die Gräfin in demselben Boote. Lautlos glitten sie dahin; dann und wann unterbrach ein Lachen und Flüstern die Stille. Was gesprochen wurde, wissen wir nicht; was aber weiter geschah, muss ich in Fontanes eigenen Worten geben:

„Vor dem Fenster der Gräfin lag ein Rasenstück, halb beschattet vom Blätterdach einer Platane, halb frei und offen im weissen Schein des Vollmonds. Aus dem Schatten heraus tritt der Graf, die Hand an den Degen gelegt; vor ihm, auf dem erhellten Rasenstück steht der Prinz; typische Gestalten aus Nord und Süd, so messen sie einander, beide gleich schlank, gleich gross, aber der eine blond, der andere von dunklem Teint und mit leuchtenden Augen. Am offenen Fenster steht die Gräfin; das herabwallende Haar schimmert in allen Farben und auf die ausgestreckten, bittenden Arme fällt das Mondlicht. Die Degen fuhren in die Scheide zurück. Man trennte sich mit einem: „bis auf morgen"."

Der unterbrochene Zweikampf wurde nicht ausgefochten, Prinz Heinrich fand Mittel, dies zu verhindern. Ueber den Vorfall ward kein Wort mehr gesprochen, noch geschah irgend etwas in Folge davon; aber nicht so leicht war es, ihn vergessen zu machen. Die Gräfin strahlte nach wie vor in derselben Schönheit, und, allem äusseren Anscheine nach, blieb sie, wie ehedem, der angebetete Stern, zu dem die Augen der Männer aufblickten; aber Schein und Wirklichkeit deckten sich nicht länger; die Zentralsonne blieb

an ihrem alten Platze, doch das Kreisen der übrigen Gestirne war kein recht freiwilliges mehr, es vollzog sich lässiger, nur noch durch die Macht der Gewohnheit. „Alles blieb beim Alten, und doch war es nicht mehr das Alte".

Zwei Jahre später (August 1802) starb der Prinz. In seinem letzten Willen hatte er angeordnet, dass sein Degen, den er während des siebenjährigen Krieges getragen, dem Grafen de la Roche-Aymon übergeben werden sollte, der ihn unmittelbar nach dem Leichenbegängnisse dem Könige zu überbringen hätte, mit der Bitte, Seine Majestät wolle denselben bewahren, als ein *„Souvenir"* der Treue, mit der sein Besitzer einst dem Staate gedient habe. Ein besonderer Paragraph enthielt die für den Grafen schmeichelhaften Worte: „Ich sage hiemit dem Grafen de la Roche-Aymon meinen herzlichsten Dank für die zärtliche Anhänglichkeit, die er mir während all' der Zeit, in der ich das Glück genoss, ihn in meiner Nähe zu haben, bewiesen hat.*

In demselben Jahre 1802 gelangten Graf und Gräfin de la Roche-Aymon in den Besitz von Koepernitz. Das Gut hatte bis dahin zur Domäne Rheinsberg gehört; es ist ungewiss, ob der Prinz schon bei Lebzeiten diese Schenkung machte, oder erst in seinem Testamente; vielleicht hat er gestattet, dass es an seinen Adjutanten verkauft wurde, gegen eine Summe, die er ihm früher bereits zu diesem Behufe vorgeschossen hatte. Sei dem nun, wie ihm wolle, es scheint nicht, als hätten die neuen Eigenthümer auch nur daran gedacht, sich dort niederzulassen. Unmittelbar nach des Prinzen Tode zogen sie nach Berlin, der Graf, um in den aktiven Militärdienst zu treten, und beide Gatten, um das Leben in der Residenz zu geniessen. Bei den Vorstellungen indessen, wie sie das junge Paar in Bezug auf die hiezu nöthigen Ausgaben hatte, reichten die Einnahmen

* Bouillé. *Vie privée, etc.*, p. p. 344, 346.

von Koepernitz nicht aus, und der Graf war froh, eine definitive Anstellung in der preussischen Armee zu erhalten. Im Jahre 1805 wurde er dem Husarenregiment von Göcking (dem weiland Zietenschen), als Major, aggregirt, und machte, als solcher, die Schlacht bei Jena mit. Im Jahre 1807 wurde er zum Commandeur der schwarzen Husaren ernannt, und führte das Regiment bei Eylau. Später wurde er Oberst und dann Inspekteur der leichten Truppen. Es dauerte nicht lange, so galt er als eine Autorität in Fragen der Cavallerie-Taktik. Im Befreiungskriege focht er auf preussischer Seite, und avancirte zum Generalmajor.* Nach dem Falle Napoleons kehrte er nach Frankreich zurück; während der hundert Tage zur Flucht gezwungen, erhielt er nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII. seine Güter wieder zurückerstattet, und wurde zum Marquis und Pair von Frankreich erhoben. Im Jahre 1823 avancirte er zum Generallieutenant. Den Rest seines Lebens widmete er ganz dem Dienste seines Vaterlandes, dabei fortgesetzt den Studien und schriftstellerischer Thätigkeit lebend; seine militärwissenschaftlichen Bücher haben sich einen Ruf erworben. Fontane fügt hinzu: „Kurz vor der Februarrevolution sah ihn ein alter Bekannter von Rheinsberg sich in der Kammer erheben, und das Wort ergreifen; er hatte ihn seit zweiundvierzig Jahren nicht gesehen, seit jenem Tage nicht, wo der Marquis dem Sarge des Prinzen zur letzten Ruhestätte gefolgt war; im Jahre darauf 1849 starb der Marquis."

Im Jahre 1815, als die Bourbons wieder sicher auf dem Throne sassen, und Alles friedlich aussah, folgte die Gräfin

* Eine Notiz über ihn aus französischer Quelle, die mir zu Gesicht gekommen ist, widerspricht dem, und sagt, bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem Vaterlande im Jahre 1811 abstattete, habe ihm Napoleon eine Stelle in seiner Armee angeboten, er dieselbe aber ausgeschlagen, aber sich selbst das Gelöbniss gethan, nie mehr in ausländische Kriegsdienste zu treten, und seit seiner Rückkehr nach Preussen sein Wort auch gehalten.

ihrem Gemahle nach Paris; und führte dort ein glänzend bewegtes und angenehmes Leben. Sie wurde am Hofe der Tuilerien gut aufgenommen, und hat dort, obwohl längst über die Jahre ihrer Blüthe hinaus (sie war im Jahre 1815 vierundvierzig Jahr alt geworden), wie man sagt, in Bezug auf Bewunderung und die Huldigungen, die sie forderte und empfing, noch Triumphe gefeiert, welche die ihrer Jugend fast in den Schatten stellten. Sie liebte Paris ausserordentlich, und würde aller Wahrscheinlichkeit nach nie daran gedacht haben, es zu verlassen; allein sie fing an zu merken, dass sie älter wurde, und mit den zunehmenden Jahren kam auch die — Wiedervergeltung. Ihr Leben hatte seine *„ups and downs"*, seine Wechselfälle und, in den Zeiten der preussischen Niederlagen, seine wirklichen Sorgen und Beschwerden gehabt, allein sie hatte das Alles stets auf die leichte Schulter genommen, und den Dingen die angenehme Seite abzugewinnen gewusst. Was aber nun geschah, hatte eben gar keine angenehme Seite mehr, wenigstens nicht für sie. Sie hatte stets eine grosse Meinung von sich selbst gehabt, und liebte es, ihre Macht fühlen zu lassen, der allein maassgebende Wille zu sein. Eine solche Natur hätte Alles Andere eher ertragen, als die Herrschaft im Hause mit einer Rivalin zu theilen. Das Blatt hatte sich, wenn auch spät, gewendet, und es blieb ihr nichts übrig, als das Feld zu räumen. Sie verliess Paris unter dem Vorwande, dass der Pächter das Gut vernachlässigt habe, und ging nach Koepernitz.

Dort hat sie noch dreiunddreissig Jahre gelebt. Gewiss war der Wechsel ein gewaltiger, allein sie fühlte sich nicht unglücklich. Hier, in ihrer eigenen Domäne, konnte sie ihren Willen ungehindert durchsetzen. Sie war eine resolute, umsichtige Frau, aber sehr eigenwillig, und die Pächter, sowie die Bauern, spürten nach ihrer Rückkehr bald, dass eine wesentliche Veränderung eingetreten sei. Noch bis zum

heutigen Tage, sagt man, reden die Leute (wenn sie überhaupt reden) von ihr, und wissen hundert Geschichten von ihrem befehlshaberischen Wesen zu erzählen. Ihr Talent für das Regieren war nicht so gross, wie sie selbst glaubte; sie traf in ihren Maassregeln nicht immer das Richtige, aber selbst dann bestand sie darauf, dass dieselben ausgeführt würden. Sie wusste durchaus immer ihren Kopf durchzusetzen, und vertrug keinen Widerspruch von ihren Untergebenen. Daneben besass sie die Schwäche alter Leute, welche die Triumphe ihrer Jugend nicht vergessen können, so dass diejenigen, welche ihr schmeichelten, leichtes Spiel mit ihr hatten. Ihre Neigung für das Gesellschaftsleben war noch eben so gross wie ehedem, und sie machte ein sehr gastliches Haus. Nichts war mehr nach ihrem Sinne, als ihr Schloss mit dem niedrigen Dache voller Gäste zu sehen, die von ihr mit der vornehmen Herzlichkeit einer *grande dame* der alten Schule empfangen wurden.

Der verstorbene König von Preussen, Friedrich Wilhelm IV., der gescheuteste, witzigste und liebenswürdigste Sterbliche, der wohl in neuerer Zeit auf einem Throne gesessen hat, mochte *Madame la Marquise* sehr gern, und kam niemals in jene Gegend des Landes, ohne ihr einen Besuch abzustatten. Sie war natürlich sehr beglückt darüber, Seine Majestät bei sich zu sehen, und hiess ihn mit aller geziemenden Ehrfurcht willkommen; bei alledem aber war sie doch der Meinung, dass diese Besuche nur ein schuldiger Tribut wären. Sie hatte ihm viel zu erzählen, und er musste viel von der alten Zeit hören. Bei einer Gelegenheit traf es sich, dass sie die Traditionen ihrer Kochkunst wieder aufleben lassen, und den König, zum Frühstück natürlich, mit einer Wurst von so seltener Vortrefflichkeit traktiren konnte, dass er, nachdem er sie gegessen, erklärte, es sei die delikateste Wurst, die es in der ganzen Welt gäbe, und in der Freude seines Herzens sie bat, ihm einige dergleichen zu

senden. Natürlich wurden die Würste so bald als möglich nach Potsdam geschickt, und am nächsten Weihnachsfeste kam ein Gegengeschenk, in Gestalt eines Halsbandes aus goldenen Würstchen, deren Speiler aus Perlen bestanden, nebst einem Briefe von des Königs Hand mit dem Motto: „Wurst wider Wurst".* Im nächsten Jahre, zur geeigneten Saison, schickte die Marquise eine frische Sendung, und der Weihnachtstag brachte wiederum einen Schmuck, diesmal ein Armband, das zu dem Collier passte. So ging es eine Reihe von Jahren fort; es war noch ein Paar Ohrringe dazu gekommen, und zuletzt auch eine Schnupftabaksdose, welche eine kurze, dicke, mit Zunge gefüllte Wurst darstellte, während die Stückchen Zunge in grossen Rubinen von bedeutendem Werthe bestanden. Dies war die kostbarste unter den königlichen Gaben, und wurde von der Empfängerin demgemäss werth gehalten. Indessen bald nach Empfang derselben las die Marquise in den Zeitungen, dass der Hofmetzger in Potsdam, als Gegengeschenk für eine Riesenwurst, die er bei einer Festlichkeit im königlichen Schlosse überreicht hatte, von Seiner Majestät genau dieselbe Dose ebenfalls mit Rubinen besetzt und mit dem gleichen Motto, erhalten habe. Von da ab kamen keine Würstchen mehr aus Koepernitz.

Nur wenige Jahre vor ihrem Tode wurde die Marquise eines Tages durch den Besuch eines französischen Herren überrascht, der, express dieses Besuches wegen, geraden Weges von Paris hergekommen war. Er war der Neffe ihres verstorbenen Gemahles und hatte die Güter seines Onkels in Frankreich geerbt. Nicht zufrieden damit, hatte er auch auf den Besitz in Deutschland ein Auge geworfen, und die Sache vor den französischen Gerichten anhängig gemacht. Nachdem er in der ersten Instanz abgewiesen worden, ge-

* Wird auch bisweilen „Wurst wieder Wurst" geschrieben.

stattete ihm das oberste Tribunal, seine Ansprüche geltend zu machen, „da er", bemerkt Fontane, „ein besonderer Liebling des Kaisers Napoleon III. war". Als seinen Bevollmächtigten, die Koepernitz in seinem Namen in Besitz nehmen sollten, dies nicht gelang, entschloss er sich endlich, selbst zu gehen. Er miethete sich in Rheinsberg einen Einspänner, umfuhr das ganze Gut, und fuhr dann vor der Hauptthür vor, wo er eine Karte abgab, auf welcher geschrieben stand „Le Général de Goyon". Natürlich wurde er gebeten, einzutreten, und seine Tante empfing ihn mit der äussersten Artigkeit, sobald er aber den eigentlichen Zweck seines Kommens berührte, lachte sie ihn so herzlich aus, dass er sich nicht ohne Verlegenheit verabschiedete.* Die Marquise ist nie wieder von ihren französischen Verwandten belästigt worden.

Die alte Dame hielt an gewissen Sitten der alten Zeit fest. So hatte sie zum Beispiel eine solche Masse zahmer Thiere — Hunde, Katzen, Hasen, Eichhörnchen, Papageien und andere Vögel — um sich, dass ein Besucher, der in ihren Salon gewiesen wurde, einigermaassen in Verlegenheit war, wo er einen Platz finden sollte. Aber bei'm Eintritt der Herrin des Hauses war alles vergessen, man sah die Unordnung nicht mehr, und „was bis dahin lästig gewesen war, wurde nun ein eigenthümliches und charakteristisches Ornament".

In dieser seltsamen Umgebung erreichte die Marquise ein hohes Alter. Sogar ihr Tod, oder die Art, wie er herbeigeführt wurde, war charakteristisch für die erstere. Ihre Lieblingskatze biss sie eines Tages in die Lippe, und

---

* Einige Jahre später wurde General Goyon der Urheber des geflügelten Wortes vom *Souflet moral*. Es war in Rom, wo er, als Commandeur der französischen Truppen, zu Monseigneur de Mérode, dem damaligen päpstlichen Kriegsminister, sagte: „Betrachten Sie sich, als von mir moralisch geohrfeigt".

„daran, oder wenigstens bald darauf" starb sie, neunundachtzig Jahre alt, am 18. Mai 1859.

Koepernitz fiel an einen ihrer eigenen Neffen, und ist noch in Besitz der Familie.

In einigen der Zimmer des Schlosses (ich habe dieselben nicht gesehen) werden verschiedene interessante Andenken aufbewahrt. König Friedrich Wilhelms juwelenbesetzte Würstchen sind da, und noch einige andere *Souvenirs* aus früherer Zeit. So befindet sich auch dort ein alter nussbaumener Schrank, in dessen einem Schubfach Prinz Heinrich selbst das Manuscript seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges gelegt hat. Dasselbe Manuskript, welches im königlichen Auftrage, unmittelbar nach dem Tode des Prinzen verbrannt wurde. Auch ein schönes Portrait des Prinzen Louis Ferdinand ist noch vorhanden, an dessen Andenken die Marquise, nachdem die Alles mildernde Zeit der Erinnerung an seine Neigung zu ihr längst alles Herbe genommen hatte, mit grosser Treue hing. Zu ihren Lebzeiten befand sich in ihrem Zimmer ein zweites Portrait von ihm, das nach ihrem Tode an einen seiner Nachkommen übergegangen ist.

Capitel XIX.

Die Remus-Insel.

Ein allgemein verbreiteter Irrthum wird widerlegt — Remus wurde nicht an den Mauern Roms erschlagen — Sondern ist der Gründer einer Stadt jenseits der Elbe geworden — Sein Grab wird entdeckt — Der Papst sendet zwei Mönche, um es zu erforschen — Die sechs Geier — Pyl, Plarrius und Schott — Friedrich ist der Hüter der Asche des Remus — Prinz Heinrich errichtet über derselben eine Pagode. — Eine Prophezeiung Luthers.

Wir haben bereits gehört, dass Friedrich fast unmittelbar, nachdem er sich einigermaassen in seinem neuen Hause eingerichtet hatte, seine Briefe von „*Remusberg*" zu datiren begann, und an dieser Schreibweise des Namens sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat.* Viele denken vielleicht, es handele sich hier um nichts, als eine blosse Laune, oder

---

* Preuss sagt, und da wir die Originale nicht gesehen haben, müssen wir ihm schon glauben, dass Friedrich zum ersten Male „Remusberg" schreibt in einem unter dem 13. September 1736 von Potsdam datirten Briefe. Während jenes ganzen Sommers variirte er vielfach in seiner Schreibweise. Er schrieb häufig „Rheinsberg" und bisweilen auch „Remsberg", letzteres sogar noch im November 1736. Nach dieser Zeit änderte er nie wieder die selbstgewählte Schreibweise, sondern hielt bis an's Ende seines Lebens an derselben fest.

Einbildung Friedrichs, etwas, das er sich, wie man in Deutschland sagt, aus den Fingern gesogen habe. Allerdings war es eine Einbildung, aber eine, für die sich eine ziemlich gute Entschuldigung beibringen liesse. Diese Version des Namens findet sich in lateinischer Uebersetzung schon lange vor Friedrichs Zeit; und die Art, wie ihn die Bauern in ihrem vaterländischen Dialekte aussprechen, kommt derselben, dem Klange nach, mindestens so nahe, wie irgend einer anderen der üblichen Schreibweisen. In einer Zeit, da es selbst bei den Gelehrten mit der Etymologie sehr schwach bestellt war, würde es, mit oder ohne ein Legenden-Motiv im Hintergrunde, für Jedermann eine schwierige Sache gewesen sein, für oder gegen die eine oder andere Schreibweise irgend etwas Erhebliches vorzubringen.

Als Voltaire ein Mal das Wort „chimärisch" in Bezug auf die älteste römische Geschichte fallen lässt, setzt ihn Friedrich, sehr erstaunt, deshalb zur Rede. (Wie es scheint glaubte er an diese, wie an ein Evangelium, während er die modernen Fälschungen christlicher Ueberlieferungen verspottete.) „Dürfen wir die römische Geschichte als chimärisch bezeichnen? Eine Geschichte, für welche wir das Zeugniss so vieler Schriftsteller, ehrwürdiger Denkmäler, sowie einer Masse von Münzen besitzen, wovon die Hälfte ausreichen würde, um die sogenannten religiösen Wahrheiten zu beweisen?" „Das ist alles ganz gut, Sire," schreibt Voltaire (März 1837) zurück, „wie aber denken Eure Königliche Hoheit über Romulus und Remus, als Söhne des Mars? Die Wölfin? Das Menschenhaupt, welches das Kapitol baute? Die Götter Laviniums, die zu Fusse von Alba zurückkamen? Die Vestalin, die mit ihrem Gürtel ein Schiff zieht? Das Palladium? Das Schild, welches vom Himmel fiel? *Enfin,* wie über Mutius Scävola, Lucretius, die Horatier, Curtius? . . . . . Alles das muss zu den Hallen Odins wandern, mitsammt unseren *Sainte ampoule, chemise de la Vièrge,* etc. etc."

„Monsieur", erwiedert nun Friedrich im April 1737, „was die ersten Zeiten der römischen Geschichte anlangt, so habe ich mich veranlasst gesehen, für ihre Wahrhaftigkeit einzutreten, und zwar aus einem Grunde, der Sie in Verwunderung setzen wird. Um dies zu erklären, muss ich auf Details eingehen, die ich so gedrängt als möglich geben werde.

Vor einigen Jahren fand man in einer vaticanischen Handschrift Romulus' und Remus' Geschichte auf eine ganz andere, als die uns bekannte Art, erzählt. Diese Handschrift giebt an, dass Remus vor den Verfolgungen seines Bruders floh, und, um sich dessen eifersüchtiger Wuth zu entziehen, in das nördliche Deutschland zu den Ufern der Elbe flüchtete; dass er hier in der Nähe eines grossen Sees eine Stadt gründete, der er seinen Namen gab, und dass er nach seinem Tode auf einer Insel begraben wurde, welche mitten im See eine Art Berg bildete.

Vor vier Jahren kamen, vom Papste gesendet, zwei Mönche hieher, um die Wohnstätte zu entdecken, welche Remus nach dem hiervor Erzählten gegründet haben soll. Sie gelangten zu der Ueberzeug, dass es Remusberg sein müsse, oder, wie es heissen sollte, „Remus - Berg." Die guten Väter haben überall auf der Insel nachgraben lassen, um Remus' Asche zu entdecken. Sei es nun, dass diese nicht sorgfältig genug verwahrt worden ist, oder die Alles zerstörende Zeit sie mit der Erde vermischt hat, soviel ist gewiss, dass sie nichts gefunden haben.

Ein anderer Umstand, der sich nicht in höherem Maasse bewahrheitet hat, als dieser, ist, dass man vor ungefähr hundert Jahren bei der Grundlegung des hiesigen Schlosses zwei Steine fand, auf welchem die Geschichte mit dem Geierdiebstahl eingegraben war. Obgleich die Schriftzeichen sehr verwischt waren, hat man doch Einiges davon erkennen können. Unsere gothischen, leider sehr unwissenden, und jedes Interesses für Alterthümer baaren Vorfahren, haben es versäumt, diese kostbaren Denkmäler der Geschichte für uns aufzubewahren, und uns so in Ungewissheit über die Wahrheit einer so wichtigen Thatsache gelassen.

Vor drei Monaten endlich hat man bei'm Umgraben der Erde im Garten eine Vase und römische Münzen gefunden, die indessen so alt waren, dass die Prägung völlig verlöscht

war. Ich habe sie an Herrn de la Croze gesandt, der ihr Alter auf etwa 17 oder 18 Jahrhunderte angab.

Ich hoffe, dass Ihnen die Mittheilung der vorstehenden Anecdote willkommen sein wird, und dass Sie in Betracht derselben das Interesse entschuldigen werden, das ich für Alles hege, was die Geschichte des einen der Gründer Roms, dessen Asche ich hier zu besitzen glaube, irgend angeht. Man wirft mir ja sonst nicht allzuviel Leichtgläubigkeit vor.

Voltaires Antwort lautete:

„C'est sans doute un héros, c'est un sage, un grand homme,
Qui fonda cet asile embelli par vos pas:
Mais cet honneur n'est dû qu'aux vrais héros de Rome,
Rémus ne le méritait pas.

Scipion l'Africain, bravant sa république,
En quittant un sénat trop ingrat envers lui,
Porta dans vos climats ce courage héroïque
Qui faisait trembler Rome et qui fut son appui.

Cicéron dans l'exil y porta l'éloquence,
Ce grand art des Romains, cette auguste science
D'embellir la raison, de forcer les esprits.
Ovide y fit briller un art d'un plus grand prix.

L'art d'aimer, de le dire, et surtout l'art de plaire.
Tous trois vous ont formé, leur esprit vous éclaire;
Voilà les fondateurs de ces aimables lieux.
Vous suivez leur exemple, ils sont vos vrais aïeux.

La véritable Rome est cette heureuse enceinte
Où les plaisirs pour vous vont tous se signaler.
L'autre Rome est tombée, et n'est plus que la sainte,
Rémusberg est la seule où je voudrais aller.

„Voilà Monseigneur, was ich über Remusberg denke. Ich war vom Schicksale dazu bestimmt, in allem verschiedener Ansicht mit den Mönchen zu sein. Ihre beiden Alterthumsforscher in Kapuzen, jene *soit-disant* Abgesandte des Papstes,

mit dem Auftrage herauszufinden, ob der Bruder des Romulus der Gründer Ihres Palais gewesen ist, sollten aus Remus, wenn sie ihn nicht zum Begründer von Remusberg stempeln können, einen Heiligen machen. Augenscheinlich würde Remus nicht minder darüber erstaunt sein, sich im Paradiese, als in Preussen zu finden." *

Etwas Weiteres über das Manuskript des Vaticans oder die beiden Mönche des Papstes, ist mir nicht bekannt. Nur über Eines muss man sich wundern, wenn wirklich zwei solcher Archäologen, von solchem Auftraggeber gesandt, in der Mark Brandenburg Nachforschungen angestellt haben, weshalb hatte man von ihnen nicht schon früher gehört? Obgleich weit entfernt davon, auf des Prinzen Behauptung Zweifel werfen zu wollen, möchte ich hier doch daran erinnern, dass seit der Reformation überall im lutherischen Deutschland immer wieder Geschichten auftauchten von ein Paar Mönchen, die ingeheimnissvoller Absicht kommen, und wieder verschwinden; sie werden von spät heimkehrenden Landleuten gesehen, wie sie im abendlichen Zwielichte leise daher schleichen, und verstohlen um sich blicken, nur selten aber hört sie Jemand reden. — Geschichten, die man, so viel ich weiss, sich noch heute an langen Winterabenden erzählt. Diese Mönche im Volksmunde sind freilich durchaus keine *antiquaires à capuchon;* sie kommen, um nach der Stätte zu sehen, an der sie einst gehaust, alten Kirchen und Kloster-Ruinen, hauptsächlich aber wegen verborgener Schätze — sie wissen, wo diese niedergelegt sind, und wenn sie sich davon überzeugt haben, dass dieselben noch unberührt sind, so entfernen sie sich. In der Mark selbst kehrt diese Legende mehr als einmal wieder. Zum Beispiel liegt in der Kirche zu Neustadt-Eberswalde ein Schatz dicht bei dem Freskogemälde vom heiligen Christoph verborgen. In

* *Oeuvres, etc.*, XXI., p. 66.

früheren Zeiten kamen alle Jahr zwei Mönche aus fremden Landen, und sahen sich das Bild an, aber nun sind sie schon seit langer Zeit nicht mehr erschienen.* In der Crypta der prächtigen Klosterruinen von Chorin liegt auch ein Schatz, und in diesem Falle kommen von Zeit zu Zeit „zwei Jesuiten", nicht nur, um zu sehen, ob noch Alles unberührt sei, sondern auch, um einen Theil davon mit fortzunehmen.†

Da der Prinz keine Quelle dafür anführt, inwiefern der Papst an Remus Interesse nimmt, und da er weder damals, noch später, es bei seinen Erzählungen mit den Details sehr genau zu nehmen pflegte, sobald es sich nicht um Angelenheiten handelte, bei denen er selbst eine Hand im Spiele hatte, so fühlt man sich nicht verbunden, seine Angaben über diese Dinge gar zu buchstäblich zu nehmen, in der That, man kann sich des Verdachtes nicht ganz erwehren, diese beiden Mönche möchten wohl die Zwillingsbrüder der beiden anderen Paare sein. Man wird wohl nicht sehr weit fehl gehen, wenn man annimmt, dass ihm die Information, die er giebt, auf dem Wege mündlicher Ueber-

---

* Kuhn, *Märkische Sagen und Märchen*, p. 175.

† Sie steigen in das unterirdische Gewölbe hinab, stellen sich vor eine Wand von massivem Mauerwerk, und sprechen gewisse Worte; dann thut sich die Wand von einander, und lässt in eine Kammer blicken, in der ein gewaltiger Schrank steht. Die Jesuiten treten hinein, und hinter ihnen schliesst sich die Wand sogleich wieder. Nachdem sie an sich genommen, wesswegen sie gekommen sind, öffnet sich dieselbe von Neuem, und lässt sie wieder hinaus. Einst folgten ihnen zwei Leute aus der Gegend, und merkten sich die Worte, welche die Jesuiten sagten. Als dieselben nun wieder gegangen waren, sprachen Jene die Worte nach, worauf sich die Mauer sogleich aufthat, wie das erste Mal, und, nachdem einer der beiden Männer eingetreten, sich hinter ihm wieder schloss. Der andere, welcher draussen geblieben war, hörte ihn laut schreien und zugleich einen fürchterlichen Lärmen. Nun sprach er ebenfalls die Zauberworte, und wieder öffnete sich die Mauer. Er ging indess nicht hinein, sah aber den Körper seines Genossen, in Stücke zerhackt, liegen, und entfloh. (Kuhn und Schwarz, *Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche*, p. 40.)

lieferung zugeflossen ist. Das einzige Dokument für das, was wir die Remus-Legende nennen möchten, war ihm nicht zugänglich; es ist in lateinischer Sprache abgefasst.

Ich habe danach geforscht, und es in einem unansehnlichen, wurmstichigen Bande aus dem Jahre 1717 gefunden, einem von den zwölfen der *Miscellanea Lipsiensia,* einer periodischen Schrift aus der polyhistorischen Zeit, von Gelehrten für Gelehrte und vorwiegend in Gelehrten-Latein geschrieben. Das ganze Buch — man sieht sich in solchen absonderlichen Gebieten genauer um, wenn man einmal zufällig hineingeräth — zeigt uns, was Carlyle meint, wenn er uns „eine Lehre aus dem Torf" zu ziehen mahnt. Ob sich wohl in diesen zwölf gewichtigen Bänden irgend etwas findet, was der Menschengeist nicht längst wieder aufgegeben, und, in dieser seiner individuellen Gestalt und Erscheinung wenigstens, total vergessen hat! Die letzte Spur solcher zügellosen Untersuchungen (*„Obersavationes"*, wie sie sich selber benamsen), denen es nur dann und wann beizufallen scheint, irgend einen Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu berühren, die vielmehr meist ohne Ziel herumschweifen, ist durch bessere Methoden und den Drang nach nützlicherem Wissen rasch vernichtet worden. Das Wenige, was dabei etwa herausgekommen, ward durch den unsäglichen Nachwuchs neuer Erkenntniss seither überrankt und erstickt, einen Nachwuchs, der, seinerseits wieder ähnlichem Schicksal verfallend, eine Stratification von absterbender Gelehrsamkeit bildet, die, in sich selber verwesend, nur noch durch die angewandte Chemie für die Wisssenchaft nutzbar gemacht werden kann. Vermodert, mit Flecken bedeckt und schmälich verschollen, scheinen diese Bände auf bestem Wege, den *Observationes,* die sie enthalten, im Untergange zu folgen, und sich der Asche und dem Torf einer vergangenen Welt zuzugesellen. Durchblättert man dieselben, so glaubt man in ein Bergwerk zu schauen, in dem es einst laut und

geschäftig genug herging, nun aber, seit hundertundfünfzig Jahren von den Bergleuten verlassen, ist es öde, leer und schweigend für alle Zeiten.

Christoph Pyl, M. A. und Rektor des Gymnasiums zu Anclam in Pommern sendet den genannten Blättern die Abschrift eines sehr seltenen und merkwürdigen Traktates, aus der Feder eines älteren und unbekannten Autors ein, wovon ihm die, wie es scheint, einzige, vorhandene Copie (auf welche Weise sagt er nicht) in die Hände gekommen ist. Der darin behandelte Gegenstand ist so seltsamer Art (weder der hochgelehrte Plarrius, noch Seine Excellenz der königliche Hof-Antiquarius, Dominus Schott haben jemals etwas von der Sache gehört), dass er, obwohl weit davon entfernt, einer Meinung mit dem anonymen Autor zu sein, es doch für gerechtfertigt hält, den Traktat wieder herauszugeben, und ihn der gelehrten Welt zur Erwägung zu unterbreiten. Das Opus selbst (das sich in seinem Besitze befindet) besteht aus vier Bogen, nur in Quartformat, und trägt den Titel:

Sepulchrum Remi, fratris Romuli, in monte Remi, vulgo Remsberg, nuper detectum, erutis binis marmoribus, uno vetustissimo, altero recentiore. Quibus pervulgatus ille error de Remo, a fratre interfecto, confutatur. Addito loci Typographia & Chorographia in aes incisa, opera E. H. L. F.

Der Traktat, sowie er in den *Miscellanea* abgedruckt ist, füllt zweiundzwanzig sehr eng gedruckte Seiten, und ist besonders bemerkenswerth (wenn überhaupt bemerkenswerth) durch die völlige Abwesenheit jeglicher Begründung, die sich für die Materie, um welche es sich hier handelt, etwa vorbringen, ebenso wie jeglicher Thatsache, auf welche sich eine solche Begründung basiren liesse. Derselbe scheint zu den Zeiten Justus Bredows geschrieben zu sein, der Rheins-

berg im Jahre 1618 verkaufte; wenigstens wird letzterer wiederholt und in belobender Weise darin angeredet. Der erste, drei Seiten lange Paragraph ist ganz dem Preise des „Zeitgottes" und seiner Tochter, der „Wahrheit" gewidmet (veritatem temporis filiam), er enthält einige sehr schöne Bemerkungen darüber, was die Alten vom χρόνος und der ἀλήθεια sagten und dachten. Der zweite beginnt damit, Justus Bredow eindringlich zu mahnen, er möge auf Grund der zu gewärtigenden Enthüllungen, in Rheinsberg (in memorabili tuo Monte Remi) beiden Gottheiten, dem Vater wie der Tochter, einen Altar errichten lassen, da sie, wie sich herausstellt, sich ihm allezeit günstig erwiesen. Denn nunmehr hätten sie der Welt und Nachwelt die Stätte offenbart, auf der Remus wirklich begraben liege. Remus, von dem man in Folge beschämenden Irrthums (pudendo errore) bis dahin immer angenommen habe, er sei von seinem Bruder erschlagen worden. Danach kommt nun eine Aufzählung historischer Irrthümer, die neun Seiten füllt; und es wird eine Reihe von Autoritäten (Dionysius, Halicarnassus, etc.) citirt, welche beweisen sollen, wie weit die Ansichten gelehrter Männer über die Art, wie Remus den Tod erlitt, auseinander gehen. Von da ist denn der Uebergang ein leichter zu anderen Autoritäten, welche behaupten, dass Remus aus freien Stücken seinen Antheil an der Herrschaft aufgegeben habe, und in fremde Lande gegangen sei. Dass die Mauern Roms nicht mit seinem Blute befleckt sein konnten, springt Jedem sofort in die Augen, der weiss, dass Rom zu jener Zeit noch gar keine Mauern hatte. Etwas kühner ist der nächste Schritt zu folgender Behauptung: „Es kann deshalb kein Zweifel darüber sein, dass Remus geflohen ist." Um indessen die Lücke in der Argumentation auszufüllen, werden ein Paar Beispiele angeführt von Potentaten, die ihre Würde niederlegten, und die Einsamkeit aufsuchten. Und nun gelangen wir, wenn auch nicht auf dem Wege der Logik, so doch

mittels eines *salto mortale*, zum Schlusse, d. h. zu dem Beweise, welchen durch die Entdeckung der Grabsteine des Remus zu Remusberg der Welt zu geben, „dem Zeitalter Justus Bredows" vorbehalten war.

„Die Stadt am Remusberge", so heisst es, „liegt inmitten von Wäldern, Weiden, Bergen (!), Thälern (!!), Seeen, in einer so herrlichen Gegend, dass es nicht Wunder nehmen darf, wie Remus, nach so vielem Wandern, diesen Platz vor allen Anderen gewählt habe, um sich hier für immer niederzulassen, und so das Loos seiner Verbannung zu mildern." Dann kommen, nach einer ferneren geographischen Beschreibung, weitere Einzelheiten, von denen einige wohl nicht ganz richtig, andere, für mich wenigstens, neu sind. Es wird uns erzählt, dass die Bredows das Gut von den Grafen zu Ruppin, denen es bis dahin gehörte, gekauft hätten, sowie, dass die Stadt früher dreimal so gross, als heute, gewesen sei. Allein, was nun folgt, ist noch merkwürdiger: Die Einwohner sind „wilden, ungestümen Sinnes, und schwer zu bändigen; denn in ihnen athmet das primitive Freiheitsgefühl der Römer und Remer (Romanorum und Remorum)." Die Stadt selbst kann in vielen Beziehungen sich mit Rom messen, denn sie hat sechs *Consules*, was, wie der Autor meint, mehr sei, als irgend eine andere Stadt von sich rühmen kann. Die Weiber des Ortes waffnen, nach Art der Frauen der alten Germanen, ihre Männer zur Schlacht; und wenn sie dieselben einmal dieser Aufgabe nicht gewachsen finden, *so gürten sie sich selbst wie die Krieger und nehmen ihren Platz ein.** Es ist bekannt, dass sie vor noch nicht langer Zeit, durch ihr lautes, zudringliches Auftreten im Palaste des Kurfürsten selbst, eine Audienz erlangten, die man ihnen vorher verweigert hatte." etc.

Nach den Weibern kommt die Insel an die Reihe. Auf

* Auch im Original mit Cursiv-Schrift gedruckt.

dieser Insel wurden vor etwa zehn Jahren, als man den Boden aufwühlte, „Gerippe und Gebeine gefunden, die von ungewöhnlich mächtiger Grösse waren." Auch zwei Steinplatten fand man. Die kleinere von beiden war quadratisch und etwa neun Zoll dick; die grössere von hohem Alter, und mit stark beschädigten Flächen, maass ungefähr dreiviertel brandenburgische Ellen in der Länge und eine halbe in der Breite; auf einer Seite derselben waren sechs Vögel in Relief abgebildet. „Ohne Zweifel die sechs Geier, welche dem Remus erschienen", und hier den Beweis liefern, dass „er aus freien Stücken Rom seinem Bruder überlassen hat, und, gefolgt von einer grossen Zahl Hirten, bis hieher gedrungen ist, wo er an diesem entzückenden Platze sich für den Rest seines Lebens niederliess, und gestorben ist." Auf der anderen Seite fand sich eine Inschrift, deren Buchstaben zum grossen Theile verwischt und unleserlich waren.

Der anonyme Verfasser soll (wofür sich indessen keine andere Begründung beibringen lässt, als die Initialen am Titelschlusse) Eilhardus Lubinus * gewesen sein. Pyl, der, wie es scheint, in gutem Glauben gehandelt hat, ist, soweit mir bekannt, niemals beschuldigt worden, die Dissertation selbst fabricirt zu haben. Gewiss hat er sie für das ausgegeben, was sie wirklich werth war; selbst zu jener Zeit vermochte sie keinen überzeugenden Eindruck auf die Geister der Leute zu machen. Schon im nächsten Bande der *Mis-*

---

* Er war von 1595 bis 1621 Professor, zuerst der Dichtkunst, dann der Theologie zu Rostock und Autor einer grossen Anzahl von Büchern, unter denen das bekannteste vom Ursprunge und der Natur des Bösen handelt (*Phosphorus de prima causa et natura mali, tractatus hypermetaphysicus, etc., etc.*). Dasselbe verwickelte ihn indess in endlose Dispute und Controversen. Er behauptete das NON—ENS sei der Ursprung alles Bösen (während GOTT die Quelle des Guten sei) und die Sünde nichts mehr und nichts weniger als die Tendenz zum NICHTS. Darin unterschied er sich nicht gar sehr von den Auffassungen einiger heutigen Gottesgelehrten.

cellanea waren zweifelnde Bemerkungen zu lesen. Den Stein des Anstosses, über den man nicht hinwegkommen konnte, bildeten die Inschrifts-Fragmente — zerstückelte Worte, die keinen Sinn ergaben, in einer Sprache, welche archaistisches Latein sein sollte. Es gab Leute, welche meinten, die ganze Geschichte sei überhaupt nur aufgebracht worden, um Justus Bredow ein Compliment zu machen, Die Steine sind nie wieder von Jemandem gesehen worden; aber in den *Miscellanea* und in Beckmann sind sie abgebildet, mit den Geiern, den zerstückelten Inschriften und Allem. Ich meine nicht, dass es sich verlohne, sie hier noch einmal zu reproduzieren. *

Beckmann rief für eine kurze Zeit die ganze Angelegenheit wieder in's Leben, indem er die Abhandlung in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg wieder abdruckt. Zu jener Zeit war Rheinsberg bereits ein berühmter Ort geworden; oder eigentlich nicht Rheinsberg, sondern Remusberg, der Horst des jungen Adlers, der Ruheplatz des fürstlichen Idealisten, an den bald genug die nüchterne Wirklichkeit herantreten sollte. Die alte Grenzwarte war, unter einem Namen in schlechtem Lateinisch, nunmehr in das Grenzland gerückt, auf dem Wirklichkeit und Phantasie sich berührten, an die Stätte, welche, wie Voltaire sagt, „est la seule où je voudrais aller".

Zu welcher Zeit man angefangen hat, die Insel, die jetzt allgemein unter dem Namen Remus-Insel bekannt ist, in Wort und Schrift so zu nennen, kann ich nicht sagen.

* Ein dunkeler Ehrenmann unseres eigenen Jahrhunderts, der Pastor Heinzelmann, der eine ganze Masse werthlosen antiquarischen Krames hinterlassen hat, „entzifferte" die Inschriften und schrieb einen Traktat, um von Neuem zu beweisen, dass Rheinsberg eine der ältesten Städte Deutschlands sei. Seine Beweise sind ganz im Style unserer heimischen hochländischen Gelehrten, welche „das Gälische vom Hebräischen" herzuleiten suchen.

Der anonyme Autor behauptet allerdings, dass man sie zu seiner Zeit (die ersten Jahre des siebenzehnten Jahrhunderts) „Remi Borchwall"* genannt habe, allein dem anonymen Autor ist nicht recht zu trauen.

In sehr früher Zeit ist die Insel befestigt gewesen; in welchem Jahrhundert, und durch wen dies geschehen, weiss ich nicht. Darüber ist kein Zweifel, dass sie einst mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden war, deren Spuren sich noch heutigen Tages, ich glaube, auf dem Grunde des Sees, auffinden lassen. Diese Brücke war schon vor der Zeit des anonymen Autors verschwunden.

Um 1635 oder 1636 flohen die Bewohner von Rheinsberg vor den Greueln des dreissigjährigen Krieges in die Befestigung auf der Insel, wurden aber dorthin verfolgt, und niedergemacht. Und als im Jahre 1675 die Stadt von den Schweden unter Wrangel geplündert, und in der Folge bis auf den Grund niedergebrannt wurde, suchte der grössere Theil ihrer Einwohner wiederum seine Zuflucht in dem *Burgwall.*†

Danach ist dann ungefähr ein Jahrhundert hindurch, soweit mir bekannt, nichts passirt, das jemals die Ruhe der Vergessenheit gestört hätte, der sie verfallen war. Früher oder später fielen auch die Befestigungen in Trümmer, und an die Insel selbst dachte Niemand mehr. Bäume und Gestrüpp hatten von ihr Besitz ergriffen, und waren so dicht ineinander und so hoch gewachsen, dass sie aus ihr zuletzt, bis zum Gipfel des Hügels hinauf, eine dornige, fast unpassirbare Wildniss gemacht hatten. Ausser dem Manne, der sie gepachtet, und wohl im Sommer ein Paar Kähne voll Heu von einem, dem diesseitigen Ufer nächstgelegenen kleinen, ebenen Wiesenstücke zu holen hatte, ist es kaum einem

---

* Was man heute „Burgwall" schreibt.

† Hoppe, *Chronik etc.*, p. p. 67, 72

Menschen eingefallen, dort ernstlich eine Landung zu versuchen. Dass die Erwähnung derselben auf den Seiten der *Miscellanea Lipsensiia* viele Touristen oder Alterthumsforscher dazu veranlasst haben sollte, nach Denkmälern des alten Roms oder Gebeinen riesenhafter Menschen dort zu suchen, ist wohl nicht anzunehmen. Nur der Papst hat, wie wir wissen, seine beiden *antiquaires à capuchon* dorthin gesandt. Prinz Friedrich selbst mag ab und zu hinüber gerudert sein, um sein Gelübde an der Grabstätte des Remus abzulegen, wird es aber wohl dort zu wild und zu wenig einladend gefunden haben, und wieder heimgekehrt sein, um sich hinfort damit zu begnügen, vom gegenüber liegenden Continent aus zu der ARX seines Gebietes hinüber zu schauen. Weder er noch sein Hof haben, glaube ich, etwas gethan, die Insel in ihrer wilden Freiheit zu stören. Als im Laufe des siebenjährigen Krieges wiederum der Feind in die Mark einbrach, und die Schweden zum zweiten Male Rheinsberg besetzten, begnügte sich der schwedische General damit, der Stadt eine Contribution von ein Paar tausend Thalern aufzuerlegen, und wir hören Nichts davon, dass die Einwohner wiederum in dem *Burgwalle* hätten Schutz suchen müssen.

Bis 1771 überliess man die Insel sich selbst. Wir könnten uns wundern, weshalb Prinz Heinrich nicht eher daran gedacht hat, dieselbe in den Zauberkreis seiner Anlagen zu ziehen, und sie nach seiner Art aufzuputzen, allein wir erfahren, dass dem Schwierigkeiten praktischer Natur im Wege standen. Sie war in Händen eines Pächters, der, wie es scheint, keine Lust hatte, sie aufzugeben, da seine Familie, seit, ich weiss nicht wie langen Jahren, dieselbe in Pacht besessen hatte. Aber im obengenannten Jahre soll Major Kaphengst, der Adjutant des Prinzen, sie von ihm in Afterpacht genommen, und schliesslich die Schwierigkeiten beseitigt haben. Fortan wurde nun die *Arx Remi* bis zum Gipfel hinauf mit allerhand Firlefanz ausgestattet, so dass

sie schliesslich aussah, wie ein gewaltiger Block von kubischer Gestalt und recht zweifelhaftem Geschmack, den irgend eine ungeschickte Fee aus den „Verschönerungen" der Hauptanlagen drüben herausgerissen, und dann in den See fallen gelassen hätte. „Alle diese stattfindenden Veränderungen, alle Dekorativbauten, die an ihr vorgenommen wurden, hat man, sagt Hennert,* dem Herrn Major zu danken." (Diesmal wohl die harmloseste That eines unwürdigen Lebens.) Was Hennert bescheidener Weise im Texte selbst verschweigt, aber in einer Note hinzufügt, ist die Thatsache, dass er selbst die Zeichnung für sämmtliche Gartendekorationen angefertigt hat. Auf dem höchst gelegenen Punkte stand ein chinesisches Haus, „ein Haus von zwei Stockwerken, deren oberes mit einer bedeckten Gallerie aus chinesischem Gitterwerke umgeben war, und verschiedene Räume, darunter einen grossen Salon, enthielt". Irgendwo gab es auch einen chinesischen Tempel. Dann waren an der Nord- und Ostseite Landungsplätze eingerichtet, von chinesischem Gitterwerk umgeben und durch mächtige Baaken oder Leuchtthürme gesichert, die mit chinesischen Figuren geschmückt waren. Mehrere Jahre lang hat man viele Mühe auf die Herstellung der Anlagen verwendet. Anpflanzungen im englischem Style wurden auf der Insel geschaffen, und Wege darin angelegt, von denen der an der Südseite auf eine, in der *Grande Allée* errichtete Pagode zulief.

Auf diese Weise zugänglich gemacht und phantastisch geschmückt, wurde die Insel bald der Lieblingsaufenthalt des Prinzen Heinrich. Gerade das hatte dem See noch gefehlt, um ihm den wahren Reiz zu verleihen. Von nun ab war es gewiss recht vergnüglich, an einem Sommerabende eine Nachenfahrt dorthin zu unternehmen, in grosser, glänzender Gesellschaft — der Prinz mit den distinguirtesten

* Hennert, *Beschreibung etc.*, S. 81 und 85.

seiner Gäste in seiner eigenen, prachtvollen Gondel (dem Geschenke der Königin von Schweden) und in einiger Entfernung dahinter, in einer anderen vielleicht die Kapelle — so bei'm Klange der Musik dahin zu gleiten, im Glanze der untergehenden Sonne, an der Insel zu landen, um einen kleinen Spaziergang oder vielleicht irgend ein Spiel zu machen, und schliesslich ein gutes Souper einzunehmen (das Innere des chinesischen Hauses bot hiefür recht behagliche Unterkunft dar) und dann bei'm Scheine des Mondes wieder heimzufahren. Alles dies fand während einer langen Reihe von Jahren, wenn die Tage schön und warm waren, häufig statt, bis endlich hohes Alter und die abnehmenden Kräfte es dem Prinzen zu einer allzu grossen Anstrengung machten, und er es aufgeben musste.

Da ich, wie gesagt, am Vormittage nach Koepernitz gegangen, und um die gewohnte Stunde zum frühzeitigen Mittagsmahl nach Hause gekommen war, so machte ich mich am Nachmittage wieder auf, ging quer über den Marktplatz, in der Richtung nach Norden zu, bog dann in die erste, nach links abführende Strasse ein, die auf den See zuläuft, bis ich das letzte Haus derselben erreicht hatte, wo, wie man mir gesagt hatte, der Fischer wohnte. Vor demselben sass, in der sonnenbeschienenen Pforte, die Frau des Fischers, und spann starkes Garn. Sie war eine sehr hübsche, stämmige Frau in den besten Jahren von lebhaftem Wesen, und trug ein mächtig grosses Brust- und Kopftuch von schneeweissem Mousselin. Auf meine Frage wegen eines Kahnes, lud sie mich ein, auf der gegenüberstehenden Bank Platz zu nehmen, während sie Jemanden fortschickte, um Leute zum Rudern herbeizuholen. Ihre Rede hatte etwas Freundlich-Verbindliches; und so sass es sich denn recht behaglich in der sonnenbeschienenen Pforte mit dem glitzernden See nur wenige Schritte davon im Hintergrunde. Sie

erzählte mir, dass sie, ebensowenig wie ihr Mann, geborene Rheinsberger seien; sie hätten nur die Fischerei gepachtet, und wohnten seit ein Paar Jahren hier. Ich erhielt von ihr ein gut Theil Information über die Fischerei, die ich indessen hier nicht wiederholen will. Obwohl sie augenscheinlich nicht zu den Leuten gehörte, die sich einen Verdruss sehr anfechten liessen, beklagte sie sich doch bitterlich über die Fischdiebe. Sie thäten sehr viel Schaden, und, ihrer habhaft zu werden, sei fast unmöglich.*

Es hatte seine Schwierigkeiten, Leute zum Rudern zu bekommen, allein schliesslich stiess ich doch vom Lande ab mit einem alten Manne, der mit einem einzigen Ruder arbeitete, während der junge Sohn des Fischers hinten im Stern mit einem zweiten nachhalf. Die Ruder waren beide kurz und breit, dennoch glitten wir rasch über die spiegelglatte Fläche des Sees hin, und erreichten die Insel in etwa einer halben Stunde. Ich stieg auf der Ostseite, an dem, wie es schien, einzigen, noch vorhandenen Landungsplatze, an's Land, und

---

* Ein anderes Mal hatte ich ein Gespräch mit dem früheren Fischer, der vor zwei Jahren seine Pacht aufgegeben hatte, oder dem dieselbe, wie ich eher glaube, gekündigt worden, weil er nicht mehr im Stande gewesen war, den Pachtschilling zu zahlen. Natürlicher Weise sah er die Sache noch weniger sanguinisch an, als die Frau des jetzigen Fischers. Darüber kann indessen kein Zweifel sein, dass der Ertrag der Fischerei überall im Lande nicht mehr Schritt gehalten hat mit dem zunehmenden Bedarf. Ja, mehr als das, die Abnahme der Süsswasserfische ist erschreckend. (In einem, nach seinem Tode gedruckten Artikel, der sich in der Januar-Nummer des *Bär* 1878 findet, vergleicht Klöden den Ueberfluss an Fischen vor einigen Jahrhunderten mit derem spärlichen Vorkommen heutzutage. Ob es dem neugegründeten Vereine zum Schutze der Fischzucht in Seeen und Flüssen gelingen wird, die alte Fülle wieder hervorzurufen, ist eine Frage, auf deren Beantwortung wir wohl noch lange zu warten haben werden.

Ich weiss nicht, wo sich die von Beckmann citirte Prophezeiung Luthers, dass die Mark einst an Holz und Fischen Mangel leiden werde, findet. Ich kann nur hoffen, dass dieselbe bedingungsweise ausgesprochen worden, und mehr als eine Warnung, denn als eine Weissagung gemeint gewesen ist.

wanderte umher, bis der Nachmittag sich anschickte zum Abende zu werden. Es gab absolut nichts dort zu sehen. Das, etwa zehn bis zwölf Morgen umfassende Eiland ist theilweise mit Wald bedeckt, theilweise mit Gras bewachsen. Von dem Gipfel des Hügels, den es bildet, und der etwa achtzehn Meter über der Fläche des Sees liegt, hatte ich einen hübschen Blick auf das Land rings umher; fast auf allen Seiten legte sich ein Gürtel von Wald um den See, nur an wenigen Stellen von offenem Wiesengelände, und in der äussersten Ferne durch ein Paar weisse Gebäude unterbrochen. Das Ganze in sonnigem Glanze und wunderbar tiefer Stille, wie in jahrhundertlange Ruhe versunken. Der See war glatt wie ein Spiegel; es ist nun lange her, dass die Gondeln des Prinzen Heinrich, wenn sie um die Landspitze herum glitten, seine Fläche durchfurcht, oder die glänzenden Augen und das Lächeln einer Schaar fröhlicher, in seidene Kapuzen gehüllter Schönen sich in ihr gespiegelt hatte. Das chinesische Haus, in dem so oft ein elegantes Souper den Gästen gewinkt hatte, und verzehrt worden war, ist längst dahin, mitsammt allen anderen Wahrzeichen frohen Lebensgenusses, weggefegt, und alle Erinnerungen daran vertilgt. Nicht eine lebende Seele war auf der Insel zu finden. Nur einige Fetzen Zeitungspapier, in welches wurstbelegte Butterbrode eingewickelt gewesen waren, und ein Paar Eierschalen, an einem geschützten, mit Buschwerk eingefassten Fleckchen zeigten, dass Leute aus der Stadt vor nicht langer Zeit hier ihren Sonntag gefeiert hatten.

Meine beiden „Mariniers" waren im Kahne eingeschlafen; allein ich weckte sie auf, und liess mich von ihnen zu der nächstgelegenen, nur ein Paar Steinwürfe entfernten Landspitze fahren; dort entliess ich sie, und ging zu Fuss nach Hause, meinen Weg durch die Boberower Forst, den Park und die Gartenanlagen einschlagend.

Capitel XX.

Die Stadt.

Folgen häufiger Feuersbrünste — Art des Wieder-Aufbaues — Das fashionable Stadtquartier und sein Schicksal — Frau Lemms Miether — Ihre Neubauten — Das Cavalierhaus und seine Insassen.

Wie ich bereits gesagt habe, ist die ganze Stadt Rheinsberg so, wie wir sie jetzt sehen, erst nach der Feuersbrunst im Jahre 1740 entstanden. Daher nicht allein die Regelmässigkeit in der Anlage der Strassen, sondern auch die Einförmigkeit in der Bauweise der Häuser.

Nicht leicht kann es etwas weniger Eindruckvolles geben, als solch' einen, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, aus lauter zweistöckigen Häusern auf einmal aufgebauten, kleinen Marktflecken; doch hat man dabei, Alles in Allem genommen, seine Sache nicht schlecht gemacht. Jedenfalls gewann die Stadt ungeheuer dabei, dass sie von nun ab sich auf eine viel grössere Grundfläche vertheilte, und ihre Strassen erheblich verbreitert wurden. Selbst in Bezug auf die Art, wie Stein und Mörtel verwendet worden war, erlitt dieselbe wenigstens keine Einbusse an Solidität. Wir dürfen nicht vergessen, dass schon in früheren Jahrhunderten der ganze Ort zu wiederholten Malen niedergebrannt, und dann

von den verarmten Stadtbürgern nothdürftig, und ohne irgend eine Beihilfe seitens des nicht minder verarmten Grundherren, wieder aufgebaut worden war; man muss sich deshalb hier nicht fünfzehn Fuss dicke, mittelalterliche Mauern, sondern ziemlich dünne, aus Feldsteinen aufgeführte Wände vorstellen, die mit Strohdächern eingedeckt sind.

Die einzigen Theile der Stadt, welche das Feuer im Jahre 1740 verschont hatte, waren die *Schlossgasse,* d. h. die Strasse, welche von dem Triangel gegenüber dem Rathskeller, hinter den Ställen entlang, auf das Ruppiner Thor zuführt, und die Kirche, nebst einigen wenigen, in ihrer Nähe gelegenen Häusern.

Eines der Häuser in der Schlossgasse befindet sich gerade in diesem Augenblicke in gründlicher Reparatur; das Erdgeschoss wird umgebaut. Als ich am Tage nach meiner Ankunft zum ersten Male die Strasse entlang ging, bemerkte ich, dass die untere Hälfte der Hauswände niedergerissen worden war, und das Baumaterial seitwärts in einem Haufen aufgeschichtet lag. Da, wo sonst Zimmer gewesen waren, befand sich nun ein grosser, offener Raum, durch welchen hindurch ich direkt in den dahinterliegenden Hof blicken konnte. Das obere Stockwerk, und jedenfalls auch die Miethsleute, welche es bewohnten, schwebten, mit Hilfe von ein Paar zeitweilig untergespreizten Balken, in der Luft. Die Maurer waren bei'm Aufmauern der Fundamente beschäftigt. Die Eigenthümerin, eine blasse, determinirt aussehende Frau, in schwarzem Kleide, stand in der Mitte des Raumes, der einst ihre Wohnstube gewesen war, eifrig strickend, und dann und wann einen Blick auf die Maurer werfend, oder ihnen in peremtorischer Weise zunickend. Es ist hier üblich, dass die Leute ihre eigenen Bau- oder Maurer-Meister machen, und, wie es scheint, bewährt sich diese Methode ganz gut. Als ich dann, drei Tage später, wieder die Strasse passirte, war die Mauerung schon um

einen Fuss über die Fundamente herauf gewachsen. Die Hauseigenthümerin stand noch auf derselben Stelle, ebenso heftig wie vorher strickend, aber die Mauern reichten ihr schon bis über die Knöchel; noch einige Tage mehr, und die Ziegelwand ging ihr bereits bis an die Taille; da der Strickstrumpf inzwischen nach unten zu gewachsen war, so was das Strumpfbein nicht mehr sichtbar.

Das Haus der Frau Lemm besteht, wie alle übrigen in der Reihe auf dieser Seite des Marktplatzes, aus zwei Stockwerken ohne Dachgeschoss. Es enthält, glaube ich, vierzehn oder fünfzehn Wohnräume (mit Einschluss zweier Küchen). Alle diese Häuser, die etwa um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts erbaut wurden, und in sehr bequemer Nähe vom Palais liegen, sind wahrscheinlich zu Prinz Heinrichs Zeiten von Leuten bewohnt gewesen, die, mehr oder weniger, in irgend einer Beziehung zum Hofe standen. Ihre Lage war, und ist noch, vom technischen Standpunkte aus betrachtet, die beste in der Stadt, allein, gleichsam erdrückt und verdunkelt, wie sie es jetzt sind, durch die mächtigen, alles überschattenden Lindenbäume, haben sie mit der Zeit ein Aussehen von Abgeschiedenheit und unnahbarer Heimlichkeit erlangt, dass man auf den Gedanken kommen kann, es lebe in jedem derselben der einsiedlerische Spross irgend eines Patriziergeschlechtes, der an's Bett gefesselt sei, mit einem leise auftretenden Diener. Die meisten von ihnen sind still, staubig und düster, und dennoch auf dem besten Wege, von dem Schicksale anderer fashionabler Lokalitäten ereilt zu werden. Wie schon früher erwähnt, ist das letzte Haus in der Reihe, das nicht nur auf dem Marktplatz, sondern auch auf die hier einmündende Querstrasse hinausgeht, in die Hände eines jüdischen Materialwaaren-Händlers gekommen, der das schönste Zimmer in einen Eckladen umgewandelt, und dazu die Fenster erweitert hat, in denen nun, zugleich nach zwei Strassen

hinaus, Säulen von Candis-Zucker prangen. Frau Lemm selbst, obwohl sie den kommerziellen Wendepunkt in ihrem Leben durch kein Zeichen an der Aussenseite kund thut, hat ihre grösste Stube mit Putzmacher- und Baumwollen-Waaren gefüllt, und arbeitet angestrengt vom Morgen bis Abend, den Draht zu Hutformen zurecht legend, Musselin fältelnd, oder Stücke Kattun mit der Elle ausmessend. Ohne diese Einnahmequelle, sagt sie mir, könne sie nicht existiren, da der Ertrag an Miethzins nicht ausreiche, um ihre Bedürfnisse zu decken.

Hinter dem Hause liegt ein langer Hof, der bis an die Rückseite eines anderen, zweistöckigen Hauses reicht, das mit seiner Front in der nächst angrenzenden Strasse liegt; in dieser, und zwar unmittelbar in unserem Rücken, steht auch die Stadtkirche. Das obenerwähnte Haus ist eines der vom Feuer verschont Gebliebenen, und beansprucht somit in Bezug auf seine, aus einer früheren Zeitepoche stammende Bauart, unsere Aufmerksamkeit. Es gehört ebenfalls der Frau Lemm, und ist, wie ich vernehme, zu seinem grösseren Theile von einem Schuster und seiner zahlreichen Familie bewohnt. Der Hof wird in der Mitte durch Nebenbauten und einen Brunnen etwas eingeengt; in demjenigen Theile desselben, der unserem eigenen Wohnhause zunächst liegt, geschieht dies durch zwei abgezäunte, dreieckige Plätze, die Frau Lemm von dem übrigen Hofraume als Blumengärtchen abgetrennt hat. Jede Seite der kleinen Umzäunungen ist etwa sechs Ellen lang. Eins davon, welches hinter Frau Lemms Küchenfenster liegt, wird von einem prächtigen Birnbaume überschattet, und trägt auf seiner grasbewachsenen Fläche ausser einer Kletterrose und einigen Johannisbeer-Sträuchern, ein Paar Campanulas und die wild umher wuchernden Reste einiger halb erstickter Frühlingsblumen; das Ganze ist stark zertreten und an allen Ecken und Enden schadhaft.

In dem gegenüberliegenden Dreieck hält sich der *Herr Gerichtsrath* seine Hühner. Er ist ein Liebhaber schönen Geflügels, und züchtet eine Anzahl seltener Hühner in verschiedenen Käfigen und hinter Drahtnetzen. Der ganze eingezäunte Platz ist mit diesen Netzen überdeckt, so dass man, wenn diese nicht gerade zerrissen sind, die verschiedenen Hühner-Familien, ohne Gefahr, dass sie entkommen, abwechselnd auf und ab spazieren lassen, ihr Besitzer aber, wenn er daheim ist, von einem der Hinterfenster aus, ihrem harmlosen Treiben zuschauen, und dabei eine Cigarre rauchen kann. Während seiner Abwesenheit ruht die Sorge für dieselben auf dem Diener, der sie herauslässt, füttert, und wieder einsperrt; Alles zu fest bestimmten Stunden und, wie ich sagen muss, mit sehr ernsthafter Miene. Er trägt indess keine grosse Verantwortlichkeit, denn sein Herr, obwohl in der Schweiz, denkt an seine Hühner, und correspondirt mit ihm über dieselben; er lässt sich über ihr Wohlbefinden Bericht erstatten, und sendet seinerseits Anweisungen, dass mit dem Futter gewechselt werden solle, oder gar, dass solche Stücke, die zu gross geworden sind für einen Privatzüchter, abzuschaffen seien. Als ich einmal dastand, und sie mir ansah, dabei aber, glaube ich, an ganz etwas Anderes dachte, zeigte Wilhelm, der auch schon eine ganze Weile in tiefem Schweigen zugeschaut hatte, plötzlich auf einen kleinen lichtgrauen Hahn, und sagte mit seinem gewohnten Ernste, er habe diesen Morgen einen Brief vom Herrn *Gerichtsrath*, der auf dem Rigi war, erhalten, mit der Weisung, diesen jungen Hahn fortzugeben. (Ob noch sonst etwas in dem Briefe stand, danach habe ich nicht gefragt.) Netzwerk sowohl wie Umzäunung, sind in sehr reparaturbedürftigem Zustande, und da Niemand da ist, sie auszubessern, so benutzen die älteren Hühner die Gelegenheit, um herauszuspazieren. Sie treiben sich den ganzen Tag im Hofe und in Frau Lemms eingezäuntem Dreieck umher,

springen über die Einfassung hinweg, als wäre sie gar nicht vorhanden, treten ihre Campanulas nieder, kratzen ihren dünnen Rasen weg, oder graben tiefe Löcher unter ihren Rosensträuchern; und als ich einmal sagte, es sei doch eigentlich schade, so wendete sie sich weg, und erwiederte mit einem leichten Seufzer, daran wäre eben nichts zu ändern und dann, fügte sie ganz freundlich hinzu, würde es auch dem Herrn Gerichtsrathe selber sehr leid thun, wenn er es sähe; da aber das Drahtnetz nicht eher ausgebessert werden kann, als bis er wieder zurückkommt, so nützt es gar nichts, sich darüber zu ärgern.

Frau Lemm ist — wie mir scheint, sehr unkluger Weise — eifrig bemüht, ihr Haus, oder eigentlich ihre beiden Häuser, zu verkaufen. Ich habe Alles, was sich nur denken lässt, dagegen vorgebracht, allein, wie ich deutlich sehe, ohne damit irgendwie Eindruck zu machen. Sie meint, Hausbesitzerin sein, sei ein schlechtes Geschäft für eine einzelne Frau. Der Schuhmacher im Hinterhause bezahlt seine Miethe sehr unregelmässig, und, da er eine so zahlreiche Familie hat, wie kann sie ihn da drängen? In Bezug auf einen anderen Miether, der in demselben Hause ein Paar Zimmer inne hat, murmelte sie etwas vor sich hin, das, wenn ich es recht verstand, soviel sagen wollte, wie, dass er gar nichts bezahle, auch nichts besitze, und man ihn natürlich in seiner Mittellosigkeit doch nicht auf die Strasse setzen könne. Und dann die Reparaturen — und Reparaturen gebe es bei einem Hause, wie diesem, fortwährend — das passe ihr schon gar nicht, es sei Nichts für eine ältere Frau wie sie, so den ganzen Tag nach den Maurern zu schauen; wie sollte sie da ihren Laden und ihr Geschäft versorgen, wenn sie bald oben auf dem Speicher, bald unten im Hofe stehen müsse? Und wäre sie nicht hinter ihnen her, dann brauchten sie die doppelte Zeit, und liessen sich auch das Doppelte an Tagelohn zahlen. Da ist zum Bei-

spiel eine Wand in dem Nebenhause, die dringend der Reparatur bedürfte, sie schiebt dieselbe aber immer wieder auf, in der Hoffnung, dass sie ihr vielleicht ganz werde abgenommen werden. Und dann besteht, ganz abgesehen von Schuhmacher und Maurern, ein hässliches Gerücht und der Verdacht, dass der Schwamm im Hause stecke.

Sie verlangt sechstausend Thaler für das ganze Besitzthum, hat auch mit einem Auswärtigen, einem Berliner, der sich hier niederzulassen gedenkt, bereits in Unterhandlungen gestanden, und gehofft, dass der Kauf zum Abschluss gelangen würde; der Käufer aber versuchte zuerst, den Preis herunterzudrücken, und dann, zum Theil mit deshalb, weil ihm das Gerücht über den Hausschwamm zu Ohren kam, zog er zurück. Frau Lemm war sehr überrascht, und fühlt sich gekränkt, weil sie denkt, einer ihrer Nachbaren habe von dem Hausschwamm gesprochen. „Sicherlich ist es nicht recht, vom Hause seines Nachbaren Uebles zu reden." Ich sagte ihr, sie solle froh sein, und ihr Haus behalten; die Häuser könnten leicht im Preise steigen, besonders wenn Rheinsberg eine Eisenbahn bekäme, und Haltepunkt würde. Dann fragte ich sie, weshalb sie ihre Maurer auf Tagelohn arbeiten lasse? Würde es nicht besser sein, mit ihnen ein Abkommen zu treffen, und sie nach Maassgabe der geleisteten Arbeit zu bezahlen? Sie entgegnete mir, dass sei in Rheinsberg nicht gebräuchlich, indess möchte es sich doch vielleicht empfehlen, und sie wolle das nächste Mal etwas der Art versuchen; inzwischen hoffe sie, die Wand im Hofe werde wohl noch ein Weilchen stehen.

Der Häuser-Block an der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes war ehedem das *Domestikenhaus*, und gegenwärtig sind öffentliche Behörden darin untergebracht. In seiner äusseren Erscheinung entspricht er ganz der Häuserreihe auf unserer Seite, nur liegt er, meine ich, in tieferem Schatten; aus meinem Fenster im ersten Stock, obgleich es

ihm genau gegenüber liegt, sehe ich natürlich garnichts davon. Ich glaube, das Gefängniss, mit seinem einzigen Insassen, befindet sich irgendwo nach der Rückseite zu, im Erdgeschosse desselben. Mit seinem dem *Schlosse* zunächst gelegenen Ende, berührt das *Domestikenhaus* das *Cavalierhaus*, welches unter rechtem Winkel zu ihm steht; beide Häuserfronten liegen, von Aussen gesehen, in zwei Seiten eines Quadrates, und die Giebelseite des *Cavalierhauses* bildet auf diese Weise gewissermaassen das letzte Haus in der Häuserreihe und sieht auf den Marktplatz hinaus, gerade gegenüber der entsprechenden Giebelseite des *Rathskellers*. Mit seinem anderen Ende, welches das Theater des Prinzen Heinrich enthält, berührt es beinahe den See. Die Frontseite desselben liegt dem rechten Flügelbaue des *Schlosses* gegenüber, und zwischen beiden befindet sich ein Blumengarten, mit einem Wassergraben davor und verschiedene breite Kies- und Graswege.

Im Cavalierhaus hatten zu den Zeiten des Prinzen Heinrich die Herren vom Gefolge ihre Quartiere, auch wurden dort gewöhnlich Gäste von nicht fürstlichem Range untergebracht. Es war damals ohne Frage derjenige Theil des Palais oder der Stadt, wo es am lebhaftesten und lustigsten zuging. Nun sieht seine lange, weisse Façade mit ihren monotonen Fensterreihen still und langweilig genug aus, wenn auch hier nicht sämmtliche Fensterläden und Jalousien geschlossen sind, wie in der des Schlosses *vis-à-vis*. Indessen ist es nicht ganz unbewohnt; einen Theil desselben hat, wenn ich nicht irre, irgend ein Beamter inne; auch werden einige Zimmer, sowohl hier, wie in den Stallgebäuden (dem *Marstalle*, einem noch viel anspruchsloseren Baue, welcher der Front des *Schlosses* gegenüber liegt), von ein Paar unbemittelten Damen bewohnt, denen die Benutzung derselben durch die Gnade des Königs gestattet ist. Bisweilen, wenn ich am Hause entlang ging, habe ich bemerkt, wie

ein einsames Gesicht, von einer Mousselin-Haube umrahmt, verdrossen, aber nicht ganz ohne Neugierde, aus einem Fenster mir nachschaute. Ob diejenigen, die in diesem stillen Asyle den Rest ihres Lebens zubringen, einer besonderen Klasse von Beamten-Familien angehören, oder ob bei ihrer Wahl lediglich der Wunsch, wohlzuthun, entschieden hat, vermag ich nicht zu sagen.

Wie es scheint, gehören sie nicht Alle derselben Gesellschaftsklasse an. Man erzählt mir, dass, als vor Kurzem eine alte, hölzerne Treppe, welche von einem Theile des Gebäudes direkt in den Garten hinunterführt, weil sie schadhaft geworden, und selbst in ihren besten Zeiten nie viel werth gewesen war, zum Abbruch verurtheilt worden sei, eine Dame, deren Zimmer dicht an ihrem oberen Ausgange liegen, sich erboten habe, dieselbe „zu kaufen" (soll wohl heissen, die Kosten für ihre Instandsetzung zu tragen) unter der Bedingung, dass ihr die Benutzung derselben zu ihrem ausschliesslichen Gebrauche überlassen werde. Die Dame war „adelig, sehr adelig", sagt mein Gewährsmann, und, obwohl arm wie eine Kirchenmaus, machte es ihr grossen *chagrin,* bis an's Ende ihrer Tage, zusammen mit ihren niedriggeborenen Hausgenossinnen dieselbe Treppe zu benutzen, und so vielleicht gar Gefahr zu laufen, dass man sie mit jenen in einen Topf werfe. Ihr Gesuch fand Gewährung, und nun hat sie die Treppe mit einer Thür an deren oberen Ausgange, ganz allein für sich, hält sie wohl verschlossen, und bewahrt den Schlüssel dazu. Da die Treppe so nahe bei ihrer Wohnung liegt, so wollte es mir scheinen, als sei der Wunsch nach grösserer Behaglichkeit ein mindestens ebenso natürliches Motiv dafür, dass sie sich dieselbe sicherte, wie der Dünkel; aber ich sprach meinen Gedanken nicht aus, denn ich würde damit der Geschichte, so wie sie mir ein Bürgerlicher auf Kosten des Adels erzählte, die Pointe genommen haben.

Unser langer Hof und der Flur des Hinterhauses kürzen den Weg nach der Kirche und dem, sich um sie herumgruppirenden Theile der Stadt, bedeutend ab, obwohl es kaum irgend Jemanden im Hause jemals einfällt, diesen Weg zu nehmen. Von einer Person dagegen wird dieser hintere Zugang häufig benutzt, das ist Frau Lemms Schwester, wenn sie des Vormittags erscheint. Von der Lebens-Geschichte dieser Schwester weiss ich gar nichts. Ihren Namen habe ich nie nennen hören, und ich glaube, sie selbst macht jetzt selten von demselben Gebrauch. Ich meine, sie ist auch Wittwe, lebt irgendwo in ärmlichen Verhältnissen, und bis dahin auf eigenen Füssen, soweit das eben eine ältliche, niedergedrückte Person in der Regel vermag. Sie gleicht ihrer Schwester gar nicht. Man kann sich kaum denken, dass sie ihr jemals im Mindesten geglichen, oder auch nur ein Atom jener Energie und Elasticität oder jenes flotten Humors besessen habe, die Frau Lemm schon aus den blauen Augen leuchten, ihr helfen, den Sorgen des Lebens Stand zu halten, und sie (sogar in ziemlicher Länge und Breite) wieder mitzutheilen, eine Eigenschaft, in welcher sie sich besonders auszeichnet. Seit den letzten Monaten ist diese ausser'm Hause wohnende Schwester einem Zustand von Nerven-Krankheit oder -Leiden verfallen, der sie sehr behindert, ihr grossen Kummer macht, und sie ihrer Fähigkeiten beraubt — welcher Fähigkeiten weiss ich nicht. So stolpert sie denn, mit unsicheren Schritten, jeden Morgen nach dem Hause ihrer Schwester, um von ihr den Tag über gepflegt zu werden. Sie sagt, „sie hat es im Kopfe", erzählt mir Frau Lemm. Ihre ganze Erscheinung, schon ihr Gang und ihre Bewegungen bekunden Angst, Unentschlossenheit und Blödigkeit, wie wenn ihr das Leben zu einem einzigen grossen Zweifel geworden sei. Oft sitzt sie in dem Putzladen, und schaut verstört um sich, wenn Jemand eintritt. Am Abend setzt sich Frau Lemm mit ihr

auf die Bank vor der Hausthür, und sobald es dunkel wird, giebt sie ihr den Arm, und führt sie wieder nach Hause. Ich glaube nicht, dass sie von dieser Weise, Gutes zu thun, besonders befriedigt, oder dass sie es recht zu begreifen im Stande ist, wie Jemand, der seinen Kopf noch hat, über denselben klagen könne, anstatt ihn zu irgend einem nützlichen Zwecke zu gebrauchen. Sie ist nicht gerade ungeduldig mit der Kranken, aber sie hat eine etwas rauhe Weise, derselben Muth zuzusprechen, und ermahnt sie vergebens, nicht zu klagen. Im Stillen verdriesst sie dieser Zuwachs zu ihrer Arbeit doch ein wenig, wie sie mir unter dem Siegel tiefsten Vertrauens gestanden hat. „Sehen Sie, ich habe für meine Schwester eben so gut wie für mich selbst das Essen zu bereiten, und muss ihr Thee kochen." „Aber kochen sollten Sie den Thee nicht", begann ich einzuwenden — allein sie nahm von der Unterbrechung keine Notiz — „Sie sagt, sie hat es im Kopfe, sie kann nicht arbeiten, sagt sie; sobald sie sich bückt, fühlt sie es im Kopfe, und dann auch immer auf der Brust etwas; und dafür koche ich ihr denn Thee, sehen Sie."

Capitel XXI.

Die Kirche.

Sonnenaufgang in der Wüste — Ein unvorhergesehener Angriff — Förster und Forsten — Des Kirchendieners Tochter — Der Altar — Grabsteine und Gedächtnisstafeln — Der Ritter und der Geiger — Die Glocken — Der Schneider.

Den 16. Juli. — Bald nach Sonnenaufgang machte ich mich zu einem Frühspaziergang auf. Die grossen, hochdachigen Scheunen ausserhalb des Thores warfen ihre langgestreckten, sich pyramidenförmig zuspitzenden Schatten weit über die Wüste hin. Die Sandwellen waren noch kühl und die dünn gesäeten Grashalme und jungen Kiefernbäume noch nass vom nächtlichen Thau. Da ich nicht die Absicht hatte, sehr weit zu gehen, so war ich in die Wildniss hingewatet, ohne mich um die Richtung zu kümmern, dabei aber doch, etwa eine Stunde lang, wie ich glaubte, einer Art von Spur gefolgt, und dachte eben daran, wieder umzukehren, als ich Jemand mir zurufen, und schreien hörte. Ich blickte nach links um, und sah einen Mann (dem Aussehn nach einen Förster oder Wildhüter), nicht allzuweit, etwa fünfhundert Schritt von mir, am Rande des Waldes stehen, der heftig mit den Armen um sich focht, mit dem Stocke zeigte, kurz

allerhand Gestikulationen machte. Als ich stille stand, fuhr er noch ein Weilchen fort, zu schreien und mit dem Stocke zu zeigen, und hielt dann plötzlich inne. Ich versuchte, ihm zu antworten, obwohl ich sicher war, dass ihn keines meiner Worte erreichen konnte, merkte aber, dass es ihm nicht um eine Antwort zu thun war. Einen Augenblick lang dachte ich an den Versuch, zu ihm zu gehen, auf die Chance hin, dass er mir halbwegs entgegenkommen möchte, allein zwischen uns lag ein unebener Strich knietiefen, reinen Triebsandes, der durch eine Masse über ihn hin verstreuter, junger Kiefernbüsche noch viel unwegsamer gemacht wurde, weil deren biegsame, vom Sande halb bedeckte Unteräste sich zu einem Netz von Fallstricken verwoben, die den Wanderer leicht zum Straucheln bringen. Ueberdies begann er bei der ersten Bewegung, die ich nach der bezeichneten Richtung hin machte, von Neuem zu schreien, zu gestikuliren, und den Stock zu schwingen, offenbar in der Absicht, mich zur Umkehr zu bewegen. So machte ich denn Kehrt, um heimwärts zu gehen, was zu thun, ich im Begriffe gewesen war, ehe ich ihn gesehen oder gehört hatte, da aber gerieth er in eine solche Aufregung, schrie noch einmal so stark, und streckte seine Arme bald in die Höhe, bald warf er sie um sich in einer Weise, dass ich wider meinen Willen stehen blieb. Nun versuchte ich es auch meinerseits mit einigen Gesten, fuchtelte mit den Händen über meinem Haupte herum, wie ich es ihn hatte thun sehen, und winkte mit meinem weissen Sonnenschirme; allein alle diese Bewegungen waren, da sie nicht vom Herzen kamen, nicht natürlich, und ich fühlte, dass sie keinen Eindruck machten. Er fuhr fort, mir irgend etwas zuzurufen; dass es kurze Sätze waren, merkte ich wohl, aber irgend ein Wort zu unterscheiden, war mir nicht möglich, und jedesmal, wenn ich versuchte, einen Schritt vorwärts zu thun, schrie er stärker denn zuvor. Wenn ich nun auch nicht gerade der

Meinung war, er wolle mich vor einem wilden Stier warnen, so begann ich doch Verständniss zu empfinden für die Situation jener Reisenden, die uns erzählen, wie sie sich plötzlich den Launen irgend einer wilden Bestie preisgegeben sahen, welche sie anbrüllte, weil sie von ihnen gestört wurde, und die Zähne fletschte, sobald sie versuchten, sich davon zu machen; da ich mich indessen nicht den ganzen Tag hier auf offener Haide anschreieen lassen konnte, so schlug ich endlich entschlossen eine neue Richtung, und zwar genau die, dem Standpunkte des Feindes entgegengesetzte ein, der mir eine ganze Salve von Worten nachsandte; diesmal in einem, wie es mir vorkam, beruhigter klingendem Tone. Im Weitergehen stiess ich auf wirkliche Schwierigkeiten, denn der lose Sand und die jungen Kiefern wurden recht hinderlich. Indessen nach wenigen Minuten fand ich plötzlich eine Spur, die mich nach einer Viertelstunde in einen prächtigen Wald führte. Es war ein gemischter Bestand von Kiefern und Buchen, mit reichlichem Unterwuchse und unebenem, mit Gras und Blumen bewachsenem Boden; wie sich später herausstellte, nur ein schöneres Stückchen des grossen Kiefernwaldes, den die nach Berlin führende Strasse durchschneidet. Wie es schien, führte die Spur, der ich gefolgt war, durch diesen Winkel hindurch wieder in's offene Land hinaus. Danach gelüstete es mich nun nicht, und so liess ich mich denn unter den Buchen nieder, las eine Weile, und eilte dann heim, nicht ganz ohne Besorgniss, wenn ich an gefährliche Stellen kam, es möchte wieder Jemand in der Ferne stehen, und mich anschreien.

Wir nahmen, wie gewöhnlich, unsere Mittagsmahlzeit vor der Thür unter den Kastanienbäumen ein, und beendeten sie rasch; da die Männer der Kunst und der Jurisprudenz für den Nachmittag einen weiteren Ausflug zu Wagen geplant hatten, so gingen sie frühzeitig, und liessen mich allein. Ich blieb eine Weile sitzen, völlig ungestört, obgleich ich

in dem Triangel sass, der gerade am Zusammenstosse dreier Strassen und der Thür des *Rathskellers* gegenüber liegt. Um diese erste Nachmittagsstunde, wenn das Mittagsmahl glücklich eingenommen ist, und die Schüsseln und Speisereste vorläufig abgeräumt sind, macht hier alle Welt, nicht nur im *Rathskeller,* sondern auch in jedem Hause in der Stadt, ihr Mittagsschläfchen, mit einziger Ausnahme vielleicht unserer arbeitsamen, aber unordentlichen und schmutzigen Hausmagd; und selbst diese, glaube ich, wenn sie Grund hat anzunehmen, dass ihr Name innerhalb der nächsten zwei Minuten nicht gerufen wird, hat, von unbezwingbarer Müdigkeit überwältigt, einen Wischlappen auf die nächste Tischecke geworfen, ihren Kopf darauf gelegt, und ist für einen Augenblick eingenickt.

So sass ich denn in voller Ruhe, und liess meine Blicke über die, in Erwartung von Gästen wieder in Ordnung gestellten Tische und Bänke schweifen, meine Gedanken aber, wohin sie wollten. Nach einiger Zeit kam ein alter Mann die Strasse herauf, langsamen, aber festen, ja, man hätte sagen können, munteren Schrittes mit Hilfe seines Stockes, den er auf die Steine klingen liess, wenn er ihn niedersetzte. Er ging ein wenig gebückt, hatte einen grauen Bart, und konnte seiner Kleidung nach, die, obgleich feiertäglich, doch ziemlich stark abgetragen war, für einen Förster gelten. Seine Gestalt zeigte, trotz seines Alters, etwas Elastisches; er kam geradenwegs auf meinen Tisch zu, grüsste mich, setzte sich ohne weitere Umstände zu mir und klopfte laut nach Bier. „Sie hatten sich heute Morgen verirrt," sagte er dann, und klopfte noch lauter, als zuvor, auf den Tisch. „Wie meinen Sie?" entgegnete ich. „Sie hatten sich verirrt, als Sie nach . . . . . wollten (ich habe den Namen des Dorfes vergessen, den er nannte), und ich habe Sie wieder auf den Weg gebracht." „Waren Sie das", sagte ich? „Ja, versteht sich", erwiderte er. „Ich sah,

dass Sie irre gingen, das passirt den Leuten oft in diesem Theile der Heide. Sie haben doch nachher den richtigen Weg gefunden? Sie sind wohl vorher niemals in . . . . . gewesen?" „Ich wollte gar nicht nach . . . . ., ich machte nur einen Spaziergang." „Unsere Wege sind recht schlecht", fuhr er fort, ohne auf meine Erwiderung zu achten, „und können Fremde ganz konfus machen. Sie hatten wohl Geschäfte in . . . . ., meine ich?" „Ich ging gar nicht nach . . . .," sagte ich noch ein Mal, „sondern nur bis dahin, wo der Wald ein Ende hatte, und kehrte dann wieder um". „Sie gingen nicht nach . . . . ., Sie wollten überhaupt nicht nach . . . . ., ja, wohin wollten Sie denn?" „Ich machte einen Spaziergang." Damit gab er sich endlich zufrieden, sprach ein Paar Minuten lang kein Wort weiter, sondern rückte an seinem Bierkruge, und dachte nach; dann wandte er sich mit merklich verändertem Gesichtsausdrucke, in welchem, meine ich, das Vergnügen vorwog, wieder zu mir. Ich war ihm mit einem Male in einem neuen, ganz ungewohnten, aber durchaus nicht unangenehmen Lichte erschienen. Er richtete nun eine Menge Fragen an mich, in Bezug auf mein Heimathland, meine Gewohnheiten, meine Lebensgeschichte, meine Wanderungen und meine Ansicht über das Bier; zum Theil ohne Zweifel, um sich vollkommen zu versichern, dass ich wirklich ein *bona fide*-Tourist und mit den Absichten eines solchen gekommen sei, zum Theil, um Zeit zu gewinnen, sich mit dem Gebahren eines solchen Phänomens völlig vertraut zu machen. Gierig verschlang er jede Neuigkeit, und schöpfte dann Athem. Es wurde mir klar, dass er buchstäblich noch Niemand gesehen oder von Jemand gehört hatte, der in ähnlicher Absicht in diese Gegend gekommen wäre. In seinen jungen Jahren hatte er einmal auf einer grossen Jagd in einem anderen Theile der Provinz Brandenburg Gelegenheit gehabt, mit Herren zu sprechen, die grosse Reisen gemacht, und fremde Länder

gesehen hatten; aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, dass es irgend Jemand einfallen könnte, die Mark für ein fremdes Land zu halten; und doch gäbe es so viel Schönes und Sehenswerthes in ihr, der Gedanke sei ihm schon oft gekommen (augenscheinlich kam er ihm in diesem Augenblicke wie zum ersten Male, und mit dem vollen Reize der Neuheit). Nach und nach fing er auch an, über den Wald zu reden, über die Lebensweise, die seine Bewohner führten, über das Wild und die Jagd. Davon, dass es ihm leid sei, mich diesen Morgen so wild angeschrieen zu haben, äusserte er nicht ein Wort; allein er sagte mir, dass, wenn ich wieder einmal ungefähr dieselbe Richtung einschlüge, mich nur ein wenig mehr links hielte, und dann, unweit der Stelle, wo ich ihn hätte stehen sehen, seitwärts in den Wald ginge, ich einen Weg finden würde, der mich an seinem Hause vorüberführte; sollte er dann gerade zu Hause sein, so würde es ihm Freude machen, mir weiter den Weg zu zeigen, nach einem der schönsten Wälder, die es in diesem Theile des Landes gäbe, der Menzer Forst und dem grossen Stechlin-See, dem grössten unter den Landseeen dieser Gegend, der von allen Seiten von Wald umgeben sei. Das wäre der prächtigste Ausflug, den ich machen könnte, und ich würde ihm gewiss später dafür dankbar sein. Er erzählte mir, sein eigenes und noch ein anderes Haus ständen ganz für sich allein, mitten im tiefen Walde, meilenweit entfernt von der übrigen Menschheit. Ihm gefiele die Lage ganz gut, nur im Winter hätte sie bisweilen ihre Unbequemlichkeiten — sie wären oft ganz eingeschneit, und dann sei es schwierig, die nothwendigsten Bedürfnisse den weiten Weg von der Stadt her herbeizuschaffen. Ueberdies seien Hirsche und Wildschweine böse Nachbaren, namentlich die Wildschweine, man könne die Kartoffeln gar nicht retten vor ihnen. Er habe schon solche Zäune um seine Kartoffelfelder gezogen, aber die rissen ja jeden Zaun nieder, und, was sie nicht

frässen, das zerstörten sie. Er hatte nicht immer in diesem Theile des Landes gelebt, sondern früher einen ähnlichen Posten weiter östlich, nicht weit von Joachimsthal, inne gehabt; das war in der Nähe von des Kaisers Jagdhaus, dem Hubertusstock in der Schorfheide, gewesen. Ja, *das* sei doch noch ein Wald! *da* gäbe es noch Wild! Er habe manches Mal bis achthundert Stück Rothwild bei einander gesehen. In Erwiderung auf eine von mir gestellte Frage, sagte er, ich könne, von unvermeidlichen Unterbrechungen abgesehen, vierzig deutsche Meilen weit immer fort im Walde marschieren, wenn ich an einem gewissen Punkte, östlich von Wittstock in der Priegnitz, den er mir nannte, einsetzte, und dann, quer durch die ganze Mark Brandenburg gehend, bei Torgau in der Provinz Sachsen wieder herausträte.

Von seinem Walde sprach er mit grosser Zuneigung und Begeisterung, und zwar gut; und, was er sagte, hörte sich um so besser an, als Alles unstudirt und frisch herauskam. Sicherlich hatte er nie in seinem Leben darauf gerechnet, Jemand zu finden, der ihm zuhörte.

Lange bevor er geendet hatte, war die Stadt nach und nach wieder erwacht, und Biertrinker hatten sich an die Tische in unserer Nähe gesetzt, einige davon verwundert zuhorchend, Alle aber die Luft mit dem Qualme ihres billigen Tabaks erfüllend.

Da mir sehr viel daran lag, das Innere der Stadtkirche zu sehen, so wandte ich mich an die Tochter des verstorbenen Kirchendieners, deren Mutter, als des letzteren Wittwe, noch jetzt die Schlüssel unter ihrer Obhut hat, um mir die Thüren zu öffnen.

Die Kirche ist nicht besonders bemerkenswerth, befindet sich aber in sehr gutem baulichen Zustande; ihr ältester Theil ist, ich weiss nicht wann, erbaut worden; und im Jahre 1568 wurde sie durch Achim von Bredow, dem da-

maligen Grundherren, um das Dreifache ihrer ursprünglichen Grösse erweitert. Im Jahre 1635, als fast die ganze Stadt bis auf den Grund niedergebrannt wurde, ging der Kirchthurm, der aus Holz erbaut war, und als Belfried diente, ebenfalls in Flammen auf, aber die Kirche selbst blieb verschont, und zwar nicht nur damals, sondern auch im Jahre 1675, als die Stadt, bis auf sieben Häuser, zum zweiten Male in Asche gelegt wurde, ja, sogar ein drittes Mal bei dem Brande im Jahre 1740.*

Ich fand in der Kirche nicht so viel Denkmäler, als ich nach Allem, was ich gehört, erwartet hatte. Eines darunter ist sehr gross, ganze zwanzig Schuh hoch und dem Andenken Achim von Bredows gewidmet. Es ist im Style des Ausganges des sechzehnten Jahrhunderts entworfen, und natürlich zum grösseren Theile allegorisch gehalten. Der Ritter und seine Gemahlin sind unterhalb zweier Basreliefs angebracht, welche beide die Auferstehung des Gerechten sinnbildlich darstellen — den Propheten Jonas, wie er vom Wallfisch ausgespieen wird, und Christus, aus dem Grabe auferstehend. Ganz oben befindet sich das Wappen der Bredow, und am Fusse sind einige Knittelverse angebracht, die aus dem Munde des Ritters herauskommen sollen. Heutzutage wird das Denkmal für sehr schön gehalten von allen denen, welche für die Kunstprodukte vierten Ranges aus der Spätrenaissance- und Rococo-Zeit schwärmen, oder gutmüthig genug sind, in solchen Dingen den Willen für die That zu nehmen. Alle die Grabsteine, welche ich mir angesehen habe, trugen den Namen Bredow, bis auf einen grossen aus dem vorigen Jahrhundert, mit einigen sentimentalen französischen Versen darauf zum Andenken an einen der Musiker des Prinzen Heinrich, einen französischen Geigenspieler, Namens Pitschner. Es kann wohl keinen besseren Kontrast geben,

* Hennert, p. p. 39. 44. Es scheint, dass die Brände der Jahre 1635 und 1740 beide am 14. April stattgefunden haben.

als der Ausdruck demüthigen Hoffens nach einem zwischen wilder Rauflust und lutherischer Frömmigkeit getheilten Leben, in den Grabschriften dieser brandenburgischen Junker und ihrer stämmigen Damen, deren rohgemeisselte Figuren in sandsteinernen Wämsern und Halskrausen steif auf den Sargdeckeln ausgestreckt liegen, und andererseits die mäandrischen Windungen, in denen die französische Muse das Lob des modernen Amphion singt, und klagt, dass die Fackel seiner „beaux-jours" schon erloschen sei.

Es ist der Mühe werth, Achim von Bredows Grabschrift und die Pitschners, beide in ihrem Original-Wortlaute, hier nebeneinander zu stellen.

Der Ritter.

O frommer Christ, urtheile mild
Der Du anschauest dieses Bild.
Fragst Du, wer ich sey im Grab?
Gewesen bin ich und Itzt ab;
Verfolgung, Sorge, Kreuz ohn' Zahl
Die mir begegnet überall
Ich ritterlich obwunden hab'
Und ruhe nun in meinem Grab.
Auch mit Geduld der Welt Bosheit
Hab' ich ertragen allezeit
Nach Gottes Willen, welcher ist
Der allerbest zu jeder Frist—
Gelobt seyst Du, Herr Jesus Christ.

Der Geiger.

Un prince, Ami des Arts, secondant mon Génie—
Déjà l' École d'Italie
À l' Allemagne mon Berceau
Promet un Amphion nouveau:
Mais comme j'avançois dans ma carrière illustre
J'ai vu de mes beaux jours s'éteindre le flambeau
Sans passer le milieu de mon cinquième Lustre;
Muses! pleurez sur mon Tombeau.

Das Altarbild ist schön, desgleichen die Kanzel, der Taufstein und ein Leuchter. Letzterer stammt aus dem

achtzehnten Jahrhundert,* aber der Taufstein, ein Geschenk der Familie Sparr, ist eine Arbeit des sechzehnten, ebenso die Kanzel, welche von der Wittwe Achim von Bredows, einer Anna von Hahn, gestiftet worden, und mit ihrem und ihres Gemahles Wappen verziert ist.

Vor ungefähr dreissig Jahren wurde die Kirche einer gründlichen Reparatur unterworfen. Bis dahin war das Grabgewölbe, in welchem die Körper der Bredow, Sparr und anderer Geschlechter bestattet liegen, offen, und man konnte, glaube ich, durch ein Gitter in dasselbe hinabsehen. Nach Beendigung der Restaurations-Arbeiten im Jahre 1844 wurde es zugemauert. Bevor dies jedoch geschah, brachte man, um das Gewölbe besser untersuchen zu können, sämmtliche Särge nach oben, stellte sie im Schiffe der Kirche reihenweise auf, und liess sie vier Wochen lang stehen. So viel ich weiss, wurden sie sämmtlich geöffnet, und die mumifizirten Körper dem Publikum zur Schau gestellt. Fontane fügt hinzu, man habe, als man sich anschickte, sie wieder beizusetzen, einen in einer Flasche verschlossenen Papierstreifen in den Sarg Achim von Bredows gelegt, mit einer Notiz, die besagt, wessen Ueberreste der Sarg beherberge, und dann hinzufügt, dass dieselben, nachdem sie in dem Grabgewölbe dreihundert Jahre neben denen der Eichstaedts und Sparrs etc. geruht, gerade einen Monat lang oben in der Kirche zugebracht hätten, während man ihre eigene Ruhestätte lüftete, die sie nun wieder beziehen sollten. Diese Urkunde wurde vom Bürgermeister und den Stadträthen unterzeichnet, dann verschloss man die Särge sämmtlich wieder, und trug sie hinab, den Achims, als der Hauptperson, voran. Darauf wurde das Gewölbe zugemauert.

---

* Fontane sagt, es sei ein Dankopfer, welches die Jungfrauen der Stadt bei'm Abschlusse des Friedens im Jahre 1763 dargebracht hatten.

Ich machte keinerlei Versuch, die Kirchenglocken zu sehen. Es sind deren zwei, die beide die Jahreszahl 1780 tragen. Der grösseren ist bereits Erwähnung geschehen; sie ist ohne Zweifel ein Geschenk des Prinzen Heinrich, und trägt seinen Namen, sowie die der Herren seines Gefolges; auch enthält sie zwei Sprüche, einen in deutscher Sprache und entsetzlich schlechten Alexandrinern:

Des Feuers starke Wuth riss mich in Stücken nieder
Mit Gott durch Meyers Hand ruf ich doch Menschen wieder.

und dann die lateinischen Worte: *Soli Deo Gloria.* Die kleinere Glocke trägt die Namen einer Anzahl von Stadtbürgern.*

Nachdem ich die Kirche verlassen, machte ich einen kurzen Spaziergang am Seeufer entlang, und kehrte dann nach dem *Rathskeller* zurück, wo ich mir einen Hecht zum Abendbrote bestellt hatte. Da der Abend schön war, so hatten sich eine Menge Gäste eingefunden, sassen aber glücklicher Weise alle draussen vor der Thüre. Ich fand die Zimmer sämmtlich leer, und so nahm ich von dem grössten Besitz, und verzehrte meinen Hecht in Einsamkeit. Als ich später allein in der Fensterecke sass, kam der Schneider

---

* Ledebur sagt (in einem Artikel über die Glocken der *Mittelmark — Beitrag zur Glockenkunde u. s. w. — Märkische Forschungen*, Band VI.) beide Glocken seien von Meyer gegossen. Allein an einer anderen Stelle nennt er einen Giesser, Namens Mebert, als den Verfertiger einer der Rheinsberger Glocken, und giebt auch die, auf derselben befindliche Inschrift: *Mebert goss mich. Fusa Rhinsbergae die 12. Maii 1741.* Ferner bringt er eine Sammlung solcher Glockensprüche, die in der Mark Brandenburg häufiger vorkommen. Der oben angeführte: „Soli Deo Gloria" ist, wie es scheint, der am häufigsten wiederkehrende. Wohlbekannte Sprüche wie: „consolo vivos, fleo mortuos" und „convoco vivos ad templum, mortuos ad sepulcrum" kommen gleichfalls häufig vor. (Das Motto zu Schillers *Lied von der Glocke:* „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango", findet sich, glaube ich, häufiger in Süddeutschland und der Schweiz.)

herein. Er war in grosser Force, und begann sofort, lebhaft und mit vielem Gestikuliren in mich hineinzureden, wobei er sich mir dicht gegenüberstellte, und mit beiden Händen schnupfte, während ich nach und nach meinen Stuhl in den äussersten Winkel hinein rückte, bis derselbe zuletzt gegen die Wand stiess. Mit Erstaunen vernahm ich aus dem, was er sagte, dass meine weiten Spaziergänge, namentlich mein tagelanges Ausbleiben und der Umstand, dass ich mich, Niemand wusste wo, aufhielt, zu seltsamen Muthmassungen geführt hatten. Reisen, sagte er, sei eine herrliche Sache; darin wäre er ganz meiner Meinung. Die anderen Leute verständen es aber nicht. Er habe einen Bruder, einen Förster in Wittstock, den besuche er, so oft er könne, und bleibe dann gleich zwei oder drei Tage bei ihm. Sowie er einmal von Hause fort sei, sei er „ganz Tourist". „Ich mache es dann gerade wie Sie", sagte er, „hier, wo ich bekannt bin, kann ich das natürlich nicht", und dabei zwinkerte er mit den Augen, und dämpfte seine Stimme, „aber wenn ich von Hause fort bin, gehe ich auch des Morgens weg, und komme nicht eher wieder, als am späten Abend. Ich sage ihnen dann, sie sollen nie mit dem Mittagbrote auf mich warten." Dann fuhr er, sich zu mir niederbeugend und beinahe flüsternd, fort: „ich gehe auf die Dörfer, Hm!" und nun folgte ein zweites gewaltiges Augenzwinkern, wobei er sich nach der Wirthin umsah, die gerade in dem Augenblicke zur Thüre hereintrat. „So, wirklich, das thuen Sie?" sagte ich, und schob von Neuem meinen Stuhl rückwärts, so dass seine Hinterbeine sich gegen die Wand lehnten, und ich beinahe vorn überkippte. Ich war eingeklemmt zwischen dem Fenster und einer grossen Kommode oder einem Sekretär, in dessem oberen Theile der Wirth seine Rechnungen aufbewahrte, und den Ausgang nach vorn versperrte mir der Schneider, der sich über mich beugte, dabei immer gestikulierte, zu gleicher Zeit mit der einen Hand die offene

Schnupftabaksdose und zwischen Daumen und Zeigefinger der anderen eine Prise haltend. Bei der Heftigkeit seiner Bewegungen und den reichlichen Spuren von Schnupftabak, die auf seiner Person sichtbar waren (ich hatte bereits Gelegenheit zu bemerken, dass er sehr stark *décolleté* ging), war er nicht gerade die Sorte von Prediger, zu dessen Füssen ich hier in dem Fensterwinkel sitzen mochte. „Ja," erwiderte er, und fuhr mir zuletzt mit der Schnupftabaksdose beinahe in's Gesicht, „dann bin ich ganz Tourist, gerade wie Sie" und dabei klopfte er mir in empfindlicher Weise auf das Knie. Da stand ich denn auf, drängte mich bei ihm vorbei, und machte mich, ihm gute Nacht wünschend, davon.

Capitel XXII.

Die Menzer Forst.

Mittag in der Grossen Wüste — Heuernte in der Mark — Die Forsten; ihre Einsamkeit — Was Einem in ihnen alles zustossen kann — Holzmacher und Holzdiebe — Schmuggler — Wilddiebe und Förster — Rache, Mord und plötzlicher Tod — Kohlen-Meiler und Theer-Oefen — Der Stechlin-See — Globsow.

Donnerstag, den 18. — Es war an einem heissen Morgen (alle Welt sagte, es würde ein viel zu heisser Tag werden zum Spazierengehen — in der That wurde es denn auch der heisseste Tag im ganzen Sommer), als ich mich aufmachte, des alten Försters Anweisungen zu folgen, und nach der Grünglas-Hütte zu Globsow, einem etwa zwei bis drei Kilometer entfernten und mitten in der Menzer Forst gelegenen Dorfe, zu gehen. Wie ich bereits früher gesagt, ist der Sand ostwärts von Rheinsberg besonders rein und tief, und bildet eine wellenförmige Wüste von ungefähr dreiviertel Stunden Breite, welche die Stadt von dem Forste trennt. Einen feineren Sand kann man nirgends finden. Strichweise ist derselbe, wovon ich mich bereits überzeugt hatte, ganz von den Aesten junger Kiefernbäume durchwoben. Wo anders wieder erscheint er, wenigstens jedem anderen Auge, als dem des Eingeborenen, vollständig rein

von jeglicher fremden Substanz; allein er ist so lose und kommt so leicht durch den Wind in's Treiben, dass das Gehen darin über alle Beschreibung mühselig wird. Man weiss zwar von Wegen, welche diese Sandflächen durchkreuzen, und dieselben werden auch durch Wegweiser markirt, aber ihre Spur vermag, nach meinem Dafürhalten, selbst das Auge des Einheimischen nicht zu sehen; natürlich wird es hier sein, wie in unseren schottischen Hochlanden, wenn es gilt eine Meeresbucht zu durchwaten, d. h. ein mit dem Terrain Vertrauter wird die seichten Stellen leichter finden, und sicherer hindurchkommen, als ein Fremder. Da, wo der Forst beginnt, wird der Weg wieder als solcher erkennbar, und gleicht so einem Flusse, der durch einen See fliesst; ein Vorgang, der, obwohl von den Geographen anerkannt, doch ununterrichteten Laien (denen es nicht bloss um Feststellung des Begriffes, sondern auch um Form und Substanz der Dinge zu thun ist) nie recht einleuchten will.

Da ich die Forst als Führer vor mir hatte, so brauchte ich weder nach dem Wege zu suchen, noch ihn zu finden, sondern stürzte mich geradenwegs in die Wogen der Sandwüste. Die schlossen sich sofort wieder über meinen Tritten, und hätten mich beinahe festgehalten. Die Hitze war wahrhaft grossartig; oben brannte die Sonne lustig, und nach besten Kräften, von unten gab der glühende, flimmernde Boden die Strahlen zurück, und die Luft zwischen beiden, bis zum Ersticken trunken von Feuer, umwirbelte den Ankömmling mit ihrem heissen Athem, und hing sich an ihn. Ich, der Hitze nicht im Mindesten achtend, wühlte mich weiter. Ein besseres Bild von der Grossen Wüste konnte man sich gar nicht wünschen; schloss ich die Augen bis auf eine kleine Spalte, so wurde es mir gar nicht schwer, die *Heide* für eine Luftspiegelung zu halten. Ab und zu, wenn ich mich gerade in einer Vertiefung befand, wo ich den Horizont ganz aus dem Gesichte verlor, und bei'm Erklimmen des

nächsten Sandrückens in die Knie sank, hatte ich die deutliche Empfindung, als würde ich gebraten, und dann aller Wahrscheinlichkeit nach trotzdem lebendig verschlungen werden. Mit einem Male fand ich mich, als ich eben einen Sandrücken passirt hatte, einem Ortsangehörigen gegenüber, einem Manne von sechs Fuss vier Zoll mit einem kleinen Knaben, drei Kühen und einem Wagen Heu. Wie sich herausstellte, befand ich mich, ohne es zu wissen, auf seinem Grasstücke, von dem er gerade in diesem Augenblicke im Begriffe war, die letzte Hand voll Heu zusammenzurechen. Ich entschuldigte mich wegen solcher Uebertretung, während er so etwas, wie eine Entschuldigung, vor sich hinmurmelte, dass ich für meine Uebertretung kein besseres Terrain gefunden habe. Uebrigens war er kein Eingeborener der Gegend, sondern kam von der anderen Seite Berlins her; er war nach Rheinsberg verschlagen worden, und hatte sich, unmittelbar nachdem er seine Zeit als Soldat abgedient, daselbst niedergelassen. Er gab sich gar keine Mühe, das Land hier herum, oder das kleine Stück, welches er davon besass, zu loben; im Gegentheil, er brachte dieselbe Klage vor, die ich schon einmal gehört hatte, nehmlich, dass zur Zeit, als die Separation* vorgenommen wurde, die Vertreter der Stadt den Irrthum begangen hätten, die schlechtere Hälfte des der Stadt gehörigen Territoriums in einzelnen Parzellen unter die verschiedenen Hausstandsbesitzer zu vertheilen, dagegen die bessere, als von der Bürgerschaft gemeinschaftlich zu bewirthschaftenden Complex zurückzubehalten; wäre man dagegen umgekehrt verfahren, so würde jeder Einzelbesitzer sich viel besser gestanden haben, denn die Gemeinde, mit den reicheren, ihr zu Gebote stehenden

---

* Die Separation, d. h. die Parzellirung und Vertheilung des bisherigen Gemeindelandes, bildete noch vor wenigen Jahren eine Frage von hervorragender Wichtigkeit, fast „das Einzige, wovon man in den kleinen Provinzialstädten redete".

Mitteln, sei doch sicherlich weit eher im Stande, das wüste Land im Ganzen aufzubessern, als der kleine Mann dies mit seinen geringen Kräften auf kleinen Parzellen zu thun vermöge. So, wie die Sache nun einmal liege, meinte er, sei es ihm oder den Anderen kaum möglich, irgend etwas aus dem Lande zu machen, und die Dinge blieben eben genau so, wie sie gewesen wären. Als er ausgeredet hatte, blickte er um sich mit einem Ausdrucke, der kaum verrieth, dass er auf seinen Landbesitz stolz sei, und als ich nun meinerseits mich neugierig umschaute, sah ich überall kurze, braune Grasstoppeln aus dem Sande hervorragen, und es stellte sich heraus, dass von jedem derselben soeben ein Halm abgeschnitten worden war. Dann sagte der Landmann zu mir, dies sei ein heisser Tag für einen Spaziergang; natürlich mache er sich aus der Hitze nicht mehr als ich, aber er habe eine Kuh, die spüre sie wohl, die mittlere da; die könne die Hitze absolut nicht vertragen. Sie dauere ihn recht, allein er könne ihr keine Erleichterung schaffen, sie müsse eben den anderen helfen, das Heu hereinbringen. Er habe gesonnen und gesonnen, wie es sich anfangen liesse, ohne sie fertig zu werden, aber es ginge nicht. Die Kuh hatte sich zwischen ihren beiden Genossinnen flach auf den heissen Sand niedergelegt, den Kopf vorgestreckt, und die Augen geschlossen, sie sah krank und schwach aus, und athmete mühsam, als wolle sie verenden. Die Bremsen fielen über sie her, ohne dass sie dessen zu achten schien. Ihr Besitzer meinte indess, es wäre nichts als die Hitze. Sie sei eine schöne Kuh und auch eine gute Kuh, allein, sobald heisses Wetter käme, dann ginge es ihr stets so wie jetzt, die Augen würden trübe, und sie sähe matt und gequält aus. Die beiden anderen, die ihr zur Seite aufrecht standen, waren munter genug, und wehrten sich mit Beinen und Schweif die Bremsen ab. Ihr Herr erging sich nun über die letzteren; dessen sei er ganz gewiss, sagte er, dass die

Sorte Bremsen, wie er sie in seinen jungen Jahren „auf der anderen Seite von Berlin" immer gesehen habe, eine ganz andere gewesen sei, als die im Ruppiner Lande etc. etc., so dass ich ihm zuletzt sagen musste, ich bedauerte, ihn so lange von seiner Arbeit abgehalten zu haben, und plötzlich aufbrach.*

---

* Ein anderes Mal kam ich in ziemlicher Entfernung von Rheinsberg, und mehr in der Nähe von einem der Nachbarorte, an ein kleines Wasserbecken mit sumpfigem Rande, das in einer hübschen, vom Walde geschützten Einsenkung lag. Einige von den Stadtbürgern hatten die feuchte Lage des Ortes benutzt, um dort Gärten anzulegen, die mit einer Einhegung versehen, und durch Stackete von einander getrennt waren. In der Eingangspforte eines derselben stand ein alter Mann mit einem Schubkarren. Er hatte Kartoffeln ausgemacht, etwas Kohl geblattet für seine Kuh, und war eben dabei, beides nach Hause zu karren; eine Last, die mir durchaus zu schwer für ihn erschien. Während er sein Thor verschloss sagte ich etwas zu ihm über seinen Garten; zunächst schien er indess, keine Lust zu haben, etwas zu erwidern; endlich kam er damit heraus, dass der Garten beinahe gar nichts brächte, und von Jahr zu Jahr im Ertrage zurückginge. Der Boden sei so „bitter", dass Nichts darauf wachsen wolle, und würde immer schlechter und schlechter. Als er noch ein junger Mann war, da hätten sie die Hülle und Fülle gehabt; nun aber müsse er sich, obwohl er alt sei, den lieben langen Tag abmühen, und sie könnten arbeiten, so viel sie wollten, so lange der Boden so bitter sei, könne Niemand hoffen davon zu leben. (Sein Raisonnement war zwar nicht ganz schlussgerecht, aber doch leicht zu verstehen; man fühlte wieder einmal recht deutlich, wie sehr traurig es ist, wenn man hohem Alter, hoffnungslosem Mühen und Fehlschlag gegenübersteht, und doch kein rechtes Wort des Trostes dafür zu finden weiss. Als er sich niederbeugte, um die Handhaben seines Schubkarrens zu ergreifen, machte ich ihn darauf aufmerksam, dass Kartoffeln aus dem zerrissenen Sacke herausfielen. Da setzte er den Karren wieder nieder, und wie er sich bückte, um die Kartoffeln aufzulesen, da (wie ich leider sagen muss) fluchte der alte schwache Mann über dieselben, und sagte, sie wären heutzutage auch zu nichts nutze, der Sack brauche nur einen ganz winzigen Riss oder Schlitz zu haben, den in seiner Jugendzeit Niemand bemerkt haben würde, so könne man sicher sein, dass sie herausfielen. — Der Boden sei so bitter; dann zog er die zerlumpten Kanten der Sackleinewand in fast zärtlicher Weise zusammen, und machte die Bemerkung, durch dieses Loch sei vor wenigen Jahren noch nicht eine Kartoffel durchgegangen. Das Loch schien also schon eine ziem-

Zu guter Zeit erreichte ich die entgegengesetzte Seite der Wüste, und war gar nicht böse darüber, in den Föhrenwald zu kommen, in dem es zwar schattig, aber heiss war, und kein Lüftchen sich regte. Etwa eine Viertelstunde später fand ich die Wohnung meines Freundes, des Försters, ein Haus, das neben noch einem anderen tief in den Wald eingebettet lag, mit einem schönen See im Rücken. Ich holte mir den Förster aus einem der inneren Räume heraus, und er war freundlich genug, seine Rechnungen, Brille und Pfeife im Stiche zu lassen, um vor die Thüre zu kommen, und mir den Weg zu zeigen. Obwohl er auf seinen Wald so stolz war, besass er doch kein rechtes Geschick, Anweisungen zu geben, nach denen man sich zurecht finden konnte; da gab es so viel verzwickte Rechts und Links, die man nicht einschlagen durfte, und zwar jedesmal unter Anführung der *raison d'être,* dass ich, nachdem er mir dieselben dreimal schnell und eifrig wiederholt hatte, die Sache aufgab, und mir, etwas enttäuscht, das Kartoffelfeld zeigen liess, an welchem die Einhegung das Bemerkenswertheste war; in Wirklichkeit keine Einhegung, sondern eine Befestigung, bestehend aus Graben, Wall und Pallisadirung, dahinter dann die Kartoffeln, die trotz der Wildschweine wie es mir schien, gar nicht übel standen.

Wie ich bereits bemerkt habe, war der grauhaarige Alte vergleichsweise ein Fremdling in dieser Gegend, da man ihn erst vor wenigen Jahren hierher versetzt hatte. Wie ich später vernahm, hing diese Versetzung zusammen mit, oder war geschehen in Folge von einer jener unglücklichen Zufälligkeiten, die sich von Zeit zu Zeit ereignen, gleichsam als seien sie dazu bestimmt, auf den Waidmannsberuf einen dunkelen Fleck zu werfen, und über das heitere Grün des

liche Zeit in der Familie zu sein; ich möchte sagen, es war ein Erbstück, und, wie ich fürchte, nahezu das Einzige, was von der ganzen Erbschaft übrig geblieben war.

Waldes selbst die Schatten des Todes zu breiten. In Folge, ich weiss nicht welches unglücklichen Zufalles, hatte er einen Wilddieb getödtet. Wenn einem Förster ein „Unglück" dieser Art passirt, so pflegt man ihn aus mehr als einem guten Grunde in eine andere, gewöhnlich entfernte Gegend des Landes zu versetzen.

Für die nächste halbe Stunde war der Weg nicht zu verfehlen, dann aber gab es deren so viele, dass die Wahl schwer wurde. Fast plötzlich verwandelte sich der Wald aus einem Bestande dunkler Föhren, die, dicht aneinander gereiht, aus dem ebenen, glatten Nadelteppich aufragten, in ein prächtiges Gewirr von Zweigen in allerlei Gestalt und von glänzendem Laubwerk in den verschiedenartigsten Grün; alles untereinander verwoben, einander drängend und fast erdrückend im Kampfe um freien Raum zum Leben, dazu ein herrlicher Unterwuchs, der sich überall an die dicken Stämme anschmiegte. Auch der Waldesboden war mit einem Male wellig und hügelig geworden und mit einem üppigen Gras- und Blumenteppich überzogen; kurz es war, wenn nicht das grossartigste, so doch wenigstens das prächtigste und lieblichste, und was noch mehr ist, das scheinbar von Menschenhand unberührteste Stück Wald, dass ich in dieser Gegend gesehen hatte.

Wahrlich', die grüne, in Juli-Sonnenlicht getauchte Waldesherrlichkeit wollte kein Ende nehmen, und so wanderte ich weiter und weiter, in der Hoffnung, dass ich auf dem richtigen Wege sei, mich nur nach dem Stande der Sonne richtend. Keinem menschlichen Wesen begegnete ich, erblickte kein lebendes Geschöpf. Nur bisweilen blitzte es hoch über mir plötzlich auf, von irgend einer beschwingten Creatur, die durch die Zweige strich. Wege gab es in grosser Fülle, oder richtiger, Spuren und Pfade, die Einen aber nur verwirrten und in Versuchung führten, wenn sie,

wie hier, alle bis auf einen, nur da sind, um nicht eingeschlagen zu werden.

An einem See kam ich vorüber, an dessen entgegengesetztem Ende sich ein schmaler Ausblick in freies Land hinaus, wohin weiss ich nicht, öffnete. Hier und da stiess ich auf abscheuliche, mit Dornen dicht verwachsene Sumpflachen, die tief sein mochten, aber mit allerhand Unkraut und Massen gefallenen Laubes angefüllt waren; dann wieder passirte ich einen starken Bach braunen Wassers auf einer malerischen Brücke. Ich nehme es für ausgemacht an, dass dies der sogenannte „Kleine Rhin" war, ein Zufluss des Rhin, welcher, nachdem er seinen Ursprung im „Grossen Stechlinsee" genommen, und durch mehrere andere Seen geflossen ist, diesen Forst und das dahinter liegende offene Land durchzieht, und dann bei Zechow, ein wenig unterhalb Rheinsberg, in den Rhin fällt. Sein „Fliessen" zu diesem Zwecke, würden wohl die Meisten als seine schwächste Seite bezeichnen, wenigstens da, wo ich auf ihn stiess; aber schon in dem trägen Dahinschleichen eines Gewässers dieser Art im dichten Walde, in dem Vergessensein, das es umgiebt, wenn es so verborgen zwischen seinen zusammenbröckelnden, halb überwachsenen Ufern sich hinschleppt, gleichsam lauernd und eher zurückhaltend, als wirklich sich von der Stelle bewegend, dunkelfarbig, geräuschlos, tückisch und Unheil brütend, liegt eine seltsame, Widerwillen einflössende Gewalt.

Das war nun die grosse Menzer Forst, so genannt nach einem an ihrem Rande gelegenen Dorfe. Sie bildet, glaube ich, das grösste zusammenhängende Stück Waldes in der Grafschaft Ruppin, und bedeckt vierundzwanzig Tausend Morgen Land, indem sie gerade die äusserste nordwestliche Ecke derselben ausfüllt, und sich längs der mecklenburg-strelitzschen Grenze hinzieht. Da sie weit ab in einem der verlassensten Landstriche der Mark, fern von jeder grossen Strasse, jeder Stadt, jedem Herrensitze oder sonst einem

Platze von irgend welcher Bedeutung gelegen ist, und in ihrem Umkreise kaum eine menschliche Wohnstätte aufzuweisen hat, so kann es schwerlich einen einsameren, weniger begangenen Fleck Erde geben. Bei der Schwierigkeit, die es hat, zu ihr zu gelangen, bekommt sie selten Jemand aus der Welt draussen zu sehen, und es ergeht ihr, wie anderen Dingen auch, die man immer nur von fern, nie aber aus der Nähe sieht, d. h. sie erhält das Gepräge des Fabelhaften, Geheimnissvollen, und ist dazu auch noch in den Ruf gekommen, weder ein sehr wirthlicher, noch ein sehr sicherer Aufenthalt zu sein. Ein Schleier von Gerüchten, und selbst von Sagen, hat sich um sie gewoben, für die freilich ihre vergangene, wie gegenwärtige Geschichte Belege genug aufzuweisen hat. Bei ihrer gewaltigen Grösse und in Folge ihrer geographischen Lage war die Menzer Forst von jeher ein Lieblings-Schlupfwinkel der Schmuggler, in jenen Zeiten, da jeder deutsche Staat noch seine eigene Zollgrenze hatte, und ist aus denselben Gründen noch heute der Zufluchtsort von Dieben und Wilderern, Vagabonden und anderen Uebelthätern. Obwohl nun die Anwesenheit von dergleichen Gesindel nicht gerade zu den Annehmlichkeiten der Nachbarschaft beiträgt, glaube ich doch nicht, dass der gewöhnliche Wanderer in hiesiger Gegend irgend einer grossen Gefahr ausgesetzt ist, oder es zu irgend einer Zeit war. Es ist die alte Fehde, wie sie zwischen jenen und den Dienern des Gesetzes von jeher bestand, und wohl heute noch besteht, welche die Forst mit jenem Nebel von Sagen umgab über allerhand Abenteuer, die bald mit Todschlag, bald mit glücklichem Entkommen auf beiden Seiten enden; viele dieser Erzählungen von Blutvergiessen und Gewaltthat sind nur zu begründet. Da der Wald an der Grenze nicht aufhört, sondern sich, ich weiss nicht wie weit, in's Mecklenburgische hinein fortsetzt, und die Grenze durch einen Graben markirt wird, so konnte es kaum eine bequemere

Gelegenheit zum Schmuggeln und Wildern geben. In den zahllosen Dickichten und schilfverwachsenen Lachen giebt es Verstecke in Fülle; und auch ohne direkte Gewaltthat wird ein gesetzwidriges Treiben in so wilder Natur, unter den gegebenen Bedingungen oft seine Opfer fordern. Ein solches Wetter wie an diesem köstlichen Julitage, herrscht eben nicht das ganze Jahr hindurch. Unter so klarem Himmel ist es nicht so leicht, sich eine Vorstellung davon zu machen, was ein Wintersturm hier zu bedeuten hat, wenn alle Elemente hier freies Spiel haben, Nebel und Finsterniss, Regen und Schnee den Wanderer blenden und irreführen, rasende Winde sich ihm entgegenstemmen, herabstürzende Aeste und geschwollene Wasser ihm den Weg verlegen. Solche Zeit sucht sich das gesetzwidrige Treiben gern für seine Unternehmungen aus, sei es auch nur für die armselige Praxis des Holzstehlens, weil es dann weniger Gefahr läuft, ertappt zu werden. Aber auf so wildem Schauplatze ist es immer gefährlich mit den Elementen zu spielen; die Polizei wählt sich gerade solche Tage, weil sie weiss, dass man sie nicht erwartet, und dann geschieht es wohl, dass der Kampf der um Mein und Dein streitenden Interessen sein Opfer fordert, sei es, indem der Verfolgte bei'm unsicheren Lichte der kurzen Tage oder bei einem Wintersturme in ein verborgenes Wasserloch geräth, und ertrinkt, oder dass ein Schuss ihn fällt; vielleicht kommt er auch mit einer Kugel im Bein, und eine Blutspur hinter sich zurücklassend, davon; ein Waldsee, den er, rasch entschlossen, durchschwimmt, nimmt ihn freundlich auf (es ist gerade nicht Jedermanns Sache, ihm dorthin zu folgen) und er hat dann obenein noch Etwas zu erzählen.*

---

* In Joachimsthal wurde mir folgende Geschichte erzählt. Ein Wilddieb, von einem Förster, der auch auf ihn schiesst, heftig verfolgt springt in den Werbellin — einen mehrere Stunden langen, dabei aber unverhältnissmässig schmalen Waldsee — und durchschwimmt ihn der Quere

Jeder Wald von so bedeutender Ausdehnung wird stets eine Reihe Unglücksfälle von verschieden spezieller Natur aufzuweisen haben; und wollte man darüber eine Liste führen, so würde sie am Ende eines Zeitraumes von hundert Jahren, von erklecklicher Länge sein. Die Leute, welche ihr Geschäft in ihn hineinführt, büssen oft ihr Leben während der Ausübung desselben ein. Einen Holzfäller trifft der Tod häufiger auf seinem Berufswege, als den Ackersmann. Er verletzt sich mit seiner Axt, oder ein Baum, den er fällt, erschlägt ihn; irgend ein mächtiger Ast, der schon lange faul war, stürzt plötzlich herab, und tödtet ihn oder einen zufällig des Weges Kommenden. Wasserbecken von allen Grössen, tiefe, halbverborgene Sumpflachen, die, wie Fontane sagt, „von alter Zeit her den Hang nach Menschenleben haben", und, in den am dichtesten verwachsenen Stellen des Waldes, „ihre Polypen-Arme phantastisch ausstrecken", sie alle fordern an nebeligen Tagen oder in stürmischen Nächten ihre Opfer.

Natürlich ereignen sich neben diesen Unglücksfällen, welche unschuldige, fleissige Menschen treffen, ab und zu auch solche von komplizirterer und mehr anekdotischer Natur. Die gewöhnlichen bösen Leidenschaften der Menschen, der Zorn, der Hass und die Rachsucht, tragen auch

---

nach. Ehe nun der Förster um die Spitze des Sees herumlaufen konnte, sass der Wilddieb mit inzwischen wieder getrockneten Kleidern, mit einigen Genossen bei einem Glase Bier, und, wenn ich nicht irre, auch bei'm Kartenspiele. Natürlich schworen alle Anwesenden, dass er seit, ich weiss nicht welcher, Stunde des Vormittags, bereits da gesessen habe, und der Förster war froh, selbst noch ein Glas Bier trinken zu können, ehe er sich wieder auf den Heimweg machte. Ob der Wilddieb und der Förster, der Gesellschaft wegen, zusammen nach Hause gingen, habe ich nicht erfahren können. In Joachimsthal sagten mir die Leute, sie wilddiebten Alle, — *Alle Welt* thäte es, meinten sie. Die Stadt ist ein sehr stiller Ort, der von einem ungeheuer ausgedehnten Walde, mit sehr bedeutendem königlichen Wildgehege, umgürtet wird. In all' den entlegeneren Ecken der Mark, denke ich, ist es damit ziemlich ebenso.

ihren kleinen Theil bei zu der Totalsumme von Gewaltthaten. Unter dem Schutze von Schonungen und morgengrosser Dickungen hochgewachsenen Schilfes kann man sich ihnen leicht, ja bisweilen ganz ungestraft überlassen.

So erzählt Fontane in seiner dritten Ausgabe (1875), als er bei der Beschreibung einer Fahrt durch die Menzer Forst, von den dunkelen Thaten spricht, die sich dort vollziehen:

Eben haben wir eine solche Stelle passirt, die ihre Geschichte hat und von neuestem Datum dazu. Hier, wo das Unterholz sich durch die Waldrinne zieht, gleich links neben der Weissbuche, da lag er, da fanden sie ihn, den Kopf nach der Tiefe zu, den einen Fuss im Gestrüpp verwickelt. Und neben ihm die Büchse. Er war erst neunzehn Jahr. Der grüne Aufschlag des einen Aermels war roth und man sah deutlich, er war mit der Rechten nach der Brust gefahren. Wessen Kugel hatte ihn getroffen? Einen Augenblick war man dem Geheimniss auf der Spur: in Herz und Lunge des Todten hatte man das Kugelpflaster gefunden und an diesem acht scharfmarkirte, schwarze Strichelchen, die es dem Kundigen verriethen, dass die Kugel aus einer Büchse mit acht Rillen geschossen war. Und solcher Büchsen gab es am Rande der Menzer Forst hin nicht allzu viele. So wies man denn mit Fingern auf den und den. Aber die Sache kam dadurch zu früh in Kurs, und als an den verdächtigsten Stellen gesucht wurde, waren die achtrilligen Büchsen verschwunden. Sein Begräbniss war gross, gross wie die Theilnahme, das Geheimniss aber „wer that es", das hat der Todte mit in's Grab genommen.

Nach alledem mag Mancher denken, dass es in diesem Walde doch etwas „unsicher" sein müsse. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Das Menschenleben ist in jedem Winkel der Mark Brandenburg genau so sicher, wie in irgend einem anderen civilisirten Lande.

Das Leben in einem grossen Forste, oder in einer vorwiegend aus Waldland bestehenden Gegend (d. h. das Leben an sich, abgesehen von seinen dunkelen Seiten), hat überhaupt Vieles, was den Leuten draussen fremd und ungewohnt erscheint. Die in einem Ackerbaudistrikte gewöhnlichen Zweige menschlicher Thätigkeit fehlen hier. Es giebt eben keinen Ackerbau. Der Mensch gräbt, pflügt, erntet hier nicht. Die Waldesbäume bedürfen nicht der täglichen Pflege, daher ist die Zahl derjenigen, die nach ihnen zu sehen haben, eine verhältnissmässig kleine. Gejagt wird das ganze Jahr hindurch, gefischt ab und zu, d. h. nach der in Deutschland üblichen, unwirthschaftlichen, für die Fischzucht unheilvollen Art und Weise. Wo, wie im vorliegenden Falle, Glashütten vorhanden sind, da entwickelt sich durch dieselben eine eigene Industrie, welche einer Menge Menschen Beschäftigung gewährt. Veränderung giebt es hier wenig, so wie die Dinge vor hundert Jahren gestanden haben, so stehen sie heute noch. Je nach ihrer Lage (obgleich dieser Umstand heutzutage mit der zunehmenden Entwickelung der Transportmittel immer mehr an Bedeutung verliert) sind die Wälder entweder von enormem Werthe oder nicht. Was den der Menzer Forst betrifft, so will ich mir hier noch einmal die Freiheit nehmen, Fontane zu citiren, und zwar diesmal in ziemlicher Länge. Er erzählt uns:

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward in der Kriegs- und Domänenkammer die Frage rege: „was machen wir mit diesem Forst?" Hochstämmig ragten die Kiefern auf, aber der Ertrag, den diese herrlichen Holz- und Wildbestände gaben, war so gering, dass er kaum die Kosten der Unterhaltung und Verwaltung deckte. Hirsch und Wildschwein in Fülle, doch auf Meilen in der Runde kein Haus und keine Küche, dem mit dem einen oder anderen gedient gewesen wäre. „Was machen wir mit diesem Forst?" so hiess es wieder. Kohlenmeiler und Theeröfen wurden angelegt, aber wenig war damit geholfen, Theer und Kohle hatten keinen Preis. Die

nächste, nachhaltige Aushülfe schien die Errichtung von Glashütten zu bieten: die Kiefern lieferten die Feuerung, das Laubholz gab die Pottasche und der quarzene Sand war ja der Grund und Boden auf dem die ganze Waldherrlichkeit ruhte. Also Glashütten! Wirklich, es entstanden ihrer verschiedene, in Dagow, in Globsow, in Stechlin, und ein Feuerschein lag bei Nacht und eine Rauchsäule bei Tag über dem Walde. Aber auch die Glashütten vermochten nichts und der Wald brachte es nur spärlich auf seine Kosten.

Da zuletzt erging Anfrage von Berlin her an die Menzer Oberförsterei: wie lange der Forst aushalten werde, wenn Berlin aus ihm zu brennen und zu heizen anfange? worauf die Oberförsterei mit Stolz antwortete: „Die Menzer Forst hält alles aus". Das war ein schönes Wort, aber doch schöner, als sich mit der Wirklickeit vertrug. Das sollte bald erkannt werden. Die betreffende Forstinspektion wurde bei'm Wort genommen, und siehe da, ehe dreissig Jahre um waren, war die ganze Menzer Forst durch die berliner Schornsteine geflogen. Was Theeröfen und Glashütten in alle Ewigkeit hinein nicht vermocht hätten, das hatte die Consumtionskraft einer grossen Stadt in weniger als einem Menschenalter geleistet. Hülfe war gekommen, die Menzer Forst hatte rentirt, aber freilich die Hülfe war gekommen nach Art einer Sturzwelle, die, während sie das aufgefahrene Schiff flott macht, es zugleich auch zerschellt. Abermals musste Abhülfe geschafft werden, diesmal nach der entgegengesetzten Seite hin.*

Seitdem, d. h. seit Ende des letzten Jahrhunderts, gestattete man der Forst von Neuem wieder zu wachsen, und so ist denn ihr jüngerer Theil (einige andere sind sicherlich nie durch die berliner Schornsteine geflogen) ungefähr hundert Jahre alt.

Es stellte sich heraus, dass ich ganz richtig gegangen war. Ich meine, ich muss geradezu in die Fussstapfen getreten sein, welche der freundliche, alte Förster, als er sich

* *Wanderungen in der Mark I. Die Grafschaft Ruppin.* Dritte Auflage S. 278.

abmühte, mir seine Wegbeschreibung klar zu machen, mir von Anfang an bezeichnet hatte. Nicht ganz zwei Stunden, nachdem ich sein Haus verlassen, sah ich vor mir eine breite Oeffnung. Bald darauf trat ich in eine Pflanzung ganz junger Bäume hinaus, und wenige Minuten später erblickte ich den Grossen Stechlin, der vor mir lag, — ein weites, einsames Meer von Glas, rings umgeben von endlosem Walde. In der That nichts konnte einsamer, die Stille nicht grösser sein. Der Grosse Stechlin ist bei weitem der ausgedehnteste und auch der an Gestalt regelmässigste See in dieser Gegend. Nimmt man es nicht zu genau, und lässt Landzungen und Einbuchtungen aus dem Spiele, so könnte man ihn kreisrund nennen. Er liegt von allen Seiten in den Föhrenwald eingebettet, und die einzigen menschlichen Wohnstätten, die man, soweit mir bekannt ist, von seinen Ufern aus erblickt, sind ein Paar halbverfallene Fischerhütten, die im Winkel einer seiner Buchten liegen. Zu gewissen Zeiten des Jahres mögen wohl einige wenige Fischerboote hier auf den Fang ausgehen, aber während der ganzen übrigen Zeit des Jahres — wohl aller Jahre — berührt kein Ruder seine Fläche, wird kein Segel auf ihr gesehen. Kein Zeichen des Lebens rings umher an seinen Ufern, am allerwenigsten irgend eine Spur menschlichen Daseins, sei es nun dem Vergnügen oder der Thätigkeit gewidmet. Fast überall treten die Föhren bis dicht an den Rand des Wassers heran. Am fernen, jenseitigen Ufer der Einbuchtung, in der ich stand, und die nur eine Ecke des gewaltigen Sees bildet, standen die Bäume, die hier nur erst halbwüchsig und deshalb noch nicht gelichtet worden waren, so dicht, und hatten eine so tief grüne Färbung, dass sie einem schweren, dunkelen Vorhange glichen, der sich um den Rand eines Spiegels legt. In regungslosem Glanze lag der See unter dem sonnegl-henden Himmel gebreitet; kein flüchtiger Schatten, kein Spiegelbild einer Wolke streifte über die stille, schimmernde

Fläche, kein noch so kleines Fältchen kräuselte sie, nichts regte sich rings umher, kein Laut liess sich hören. Eine blendende, sonnendurchglänzte, schweigende Schönheit, lieblich und doch voll herben Ernstes, voll unvergänglicher, keinen Wechsel kennender Trauer. Ueberall derselbe dunkele Waldesrahmen, dasselbe tiefe Himmelsgewölbe, derselbe süsse Sonnenschein, er allein frei, zu kommen und zu scheinen, wo es ihn gelüstet. Es war die Schönheit eines Wesens, das niemals gelächelt, nie gewusst hat, was Freude ist, welches, durch unerbittlichen Schicksalsschluss auf immer von aller irdischen Gemeinschaft ausgeschlossen, dahinlebt, ungekannt, unbewundert, ungeliebt, in Abgeschlossenheit und Selbstentsagung, ohne Erinnerung an Vergangenes, ohne Hoffnung auf Zukünftiges, ewig hinaufstarrend in den unendlichen Raum des Himmelsgewölbes über sich,

„Without a hope on earth to find
Amirror in an answering mind,"

schutzlos und doch unantastbar, den Stürmen zahlloser Winter preisgegeben, immer nur allein mit seiner eigenen unsterblichen Schönheit und unbekümmert um die Theilnahme der Menschen.

Der Grosse Stechlin soll reich an Sagen, namentlich solchen übernatürlichen Inhaltes sein; so sagen alle Schriftsteller, welche den Gegenstand behandeln, und geben ihm, wo sie von ihm reden, die vielversprechenden Epitheta „der sagenreiche, sagenumwobene" etc., so fühlte ich mich denn ein wenig enttäuscht, als ich fand, dass sie sämmtlich nur ein einziges Beispiel solcher Sagen, und zwar immer nur ein und dasselbe, anzuführen wissen. Es ist folgendes:

Wenn ein Sturm wüthet, und der Stechlin sehr aufgeregt ist, dann steigt bisweilen ein rother Hahn aus den Tiefen des Sees empor und flattert krähend über die Kämme

der Wellen hin, die sich zu furchtbarer Höhe aufbäumen; und dann heisst es weiter, dass die Fischer sich in der That vor dem Hahne sehr fürchten, und meistens eilen, an's Ufer zu kommen, wenn sie meinen, er könne erscheinen, denn in schlimmen Fällen „greift er das Boot mit seinen Krallen an, laut dabei kreischend und krähend, und mit seinen Flügeln das Wasser schlagend, dass es rings die ganze Forst durchhallt, und die Wogen bergehoch aufschäumen, bis die Planken des Bootes auseinanderreissen, und die Fischer in die Tiefe sinken".

Fontane ergeht sich ziemlich weitläuftig über die Launen, welche der See, nach den Berichten der Fischer, an den Tag lege. So thun sie an einer Stelle einen schönen Zug, und nur wenige Schritte weiter dürfen sie nicht einmal wagen, das Netz auszuwerfen; und wenn sie es thun, so zürnt der See, der Wind steht auf, und wenn sie sich dann nicht eiligst davon machen, so kommt der Sturm über sie, und zuletzt, als das Schlimmste, der rothe Hahn. Einige dieser „Launen" sind wohl einfach auf die Fische zurückzuführen, die, wie auch in anderen Gewässern die Gewohnheit haben mögen, sich in Schwärmen zu sammeln, und unter den Sagen, von denen man annimmt, dass sie sich speziell auf den Stechlin beziehen, sind ohne Zweifel viele den märkischen Seeen überhaupt gemeinsam.

Eine der sich am häufigsten wiederholenden Ueberlieferungen, die sich beinahe an jeden See, er mag gross oder klein sein, knüpft, ist die von einer versunkenen Stadt. Sie kehrt mit nur geringen Variationen, sonst aber in ihren wesentlichen Zügen ganz gleich, immer wieder, von einem Ende der Mark bis zum anderen, ebenso in Mecklenburg und Pommern. In einzelnen Fällen ist es wohl auch ein versunkenes Dorf. Nach langanhaltender Trockenheit kann man sicher sein, dass irgend jemand, unter ganz besonderen Umständen die Spitze des Kirchthurmes tief unten im

Wasser erblickt, und das Läuten der Glocken, ja sogar den Gesang der Gemeinde hört. Solche Seeen pflegen auch stets, nach stattgehabten Stürmen, Münzen, Bruchstücke von Töpferwaaren und andere Reste einer untergegangenen Civilisation zu Tage zu fördern. Bisweilen, aber nicht immer, erfahren wir auch, wie und weshalb die Stadt vom See verschlungen worden ist: bald war es ein Gottes-Gericht, dann wieder die Macht eines Zaubers, wie dies z. B. bei dem vorerwähnten Werbellin der Fall ist.

Der Herr jener Stadt war ein Zauberer, und wohnte in einem, rings mit Wasser umgebenen Schlosse, zu dem Niemand Zutritt hatte. Eines Tages begehrte ein altes Weib Einlass, und wurde mit Schimpf abgewiesen. Sie aber war auch eine Zauberin und mächtiger, als jener, und schwor ihm Verderben. Nun befand sich in der Stadt „ein Gerechter", ein Fremder, den warnte sie, auf dass er sich rette. Dieser, dem Rathe folgend, machte sich sammt seinem Diener auf die Flucht, vergass aber, seine Habe mitzunehmen; da sandte er denn den letzteren, ihm dieselbe zu holen; der Mann ging auch, kam aber wieder zurück mit der Nachricht, die Stadt sei verschwunden, und da, wo sie einst gestanden, ein grosser See. Das Wasser des Schlossgrabens war in die Höhe gestiegen, und hatte sie verschlungen.*

An anderen Orten war es wieder ein Brunnen, den ein Zauberer gegraben, und der, als die Stadtbewohner, obwohl sie es gelobt, versäumten, ihn bei Nacht zu schliessen und zuzudecken, überströmte, und sie alle ertränkte.

Während des Erdbebens von Lissabon soll der Stechlin in Wallung gerathen, und bis auf den Grund aufgerührt worden sein.

---

* Der Werbellin ist einer jener Seeen, welche alljährlich ihr Opfer fordern; jedes Jahr ertrinkt irgend Jemand darin (wahrscheinlich als Ersatz für den „einen Gerechten", der davon gekommen ist).

Nachdem ich dem See den Rücken gewendet, ging ich noch etwa dreiviertel Stunden weiter, und fand ohne Schwierigkeit Globsow, ein stilles Dörfchen von zwei- oder dreihundert Einwohnern, das in einer Lichtung gelegen ist. Bei meiner Ankunft hockte buchstäblich die gesammte Einwohnerschaft, Männer, Weiber und Kinder in halbem Schlafe (es war etwa zwei Uhr Nachmittags) auf den Thürschwellen oder auf dem Erdboden vor ihren Häusern, und schaute mürrischen Blickes auf den Störenfried; die Dorfgasse machte auf diese Weise einen sehr belebten Eindruck. Zwischen den Reihen der Dörfler hindurch passirend, fand ich bald zu meiner Rechten das Wirthshaus; es liegt mit seiner Rückseite nach der Gasse hinaus, und wendet seinen Giebel einem Gebäude zu, welches augenscheinlich die Glashütte ist. Leider erwies sich das Wirthshaus als eine elende Hütte, indessen fand sich vor der Thüre eine ganz behagliche Bank unter einer Art von Schattendach aus verdorrten Kiefernzweigen. Ich bekam Brot und etwas guten Käse. Das Bier zu trinken, war mir unmöglich, indess mit Hilfe von Milch, Branntwein und frischem Quellwasser mundete mir nach einem vierstündigen Marsche mein Frühstück ganz vortrefflich. Die Wirthin und ebenso ihre sehr hübsche Tochter waren recht höflich und freundlich. Die Glaswerke hatten ihre Feuer für heute gelöscht, daher die müssigen Posituren, in denen ich die Dorfbewohner gefunden hatte. Es werden hier, glaube ich, hauptsächlich Retorten und Brennkolben angefertigt.

Ich sass, mich ausruhend und plaudernd, etwa ein Stündchen, und ging dann den Weg zurück, den ich gekommen war. Die Dörfler, die nach und nach von ihrer Siesta aufzuwachen begannen, schienen nicht übel Lust zu haben, mit Steinen nach mir zu werfen, während sie sich indessen die Sache noch überlegten, ging ich mitten zwischen ihnen hindurch und davon.

Ich verweilte noch eine ziemliche Zeit am einsamen Stechlin und ehe ich von ihm Abschied nahm, versuchte ich, ein Bad zu nehmen. Die Bucht, an der ich stand, war sehr seicht, ich hielt es indess für sicher, dass ich im Weiterwaten in immer tieferes Wasser kommen würde. Ich watete nun eine weite Strecke hinein; ich wüsste kaum zu sagen, wie weit, und dann noch ein ganzes Stück weiter. Der sandige Grund war wunderschön glatt und fest, das Wasser klar wie Krystall und dabei köstlich weich und warm. So ging ich immer weiter und weiter, von Zeit zu Zeit rückwärtsschauend, und gelangte, nachdem ich, ich weiss nicht wie lange, gegangen, endlich in eine Tiefe von vierzehn Zoll. Vor mir sah ich immer denselben weissen Sandgrund in endloser Weite sich strecken, überall mit derselben dünnen, durchsichtigen, glitzernden Krystalldecke überzogen; und als ich rückwärts schaute, war ich ein wenig überrascht, zu sehen, wie weit ich mich vom Ufer entfernt hatte. Es begann mir klar zu werden, dass die Leute Recht hatten, wenn sie sagten, der Stechlin sei ein gar seltsamer See, und es schwer, mit ihm fertig zu werden. Der Spaziergang im Wasser, obwohl in gemässigtem Tempo ausgeführt, war sehr hübsch gewesen, aber am Ende war ich doch nicht gerade deswegen hieher gekommen, und da ich kaum Aussicht hatte, einen natürlichen Wendepunkt zu finden, sah ich die Nothwendigkeit ein, selbst „irgendwo die Linie zu ziehen". So machte ich denn, nachdem ich mich noch ein Weilchen niedergelegt hatte, Kehrt, und wandelte wieder dem Ufer zu. Auf meinem Wege dahin holte ich einen einsamen Krebs ein, der sich auf einem Ausfluge befand, und setzte ihn in grosses Erstaunen, als ich ihn kitzelte. Am Ufer fand ich natürlich die „Dinge" so, wie ich sie gelassen, und als ich sie endlich alle wieder an ihren richtigen Platz gebracht hatte, war die Sonne bereits ihrem Untergange nahe. Da machte ich mich denn ernstlich auf den

Heimweg nach Rheinsberg, und brauchte gegen drei Stunden strammen Marsches, ehe ich es erreichte; nicht einer Menschenseele begegnete ich auf dem ganzen Wege. Frau Lemm hatte mir auf meine Bitte einen höchst behaglichen und einladenden Theetisch arrangirt.

Capitel XXIII.

Die Heide.

Die Weissglas-Hütte — Noch mehr Einsamkeit — Schweigen und Waldesdunkel — Eine empfehlenswerthe Capitals-Anlage — Ein Riese und seine Gastfreundschaft.

Nächst den schattigen Pfaden des Schlossparkes, die am Seeufer entlang in den dahinter gelegenen Wald führen, bietet das jenseitige, das soll heissen, das der Stadt zunächst liegende Ufer des Sees, wohl den hübschesten Spaziergang dar. Die Aussicht von hier ist eine viel umfassendere, als von irgend einem anderen Punkte aus, denn der Weg führt über hochgelegnes Terrain, und der Wanderer überschaut weite Strecken Landes und Wassers, die sich alle in einem scharfbegrenzten, dunkeln Waldeshorizont verlaufen. Was dem Landschaftsbilde am meisten Abbruch thut, ist die ausserordentliche Dürftigkeit des Bodens. Ganze Striche Landes erscheinen dem Fremden als die reine Wüste, und doch zeigt es sich, dass dieselben unter Kultur stehen, und ihre Besitzer, die eben schärfere Augen haben, aus ihnen einen, freilich herzlich dünnen Ertrag an, ich weiss nicht welcher Sorte von Halmfrüchten, zu ziehen wissen.

Als ich mich zum dritten oder vierten Male nach dieser Richtung hin auf den Weg machte, hatte ich das Unglück, von einem Gewitter überrascht und bis auf die Haut durchnässt zu werden, ehe ich noch eine halbe Stunde weit gekommen war. Indessen wanderte ich weiter. Etwa fünf Kilometer von Rheinsberg, auf dieser Seite des Sees, liegt die Weissglashütte, die bei weitem bekannteste unter den Glasbläsereien der Gegend ist. Dort wurden zu den Zeiten des Kronprinzen Friedrich die Weingläser fabrizirt, von denen wir so oft hören. Er fühlte sich stets geschmeichelt, wenn seine Freunde Aufträge für mehrere Garnituren ertheilten, und pflegte auch ab und zu ein Paar Dutzend davon zu verschenken. Die Gläser waren von eleganter Form und vergoldet.

Die Fabrik liegt fast in der Nordostecke des Sees, zusammen mit mehreren anderen Häusern, von denen eines, glaube ich, von einem pensionirten Offizier bewohnt wird, traulich eingenistet in dichte Gruppen schöner, alter Bäume, und erscheint ganz als das, was sie wirklich ist, d. h. eine sauber gehaltene, behagliche Niederlassung von altväterischem, und wenn aus der Ferne gesehen (in Deutschland liegt eine solche Ideen-Verbindung nahe), etwas herrnhuterischem Gepräge.

Ich hielt mich in der Glashütte nicht auf. Da ich bereits Glasfabriken in Böhmen und Bayern gesehen hatte, und aus Erfahrung wusste, dass der schaulustige Besucher häufig gerade an dem Tage kommt, wo der Ofen ausgeblasen worden ist, und unverrichteter Sache wieder fortgehen muss, empfand ich keine Neugierde mehr für das Glasblasen; dazu kam noch, dass die Sonne wieder mit aller Macht zu scheinen angefangen hatte und auf dem besten Wege war, mich abzutrocknen, woran sie zu hindern, ich nicht die geringste Lust verspürte.

Ich hatte für meinen Ausflug keinen eigentlichen Plan

gemacht. Mein Wunsch war, den Wald zu erreichen, mich in ihm so weit zu vertiefen, bis ich genug hätte, und dann einen Weg zu finden, der mich rechts ab, nach irgend einem Punkte hinführte, wo ich wieder ein frisches Ziel in's Auge fassen konnte; vielleicht fügte es auch der Zufall, dass ich auf einen Landeseingeborenen stiess, mit dem sich ein Gespräch anknüpfen liess, und dann wollte ich auf anderen, immer aber nach rechts ab führenden Wegen, wieder heimkehren.

Jenseit der Glashütte fand sich nun nicht gerade einen Weg, aber eine Räderspur zwischen höher gelegenen Rändern. Ich war ihr noch nicht weit gefolgt, als ich zu meiner Ueberraschung auf einer abgemähten Wiese zu meiner Linken das Caroussel nebst allem Zubehör erblickte. Die Stangen waren in die Erde getrieben, die Taue fest angezogen, die hölzernen Sitze und Schlachtrosse befanden sich alle schon an ihren gehörigen Plätzen, allein sie waren ganz leer; der Besitzer aber stand im Eingange, und schaute recht behaglich und vergnügt aus. Wie es schien, hatte sich das Caroussel in die tiefe Stille eines Landaufenthaltes zurückgezogen, um frische Luft zu schöpfen und der Ruhe zu pflegen. Bei seinem, vor zwei Tagen erfolgten Abzuge von Rheinsberg, nach einer letzten Abendvorstellung voll grässlichen Spektakels, hatte man allgemein geglaubt, es siedele nach dem nächsten Marktflecken über. Was mich betrifft, so weiss ich in der That kaum, ob ich überhaupt irgend etwas gemeint oder noch weiter an dasselbe gedacht hatte. Am wenigsten war ich darauf vorbereitet, es so bald, auf einer Wiese wieder zu finden, allem Anscheine nach für einen längeren Aufenthalt sich vorbereitend. Ich sprach mit dem Manne, und er sagte mir, es sollte am nächsten Sonntage ein grosses Vogelschiessen bei der Glashütte stattfinden, das voraussichtlich eine Menge von Leuten aus Rheinsberg und den Dörfern der Umgegend anlocken werde,

er hoffe, bei dieser Gelegenheit etwas zu verdienen; danach, allerspätestens am Dienstage beabsichtige er wieder aufzubrechen, da der Ort an sich für ihn wenig Werth habe. In Rheinsberg hatte er sehr gute Geschäfte gemacht, und in seinen eilf Abendvorstellungen einhundert und zwanzig Thaler eingenommen; er war überhaupt mit seinem Aufenthalte dort, Alles in Allem, sehr zufrieden.

Nachdem ich das Caroussel verlassen, gerieth ich auf schwieriges Terrain; indessen der Wald vor mir rückte allmählig immer näher, wuchs in die Höhe, und wurde dunkeler. Endlich erreichte ich ihn. Es war eine „Heide" von der allergewöhnlichsten Art, steif und geradlinig in ihren Umrissen. Da indessen die Bäume hoch und dick waren, und der Himmel sich wieder bezogen hatte, so empfing mich, noch ehe ich weit hineingedrungen, eine Dunkelheit, ähnlich der des abendlichen Zwielichtes. Der Wind hatte sich erhoben, und schüttelte die Aeste droben in den Baumwipfeln gewaltig. Nachdem ich ein Paar Kilometer weiter waldeinwärts gewandert war, traf ich auf einen Weg, der sich mit dem meinigen kreuzte, und schlug mich nach rechts hin. Man konnte sich nicht leicht etwa Düstereres denken; geradezu endlos erschien die Heide; von keiner Himmelsgegend her drang direktes Licht herein. Weder der Weg, dem ich folgte, noch der, den ich soeben verlassen, führten augenscheinlich irgendwohin, sondern waren nur die Spuren, welche Holzhacker und Förster in Ausübung ihres Berufes hinterlassen hatten. An irgend welche Hoffnung, hier Jemandem zu begegnen, war nicht zu denken. Es war so finster da drinnen wie in der Aussenwelt nach Sonnenuntergang, und oben in den höchsten Wipfeln der Bäume machte sich ein seltsamer Aufruhr bemerkbar, als wollte das Gewitter losbrechen. Ich ging noch eine Weile geradeaus, dann schlug ich einen Pfad nach links hin ein, und gerieth immer tiefer in die Heide und immer weiter von Hause fort. Der Wald-

grund nahm jetzt bald eine andere Gestaltung an, er wurde sehr uneben, und zuletzt fand ich einen schönen See von etwa dreiviertel Kilometer Länge, der im dichtesten Walde begann und an der entgegengesetzten Seite in einer Lichtung endete; vielleicht deutete er auf die Nähe irgend einer menschlichen Wohnstätte. In der That, als ich meine Augen am Ufer des Sees entlang schweifen liess, entdeckte ich eine Gruppe Rinder, die theils bis an die Knöchel im Wasser, theils in den Gebüschen am Ufer standen, alle aber vollkommen regungslos. Ich verweilte noch ein wenig in der Nähe des Sees, und versuchte sogar ein einsames Bad in demselben. Das Gewitter, welches gedroht hatte, war nicht gekommen, im Gegentheil der Himmel klärte sich wieder auf, und der Rest des Tages blieb schön. So trieb ich mich denn noch etliche Stunden umher, bis ich endlich an einen Queerweg kam, der so viel breiter als die übrigen war (ich habe später angenommen, es sei die schon früher erwähnte, nach Mirow führende Landstrasse gewesen), dass ich mit einer abermaligen Rechtswendung mich heimwärts schlug. Nach einer halben Stunde machten die alten, hochstämmigen Bäume jungem Anwuchse Platz, und bald darauf watete ich wieder mühselig durch die offene Wüstenei — ein fortwährendes Bergauf und Bergab von Sandhügeln, untermischt mit sogenannten Feldern; endlich kam ich an ein grosses Oekonomiegebäude modernen Ursprunges aus massivem grauen Sandsteine mit einigen noch viel grösseren, ebenso massiv gebauten und graufarbenen Nebengebäuden, sämmtlich in einem Baustyle, der an Küstenwachthäuser und Leuchtthürme erinnerte, wo alles äussere Ansehen dem Bedürfniss der Widerstandsfähigkeit gegen die Stürme untergeordnet ist. Da der Weg zwischen dem Wohnhause und den Wirthschaftsgebäuden hindurchführte, so fand ich Gelegenheit, von einem der Knechte zu hören,

wie die Besitzung hiess. In Beantwortung weiterer, von mir gestellter Fragen, sagte mir der Mann, dieselbe sei vor wenigen Tagen verkauft worden, und der bisherige Besitzer stehe eben auf dem Punkte, fortzuziehen; ich will nur hoffen, dass der, welcher auf ihn folgen soll, eine Liebhaberei für Stürme und Leuchtthürme hat. Der Platz hier ist selbst für diese Gegend beinahe einzig in seiner Art. Das Haus ist meilenweit entfernt von jedem anderen, und liegt eher tief, als hoch, an einer offenen Stelle, man kann sagen, in einer Lichtung. Auf drei Seiten wird es, in einer Entfernung von etwa anderthalb Kilometer von einem Horizonte schwarzdunkelen Waldes umrahmt, und an der einzigen, wo man einen Blick in's offene Land haben könnte, steigt das Terrain, und setzt aller Neugierde nach dieser Richtung hin ein Ziel. Man sieht übrigens deutlich, dass ein so kahler Fleck, bei aller Eingeschlossenheit seiner Lage, ein rechtes Stelldichein für die Winde sein muss. Er trägt auch die Spuren davon, dass er fortwährend angeblasen wird; denn abgesehen von einer Einsenkung hinter dem Hause, wo eine ganze Reihe (es sind ihrer drei oder vier) flacher, frostig ausschauender Seeen ihren Anfang nehmen, um die herum ein Paar spindeldürre Sträucher, als suchten sie hier Schutz, sich zusammendrängen, war von Vegetation, ausser dem, was auf den Feldern wuchs, auch nicht eine Spur zu entdecken; nicht einmal Laub oder Stroh lag umher. Die Sandhügel waren kahl geweht, und wurden nur durch die langen Wurzeln des Queckengrases am Weggetriebenwerden verhindert. (Man hatte mir schon früher erzählt, dass eine derartige Besitzung zum Verkaufe stände, und mir sehr zugeredet, sie zu erwerben, und mich daselbst niederzulassen; eine so schöne Gelegenheit, versicherte man mir, würde sich schwerlich je wieder darbieten.)

Da es sich fand, dass Rheinsberg nur zehn Kilometer von hier entfernt war, und die Strasse in gerader Linie

dorthin führt, schlug ich noch einmal die Richtung nach links hin ein, gelangte wiederum in den Wald, der die Sandwüste in einem Halbkreise umgiebt, und wanderte noch ein Paar Stunden darin fort. Dieser Theil der Heide ist weniger düster, er ist sogar heiter; man konnte den Himmel über sich schimmern sehen, und die Sonne sandte ihre Strahlen zwischen den Baumwipfeln hindurch. Lange Streifen moosigen Grases mit bunten Waldblumen übersät, und von blühenden Sträuchen überhangen, ziehen sich längs des Weges, und in stolzen Reihen begleiten ihn königliche alte Eichen und Buchen. Es dauerte nicht lange, so kam ich an einen schönen See, der völlig eingebettet lag in eine Umwallung der allerherrlichsten Buchen. Bäume von solcher Schönheit hatte ich hier zu Lande noch niemals gesehen. Sie waren von ganz gewaltiger Höhe, aber gerade ihr majestätischer Wuchs gab ihnen zugleich das Schwere, Gebeugte der Trauereschen. Ihre langen, biegsamen, in glänzenden Laubschmuck gekleideten Aeste, wogten ächzend hin und her, und dann wieder, sich gleichsam kopfüber stürzend, abwärts, als hinge ein lebendiger Vorhang von schimmerndem, zitterndem, grünem Laube hernieder, und liesse Welle auf Welle seiner mächtigen Falten herabrollen; die alleruntersten Zweige aber neigten sich tief bis auf den See herunter, und fegten übermüthig wie der Schleppensaum einer Königin über seine Fläche hin. Der See selbst macht eine Biegung, und so konnte ich sein jenseitiges Ende nicht sehen. Seinen Namen habe ich nie erfahren; in einem Lande, wo der Reisende an jedem Tage zwanzig neue Seen zu Gesicht bekommt, unterlässt er es sehr bald, sich mit jedem derselben in aller Form bekannt zu machen. Von diesem einen und seinen Buchen habe ich nachträglich den Landschaftsmalern erzählt. Aller Wahrscheinlichkeit nach legten sie kein grosses Gewicht auf die Bewunderung, die ein Laie für Natur-Schönheiten hegte,

sie meinten aber, es sei schade, dass der Platz fünf Kilometer weit entfernt liege.

Eben hatte ich wieder die Hauptwegespur erreicht, da sah ich etwas, das viel rarer war, als ein See, nehmlich eine Art Kutschwagen, der mir entgegenkam. Es war ein offenes, seiner Construktion nach nicht ganz leicht zu klassifizierendes Gefährt, und durch den Gebrauch schon stark abgenutzt. Darin sass ein altes Ehepaar, ganz gewiss ein Rittergutbesitzer aus der Nachbarschaft und seine Gattin, beide schon stark bei Jahren, schlichte, einfache Leute, die offenbar nichts auf Kleidung, Aussehen oder irgend welchen äusseren Schein gaben, unverkennbar aber von guter Familie und Erziehung. Der Kutscher, der sie fuhr, war ein wenig jünger, als sie selbst, und lenkte die beiden trefflichen Pferde mit sicherer Hand. Wie sie hieher gekommen waren, und wohin sie eigentlich wollten, das versuchte ich vergebens zu errathen; auch ihnen, die wohl zum ersten Male während ihres langen Lebens in diesem Walde einer solchen Erscheinung begegneten, verursachte ich augenscheinlich ebenso grosses Kopfzerbrechen; und so, einander verstohlen mit raschem und ziemlich forschendem Blicke anstarrend, zogen wir ein jeder unseres Weges.

Ich wandte mich nun, einen Fusspfad einschlagend, nach rechts, und fand so den Weg zum Rande der Heide; hatte aber hier, gerade als ich das offene Land erreichte, noch meine liebe Noth mit zwei schilfdurchwachsenen Wasserlachen, die sich zu einer verzweifelten Länge ausdehnten, und mich nöthigten, einen weiten Umweg zu machen. Nachdem ich hiebei noch tief in einen Morast gerathen und glücklich wieder herausgelangt war, erklomm ich ohne weiteres Hinderniss den jenseitigen Abhang. Auf der Höhe desselben schien ein ziemlich ansehnliches Haus zu liegen. Gerade noch ehe ich dasselbe erreichte, kam ein grosser, dicker Mann in weissem Jacket, auf einem grossen, dicken Pferde

auf mich zu geritten. Da er sich an einer höher gelegenen Stelle befand, als ich, und die untergehende Sonne hinter sich hatte, so erschienen, er sowohl wie sein Ross, in wahrhaft kolossalen Dimensionen. Ich erkannte in ihm den stämmigen Mann mit dem grossprahlerischen Wesen wieder, den ich vor dem *Rathskeller* gesehen, und dessen Manier, als er noch spät am Abend nach Hause ritt, und das ungeheure Thier (ich meine natürlich das Pferd) in vollem Galopp die Strasse hinuntersprengte, obwohl vielleicht darauf berechnet, dem Fremden zu imponiren, so wenig meinen Beifall gefunden hatte. Er rief mir ein lautes Willkommen zu und sagte, er freue sich, mich zu sehen. Dann sprang er vom Pferde, und lud mich, während er dasselbe am Zügel führte, ein, mir seine Pflanzungen anzusehen. Sein Vater habe jeden einzelnen Baum selbst gepflanzt, und aus dem Besitzthume das gemacht, was es jetzt war; er, für seine Person, habe gar nichts dabei gethan, als dafür gesorgt, dass es sich nicht verschlechtere. Nun hätte er seine Freude daran, weil sein Vater es geschaffen, und weil es beweise, was der Mensch leisten könne, wenn er nur wolle. Wir gingen durch den eingefriedeten Raum und kamen dem Hause gegenüber auf die Landstrasse heraus. Er lud mich ein, in das Haus zu treten, und es mir anzusehen. Ich lehnte es ab, indem ich die späte Tagesstunde vorschützte; allein, als eine Dienstmagd erschien, ihm das Pferd abzunehmen, wurde er dringender, und so gab ich nach. Ich wurde jetzt in ein sauberes Empfangszimmer geführt und gebeten, doch etwas anzunehmen; ich dankte, allein er wiederholte sein Anerbieten — ein Glas Wein, oder Milch, oder was mir sonst gefällig sei? Schliesslich bat ich um ein Glas Milch. Während man es holte, wurde ich in das Staatszimmer, das an der anderen Seite des Corridors lag, geführt, und musste mir die Familien-Photographien ansehen; dann gingen wir in das Empfangs-

zimmer zurück und tranken Milch; danach geleitete er mich, vorausgehend, zum Familien-Wohnzimmer, wo er mich seiner Frau vorstellte, und mir das Baby des Hauses gezeigt wurde. Darauf führte er mich durch den übrigen Theil des Hauses, wobei er mir mittheilte, er beabsichtige, dasselbe zu verkaufen und sich in Rheinsberg niederzulassen, nur wolle seine Frau nichts davon wissen. Wenn er — (hier nannte er irgend eine Summe) dafür bekommen könne, würde er es morgen verkaufen. Er möchte lieber in Rheinsberg wohnen, als immerfort auf dem Wege nach dorthin sein, er reite schon viel zu oft hinüber. Als wir wieder im Empfangszimmer angelangt waren, bemerkte ich eine Flasche Rothwein und Weingläser auf dem Tische. Er schenkte sofort zwei Gläser ein, während ich meinen Hut und Stock nahm, und ihm Lebewohl sagte. Allein er hielt mir ein Glas Wein geradezu entgegen, und sagte, Niemand habe noch sein Haus verlassen, ohne „irgend Etwas" angenommen zu haben. Es mache ihm Freude, Gastfreundschaft zu üben, das sei einmal deutsche Art, und speziell seine Art. Er wünsche, dass Jedermann froh und vergnügt sein Haus verlasse. Selbst „die Handwerksburschen" lasse er fröhlich von seinem Hause fortgehen. Natürlich wollte er damit keineswegs einen Vergleich ziehen, das sollte nur zur Illustration dienen. Wenigstens ein Glas müsse ich trinken, darauf bestehe er, dann könnte ich fortgehen, wenn ich wollte. Dass ich ein wenig Anstand nahm, erst Milch dann Rothwein zu trinken, noch dazu völlig nüchtern, und nach einem langen Tagemarsche, war wohl zu entschuldigen, allein, ich musste mich, wohl oder übel, noch auf eine Minute setzen, trank meinen Rothwein, und stand dann auf, um zu gehen. Nun sagte er, wenn ich nur ein wenig verziehen wolle, würde er Butter, Brot und Arrack bringen lassen. Ich dankte ihm aber, und ging wirklich. Er folgte mir bis an die Hausthür, und sagte, *das* müsse

ich ihm wenigstens versprechen, dass ich ein anderes Mal zum Frühstück wiederkommen, und den Arrack probiren wolle. Ich zog mich mit einem allgemein gehaltenen: „Sie sind ausserordentlich gütig", aus der Affaire, und reichte ihm die Hand. Er schüttelte sie herzlich, und versicherte mir auf's Neue, dass es ihn immer freue, sich gegen Jeden, der sein Haus besuche, gastfreundlich zu erweisen und, wie er mir bereits gesagt habe, selbst die Handwerksburschen — natürlich wolle er nicht etwa einen Vergleich machen — gingen immer mit frohen Gesichtern davon. Als ich etwa zehn Schritte vom Hause fort war, rief er mir mit so lauter Stimme nach, dass ich stehen blieb, und mich nach ihm umdrehte. Er wollte mich noch einmal daran erinnern, dass ich auch ganz gewiss eines Tages zum Frühstück käme.

Capitel XXIV.

Zechlin.

Die Zechliner Post — Eine Niederländische Landschaft — Die Quellen des Rhin — Die mecklenburgische Grenze — Ein Cisterzienser-Kloster — Der letzte Bischof von Havelberg — Die Kurprinzen — Ein Inventar aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Den 22. Juli. — Da ich beschlossen hatte, einen Ausflug in die benachbarte Priegnitz zu machen, so nahm ich mir einen Platz in dem, wie ich glaube, einzigen öffentlichen Gefährte, das man jetzt in Rheinsberg kennt (der zwischen hier und Herzberg kursirende Omnibus ist ein Privat-Unternehmen), dem Zechliner Postwagen. Es ist ein enger, bedeckter Wagen von hohem Alter, der nur drei Passagiere aufnehmen kann, von denen die Mehrzahl im Innern des Wagens untergebracht wird, der Rest aber auf der Hälfte eines schmalen und unbequemen Sitzbrettes neben dem Kutscher hängt. Ich sicherte mir diesen Bock-Sitz, klammerte mich gut daran fest, und um halb eilf Uhr des Vormittags holperten wir die Schlossgasse hinunter auf das Ruppiner Thor zu. Die blasse Frau in Schwarz hatte ihr Strickzeug bei Seite gelegt, und angefangen, bei ihrem Hausbaue selbst mit Hand anzulegen. Sie war, als wir vor ihrem Hause vorbeifuhren, emsig damit beschäftigt, Mörtel

zu mischen, und in ihre Arbeit zu sehr vertieft, um auch nur den Kopf zu wenden und nach uns zu schauen. Die Wände ihres Wohnzimmers waren inzwischen bis auf einen Fuss unter der Decke in die Höhe gewachsen. Nachdem wir das Thor passirt, bogen wir scharf zur Rechten ab, fuhren an dem Palaisgarten in der ganzen Länge desselben hin, und dann queer durch den Park.* (Die Landstrasse durchschneidet denselben.) Der Weg besteht, wie ich bereits beschrieben habe, aus feinem, tiefem Sande; jetzt war er stark vom Regen durchtränkt, und glich einem Brei. In diesem schleppten wir uns nun hin, nicht gerade unbehaglich, aber sehr langsam und mit der etwas niederdrückenden Empfindung der Schwierigkeit, mit der es geschah. Die Pferde hielten die Köpfe ganz tief, die Räder drehten sich geräuschlos, und an Stössen fehlte es nicht, aber Dank dem weichen Sandboden, empfand man sie nur in abgeschwächtem Maasse, wozu man sich, wenn man wie hier auf einem scharfkantigen Brette sass, nur gratuliren konnte. Der Kutscher hatte denselben Weg nun seit achtzehn Jahren alle Tage gemacht, und in früherer Zeit den nach Lindow und zurück, ich weiss nicht, wie lange schon. Er sowohl, wie seine Pferde, gingen mit einem Gleichmuthe an ihre Arbeit, welcher bewies, wie sehr sie ihnen zur Gewohnheit geworden war, und andererseits, welches Vertrauen sie in die Methode setzten, die sie sich selbst dafür zurechtgemacht hatten. Ich stellte mir vor, wie gut sich unser ganzes Gespann in einer sogenannten, niederländischen Landschaft ausnehmen müsste, einem Bilde mit einem Stück Tief- und

* Ich vermuthe, es ist derselbe Weg, welcher in den Lebensbeschreibungen des Prinzen Heinrich gemeint ist, wenn es daselbst, unter besonderem Hervorheben der Grossmuth Seiner Königlichen Hoheit, heisst, „er habe den Bewohnern der benachbarten Dörfer, die zur Stadt wollten, gestattet, durch seinen Park zu fahren." Ein Akt sich selbst verläugnender Güte von seiner Seite und andererseits eine grosse Wohlthat für die Leute.

Flachlande und einer alten Kutsche, die auf einem fernen Wege in (natürlich nicht wirklichem sondern bildlichem) Schaukeltrab und ohne irgend ein wirkliches oder eingebildetes Geräusch, dahin rollt.

Es war ein schöner Tag; der Regen hatte die Luft abgekühlt, der Himmel sich geklärt, und so war die lange Fahrt durch den Boberower und andere Wälder, und dazwischen wieder über Striche offenen Landes hin, ganz prächtig. Das ging etwa anderthalb Stunden so fort, während deren uns nur zwei Personen begegneten. Dann kamen wir völlig aus dem Walde heraus, und überschritten den Rhin, der hier, ehe er in den Rheinsberger See eintritt, einen anderen Namen trägt; ein bescheidener, aus dem höher gelegenen Priegnitz-Lande herabkommender Bach von nur etwa halb der Stärke, die er nach seinem Austritte aus dem Grinerik-See hat.

Nach jenen „Hochlanden" nun, die eine wellenförmige, etwa fünfundvierzig Meter über dem Umlande liegende Ebene bilden, schleppten wir uns mühsam bergan, und fuhren dann weitere drei viertel Stunden lang zwischen Kornfeldern hin, passirten die beiden Dörfer Kagar und Zechlin,* bis wir zuletzt in Sicht des kleinen Marktfleckens Zechlin gelangten, der mit seinen beiden Seen und seinen Ruinen in einer tiefen Einsenkung zu unserer Rechten, zwischen dichten Gruppen prächtiger, alter Bäume eingebettet liegt. Wir hatten ihn bald erreicht, und ich wurde mitten in der Strasse abgesetzt.

Es war eben Mittag vorüber; ich durchwanderte geradenweges diese stillste und unregelmässigste aller kleinen Städte, drang bis zu der tiefstliegenden Stelle im Herzen

---

* Ein Dorf gleiches Namens wie das Städtchen und von letzterem etwa anderthalb Kilometer entfernt; das letztere ist natürlich der Sitz eines Gerichtes und Amtes für den umliegenden Bezirk, während es in Kirchen-Angelegenheiten dem Dorfe unterstellt ist.

derselben hinunter, und stieg dann die steil vor mir aufsteigende Gasse, in welcher Fronten und Giebel, mit Gartenmauern und Apfelbäumen dazwischen, einander hinreichenden Raum gönnten, hinan, bis ich endlich an der entgegengesetzten Seite des Thalkessels, in dem das Ganze liegt, wieder herauskam. An einem Punkte, von dem aus man hinabsehen kann auf die auf- und abwärts steigenden Häuserreihen, steht der übliche Denkstein, wie man ihn jetzt in oder bei fast jedem Dorfe in Deutschland zum Andenken an die Mitbürger errichtet findet, die auf irgend einem Schlachtfelde in Frankreich ihr Leben gelassen, und deren Asche nun — Gott allein weiss wo — ruht. Ihre in den Stein eingegrabenen Namen sind noch frisch, und um das Denkmal herum ist Immergrün gepflanzt.

Einen passenderen Standort, als dieses freundlich gelegene, eine weite Umschau gewährende Plätzchen, hätte man für ein Monument zum Andenken an die Männer, deren Tod mehr ein Gefühl des Triumphes, als der Bitterkeit erwecken muss, sicherlich nicht wählen können. Hier oben auf der Höhe mögen die Leute aus der Stadt, wenn sie an Sonn- und Feiertagen ihren Spaziergang machen, ein wenig verweilen, um Athem zu schöpfen, und dabei der alten Genossen gedenken, die einst gemeinschaftlich mit ihnen sich hier der Feierstunde zu erfreuen pflegten. Natürlich wird im Laufe der Jahre auch dies Gefühl der Wehmuth seine Schärfe verlieren, und zuletzt, wenn erst einmal eine andere Generation herangewachsen ist, in dem Herzen der Menschen ganz erlöschen. *Dann* werden auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Namen nicht mehr lesbar sein. Den Stein wird das Moos überwuchert haben, und die Bäume werden zu einer hohen und dichten Masse angewachsen sein, die der Wind durchschüttelt. Das Ganze kein Monument mehr, nur noch ein sonderbares, altes, in Verfall begriffenes Denkzeichen eines Sieges, von dem die Bücher der Ge-

schichte erzählen, das aber keine starken Gefühle irgend welcher Art mehr wachruft.

Jenseits Zechlin kam ich in höher gelegenes Land und frischeren Luftzug; der Weg führte mich in einen wahrhaft prächtigen Buchenwald, der sich bis in's Mecklenburgische hinein zu erstrecken schien (wie er es wohl in Wirklichkeit auch thut). Ich folgte der Fussspur eines Holzfällers, und drang so weit in den Wald hinein, als ich nur immer konnte. Es war so lieblich darinnen, wie es im schönen Buchenwalde, an einem sonnigen Julitage nur sein kann; überall glänzendes Grün, die Luft vor Hitze zitternd, und das Licht klar und ruhig, denn das Baumlaub hatte seinen scharfen Glanz gedämpft. Allein das Vergnügen war von kurzer Dauer, da ich nicht Zeit genug hatte, so weit zu gehen, wie ich wünschte, am allerwenigsten, meine Tour über die Grenze hinaus bis zur nächsten Stadt im Grossherzogthum auszudehnen. Nachdem ich mich ungefähr ein Paar Stunden umhergetrieben, machte ich Kehrt, und sah mich, als ich die Stadt wieder erreicht, auf der Stätte ein wenig um, an welcher einst das alte Schloss gestanden hatte. Ich fand dort einige Trümmer-Fragmente, die wohl zu demselben gehört haben mochten. Die Umfriedigung, in welcher das heutige Herrenhaus am Rande eines Sees und inmitten einer Menge schöner alter Bäume liegt, betrat ich nicht. Es ist jetzt die Residenz des „Amtmannes", und enthält, glaube ich, auch die Büreaus der von ihm repräsentirten Behörde.* Ich bemerkte mehrere Equipagen und vor dem

*) Hier liegt wohl ein Irrthum des Herrn Verfassers vor. Heisst das betr. Haus heute noch offiziell „Amtshaus", so wohnt darin möglicher Weise der „Amts-Vorsteher", d. h. ein geachteter Privatmann des Kreises, dem dies, durch die neue, auf Self-Governement basirte Kreisordnung geschaffene, unbesoldete Ehrenamt, als eine, zwischen den Behörden und den Communen vermittelnde Instanz, übertragen ist. Ein königlicher Verwaltungs-Beamter mit dem Titel „Amtmann" existirt in den alten Provinzen nicht. Möglicherweise ist dieser „Amtmann" auch

Hause ein Paar Gestalten von Personen, die wohl als Gäste zu einem frühzeitigen Diner gekommen sein mochten. Des Aufsehens eingedenk, welches die hier so seltene Erscheinung eines Touristen erregen musste, zog ich mich zurück. Man konnte sich kein sonnigeres, geborgeneres, ja, wie es an diesem heissen Tage erschien, verschlafener aussehendes Plätzchen denken, als dieses zwischen den beiden Seen gelegene Thälchen, in dem die Mönche sich einst ihr Haus gebaut hatten, und wo, wie ich hoffen darf, der Amtmann keine allzu schwere Arbeitslast zu bewältigen haben wird; doch will ich ihm von Herzen wünschen, dass er im Winter hier nicht allzusehr von den Wasserdünsten zu leiden haben möge. *

---

der Pächter eines grösseren Rittergutes; denn einem solchen legt man in der Mark, in Pommern und Sachsen, diesen Titel, by courtesy, — wie der Engländer sagt — bei. Den Pächtern königlicher Domänen sogar den eines „Oberamtmanns". D. Ü.

* Die Bäume, welche um das Amthaus herumstehen, waren, mit Ausnahme der im vorigen Capitel beschriebenen Buchen, vielleicht die schönsten, die ich bis jetzt irgendwo in diesem Theile der Mark gesehen habe. Da ich so vielfach Gelegenheit genommen, von Wäldern zu sprechen, so könnte ich bei meinen Lesern unrichtige Vorstellungen in Bezug auf dieselben erweckt haben. Schöne Bäume im Sinne englischer Auffassung sind in Deutschland allerdings ein seltener Artikel. [Dürfte in dieser Allgemeinheit schwerlich aufrecht zu erhalten sein. Allerdings begünstigt das maritime Klima in England und der seit uralter Zeit in gleicher, immer aber in pietätvoller Hand gebliebene Parkbesitz der landed Gentry und Aristocracy die Entfaltung mächtigen und schönen Baumwuchses in hohem Grade, und auch die, allerdings nur minimalen Reste, welche England noch an wirklichem Walde besitzt (Sherwood forest und die Umgebung von Belvoir Castle [Lincolnshire]), haben eine grosse Zahl uralter Riesenbäume aufzuweisen, allein Alles das dürfte doch auch in Deutschland schon durch eine Anzahl fürstlicher Parks aufgewogen werden, unter denen z. B. die zu Wörlitz bei Dessau und die Aue bei Cassel, bei ihrem eigenthümlich feuchten Klima dreist mit dem Schönsten wetteifern können (ich urtheile aus eigener Anschauung), was England darin aufzuweisen hat. Schwerlich hat der Herr Verfasser aber eine Vorstellung von den überreichen, nach vielen Tausenden zählenden Schätzen an herrlichen vielhundertjährigen Bäumen, wie sie die Eichen-

In diesem, dem sogenannten Haus-See, nimmt der Rhin seinen Ursprung, fliesst dann durch den zweiten, etwas

---

forsten des Herzogs von Dessau in der Elbaue, die seit dem frühen Mittelalter unberührt gebliebenen Eichenkampe der westphälischen Freihof-Schulzen, der Lauenburger Urwald, der hessische Habichtswald, der Schwarzwald in seinen Beständen an Riesen-Buchen und Edeltannen bei St. Blasien und im Murgthale aufzuweisen haben. D. Ü.] Zu Rheinsberg stehen die schönsten auf dem Marktplatze; allein sie sind, Alles in Allem, höchstens hundert Jahre alt; der Park, der selbst nicht viel älter, ist nach dieser Richtung hin in trauriger Weise vernachlässigt. Die Wälder können wohl nicht Einzel-Exemplare schöner Bäume hervorbringen, auch wenn man sie lange genug stehen lässt, was ja aus ökonomischen Gründen selten geschieht. In Privatbesitzungen sollte man erwarten, viel häufiger auf schöne Bäume zu stossen, als dies wirklich der Fall ist. Ich habe mich oft gefragt, ob vielleicht nur das Klima hieran schuld sei. Auf der anderen Seite findet man nirgends eine tiefere, gewissermaassen als Herzenssache empfundene Verehrung für die Könige der Wälder, als gerade in Deutschland. Sie bilden die Hauptsehenswürdigkeit, auf welche man die Fremden zuerst aufmerksam zu machen pflegt; und zwar ist der Sinn dafür keineswegs nur auf eine gewisse Klasse der Bevölkerung beschränkt; wenn sich in erreichbarer Nähe einer Provinzialstadt eine „Grosse Eiche" befindet, so macht Jedermann eine Art Ehrensache daraus, ihr wenigstens ein Mal im Jahre (gewöhnlich um Pfingsten herum) seinen Besuch abzustatten.

Ich erinnere mich, einmal folgende Geschichte erzählen gehört zu haben. Irgend wo in der Mark (oder war es in Pommern, was nahezu dasselbe bedeuten würde) hatte der Sturm eine alte Eiche, die — Niemand wusste zu sagen, wie viele Generationen hindurch — bei einem Herrenhause gestanden, endlich zum Kummer des Besitzers und seiner Ehegattin niedergeworfen. Da der Baum unwiederbringlich verloren, und doch ein altes Familien-Erbstück war, so beschloss das ehrwürdige Paar, das zu thun, was unter den vorliegenden Umständen das Beste, nehmlich, sich in demselben begraben zu lassen. Das Holz der Eiche war zum grossen Theile noch in vortrefflichem Zustande; demzufolge wurden daraus zwei ausserordentlich schöne Särge gezimmert; geräumig, dauerhaft und vorzüglich polirt; und da man sie für's Erste noch nicht brauchte, so stellte man sie unterdessen in eine geräumige Dachstube oder Bodenkammer, welche als allgemeiner Vorrathsraum und Rumpelkammer diente. Nach einiger Zeit begann die Hausfrau, da sie fand, dass die beiden Kisten, weil von ungewöhnlich starkem und trockenem Holze gefertigt, sich hierzu vortrefflich eigneten, ihre Vorräthe in denselben aufzubewahren; besonders allerlei gebackenes Obst, als Aepfel, Pflaumen etc., die während der Winterszeit

grösseren, den sogenannten Zechlin-See, und weiterhin noch durch drei andere, ehe er die Stelle erreicht, wo wir ihn bei'm Austritte aus dem Walde passirt hatten. Dann durchfliesst er den Rheinsberger und den Grienerick-See, und nimmt von dem Moment ab, wo er dem letzteren unter der Garten-Brücke des Schlosses hindurch wieder entströmt, den Namen an, den er hinfort auf seiner weiteren Wanderschaft bis zu seinem Einflusse in die Havel beibehält.*

Zechlin wurde im dreizehnten Jahrhundert von Cisterzienser-Mönchen aus Doberan im Mecklenburgischen gegründet. Ein Wendenfürst (man muss sich erinnern, dass das ganze Land hierherum zu jenen Zeiten von wendischen Stämmen bewohnt wurde) hatte im Jahre des Herrn 1237 dem Kloster eine Schenkung von fünfzig Hufen Land gemacht, und die frommen Väter waren mit ihrem ackerbauerischen Sinne alsbald daran gegangen, in einem Lande, das, wie man annimmt, zu jener Zeit nichts als eine völlig unbewohnte Wildniss, oder mit Wald bedeckt gewesen ist, Landwirthschaft zu treiben. Der Name der neuen Ansiedelung wurde in damaliger Zeit *Szichalyn* geschrieben. Um

---

eine so wichtige Rolle in der deutschen Küche spielen. Aber die Jahre gingen dahin, und endlich starb der Gutsherr; da musste denn der Sarg seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden. Man entleerte ihn seines Inhaltes, bettete des Junkers irdische Hülle in ihm zur Ruhe, und liess beides, wie es aus gesundheitlichen Gründen wohl zu geschehen pflegt, bis zum Begräbnisse in der Dachkammer stehen. Einige Tage nach der Bestattung, nachdem die damit verbundene Aufregung vorüber, die Verwandten und Freunde Alle wieder fort waren, und die Wittwe angefangen hatte, ihren schmerzlichen Verlust mit etwas mehr Ruhe und Fassung zu betrachten, machte sich im Hause ein seltsamer, hässlicher Geruch bemerkbar, der immer schlimmer, und als dessen Entstehungsort sehr bald der Hausboden ermittelt wurde. Es zeigte sich denn in der That, dass hier ein Irrthum begangen worden war. Die dummen Leute hatten in der Eile Hand an den falschen Sarg gelegt, und das Backobst begraben, den Gutsherrn aber oben in der Vorrathskammer gelassen.

* Borgstede, *Topographische Beschreibung der Mark Brandenburg.* I. 166.

die Mitte des Jahrhunderts ist dann das Kloster erbaut worden. Der zu demselben gehörige Besitz an Land wurde bedeutend vergrössert, und binnen kurzer Zeit hatten sich so viele Ansiedler rings um die Abtey niedergelassen, dass der Ort zu einer Stadt, oder doch wenigstens einem Marktflecken anwuchs. Etwa fünfzig Jahre später verkauften ihn die Mönche an den Fürsten Heinrich von Mecklenburg-Stargardt, der das Kloster vergrösserte, und eine starke Burg daraus machte, die er aber seinerseits um's Jahr 1329 mit allem Besitzzubehör wieder an den Bischof von Havelberg verkaufte. Die eigentliche Residenz der Bischöfe von Havelberg war Wittstock, ein heute noch blühendes Städtchen von siebentausend Einwohnern in der Nordwestecke der Priegnitz, und Zechlin gab somit einen angenehmen Sommeraufenthalt in bequem erreichbarer Entfernung ab. Nach der Reformation liess man den letzten Bischof im ungestörten Besitze des Gutes, so lange als er lebte. Nach seinem im Jahre 1548 erfolgten Tode, wurde Zechlin die Lieblings-Sommerresidenz der Kur- und Erbprinzen von Brandenburg, und ist dies auch ununterbrochen bis zum dreissigjährigen Kriege geblieben.

Der erste von ihnen, der es bewohnt hat, war Johann Georg, nebst seiner frommen Gemahlin Sabina, die Zechlin so lieb hatte, dass sie auch als Kurfürstin noch häufig daselbst Hof hielt. Aber unter Johann Georgs Enkel, Johann Sigismund (demselben, der später, als Kurfürst, den kalvinischen Glauben in das Haus der Hohenzollern brachte) hat Zechlin seine besten Tage erlebt. Als Kur- und Erbprinz liebte Johann Sigismund den Glanz, und sein Hof war berühmt wegen seiner Gastfreundschaft und heiteren Geselligkeit. Meist war das Schloss mit Gästen vollgepfropft, und wenn bei grossen festlichen Gelegenheiten fremde Fürsten mit ihrem Gefolge kamen, so musste ein Theil des letzteren bei den Bürgern einquartiert werden,

bis auch das Städtchen überfüllt war. Den höchsten Gipfelpunkt des Glanzes scheinen diese gastlichen Empfänge im August 1607, bei Gelegenheit der Taufe des dritten Sohnes, erreicht zu haben, wo bei den, viele Tage hindurch dauernden Festlichkeiten eine Pracht entfaltet wurde, wie man sie an diesem Orte nie wieder gesehen hat.*

---

* Das Kind starb in wenig mehr, als sechs Monaten, und wurde zu Wittstock begraben. Seine Grabschrift (als die eines kleinen Kindes eine Merkwürdigkeit) kann ich mir nicht versagen, hier wiederzugeben:

„In hac Tumba reconditus, mortuorum resurrectioni & aeternae beatitudini reservatur *Johannes Friedericus Infans ex Illustriss. Marchionum Brandenburgensium Prosapia*, Patre quidem Johanne Sigismundo Matre vero Anna Pruten. oriundus. Editus in hanc lucem An. reparatae salutis, 1607. die Augusti XVII. hora pomeridiana X. Lotus per baptismum sanguine Christi. Mortuus divina sic disponente voluntate die Martii primo, circiter horam vespertinam VIII. anni 1608. Non tamen amissus, sed praemissus, ardentissimum sui desiderium parentibus moestis relinquens anima vero ejus coelicas inter sanct. Vir. gaudiis & bonis fruitur, nullo unquam aevo perituris, indissolubilem simul illam cum corpore conjunctionem exspectans. Vixit Mens. VII. diem unam horas VIII."

Eine kleine Prinzessin, die ein Jahr vor ihrem Bruder geboren wurde, starb in demselben Alter wie er, und wurde gleichfalls zu Wittstock begraben. Ihre Grabschrift: — „Catharro suffocativo correpta placide in Christo exspiravit Zechlini, &c" — ist ebenso kurz wie die andere lang ist.

Hundertundfünfzig Jahre später, im Jahre 1753 stürzte die Decke des Gewölbes, in welchem die beiden Kinder beigesetzt waren, zusammen, und zwei bleierne Särge kamen zu Tage, die jeder wiederum einen dergl. hölzernen, in bereits sehr verfaultem Zustande, aber keine Gebeine oder sonstige erkennbar menschliche Ueberreste, enthielten. Moder fand sich allerdings vor, und darin eine Anzahl von Gold-Schmucksachen, von denen Beckmann ein Verzeichniss giebt, unter Angabe der Grösse und des Gewichtes jedes einzelnen Stückes: da ist u. A. eine Goldkette, ein goldenes, mit Rubinen besetztes Armband, ein emaillirter Löwe mit Diamantenbesatz, eine Anzahl einzelner Perlen, u. s. w., u. s. w. Der Magistrat der Stadt berichtete über den Fund nach Berlin; darauf wurden auf Befehl des Königs die Schmucksachen dorthin gesandt und verkauft, das dafür gelöste Geld aber nach Wittstock zurückgeschickt, um dort zum Besten der Kirche verwendet zu werden. Beckmann sagt uns nicht, wie es geschehen konnte, dass der Wittstocker Magistrat sich die grosse Freiheit nahm, die Bleisärge öffnen zu lassen.

Ein Inventar des Schlosses aus der Zeit Johann Sigismunds stammend, welches sich bei Riedel abgedruckt findet, ist deshalb merkwürdig, weil es uns die Einfachheit zeigt, mit der ersteres möblirt war, eine Einfachheit, die nach unseren modernen Begriffen sich mit einem Haushalte in fürstlichem Style kaum verträgt. Im ersten Zimmer der Herren vom Gefolge Seiner Hoheit finden sich nur zwei Tische und ebensoviel Brettschemel. Das nächste enthält genau dieselben Möbelstücke, mit Zugabe von dreissig Hirschgeweihen. Im Schlafzimmer steht ein grosses Himmelbett, dann noch ein Tisch und ein Brettschemel. Danach folgt die Schlossapotheke, die aber „noch nicht eingerichtet ist". Dann das Badezimmer mit Lehnbänken und einer Lagerstätte von geringerer Grösse gleichfalls mit einem Betthimmel darüber. Das Ameublement in den Zimmern der Prinzessin ist fast ganz dasselbe. In einem derselben wird ein grüner Schrank mit Schubladen aufgeführt; ohne Zweifel hat er als Kleiderschrank dienen sollen. Bänke und Stühle mit Lehnen finden sich auch hier wieder nur im Badezimmer.

Die Anzahl der Zimmer im Schlosse scheint sehr gross gewesen zu sein. Es waren zwei Ball- und zwei Speisesäle vorhanden.

Das Inventar der Kapelle ist ebenso reich, wie das des Schlosses selbst ärmlich. Die Schätze der römisch-katholischen Zeit waren damals noch unberührt vorhanden, und man liest von Nichts, als von Massen Gold- und Silbergeschirres, von Kruzifixen, Bildern und funkelnden Messbüchern. Bei der Reformation ist die Kapelle zu einer Filiale der Kirche zu Dorf Zechlin geworden, das ungefähr anderthalb Kilometer entfernt liegt. Der dortige Geistliche kam herüber, um bei vorkommender Gelegenheit Gottesdienst zu halten, und genoss dafür den Titel eines Hofkaplans;

ferner erhielt er für diese seine gottesdienstliche Thätigkeit jährlich zwei Wispel Roggen, zwei gemästete Schweine und einen Anzug. Die Schätze der Kapelle verschwanden, glaube ich, während des dreissigjährigen Krieges.

Der letzte Hohenzoller, der hier gewohnt hat, war ein gewisser Markgraf Sigismund, eines von den zweiundzwanzig Kindern Johann Georgs und ein Grossonkel Georg Wilhelms. Da er nicht Erbprinz war, wie seine Vorgänger, so hatte er nur den Niessbrauch des Schlosses, sowie das Recht zur Ausübung der Jagd, des Fischfanges etc., nicht aber die aus dem Amte entfallenden Einnahmen. Er starb im Jahre 1640; doch schon lange vor dieser Zeit müssen ihn, so sollte man denken, die Drangsale des dreissigjährigen Krieges von hier fortgetrieben haben.

Das Schloss war so stark, dass in den ersten Jahren des dreissigjährigen Krieges bei irgend einer Gelegenheit hier hundertundfünfzig Streifzügler von ein Paar zurückgebliebenen Dienern in Schach gehalten wurden. Trotz wiederholter Anstrengungen vermochten die Soldaten nicht, sich desselben zu bemächtigen. Bald nachher aber, noch vor Beendigung des Krieges, brannte es, wenn wir Beckmann glauben dürfen, allem Anscheine nach in Folge eines Zufalls, bis auf den Grund nieder.* Das gegenwärtige Amthaus wurde auf seinen Trümmern erbaut.

---

* „Das Schloss ist in dem grossen Teutschen Kriege gänzlich eingeäschert worden", sagt Beckmann wörtlich (II. 303). Auf der anderen Seite sagt Riedel (*Codex, etc.,* II. 349), dass das Schloss bis weit in's achtzehnte Jahrhundert hinein in fast unveränderter Gestalt existirt habe. Er zitirt einen amtlichen Bericht aus dem Jahre 1721, in welchem es als sehr baufällig beschrieben wird, und fügt dann hinzu, dass seinem Abbruche eine Feuersbrunst vorausgegangen sei. Aller Wahrscheinlichkeit nach fand der Brand zu der Zeit statt, welche Beckmann angiebt (da er früh im achtzehnten Jahrhundert schreibt, kann er sich kaum geirrt haben), mag aber nicht so viel Schaden angerichtet haben, wie er

Im Sommer 1817 nahmen König Friedrich Wilhelm III. und seine älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, die spätere Kaiserin von Russland, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Zechlin, und wohnten im Amtshause. Eines Tages fuhren sie auch nach Rheinsberg hinüber, wo meines Wissens zu damaliger Zeit Niemand von der königlichen Familie lebte.

Nach einem dreistündigen Spaziergange suchte ich das Wirthshaus auf, das einzige im ganzen Orte, so viel ich bemerken konnte. Das Aeussere desselben war vielversprechend, viel weniger dagegen das Gastzimmer; in der That, ich stand wie versteinert, angesichts des Schmutzes, auf den ich hier stiess. Bei solchen Gelegenheiten sinkt dem Reisenden ein wenig der Muth, mögen auch der Tag und die Fusspartien noch so schön und entzückend gewesen sein. Da standen die üblichen hölzernen Bänke und Tische, und da war leider auch der übliche hölzerne Fussboden, aber die Bänke waren fettig, die Tische voller Bierpfützen oder Flecken von solchen, die inzwischen getrocknet waren, und der Fussboden schmierig und überall dick bedeckt mit förmlichen Ablagerungen von allerlei Dingen, die nicht dorthin gehörten. Ein weiter zurückliegendes Zimmer, zwischen dem eben beschriebenen und der Küche, war womöglich noch weniger einladend. Die Wirthin, eine ältliche, sehr wohlbeleibte Frau, war lahm; sie hatte eine hübsche Tochter und einen Sohn, der sich später als der eigentliche Wirth entpuppte. Da es gegen drei Uhr Nachmittags war, und die übliche Stunde für die Mittagsmahlzeit längst vorüber, so waren die Gäste bis auf einen einzigen, einen Angestellten vom Amte, in einer hübschen, neuen Uniform, sämmtlich schon fort. Die Wirthin brachte mir eine süsse

---

voraussetzt. (Die Notiz über die Feuersbrunst stammt vom *älteren* Beckmann, die Epitaphien und der Bericht über die Auffindung der Kindersärge vom jüngeren.)

Suppe mit Pflaumen darin und nachher gekochtes Rindfleisch, das, wie es sich zeigte, sehr gut war; dazu ein Gericht, bestehend aus einem Gemisch von gequetschten Kartoffeln und Kohl. Ich hatte noch nicht lange gesessen, so kam ein zweiter Reisender herein, wie ich leider sagen muss, von nicht sehr reinlichem Aussehen. Er setzte sich zu mir heran, wünschte mir gesegnete Mahlzeit, und erhielt dann genau dasselbe vorgesetzt, wie ich auch. Er war aus Mecklenburg-Strelitz, und hatte draussen vor der Thür einen Einspänner halten. Als der Gast in Uniform sich erhob, und hinaus ging, begann der Neuangekommene ein Gespräch über das Zollamt und den Schmuggel. Bis zu dem Zeitpunkte, wo der Norddeutsche Bund entstanden, habe sich aus sehr natürlichen Gründen das Schmuggelgeschäft besser rentirt, als irgend ein anderes. Die, welche es betrieben, standen sich gut dabei, und nicht minder die Regierungs-Beamten, deren Aufgabe es war, dasselbe nieder zu halten.* Bei dieser Bemerkung machte die Wirthin in einem Tone und mit einer Miene von Jemandem, dem die Moralität von selbst kommt, ohne dass er sie sucht, den Einwurf, das Schmuggeln habe doch stets seine Schwierigkeiten gehabt. Bei den enorm hohen Preisen, welche die Mecklenburger gefordert, sei es kaum der Mühe werth gewesen, sich darauf einzulassen. Für sie selbst natürlich, die sie das Zollamt sozusagen, als allernächsten Nachbar und die dazu gehörenden Leute den ganzen Tag über als Gäste im Hause gehabt habe, hätte sich die Sache von selbst verboten; jetzt sei es mit alledem ja so wie so vorbei. Der Strelitzer sagte, er habe die geschicktesten Zollaufseher hinter's Licht geführt. Seiner Zeit sei er viel gereist, habe mit Tuch und anderen

* Da die beiden Grossherzogthümer Mecklenburg - Schwerin und Strelitz niemals Mitglieder des Zollvereins geworden sind, so wurde bis 1867 von allen Waaren, die von Preussen nach Mecklenburg und umgekehrt übergingen, Zoll erhoben.

Waaren, sowie mit Branntwein etc. gehandelt, und sei doch niemals ertappt worden. Wo er die Waaren versteckt habe, das sei sein Geheimniss, und er werde es Niemandem verrathen. Uebrigens mache er sich nicht viel aus dem Reisen, und sei froh, nun daheim bleiben zu können in seinen eigenen vier Pfählen. Nach seiner Meinung sei ein Mann am besten bei sich zu Hause, im Kreise der Seinigen aufgehoben. Das sei wenigstens seine Ansicht; es stehe indess jedem frei, anders darüber zu denken. Freilich könne er sich mit dieser Ansicht ja auch im Irrthume befinden, jedenfalls glaube er aber, dass ein Jeder, der sich anständig zu benehmen wisse, auch überall höfliche Aufnahme finden werde. Da er einmal so schön im Zuge war, so unterbrach ich ihn nicht mit der Hindeutung darauf, dass Leute, die mit Contrebande reisen, sich natürlich sicherer und behaglicher und anderen anständigen Leuten weniger unähnlich vorkommen müssen, wenn sie daheim im eigenen Hause und ohne ihre Waaren sind. Er fügte dann hinzu, die Mecklenburger seien um kein Haar dummer, als andere Leute, obwohl die Preussen immer von „den dummen Mecklenburgern" redeten. Er habe selbst in seinem Leben viel durchgemacht und sei froh, nun in Ruhe und Frieden leben zu können. In seiner Jugend sei er Soldat gewesen, jetzt aber sei er Geschäftsmann. Ich that nun einige Fragen über seine Soldatenzeit. Er sagte, damals hätte man nur ein Bataillon in Strelitz gehabt; nunmehr aber, seit der Deutschen Einheit, hätten sie ein ganzes Regiment. Ja, gedrillt hätte man damals gehörig. Von Zeit zu Zeit sei der Grossherzog gekommen, habe sich die Soldaten angesehen, und sie dann „seine Kinder" genannt. Ich fragte, ob die Disciplin nicht eine strenge gewesen wäre. „Ach," rief er, und sprang auf, „das war vor meiner Zeit!" — Nun müsse er aber fort, — er habe sich schon zu lange aufgehalten! dann bezahlte er eiligst seine Zeche, und ging.

Ich selbst hielt mich nicht mehr lange auf, da ich noch denselben Abend die Grafschaft Ruppin und meine dortige Wohnung erreichen musste, und den gleichen Weg wieder einschlagend, den wir herwärts genommen hatten, legte ich denselben in ungefähr vier Stunden zurück.

Capitel XXV.

Venustum os.

Der Warnruf der Eule — Ein Symposion — Begräbnissstätte des Prinzen von Preussen — Die Treibhäuser — Alte Urnen und junge Liebesgötter — *Abgetragen.*

Den 23. — Als Frau Lemm heute die letzte Hand an den Frühstückstisch legte, sagte sie, ich solle nicht erschrecken, wenn ich die Sterbe-Glocke höre. Wahrscheinlich um neun Uhr würde man sie läuten; und zwar dreimal, mit kurzen Zwischenpausen. Eine Frau Oberförsterin sei während der Nacht gestorben. Sie habe den Sommer über im *Marstall* gewohnt, zusammen mit ihrer Schwester, die auch Wittwe sei. Im Winter pflegten sie beide in der Wohnung der Schwester über dem Konditorladen zu wohnen, Ich erkundigte mich, ob die Glocke jedesmal läute, wenn Jemand in der Stadt sterbe. Sie sagte, „Oh nein! nicht für all' und jeden! bewahre!" Aber für die Oberförsterin, das sei etwas ganz Anderes; bisweilen werde es auch nicht gewünscht. Es sei sehr sonderbar, gestern Abend habe noch ganz spät auf einem Baume eine Eule geschrien. Ihre Schwester und sie hätten es, als sie vor dem Hause gesessen, gehört, und ihre Bemerkungen darüber gemacht, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass Jemand so krank sei.

Wie es scheint, nisten Eulen oben im Kirchthurme.

Als Frau Lemm, zwei Minuten später, noch einmal heraufkam, um mir einen Löffel für das Eingemachte zu bringen, sah sie ganz vergnügt aus, und sagte, es würde nicht geläutet werden; denn, wie es sich nun herausgestellt habe, sei die Frau Oberförsterin gar nicht todt, sondern nur sehr krank. Es sei aber wirklich merkwürdig, was für Lügen die Leute verbreiteten.

Ich sagte kein Wort über die Eule.

Da ich Lust nach einem Tages-Ausfluge verspürte, so sprach ich gegen eilf Uhr im Rathskeller vor, um mich an Stelle eines Mittagsessens mit einem Butterbrote zu stärken. Als ich eben im Begriff war, in das Haupt-Cafézimmer einzutreten, schallte mir von Innen heraus ein so donnerndes Gelächter entgegen, dass ich, die Hand auf der Thürklinke, unwillkürlich einen Augenblick innehielt. Indessen, meinen Muth zusammennehmend, stiess ich die Thür auf, und fand drinnen eine lustige Gesellschaft, bestehend aus den gewöhnlichen *habitués,* acht bis zehn Bürgern und dem dicken Wirthe, alle um den Tisch herum beisammensitzend; jeder mit einer beinahe leeren Flasche Bordeaux vor sich, während noch mehrere solche, vollkommen geleerte Flaschen bei Seite geschoben, auf dem Tische standen. Man begrüsste mich mit ungeheurem Spektakel; ich liess mich etwas abseits an einem anderen Tische nieder, und während ich auf mein Frühstück wartete, wurde meine Gesundheit, ich weiss nicht wie viele Male, getrunken.

Ob für diese Kundgebungen des Vergnügtseins irgend welche besondere Verlassung vorlag, habe ich nicht ausfindig gemacht. Da man mir immer, beinahe in Mitleid erregender Weise, davon erzählt hatte, wie beschränkt die Mittel und wie einfach die Lebensgewohnheiten der hiesigen Bevölkerung seien, so empfand ich bei'm Anblicke all' dieser

leeren Flaschen zu so früher Tagesstunde ein ungeheucheltes Erstaunen. Glücklicherweise fand es sich, dass das Symposion bereits nahezu sein Ende erreicht hatte, und wenige Minuten darauf sah ich mich mit meinem *Dejeuner dinatoire* mir selbst überlassen. Ich weiss nicht, wie es kam, aber die Lust zu einer längeren Fusstour war mir vergangen, und so änderten sich meine Pläne für den Tag. Ich brachte einen langen Nachmittag im Schlossparke zu.

Selten lasse ich einen Tag ganz vorübergehen, ohne den Park zu besuchen, sei es auch nur, um auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse, an das Postament eines der Vier Elemente gelehnt, für ein Paar Minuten auf den See hinauszuschauen. Noch häufiger schlendere ich in den einsamen Lichtungen und Alleen des Parkes umher, oder folge den Windungen des Sees auf einem allerliebsten Pfade, welcher sich an seinem Rande hinzieht. So bin ich denn mit Garten, Park und Wald ganz vertraut geworden. Es giebt hier eine so reiche Abwechselung von „Ein und Aus", von „Auf und Ab", der Umfang des Ganzen ist ein so beträchtlicher, und an wirklich Schönem ein solcher Reichthum vorhanden, dass man sich schliesslich in dem verlassenen Herrensitze, wo man sicher sein kann, Niemanden zu stören, und nirgends verbotenen Grund zu betreten, ganz behaglich zu Hause fühlt, und wie ein alter, vertrauter Freund vorkommt.

Zur Linken des breiten Hauptweges, von dem ich gesagt habe, dass er von der Rhin-Brücke aus zu einer weiten Treppenflucht und dann weiterhin zu einem, mit Kindergruppen gekröntem Portale führe, liegt jetzt die ödeste und am wenigsten begangene Partie des ganzen Parkes. Bäume und Gebüsch sind so sehr in die Höhe und so dicht ineinander gewachsen, dass es dort selbst um die

Mittagszeit dunkel ist, und Einem das Frösteln ankommt. In einer der Dickungen liegt Prinz Heinrich's Grabmal. Zu seinen Lebzeiten war dieser Fleck, weil so nahe dem Schlosse gelegen, eine der freundlichsten und am meisten dekorirten Partien der Garten-Anlagen. In einem Winkel desselben, glaube ich, lag das berühmte Vogelhaus aus vergoldetem Drahte und angefüllt mit Vögeln von glänzendem Gefieder. An einer anderen Stelle ist noch heutigen Tages, und zwar in merkwürdig gut erhaltenem Zustande, das Theater vorhanden, dessen, aus lebendigen, grünen Hecken gebildete und noch jetzt sorgfältig verschnittene Coulissen sich, nunmehr freilich in sehr dünnem Wuchse, um das grasbewachsene Podium reihen, welches seinerseits um einige Fuss höher gelegen ist, als das Rasen-Parterre. Da dieser Theil der Garten-Anlagen etwas abseits liegt, nirgendswohin führt und sehr verlassen ist, so mache ich bisweilen einen Umweg hierher, wenn ich spät, vor oder nach Sonnenaufgang, heimkehre, und der Abendwind sich erhebt; um zu erfahren, ob auf diesen düsteren Pfaden, wo ewiges Zwielicht herrscht, wo das Immergrün sich raschelnd und schauernd um die schwarzdunkele Pyramide rankt, die in ihrem Innern des Prinzen irdische Reste birgt, Geister umgehen oder nicht.

Nicht sehr weit von hier, aber zur Rechten des Hauptweges, steht eine Gruppe von zwei einfachen Monumenten, die in ihrer Art viel pathetischer wirken und einen viel reicheren Tribut brüderlicher Liebe und Trauer zum Ausdrucke bringen, als alle übrigen Denkmäler in Rheinsberg zusammen genommen. Sie sind das erste Monument, das Prinz Heinrich seinem Bruder Wilhelm setzen liess, und wir sollen annehmen, dass sie die Stelle bezeichnen, wo das Grab des Prinz von Preussen liegt. Sie stehen nur wenige Schritte von einander entfernt, unter einer dichten Gruppe von Bäumen, und sind beide in schönem weissen Marmor

ausgeführt. Das eine besteht in einer Urne auf einem Piedestal mit der Inschrift: —

Hic cineres marmor exhibet.

Und darunter ferner die Worte:

August. Guillelm. Princeps Prussiae Natus
Erat IX. Die Mens. Aug. Ann. 1722.
Obiit Die XII. Mens. Jun. Ann. 1758.

Das andere, ihm gegenüber, stellt ein etwas höheres Piedestal, oder vielmehr eine Hermensäule dar, die in einer schön modellirten Büste des Prinzen von Preussen endigt, und die liebevollen Worte trägt:

Hic venustum Os.
Viri veritatis virtutis, patriae amantissimi.

Die Büste hat einmal eine Beschädigung erlitten — wahrscheinlich indem sie herabfiel — ist aber eines von den wenigen Stücken im Bereiche des Schlosses, welche restaurirt worden sind.

Der Prinz von Preussen ist hier nicht beerdigt worden. Sein Körper wurde (von Oranienburg, wo er gestorben war) nach Berlin überführt, und dort in der Königsgruft unter dem Dome am 11. Juli 1758 beigesetzt.* Nur das Herz soll nach Rheinsberg gebracht, und in jener Urne niedergelegt worden sein. Aber auch dies ist keineswegs gewiss, wenigstens glaube ich nicht, dass es irgendwo in sicherer Weise bestätigt wird. Der einzige Gewährsmann ist, denke

* Preus, *Friedrichs der Grosse, II.*, 60.

ich, Ballhorn,* der einfach die Thatsache anführt, ohne einen Nachweis für dieselbe zu liefern. Analog den übrigen, vom Prinzen Heinrich verfassten Inschriften, hat man die Worte: „Hic cineres, etc.", nicht unbedingt so zu verstehen, als befänden sich hier wirklich irgend welche irdische Reste des Verstorbenen.

Die Stelle ist jetzt ein völlig offener Durchgang; das will sagen ein breiter, unregelmässiger Fussweg, welcher im Schatten sich weit ausbreitender Bäume hinführt. Die beiden Denksäulen stehen auf entgegengesetzten Seiten desselben, aber beide auf dem Wege selbst. Von sonst irgend einem Abschlusse ist keine Spur vorhanden. Wie es in den Zeiten des Prinzen Heinrich gewesen sein mag, da Garten und Park doch immerhin als sein privatester Besitz anzusehen waren, zu welchem nicht All' und Jeder Zutritt hatte, lässt sich nicht sagen. Vielleicht weist gerade der völlige Mangel einer Umfriedigung und die dadurch bedingte, leichtere Zugänglichkeit auf die besonders zärtliche Pflege hin, die er diesen Denkmälern täglich widmete. Wie aber in der verlassenen Domäne jetzt die Dinge liegen, macht dieser Winkel in seinem vernachlässigten Zustande einen recht peinlichen Eindruck. Wenn man bedenkt, wer es ist, an den diese Denksteine erinnern sollen, und was, der Annahme nach (ja vielleicht in Wirklichkeit), in dem einen derselben anfbewahrt liegt, so erstaunt man über die Vernachlässigung, der man sie hat anheimfallen lassen. Es ist dies nicht das einzige Beispiel für etwas, was nahe an Vergessen und Gleichgiltigkeit von Seiten der Nachkommen gegenüber dem gemeinschaftlichen Ahnen streift. Jeder der jetzt lebenden Prinzen aus dem königlichen Hause der Hohenzollern ist ein direkter Nachkomme August Wilhelms,

* In seiner Geschichte von Oranienburg ist Ballhorn sonst eine zuverlässige Quelle. Fontane behandelt die Frage mit ziemlicher Ausführlichkeit, ohne sie indess endgültig zu lösen.

Prinzens von Preussen, welcher das Unglück hatte, in der, wenn auch nur zeitweiligen Ungnade des Grossen Königs zu sterben. Uebrigens mag die Vernachlässigung eher eine scheinbare, als wirkliche sein, und vielleicht mehr oder weniger darin ihren Grund haben, dass man sich (nicht ganz unnatürlicher Weise) scheut, etwas zu unternehmen, das wie eine „Rehabilitirung" aussehen könnte.

Ein wenig weiterhin liegen, ziemlich ganz auf der einen Seite, die Häuser des Gärtners und Untergärtners, eine Reihe cottagenartiger Bauten, die jetzt zum Theil unbewohnt sind. In der Nähe finden sich auch noch einige grosse Treibhäuser, von denen wenigstens eines noch in leidlich gutem baulichen Zustande ist. Ein grosser Theil der Glasscheiben ist nicht mehr vorhanden, und anstatt der Tropen-Flora, die sie einst enthielten, und die nun völlig verschwunden ist, sind sie jetzt bis an die Decke hinan mit den Bruchstücken von Tempeln und Lusthäusern gefüllt, zum grossen Theil Marmorbruchstücken, die man für zu gut hielt, um damit die Wege zu bessern, und die nun, als man die Ruinen abtrug, hierher gebracht wurden; ein Verfahren, das Jahr aus Jahr ein, und zwar schon viele Jahre hintereinander stattgefunden hat. Man erzählte mir, dass einige dieser Stücke hier schon seit den Zeiten des Prinzen Ferdinand (1802 bis 1813) hier liegen, welcher einen Tempel abtragen, und die Ueberreste davon in das Treibhaus bringen liess. Da liegen zahlreiche grosse Säulen der Länge nach hingestreckt, und natürlich auch Bruchstücke und Kapitellen von solchen, sowie Blöcke von roherer Form, deren einstige Bestimmung sich nicht mehr erkennen lässt. Dazwischen finden sich dann wieder Ueberreste von Skulpturen, sämmtlich in stark zerbrochenem Zustande. Eine Anzahl pausbäckiger kleiner Götter, die in schrecklichem Durcheinander auf dem Rücken liegen, aber nichtsdestoweniger ganz kindisch vergnügt dreinschauen, haben Alle insgesammt keine einzige

Nase mehr aufzuweisen; in solcher Lage erscheint das halb süss verbindliche, halb hilflose Lächeln der unsterblichen Kindergesellschaft sehr schlecht angebracht. Auch einige mehr oder weniger zerbrochene Copien nach antiken Urnen sind vorhanden, mit Basreliefs, welche feierliche Opferscenen darstellen, verstümmelte Altäre, erloschene Lampen und einige abgemagerte Priesterinnen im flachsten Relief des Hintergrundes. Auf ihnen allen ruht in dicken Lagen der Staub vieler Jahre. Es ist nicht wahrscheinlich, dass aus dieser Sammlung jemals etwas wieder irgendwie in Gebrauch genommen werden sollte. Man wird dabei an die Haufen zersprungener Untertassen und nasenloser Theekannen erinnert, wie sie sich auf den Regalen der Speisekammern anzusammeln pflegen, und von den Leuten des Haus-Agenten auf den Kehrichthaufen geworfen werden, ehe ein neuer Besitzer seinen Einzug hält.

Capitel XXVI.

Zernikow.

„Nichts Sehenswürdiges" in Zernikow — Fredersdorf — Seine Heirath — Seine Wittwe — Ihr zweiter Gatte — Ihre Kinder — Pitt Arnim — Die Familiengruft.

Die dritte Woche meines Aufenthaltes nahte sich ihrem Ende, als ich mich eines Morgens zu einer letzten grösseren Fusstour auf den Weg machte, um nach Zernikow zu gehen. Alle Welt, selbst der Ortsgeistliche mit einbegriffen, hatte mir dringend gerathen, dies nicht zu thun. Es seien, sagte man mir, drei Stunden strammen Marsches auf einem der härtesten und langweiligsten Wege der ganzen Gegend, einem Wege, der nicht einmal ein Stückchen Heide, geschweige denn irgend welch' anderen Anziehungspunkt besässe — kurz, man könne bei der gegenwärtigen Hitze nur mit Schauder an ihn denken; und wenn ich an mein Ziel gelangt wäre, dann gäbe es dort Nichts zu sehen; Zernikow sei „absolut Nichts". Wolle ich aber durchaus hin — was gegen alle Vernunft sei — dann müsse ich einen Wagen nehmen, und fahren.

Ich folgte dem Rathe nicht. Nach meiner Ansicht giebt es keine sicherere und so ausnahmlos richtige Regel,

als die, niemals auf Leute zu hören, wenn sie Einem in Bezug auf das, was es in ihrer eigenen Nachbarschaft Sehenswürdiges giebt, negativen Rath ertheilen, oder vom Besuche abmahnen wollen (Rathschläge positiver Art, die uns auf Dinge aufmerksam machen, von deren Existenz wir sonst vielleicht gar nichts erfahren haben würden, sind natürlich oft von grossem Werthe). Ich darf indess von mir sagen, dass ich unter der Vernachlässigung dieser Regel niemals zu leiden hatte; das kommt daher, dass ich sie eben — soweit ich mich je erinnern kann — nie ausser Augen gesetzt habe; jedenfalls that ich es im vorliegenden Falle nicht. Diesmal hatten die Leute allerdings Recht, trotzdem bedaure ich nicht, bei meiner Regel geblieben zu sein; eine einzelne Ausnahme konnte dieselbe ja nur bestätigen.

Die Leute hatten sehr recht; der Weg war so völlig eben, so heiss und langweilig, wie es ein Weg im Sande, in der Sonne und zwischen endlos sich hinstreckenden, halb bestellten Feldern, deren Einförmigkeit weder durch Reihen von Hecken, noch durch sonst Etwas unterbrochen wird, nur immer sein kann. Wie immer, fand ich, trotz mancherlei Kreuzungen und Abzweigungen, sowie zeitweisen gänzlichen Fehlens der Spur, meinen Weg ohne Schwierigkeit, und wie gewöhnlich, war auch Niemand da, den man hätte nach dem Wege fragen können, denn die wenigen, bei ihrer Arbeit sich plackenden Feldarbeiter, die ich zu sehen bekam, befanden sich ausser Rufweite. Einen einzigen Menschen holte ich unterwegs ein, und der war nach seinem eigenen Geständnisse ein Bettler. Der Umstand, dass er mich nicht anbettelte, so wie sein eifriges Bestreben, mit mir gleichen Schritt zu halten (bis ich mich als der entschieden bessere Fussgänger erwies), lässt mich fast annehmen, dass er mich, der sich hier zur heissen Mittagsstunde auf einem solchen Wege plagte, für einen Collegen hielt. Durch ein einziges Dorf führte der Weg, in welchem ich ein viel besseres

Wirthshaus zum Ausruhen fand, als zu erwarten ich irgend ein Recht hatte.

In Zernikow gab es, wie man mir gesagt hatte, „absolut nichts zu sehen". Nur ein altes, verlassenes Herrenhaus in einem schrecklichen Zustande von Vernachlässigung und eine keineswegs fesselnde Kirche waren da; dann fanden sich noch Ueberreste eines Parkes, der einst recht schön gewesen sein musste, und — eine wahre Wohlthat für die brennenden Augen — einige Alleeen alter Bäume, mit denen sich noch jetzt recht Schönes würde machen lassen, sollte sich je wieder ein Besitzer finden, der den Willen und die Mittel hätte, hier zu leben — und leben zu lassen. Das Haus, im Style eines kleinen französischen *Château* aus dem letzten Jahrhundert, sah ein gut Theil älter aus, als hundert Jahre. Die Mauern waren ohne Zweifel in vollkommen gutem baulichem Zustande, aber weder die Fenster, noch das Dach, luden zu näherer Besichtigung ein. Die Haupteingangsthüre stand weit offen, und der hübsche Vorsaal, der noch einige schöne Stücke altmodischer Möbel enthielt, schien der Familie des mit der Aufsicht betrauten Hausmannes zum täglichen Aufenthaltsort zu dienen, und befand sich in vollster Unordnung. Die gelbseidenen Bezüge einiger alten Fauteuils waren beschmutzt und in Fetzen gerissen, eine schöne, alte Chiffonière mit vergoldetem Schnitzwerke stand in traulichem Beieinander neben einem modernen, dreibeinigen Holzschemel und einem ebenso modernen, vierbeinigen hölzernen Tische — und über alles dies hin, sowie auf dem Fussboden rings umher verstreut, lagen die Schuhe und roh gearbeitetes Spielzeug der Kinder, allerlei Unrath, den sie von draussen hereingeschleppt hatten, zusammen mit ihrer Mutter Hausgeräthe und den Ueberbleibseln der Mittagsmahlzeit. Gerade der Front des Hauses gegenüber und nur wenige Schritte davon entfernt, steht ein mächtiges, dunkelfarbiges Gebäude und, etwas weiter

nach links hin, noch ein zweites von genau derselben Art; in dem einen von beiden haust der Verwalter, in dem anderen ein Miethsmann. Diese, zusammen mit den üblichen Wirthschaftsgebäuden, umdrängen das Wohnhaus in so dichter Masse und überschatten es so sehr, dass sie ihm das Tageslicht und die frische Luft abschneiden, dafür aber die Ausdünstungen des Wirthschaftshofes zu Theil werden lassen.

Eine Frau vom Gutshofe ging mit, mir die Kirche aufzuschliessen. Es ist eine ganz einfache Dorfkirche, in der sich durchaus nichts Bemerkenswerthes findet, man müsste denn etwa vier grosse Oelbilder, die vorn am Orgelchore hängen, für bemerkenswerth halten; es sind dies die Bildnisse zweier Damen und zweier Herren, in sehr geputzter Weise nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts gekleidet — sicherlich keine Heiligen, sondern wahrscheinlich eher Kirchenpatrone — zwei sehr einfache und sehr würdige, weltlich aussehende Paare, die sich in keiner Beziehung von anderen gewöhnlichen Sterblichen unterscheiden und deren Bildnisse augenscheinlich dort in der Absicht aufgehängt sind, um auf die Gemüther der andächtigen Dorfgemeinde in irgend einer Weise zu wirken, und ihre Blicke, wenn auch nicht gerade himmelwärts, doch aber, denke ich mir, so weit nach oben zu lenken, als man es für Bauersleute in damaligen Zeiten für sicher und klug gehalten haben mag.

In der Nähe der Kirche liegt ein mächtiges Gruftgewölbe mit schweren Gitterthoren, welche, so sollte man meinen, seit Menschengedenken nicht mehr geöffnet worden waren.

Zernikow ist dadurch interessant, dass es uns an die Zuneigung erinnert, welche Friedrich der Grosse für seinen Kammerdiener Fredersdorff gehegt hat. Diese Zuneigung an und für sich ist ein Beispiel für einen eigenthümlichen

Zug, der sich so oft im Leben grosser Männer wieder findet, nehmlich den, dass sie im Stande sind, für Jemand eine Neigung zu fassen, der unendlich tief unter ihnen steht, und mit ihnen selbst auch nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt, für einen ganz gewöhnlichen, alltäglichen Menschen, der vielleicht sogar eine vulgäre Natur und völlig ununterrichtet ist, und in welchem die übrige Welt vergebens nach irgend einer Eigenschaft sucht, die den Blick eines höher gearteten Mannes auf sich zu lenken, oder gar zu fesseln vermöchte.

Fredersdorff ist bei seinen Zeitgenossen weder beliebt gewesen, noch von ihnen bewundert worden. Man hielt ihn für einen Menschen von selbstsüchtiger, habgieriger und roher Gesinnung. Allerdings nahm er es bei seinen Untergebenen mit dem Dienste sehr genau, ja strenge, nnd, wie man sagt, wurde er von ihnen mehr gefürchtet, als geachtet, aber im Grunde scheint er doch wirklich gutherzig gewesen zu sein, und in seiner dienstlichen Stellung, die einen hohen Grad von Vertrauen bedingte, hat er sich im Grossen wie im Kleinen stets treu erwiesen. Ein solcher Charakter ist doch sicherlich ein sehr ungekünstelter, und eher gut, als schlecht zu nennen: Ein Fond von Redlichkeit und gutem Willen mit einem Ueberzuge von rauher Strenge, dazu etwas Eigennutz und Gewinnsucht, die sich als Elemente bei allen gewöhnlichen Naturen vorfinden, und hier durch keinerlei Geistesbildung eingeschränkt oder gemildert wurden.

Fredersdorff war der Sohn des Stadtmusikus, oder „Stadtpfeifers" wie es damals hiess, in dem kleinen Orte Garz in Pommern, wo er im Jahre 1708 geboren wurde. Sein Vater that sein Möglichstes, ihn in seinem eigenen Berufe auszubilden, aber der junge Mann wurde, aus Gründen, die unbekannt geblieben sind, Soldat im Regimente des Grafen Schwerin, welches damals zu Frankfurt an der Oder in Garnison lag. Dort des ewigen Gedrilltwerdens überdrüssig und sich nach seiner Queerflöte zurücksehnend, gelang es

ihm, sich für einige Zeit Urlaub zu verschaffen, um sich bei dem Frankfurter Stadtpfeifer zu verdingen, in der Hoffnung, die freilich sehr wenig Aussicht auf Erfüllung bot, dass irgend ein glücklicher Zufall ihn vom Militärdienste ganz befreien, und ihm erlauben würde, für immer zu seinem Queerflöten zurückzukehren. Während er sich in diesem Zwitterstadium befand, wollte es der Zufall, dass der Kronprinz Friedrich für eine Nacht in Frankfurt seinen Aufenthalt nahm. Die Studenten, in ihrem Eifer ihm eine Serenade zu bringen, suchten die ganze Stadt ab nach den „ersten musikalischen Talenten" und engagirten den Stadtpfeifergesellen für die Flötenpartie. Bei der Aufführung der Serenade wurde der Kronprinz auf die Flöte aufmerksam. Nachdem er sich erkundigt, wer der Flötist gewesen sei, liess Seine Königliche Hoheit ihn am nächsten Morgen zu sich kommen, und, da er an dem Manne überhaupt Gefallen fand, den Grafen Schwerin ersuchen, dem Füsilier die Entlassung aus dem Dienste zu bewilligen.* Als diese erlangt war, wurde Fredersdorff unter die prinzlichen „Lackeien für musikalische Unterhaltungen" aufgenommen. Vom Lakeyen stieg er bald bis zum Posten eines Kammerdieners Friedrichs auf, und wurde kurz nach der Thronbesteigung zum Geheimen Kämmerier Seiner Majestät ernannt.

Zu derselben Zeit oder schon früher, im Juni 1740, machte ihm der König das Rittergut Zernikow zum Geschenk.† Es war in der That ein königliches Geschenk,

* Manger, *Baugeschichte von Potsdam*, III. 647.

† Das Rittergut Zernikow, das, ich weiss nicht zu welcher Zeit, aus den Händen seiner ursprünglichen Besitzer in die der Béville gelangt ist, wurde vom Könige, zusammen mit Rheinsberg, im Jahre 1737 gekauft. Die Familie, die den Namen des Gutes trägt, hat aber noch fünfzig Jahre länger existirt. Der letzte Repräsentant derselben, Major Kaspar, Friedrich, Georg von Zernikow, starb im Jahre 1784. (Von Ledebur, *Erloschene Geschlechter, u. s. w.* im zweiten Bande von *Märkische Forschungen.*) Hier ist Ledebur doch wohl im Irrthume, wenn er sagt, die Familie sei bis zuletzt im Besitze ihrer Güter gewesen.

und ganz nach des Empfängers Gesckmack, dem ebenso nach Reichthum wie nach Ansehen gelüstste; übrigens gab der Stadtpfeifergesell einen ganz trefflichen Gutsherren ab, denn er besass nicht nur selbst einen regen Thätigkeitstrieb, sondern verstand es auch, andere Leute zur Arbeit anzustellen. Seine Bauern hatten unter ihm gute Zeiten, und das Land wurde verbessert. Infolge seiner dienstlichen Stellung war es ihm nicht möglich, auf seinem Gute zu leben, oder auch nur, es häufig zu sehen; aber auch aus der Ferne that er Alles, was er nur ersinnen konnte, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Er ermuthigte die Webe-Industrie, errichtete eine Ziegelbrennerei, legte Maulbeerplantagen an (wofür man damals allgemein schwärmte) und baute eine Brauerei. Im Jahre 1746 hat er das Wohnhaus erbaut.

Da sich die Brauerei als sehr ertragsfähig erwies, so legte er deren mehrere an, einige davon in der Nähe von Berlin, und vertrieb deren Produkt unter dem Publikum der Hauptstadt. Diese Brauereien sind noch lange nachdem ihr Begründer das Zeitliche gesegnet, in voller Thätigkeit geblieben, und bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wenn nicht noch länger, war das „Fredersdorffer" ein wohlbekanntes und beliebtes Bier.*

Im Jahre 1750 heirathete Fredersdorff die einzige Tochter und Erbin eines Potsdamer Banquiers, Mademoiselle Caroline Marie Elisabeth Daum. Man erzählt sich, dass er mehrere Male um des Königs Erlaubniss zu seiner Verheirathung gebeten, dass aber Seine Majestät, wie er dies gewöhnlich in solchen Fällen zu thun pflegte, Schwierigkeiten gemacht habe. Darauf sei Fredersdorff sehr krank geworden, und habe das Bett gehütet. Der König liess sich

* Auch in Rheinsberg wurde nach Hoppe, der von demselben mit Anerkennung spricht, das Fredersdorffsche Bier noch bis vor fünfzig Jahren gebraut, und erfreute sich grosser Beliebtheit.

alle Tage nach seinem Befinden erkundigen, und nach Verlauf von ein Paar Wochen fand sein Bote den Kranken der Sprache nicht mehr mächtig, und einen Geistlichen (ich glaube, es war der Feldprobst von Potsdam) an seinem Bette; der ehrwürdige Herr redete den Kammerhusaren an, und sagte, er habe soeben die letzte Beichte des Kämmeriers gehört, und danach halte er es für seine Pflicht, auszusprechen, dass es sicherlich für den Sterbenden ein grosser Trost sein, und ihm seine letzten Augenblicke erleichtern würde, wenn er, selbst jetzt noch, mit Mademoiselle Daum zu ehelichem Bunde vereint werden könne. Als die Nachricht dem Könige überbracht wurde, meinte Seine Majestät, da der Kranke doch einmal „bekehrt" sei, und den Probst bei sich hätte, solle er sich nur auch noch trauen lassen, wenn er wolle. So fand denn die Trauung statt, und der junge Ehemann wurde wieder gesund. Dem mag nun gewesen sein, wie ihm wolle, nach der Heirath wurden mit Hilfe des Geldes seiner Frau nicht weniger, als drei weitere Güter zur Vergrösserung von Zernikow hinzugekauft. So wuchs der Besitz zu einer sehr beträchtlichen Grösse an. Von dieser Zeit ab strebte nun auch das Ehepaar, im Sommer soviel Zeit, als immer möglich war, auf ihrem Gute zuzubringen. Trotz des grossen Unterschiedes der Jahre sollen sie sehr glücklich mit einander gelebt haben. Kinder haben sie nie gehabt.

Fredersdorff hatte zwei Leidenschaften oder wenigstens *penchants* — die Alchemie und das Quacksalbern. Mit der ersteren hat er ein gehöriges Stück Geld vergeudet, und durch die zweite seine, wie es scheint, von Natur aus robuste Gesundheit zerstört, mit beiden aber des Königs Geduld auf harte Proben gestellt. Nach einiger Zeit wurde die Goldmacherei aufgegeben, aber selbst dem Könige ist es nicht möglich gewesen, ihn davon abzuhalten, dass er sich ganz der Medizin, und zwar immer

„dreissig Doktoren auf einmal" hingab. Vergebens zankte sich Seine Majestät mit ihm herum, und befahl ihm, „sich an Cothenius zu halten", wobei er sich der allerstärksten Ausdrücke bediente, wenn er von den Quacksalbern sprach,* Fredersdorffs Gesundheit war ruinirt, und im Jahre 1758 starb er, nachdem er eben die fünfziger Jahre erreicht hatte. Als man Friedrich, der gerade in Dresden war, die Nachricht von seinem Tode brachte, bemerkten diejenigen, welche sich in seiner Umgebung befanden zu ihrem Erstaunen, dass ihm die Thränen in die Augen traten.

Nach dem Tode Fredersdorffs gingen sämmtliche Güter, mit Einschluss von Zernikow, in den Besitz der Wittwe über, die nach Verlauf von zwei Jahren ihre Hand in zweiter Ehe einem gewissen Geheimen Stiftsrathe von Labes reichte. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Herr und Frau von Labes brachten einen grossen Theil ihrer Zeit auf ihrem Gute zu, und dort starb auch der zweite Gatte im Jahre 1776. Von nun ab widmete Frau von Labes, die jetzt zum zweiten Male Wittwe geworden, ihre ganze Willenskraft ihrem Besitzthume und ihren Dienstleuten. Sie war eine betriebsame, würdige Frau, die für ihre Dienstboten und Bauern auf's Beste sorgte, und reichlich Wohlthaten spendete.

Im Jahre 1777 erbaute sie das Erbbegräbniss, über dessen Eingangsthore noch heute der Name ihres ersten Mannes, so wie ihr eigener geschrieben stehen, und liess die Körper ihrer beiden Gatten dorthin überführen.†

---

* Einige der Briefe sind höchst spasshaft, zugleich aber von einer fast rührenden Aufrichtigkeit diktirt, und in Bezug auf die Frage über Gesundheit und Krankheit enthalten sie viel gesunden Menschenverstand. Die Correspondenz mit Fredersdorff wurde zuerst im Jahre 1834 von Burchardt herausgegeben, und ist dann, mit einigen sehr verständigen Auslassungen, von Preuss im siebenundzwanzigsten Bande der *Oeuvres* noch einmal abgedruckt worden.

† Fontane, *Die Grafschaft Ruppin* (in „*Wanderungen etc.*"), pp. 261, 262.

In demselben Jahre 1777 verheirathete sich ihre Tochter mit dem Freiherrn Joachim Erdmann von Arnim. Aber in weniger denn vier Jahren, im Anfange des Jahres 1781, starb die junge Frau, nachdem sie ihrem zweiten Knaben das Leben geschenkt hatte. Sie war nicht ganz zwanzig Jahre alt geworden. Ihre irdischen Reste wurden von Berlin hieher überführt, und neben denen ihres Vaters und Stiefvaters beigesetzt.*

Im Jahre 1786, bald nach dem Tode Friedrichs des Grossen, wurden Frau von Labes und ihr Sohn durch Friedrich Wilhelm II. zum Range einer Freifrau resp. eines Freiherren erhoben. † Der Sohn, welcher sich mit einer Tochter des bekannten preussischen Staatsmannes, Grafen Schlitz genannt Goertz, verheirathete, erhielt später die Erlaubniss, den Titel eines Grafen von Schlitz zu führen von einem Gute, welches jene Familie im Mecklenburgischen besass.

Im Jahre 1810 starb die Freifrau von Labes, und wurde in der Erbgruft neben ihren beiden Gatten und ihrer Tochter beigesetzt. 1813 starb auch ihr Sohn, der Graf Schlitz, jedoch nicht in Zernikow. Er hatte sich auf dem Gute seiner Frau niedergelassen. Seine einzige Tochter starb kinderlos im Jahre 1855, und wurde ebenfalls in Schlitz begraben. Zernikow fiel nunmehr an ihren Vetter, den ältesten Sohn der Tochter der Frau von Labes.

Dieser Herr von Arnim war seiner Zeit eine wohlbekannte Persönlichkeit in Berlin. Wegen einer wirklichen oder eingebildeten Aehnlichkeit mit unserem Staatsmanne und möglicher Weise auch in Folge irgend eines jetzt vergessenen Umstandes,** wurde er stets „Pitt Arnim" genannt.

---

* Die Bildnisse in der Kirche sind die der Frau von Labes, ihrer beiden Gatten und ihrer Tochter.

† Von Zedlitz-Neukirch, *Neues Preussisches Adels-Lexicon, III.*, 194.

** Der Umstand, und zwar der *einzige*, welchem er den Beinamen Pitt verdankte, war *der*, dass seit seiner Rückkehr von England, sein

Er war in seinen jungen Jahren der preussischen Gesandtschaft in England als *Attaché* beigegeben gewesen, und bekundete später stets eine starke Vorliebe für England und die Engländer. Er besass Geschmack und Talent für Litteratur und Musik, und hat einige der Gedichte Byrons übersetzt, auch Stücke für die Bühne geschrieben. Seine Reisebeschreibungen, die er noch spät im Leben herausgegeben hat, sind eine frische und amüsante Lektüre. Am Hofe zu Berlin hat er, glaube ich, den Posten eines Oberst-Schenk bekleidet. Er starb im Jahre 1861, achtzig Jahre nach seiner Mutter, und hinterliess eine letztwillige Verfügung, wonach seine irdischen Reste in Zernikow an der Seite der ihren beigesetzt werden sollten, fern von den übrigen Mitgliedern seiner Familie, mit denen er nicht in besonders gutem Einvernehmen gelebt zu haben scheint. So thaten sich denn die Thore der Gruft noch einmal (zum ersten Male wieder seit dem Jahre 1810) auf, und für Pitt Arnim wurde ein Plätzchen frei gemacht. Sein Sarg trägt, natürlich nach seiner eigenen Anordnung, die Grabschrift des Herzogs von Buckingham:

Dubius non impius * vixi
Incertus morior non perturbatus;
Humanum est nescire et errare.
Ens entium miserere mei.

Da Pitt Arnim kinderlos starb, so erbten seine Neffen und Nichten, die Kinder seines jüngeren und berühmteren Bruders und seiner nicht minder berühmten Schwägerin, Achim und Bettina (Joachim und Elisabeth) von Arnim,

---

drittes Wort immer der Minister Pitt war, für den er eine ausserordentliche Verehrung gehabt zu haben scheint. D. Ü.

* In der Originalgrabschrift der Westminster-Abtey heisst es *improbus*.

das Gut Zernikow, aber Niemand von ihnen hat dort je gewohnt.

Fontane, der in der Erbgruft gewesen ist, beschreibt die Särge. Der der Frau von Labes ist, was auch ganz in der Ordnung, der prächtigste. In denselben sowie auch in den ihrer Tochter ist, nach einem damals allgemein üblichen Herkommen, eine Glasscheibe so eingefügt, dass man die Gesichtszüge der darin Ruhenden sehen kann. Am Sarge der Frau von Arnim befinden sich noch jetzt Kränze und Verse angebracht; letztere sind von der Hand der schwergeprüften Mutter. Auf dem Sarge Fredersdorffs liegt die Patrontasche, die er als gemeiner Soldat im Regiment Schwerin, getragen hat.

Capitel XXVII.

Schluss.

Fischen in verbotenen Wassern — Der Kirchhof — Die Lebenden und die Todten — Die Frau mit der Giesskanne — Blainvilles Grab — Letzter Abend am See — Abreise.

Mein letzter Tag in Rheinsberg war ein Sonntag. Am Vormittag ging ich in den Schlosspark und den Boberow-Wald. Der Morgen war kühler, als irgend einer, den wir bis dahin gehabt hatten, und der Himmel hatte sich bezogen. Mehrere Stunden lang wanderte und schlenderte ich in der schattigen Einsamkeit umher, die heute — machte es das Wetter oder meine eigene Abschiedsstimmung — düsterer aussah, als sonst jemals. Ich setzte mich zu wiederholten Malen am Rande des Sees nieder, und wurde inne, dass mir die Trennung von ihm wirklich wehe that.

An einer dieser Stellen hatte ich das Unglück, einen Wildfischer zu stören, der, von seinem Kahne aus und in geringer Entfernung vom Ufer, in verbotenen Wassern fischte. Er hatte nicht darauf gerechnet, dass er in diesem, von der übrigen Welt abgeschiedenen Bereiche des Waldes, von irgend Jemand gesehen werden könnte, zumal er an dieser Seite des Sees durch das hohe Schilfrohr ziemlich gut ge-

deckt wurde. Ich kann mir gar nicht denken, nach was er eigentlich fischte. Er begann unruhig zu werden, als er mich kommen sah, und verschob seinen Aufstellungspunkt ein wenig, indem er seinen Kahn tiefer in das Schilfrohr hineingleiten liess, jedoch nicht ganz ausser Sicht, um nicht als ein gar zu frecher Fischdieb zu erscheinen; vielleicht auch aus dem sehr natürlichen Wunsche, es dem unfreiwilligen Zeugen weniger leicht zu machen, wenn dieser etwa seine Identität beschwören wolle.

Die Frau des Fischers hatte ja, als ich mit ihr in der sonnigen Hauspforte plauderte, über die Verluste geklagt, die ihr Mann von den Händen der Fischdiebe zu erleiden habe.

Am Nachmitag ging ich, mir den Kirchhof anzusehen. Er liegt ausserhalb der Stadtmauern vor dem Berliner Thore. Es ist ein weitläuftiger Raum, ohne sorgliche Einfriedigung, und trägt, obwohl er seinem gegenwärtigen Zwecke nun schon länger als hundert Jahre dient, keinerlei Merkmal von Ueberfüllung. Obgleich, wie alle modernen Friedhöfe in sicherer Entfernung von den menschlichen Wohnungen angelegt, hat er doch Nichts von der schmucken Sauberkeit und Gepflegtheit der ersteren an sich, vielmehr verleihen ihm die von keiner Scheere je gestutzten Büsche, sowie das in voller Freiheit wuchernde Immergrün und an manchen Stellen hochaufgeschossenes Gras, das Aussehen eines alterthümlichen Gottesackers.

Da ich mehr als ein Mal das Gitterthor zu öffnen versucht, und es stets verschlossen gefunden hatte, so schickte ich mich eben an, über die niedrige Mauer hinwegzuspringen, als das laute Schreien einer hochgewachsenen alten Frau, die drinnen auf dem Kieswege stand, und einen grossen Schlüssel über ihrem Haupte schwang, meine Gedanken wieder auf

das Thor lenkte, welches, wie es sich zeigte, diesmal unverschlossen war. Die Klinke erwies sich indess stark eingerostet, und während ich mich damit abmühte, kam die Alte rasch den Weg herab, immer noch mit ihrem Schlüssel gestikulirend und mir zurufend: „Hier ist kein Einlass!" Einige andere laute Worte der Drohung oder Missbilligung, die sie noch hinzufügte, konnte ich nicht recht verstehen. So wie ich indessen die Klinke einmal herumgedreht, und meinen Eintritt bewerkstelligt hatte, beruhigte sie sich, und fügte sich sofort der vollendeten Thatsache, ja, sie schien sogar geneigt, aus den Drohungen in Scherz und Lachen überzugehen. Es sei noch nicht lange her, sagte sie, da habe sie es mit Jemand Anderem ganz ebenso gemacht, der sei ganz in Schwarz gekleidet gewesen, und hätte auch versucht, über die Mauer zu springen, als sie „ihn erwischte"; trotz alledem aber sei er doch herübergesprungen, und nachher habe man ihr dann erzählt, es sei der „Alleröberste" — und dabei zeigte sie mit ihrem Schlüssel nach oben — von der Regierung gewesen „Ha, Ha!"*

Es kam nun heraus, dass die Alte früher eine öffentliche Anstellung, als Aufseherin oder Hüterin des Kirchhofes, inne gehabt hatte, indessen seit einiger Zeit mit Rücksicht auf ihr hohes Alter, in den Ruhestand versetzt worden war, und nun mit dem Begiessen einiger Gräber bei trockenem Wetter sich noch ein kleines Verdienst verschaffte. Einige ihr freundlich gesinnte Familien, die ihr damit den Uebergang in's Privatleben etwas erleichtern wollten, hatten lieber die Exhüterin mit dieser Pflicht betraut, als den Todtengräber. Ich fand hier wieder einen Beweis dafür, wie schwer es im Allgemeinen den Leuten wird, die Versetzung in den Ruhestand, selbst wenn er ein wohl verdienter ist, mit der Würde vollkommener

* Wahrscheinlich der Regierungspräsident des Bezirks.

Ergebung hinzunehmen. Ihre Eifersucht auf den Todtengräber, als ihren Nachfolger, machte sich in dem Aerger darüber Luft, dass er sie warten liesse. Sie zeigte dabei auf die Wasserpumpe, sowie ihren Eimer und ihre Gieskanne hin, die neben derselben standen. Sie könne ja nicht an ihre Arbeit gehen, ehe er nicht käme, und ihr die Pumpe aufschlösse. Er wisse doch die Stunde recht gut; aber das junge Volk heutzutage sei zu nichts mehr Nutze — es sei nicht einer darunter, dem man trauen könne. Zu ihrer Zeit sei das ganz anders gewesen. Sie sei nun siebenundachtzig Jahre alt. Es wäre ja schrecklich, was man jetzt alles hörte von der Schlechtigkeit der Welt. Ich machte die Bemerkung, dass ich fürchtete, dieselbe sei zu allen Zeiten schlimm und verderbt genug gewesen, wenigstens ein grosser Theil derselben. Nein, sagte sie, in sehr bestimmtem und feierlichem Tone — und hielt dabei den Schlüssel in die Höhe — ganz gewiss nicht! — Nicht so schlimm wie jetzt! Der Pastor habe ihnen gesagt, dass irgend jemand ein Buch geschrieben, da stände es alles drin. — „Ach diese Jungens!" „Einen so lange warten zu lassen!" und dabei ballte sie die Faust, und schüttelte sie in der Richtung nach ihrer Giesskanne hin.

Ihre Gedankensprünge waren so plötzlich, und dabei sprach sie mit solcher Zungenfertigkeit und zugleich, da sie keinen Zahn mehr im Munde hatte, so undeutlich, dass es einigermaassen schwierig war, ihr zu folgen, um so mehr, als sie die Gewohnheit hatte, in einem Athem abwechselnd Hochdeutsch und Plattdeutsch zu sprechen. Nicht dass sie, wie man hätte erwarten sollen, sich etwa anstrengte, Hochdeutsch zu reden, und erst, wenn sie damit nicht mehr weiter kam, zum Plattdeutschen, als der gewohnteren Mundart ihre Zuflucht nahm; nein, im Gegentheil, ihre gewöhnliche Sprache war das Plattdeutsche, wenn sie aber irgend etwas sagen wollte, auf das sie besonderes Gewicht legte, wenn sie mit

ihrem Gegenstande wuchs, dann suchte sie Hilfe bei dem fremden und weniger gewohnten Idiome, weil es ihr würdevoller und dem höheren Redeschwunge angemessener erschien. Die Argumente, welche sie einflocht, und die, wollte man ihnen folgen, gespannte Aufmerksamkeit verlangten, wurden im rapidesten Platt vorgebracht, aber ihre Redeschlüsse machte sie in Hochdeutsch. Zwischen hinein ballte sie dann die Fäuste, und murmelte Verwünschungen gegen „die Jungens", wodurch die Erzählung immer wieder unterbrochen, und der Zuhörer noch mehr verwirrt wurde.

Jetzt könne sie freilich nur noch wenig thun und auch nur wenig verdienen. Sie „begösse die selige Predigerin" und ihr Kind; „da!" und dabei wies sie auf zwei Gräber hin. „War es denn noch ein kleines Kind?" fragte ich, da ich bemerkte, dass beide Gräber dieselbe Grösse hatten. „Ne, ne, he was all en groten Bengel — so grot as sine Modder!" und dabei streckte sie, wie zur Illustration, ihre langen Arme so weit auseinander, wie nur möglich. Dann war da noch das Kind eines früheren Kreisrichters P——. „'t is nu all lang, dat se wech sind", sagte sie, „he kräg joa wat Betters, man blot en beten wiet aff, un wiel et so wiet aff wiehr, doa wull sine Fru nich un weimerte: Sie hätten nun das Haus gekauft — (es war ihren Schwager sein's) und sie wäre so gern hier — awers he seggte joa, er könnte doch nicht sein ganzes Leben lang hierbleiben. . . . Na, ick begeete dat Kind. Un ümmer wenn't Joahre ümm is, is ook mien Doahler doa. Joa, den hebb ick, un Bäcker W. sine Fru hebb ick ook un sien' dre Kinnings. Un de behall' ick ook." „Das wollen wir hoffen." „Joa, de Bäcker nimmt mi sine Fru nich wech. Man blot de Jungens, dat Düwelstüg, de sinn für nix."

Sie deutete mir an, dass ein grosser Theil der „Kundschaft", der, wie man es natürlicher Weise erwarten durfte, ihr hätte zufallen sollen, ihr durch Intriguen und in Folge

von Vorurtheil abwendig gemacht worden, resp. entgangen sei. Einige ihrer alten „Kunden", die Hinterbliebenen verstorbener Personen, wären ihr untreu geworden. Und natürlich „begössen" eine Menge Leute ihre Todten selber, und die in neuer Zeit begraben würden, bekäme alle der Todtengräber.

Auf eine indirekte Frage von mir gab sie zu, dass sie sehr arm sei. Sie zählte dann ihre Einnahmen auf, die, so viel ich verstehen konnte (ihre Auseinandersetzungen in Bezug auf einige Posten waren höchst unklar), selbst die auf dem Kirchhofe verdienten Thaler mit eingerechnet, in der That sehr kärgliche sein mussten. Das Geld, sagte sie, reiche nur knapp für das Nothwendigste, da das Brot jetzt so theuer sei. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste, wäre es das allein, wollte sie sich schon forthelfen. „Aber", — und dabei machte die alte Evastochter ein sehr ernstes Gesicht, dämpfte ihre Stimme und zupfte, sich ein wenig zu mir herüberbeugend und so ihren Worten durch die That mehr Ausdruck gebend, an den beiden Zipfeln des dünnen Halstuches, das um ihre Schultern hing, während sie in flüsterndem Tone wiederholte: „dat is nich dat Schlimmste, aber man möt doch wat antrecken!"

Endlich kam der Todtengräber, und brachte den Pumpenschlüssel und seine eigene Giesskanne. Wie es sich herausstellte, war dieser „Junge" vor Kurzem in den letzten Rest der Sechziger getreten. Auch er hatte seine Sorgen. In der Meinung, es würde zum Regnen kommen, sei er in seinen Sonntags-Kleidern geblieben, und habe sich dann mit dem Wiederausziehen und Weglegen derselben versäumt. Nun sei aber der Regen wieder verflogen, und Alles hätte sich verspätet. Einige Privatpersonen folgten ihm mit ihren Familien-Giesskannen, und wenige Minuten später war die ganze Gesellschaft in ihre Arbeit vertieft, wobei der Todtengräber natürlich so viel leistete wie alle Uebrigen zusammengenommen.

Ich wanderte auf dem Kirchhofe hin und her, fand aber nicht Viel, das meine Aufmerksamkeit hätte fesseln können. Die Namen an den Grabsteinen waren im Allgemeinen dieselben, die ich schon über den Ladenfenstern in der Stadt gelesen hatte. Ein Paar ältere Denksteine grösseren Umfanges waren fast ganz überwachsen und die Inschriften darauf entweder unsichtbar oder unlesbar. Den Grabstein Blainvilles, des Lieblings-Schauspielers des Prinzen Heinrich, fand ich an die niedere Mauer der Westseite gelehnt und über dieselbe hinwegragend. Der Stein war schon stark verwittert, die Inschrift auf demselben liess sich aber noch entziffern:

Ci gît Blainville enfermé dans la bière,
Après avoir fait rire et pleurer bien des gens.
Plaute, Térence et leur ami Molière,
Auroient applaudi ses talens.
Il étoit tout: Burrhus, Zopire, Arsène.
Il quitta par Joad et la vie et la scène,
Ce rôle seul l'eût immortalisé.
Paraissant embellir l'ouvrage de Racine,
Son âme s'envola vers la source divine,
Où cet auteur l'avoit puisé.

MDCCLXXXI.

Nach Sonnenuntergang eilte ich nach dem Schlosse, und stand ein Weilchen auf den Treppenstufen, die von der Colonnade nach der Terrasse hinunterführen. Der See, wie er so still im goldenen Lichte da lag, war wunderbar schön. Am fernen, jenseitigen Ufer hob sich der Obelisk kalt und feierlich von dem Waldeshintergrunde ab. Die Vier Elemente mit ihrem Apollo im Vordergrunde erschienen in gedämpfterem Tone, als sonst. Ich ging über die Rhin-Brücke, und eilte, noch einen Blick auf die wohlbekannte Umgebung des Hauptweges zu erhaschen. Sie lag schon im tiefsten

Schatten. Die Sphinxen auf der steinernen Treppe verloren sich fast ganz in der Dunkelheit; noch finsterer war es auf den schmalen Seitenpfaden mit ihrer Einfassung von hohen Hecken. „*Venustum os*" auf seinem schlanken, weissen Piedestale, und die weisse Urne mit der Asche gegenüber, schauten gar geisterhaft und vereinsamt unter den dichten Bäumen hervor, abgeschlossen von der Welt und selbst vom goldenen Scheine des abendlichen Zwielichts; in tiefer Dunkelheit, so wie er gestorben war, zu dessen Andenken sie da stehen. Vom See konnte ich zwischen den Zweigen hindurch eben noch einen Schimmer erhaschen.

Ich kehrte um, und ging zum Grabe des Prinzen Heinrich. Es bildete mit seinem Immergrün eine einzige schwarzdunkele Masse. Nichts vermochte des Auge mehr daran zu unterscheiden.

„*L'éloge ou le blâme ne touchent pas celui*
Qui repose dans l'éternité."

Als ich an die Stufen zurückkam, war kaum noch irgend ein Lichtreflex auf dem See; der letzte Schimmer des Sonnenunterganges war beinahe verschwunden, und die Nacht zog herauf.

Unwillkürlich kam mir der Gedanke, dass es nun gerade (fast auf den Tag) siebenzig Jahre her sei, als Prinz Heinrich selbst den See zum letzten Male gesehen hatte.

Am nächsten Morgen war ich früh auf, und um halb neun Uhr sagte ich Frau Lemm Lebewohl. Ich hatte mir ein Gefährt gemiethet — eine dickleibige alte, offene Kalesche — um nach Neu-Ruppin zu fahren. Sie brachte

mich in ungefähr drei Stunden dorthin, auf dem schlimmsten Wege, den ich in der ganzen Gegend bisher gesehen hatte; es ist dies die berühmte Strasse, auf der Prinz Friedrich so oft sein Ross gespornt hatte, und für deren Ausbesserung er in späteren Jahren kein Geld hergeben wollte. Die *Kriegskammer* hatte bei irgend einer Veranlassung eine Rechnung von ungefähr zweihundert Thalern eingereicht, da gab der König folgenden unwilligen Bescheid:

„Die Ausbesserung war nicht nöthig. Ich kenne den Weg, und die Kammer muss Mich für eine grosse Bestie halten, dass sie meint, sie könne Mich mit solch' ungereimtem Zeug an der Nase herumführen."

Anhang.

Anhang.

PRINZ UND PRINZESSIN HEINRICH.

Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt war, nachdem sie Berlin im Jahre 1757 verlassen hatte, mit den verschiedenen Mitgliedern der Königlichen Familie in sehr intimem brieflichen Verkehr geblieben. Es waren dies der König, Prinz Heinrich, Prinzessin Amalie und vor Allem die Prinzessin Heinrich, welche als Prinzessin von Hessen-Cassel zu demselben Hause wie der Landgraf und die Landgräfin gehörte, und von ihnen, wenn sie in Berlin waren, immer „Unsere Prinzess" genannt wurde. Es spricht in hohem Grade für den gesunden Sinn der Landgräfin, wie für ihre Lebensklugheit, ihren Takt und ihre Liebenswürdigkeit, dass sie es so gut verstand, so verschiedenartige Fäden intimer Freundschaft in der Hand zu halten, ohne dass sie jemals in Verwirrung mit einander geriethen. Da ihre Correspondenten (der König natürlich ausgenommen) durchaus nicht immer einig unter sich waren, so verfehlten sie nicht, Einer über den Anderen, ihrem aufmerksamen

Ohre oft die abfälligsten Urtheile anzuvertrauen.* Aber, da sie für Alle wirkliche Achtung hegte und ihre grossen und guten Eigenschaften aufrichtig bewunderte, dabei aber nichts weniger als blind war für ihre schwerwiegenden Mängel und Fehler, so hielt sie sich standhaft von jeder Art von Einmischung fern, wohl wissend, dass sie die Sache damit nur schlimmer machen und sich selbst ihre Freude verderben würde; denn wie es scheint, hielt sie die Erinnerung an so viele heitere Stunden, welche sie mit ihnen gemeinsam verlebt, und die zahlreichen Beweise von Güte, die sie von ihnen Allen empfangen, hoch und werth, und zehrte davon.

Als im Jahre 1769 die Tochter der Landgräfin, Prinzessin Friederike, zur Braut des Prinzen von Preussen erwählt worden war, an Stelle seiner ersten Gemahlin, von welcher er sich hatte trennen müssen, gaben die Correspondenten der Landgräfin aus der königlichen Familie ihr für diese Gelegenheit allerlei gute Rathschläge, damit sie danach ihre Tochter anweisen könne, wie sie sich in ihrer neuen Stellung zu verhalten habe. Prinz Heinrich (der augenscheinlich keine Ahnung davon hatte, dass sie, ausser mit ihm selbst, noch mit irgend jemand Anderem in Briefwechsel stand) schrieb ihr einen sehr langen Brief, in welchem er von jedem seiner Verwandten eine Charakterskizze gab, und andeutete, mit *wem* die junge Prinzessin nähere Beziehungen anknüpfen, und von *wem* sie sich fern halten solle.

Nachdem er sich des Längeren über den Charakter des Bräutigams ausgelassen, sagt er:

---

* Die „Unfriedfertigkeit" der königlichen Geschwister ist oft hervorgehoben worden. Ich meine, sie ging nicht allzutief. Der Grund dafür ist ohne Zweifel zum grossen Theile darin zu suchen, dass dem Familienhaupte das Glück eines häuslichen Kreises fehlte, und dass es thatsächlich vom Schauplatze der Familienereignisse entfernt war; da musste es denn auch an dem wohlthätig vereinigenden Einflusse, wie an dem guten Beispiele der That fehlen, wie man sie von einem Familienhaupte erwartet.

„Was den übrigen Theil der Familie betrifft, muss ich der vornehmsten Dame darunter* die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie, trotz vieler Fehler in Bezug auf die Gesellschaft und der Widerwärtigkeiten, die sie in dieselbe hineinbringt, doch von Allen zusammen diejenige ist, die am verständigsten denkt und am anständigsten handelt. Dies Zeugniss bin ich ihr schuldig, besonders in Betreff des letzten Vorfalls, in dem ihr Verhalten das grösste Lob verdient. Sie hat eine Dame bei sich, die Euere Durchlaucht kennt.† Diese kann nicht als Muster von Anmuth und guten Manieren dienen; sie macht sich indessen durch gute Rathschläge nützlich, an die sich Ihr Schützling in allen schwierigen Angelegenheiten wenden könnte. Was eine gewisse Aebtissin** anlangt, so haben die Zurückgezogenheit, in der sie lebt, und ihre körperliche Gebrechlichkeit einen grossen Einfluss auf ihren Geist. Sie ist von Herzen gut, aber ihre Stimmung wechselnd und ihr Urtheil selten bestimmt; man verbirgt ihr daher Alles, was sie beunruhigen könnte, obgleich sie sehr neugierig ist. Für den Charakter eines gewissen Ritters†† stehe ich ein; die Damen seines Hauses sind bei allen Festlichkeiten sehr angenehme Erscheinungen; aber für vertrauliche Mittheilungen halte ich sie sehr ungeeignet, und es lässt sich mit ihnen nur im Tone der Höflichkeit und des Scherzes verkehren. Ungern und mit Widerstreben berühre ich, was mich selbst angeht, und muss zu Ihnen von Verhältnissen reden, die mir selbst eben so unangenehm, wie für Sie bedauerlich sind, da ich die freundlichen Gesinnungen kenne, die Sie stets für die Prinzessin gehabt haben. Ohne die besonderen Umstände, die mich zwingen, Sie von der Sache in Kenntniss zu setzen, würde ich darüber ewig geschwiegen haben. Ich muss Ihnen also sagen, dass ich mit ihr seit drei Jahren vollständig gebrochen habe, und meine Absicht ist, Ihnen Thatsachen mitzutheilen, nicht *sie* anzuklagen oder *mich* zu rechtfertigen,

---

* Die Königin.

† Die verwittwete Prinzessin von Preussen, Schwester der Königin und nachmalige Schwiegermutter der jungen Braut.

** Prinzessin Amalie, Aebtissin von Quedlinburg.

†† Prinz Ferdinand, Johanniter-Grossmeister. (Er war nur Herrenmeister der Balley Brandenburg, der Grossmeister des Ordens hatte seinen Sitz in Malta. D. Ü.)

aber es giebt Niemand, gegen den ich grösseres Misstrauen hätte, als gegen sie. In Allem, was mir schaden, mir irgend Nachtheil bringen kann, muss ich darauf rechnen, dass sie keine Gelegenheit versäumt, mir unter der Hand solche Dienste zu leisten. Hieraus folgt, dass sie intime Verbindungen hat, welche nicht die meinigen sein können, und dass ein irgend hervortretendes Vertrauen Ihres Schützlings zu ihr mich in Betreff der Dienste, die ich demselben etwa leisten könnte, sehr vorsichtig machen würde. Ich beschwöre Sie, gnädigste Frau, wenn ich das Glück habe, Sie hier zu sehen, so zu handeln, wie Sie immer gethan haben, d. h. Ihr Urtheil zwischen uns Beiden noch vorzubehalten; für den Fall aber, dass der eine Theil Ihnen zu viel gegen den andern vorbringt (aber nicht früher) Sich gründlich von dem Sachverhalt zu unterrichten. Ich habe mir vorgenommen zu schweigen; ich will die schönen Tage nicht stören, die ich in Ihrer Gesellschaft zuzubringen hoffe, und es hiesse sie stören, wenn ich Ihnen die widerwärtigste Geschichte, die mir im Leben zugestossen ist, erzählen wollte."*

Zu derselben Zeit schrieb die Prinzessin Heinrich:

„Meine reizende, meine anbetungswürdige Prinzessin, in vier Wochen werde ich Sie umarmen; diese Hoffnung lässt mich die ersten Regungen einer wahrhaften und innigen Freude empfinden, wie sie meiner Seele seit drei Jahren unbekannt war. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, durch die Beweise von Zuneigung, die Sie mir in Gegenwart gewisser Personen geben werden, mir die Zeit, die ich noch zu leben habe, erträglich zu machen, wenn jene sehen werden, dass Sie mir immer freundlich gesinnt sind, was denselben sicherlich zu denken geben wird. Ich bin überzeugt, theure Prinzessin, dass meine Lage Ihnen zu Herzen geht, denn ich habe recht harte Prüfungen zu erdulden, wenn ich sie auch besser ertrage, als ich geglaubt hätte. Mein letzter Brief wird Sie mit einem grossen Theile dieser Prüfungen bekannt gemacht haben."

* Es ist ein besonderes Unglück, dass dieser Brief des Prinzen Heinrich in der von Dr. Walther herausgegebenen Correspondenz der Landgräfin falsch datirt ist. Er gehört ohne Zweifel in's Jahr 1769.

Dieser „letzte Brief" ist wie alle übrigen verloren. Es fragt sich, ob die Landgräfin gerade die rechte Person war, den Wünschen der Prinzessin Heinrich in vollem Maasse zu entsprechen. Sie war eine viel zu kluge Frau, um die Sachlage durch übertriebene Demonstrationen von Zuneigung in Gegenwart „gewisser Personen" zu verschlimmern. Aber ihre Tochter war weniger klug. Als Prinzessin von Preussen zeichnete sie einzelne unter ihren neuen Verwandten aus, während sie andere mit Geringschätzung behandelte, und die Kunde hiervon, die ihren Weg nach Darmstadt fand, beunruhigte ihre Mutter ausserordentlich. Die Besorgniss der Landgräfin floss in jedem ihrer Briefe über. Folgende Auszüge gehören in die Monate Januar und Februar 1772:

„Du hast eine recht lebhafte Scene mit dem Prinzen Heinrich gehabt. Ich hatte Dir aber doch die Verbindlichkeiten nicht verhehlt, die Du ihm gegenüber hast; ich hatte Dir ja darüber geschrieben. Ich habe Dich beschworen, ihm bei jeder Gelegenheit Wohlwollen zu bezeigen und in seiner Gegenwart keine allzugrosse Freundschaft für die Prinzessin zur Schau zu tragen. Der Prinz hat grosse Verdienste; aber er vergiebt es nicht, wenn man die ihm schuldigen Rücksichten aus den Augen setzt. Kam es wohl seiner Nichte, einem zwanzigjährigen Wesen, zu, ihn in Bezug auf seine Gesinnungen gegen die Prinzessin schulmeistern zu wollen? Du weisst, wie lieb ich die letztere habe, und ich bin mit dem Prinzen nach einer mehr als zwanzigjährigen Bekanntschaft weit vertrauter als Du, werde mir aber nie einfallen lassen, über solche Dinge mit ihm zu reden."

„Der Prinz Heinrich, liebe Tochter, weiss zu gut, was sich in der grossen Welt schickt, um offen mit Dir zu brechen, aber der starre Blick, mit dem er Dich ansieht, und Deine Ausschliessung von der Operette, alles dies verkündigt Dir, dass Du nicht mehr auf seinen guten Rath, noch auf besondere Freundschaftsbezeugungen bei ihm rechnen kannst. Vielleicht

wird die aufrichtige Freundschaft, von der er mir tausend Beweise gegeben hat, ihn, so lange ich noch lebe, verhindern, Dich in vollem Maasse sehen und empfinden zu lassen, wie wenig er sich aus Dir macht; kurz, ich sage und wiederhole es Dir: er ist ein grosser Fürst; aber er vergiebt nicht."

„Ich bin überzeugt, dass es Leute geben wird, die Deine Scene mit dem Prinzen reizend gefunden und für einen Beweis Deines vortrefflichen Herzens gehalten haben werden. Der Prinz hat wenig Freunde; man wird entzückt gewesen sein, Dich die Rolle der gutmüthigen Katze, welche die Kastanien aus dem Feuer holte, spielen zu sehen."

„Ich liebe die Prinzessin zärtlich, ich wiederhole es; aber Du hast Dich für sie geopfert, und die Achtung des Prinzen vollständig verscherzt, ohne dadurch *ihr* Loos zu bessern; ich fürchte, eher das Gegentheil."

„Deine Geschichte mit dem Prinzen Heinrich entsprang nicht aus einem Charakterfehler; aber es war eine so furchtbare Unvorsichtigkeit, dass sie Folgen haben konnte, welche Dir mit der Zeit noch blutige Thränen kosten könnten; ich will jedoch hoffen, dass er Dir ehrlich verziehen hat."

„Ist seitens der Prinzessin Amalie nicht eine gewisse Kälte gegen Dich eingetreten? Gestehe es nur, mein theures Kind; ich frage nicht nach dem Grunde, er liegt in Deiner allzugrossen Vertraulichkeit mit der Prinzessin Heinrich. Schone, um Gotteswillen, die Prinzessin Amalie; erinnere Dich, dass *sie* es ist, die Du um Rath zu fragen hast, dass der König mir dies als Seinen Willen für Dich mitgetheilt hat. Gott behüte mich, dass ich Dir verbieten sollte, die Prinzessin Heinrich lieb zu haben; ich liebe sie ja zärtlich: lerne aber, mit dem Einen, wie mit der Andern gleicher Weise auf gutem Fuss zu bleiben.

Es war in der That gefährlich, Prinzessin Amalie zu beleidigen. Aus dem lieblichen, gescheuten, offenherzigen

Mädchen von einst, war eine hässliche, malitiöse und lange vor der Zeit alte Frau geworden. Nach den Enttäuschungen und der entsetzlichen Katastrophe ihrer Jugend hatte sie in ihrer Verzweiflung (so wird allgemein angenommen) ihre Zuflucht darin gesucht, dass sie selbst ihre Schönheit zerstörte, und sich gefürchtet und verhasst machte. Ihr intimes Verhältniss zu ihrem Bruder, dem Könige, dem keine andere Wahl blieb, als, wie er es auch gethan, ihren Jugendtraum zu zerstören, war, wie man aus Allem schliessen muss, Nichts als eine Maske, unter der sie ihren lebenslangen Abscheu gegen ihn verbarg.

Gewiss lag auf Grunde ihres Herzens der Rest einer edelen Natur, aber sie wollte nicht, dass die Welt etwas davon zu sehen bekäme. In einem ihrer Briefe an die Landgräfin, dankt sie dieser in tieftraurigen Worten dafür, dass sie an einem *être infortuné* ein solches Interesse nehme. Bei alledem — und das wusste die Landgräfin recht gut — war sie nicht eine Person, mit der sich spassen liess.

Zu jener Zeit, von der oben bereits die Rede gewesen ist, d. h. im Frühling 1769, als die bewusste Heirath im Gange war, benutzte Prinzessin Amalie die Gelegenheit, über die Landgräfin einen wahren Regenschauer von Briefen ergehen zu lassen, welche sehr scharfe Charakteristiken jeder einzelnen Persönlichkeit enthielten, mit welcher die junge Prinzessin voraussichtlich in Berührung kommen konnte. Das Bild, das sie vom Könige entwirft, ist so „stark" wie nur etwas sein kann.* Diese Skizzen beginnen

---

* Ich stehe davon ab, ihre Ausfälle gegen Friedrich hier wiederzugeben. Wenn man dergleichen aus dem Munde der Mitglieder seiner eigenen Familie hört, und sich erinnert, wie man damals in Berlin, wo man bereits des greisen Königs müde zu werden anfing, und eine Veränderung herbeiwünschte, sich an seine Schwächen und Fehler klammerte, als wären diese Er selbst und meinte, die Thaten, die er in seiner Jugend vollbracht, seien doch am Ende nicht etwas gar so Bewunderungswerthes, am Ende wäre früher oder später Alles doch von selber

und enden stets mit der Versicherung, dass sie so harte Dinge keineswegs aus eigenem Vergnügen daran an den Tag bringe . . . . . „Ich leide darunter, dass ich Ihnen dergleichen enthüllen muss . . . . . Lassen Sie mich, Madame, einen Augenblick Athem schöpfen . . . . . Ich habe kein anderes Interesse, alle diese fürchterlichen Mysterien zu entschleiern als das, Jemanden vor Unglück zu bewahren, der Ihnen theuer ist . . . . . Ich kann unmöglich ein Vergnügen darin finden, die Schlechtigkeiten meiner nächsten Verwandten an die grosse Glocke zu hängen. . . . . Ich fühle, Madame, dass ich anfange, Ihre gute Meinung einzubüssen, indem ich so unverhohlen spreche. . . . . Sie werden denken, dass ich recht malitiös geworden sei, wenn Sie sehen, dass ich an Niemandem etwas

---

so gekommen, und was er gethan, das sei, der Nachwelt gegenüber, eigentlich so sehr seine einfache Schuldigkeit gewesen, dass man ihm vernünftiger Weise dafür doch nicht immer wieder den Zoll der Bewunderung schulde — so wird man unwillkürlich daran erinnert, wie man im heutigen Berlin einen anderen gewaltigen Mann behandelt, und man sucht, wie vorher so viele schon gethan (und selten vergebens), Erfrischung und Trost bei'm Altmeister Goethe. Nach seinem flüchtigen Besuche in Berlin und Potsdam, im Jahre 1778 schrieb er an Merck: „Wir waren wenige Paar Tage da, und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritäten-Kasten, ... Tausend Lichter gingen mir auf, und dem Alten Fritz bin ich recht nah worden. Da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageyen und zerrissenen Vorhänge, und hab' über den grossen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören." In einem anderen Briefe an Fritz von Stein sagt er ferner über denselben Gegenstand (und was er sagt, ist so frisch und klar, wie ein starker, junger Bergstrom, der Steine und Philister in den Abgrund hinunterschmettert und uns bis auf die Haut erfrischt): „Soviel kann ich sagen, je grösser die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Grossen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, dass sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinkriechen lassen."

Gutes lasse; aber, um die Wahrheit zu sagen, und bei mir selber angefangen: *„toute la boutique ne vaut rien"*.

Ich gebe hier einen Brief von ihr, der einige uns bekannte Namen enthält:

(Den 31. Mai 1769.)

„Ich habe noch mehreres auf dem Herzen, meine theure Landgräfin, das ich Ihnen zur Beruhigung meines Gewissens mittheilen muss. Wir haben hier einige Frauen, die man die Schönheiten des Hofes, die schöne Welt, nennt, und die bei allen Gelegenheiten ausgezeichnet werden. So z. B. Frau von G..... und Frau von M....., zwei Schwestern, die eine immer koketter, als die andere, mit sehr hübschem Gesicht und wenig oder keinem Geist, aber für jeden zugänglich, der einen vollen Beutel hat; dann Frau von A....., früher als „die kleine Keyserlingk" bekannt, eine Erz-*Catin*, die zwar nicht durch ihr Gesichtchen glänzt, aber dagegen Geist für viere hat; bösartig, wie ein kleiner Satan, sehr unterhaltend und äusserst geschickt ist, wo es sich einzuschmeicheln gilt; im Stande, aus ihrer Person, was sie nur will, zu machen, und sich in die Umstände zu fügen, so weit sie ihre Rechnung dabei findet. Dieses Trio harmonirt vortrefflich zusammen; aber nun ein anderes, noch weit thätigeres: Die *soit-disant* Prüde, Gräfin D....., die sanfte Frau von M..... (Hofdame der Prinzessin Heinrich) und das wüthige Fräulein von Wreich, drei Schwestern gleichen Schlages, und die, unter uns gesagt, nicht so viel werth sind, wie die vier Hufeisen eines Pferdes. Unter dem verführerischesten Aeussern bergen sie die schwärzeste Seele, sind voller Falschheit und, während sie süss und mitleidig thun, beständig nur in Thätigkeit, um aufzuhetzen und Zwistigkeiten zu erregen; kurz, in der Stadt wie bei Hofe, allgemein gehasst, sind sie von aller Welt gefürchtet, von Niemand geliebt. Caroline, die eher einem Polichinell, als irgend etwas Anderem, ähnlich sieht, ist der Hetzhund, der losgelassen wird, um einem Jeden, der sich nicht unter ihre Fahne stellen, oder sich zu ihrer Clique schlagen will, Grobheiten und Ungezogenheiten gerade ins Gesicht zu schleudern. Diese drei Ungeheuer oder Höllen-

geister, wie Sie sie nennen wollen, haben sich im Hause meines Bruders Heinrich eingenistet, wo sie Regen und Sonnenschein machen. Fügen Sie nun noch ein Paar süsse Herrchen, Leute ohne Grundsätze oder Sitten, hinzu, so haben Sie die ganze Heerde. In diese nichtsnutzige Gesellschaft wird man Ihre Tochter laden, und sie hineinzuziehen suchen. Wenn diese feinen Partien vor sich gehen, lässt der Hausherr in Schwelgereien etwas darauf gehen, seiner Frau aber fehlt es am Nothwendigsten, um sich satt zu essen, und sie sitzt vereinsamt am anderen Ende des Hauses, um mit der Bredow und der Blumenthal Maulaffen feil zu halten, und einander ihr Leid zu klagen.*

Alles dies, theure Landgräfin, erzähle ich Ihnen nicht zu meinem Vergnügen; ich finde kein Gefallen daran, aber ich halte es zum Wohl der Prinzessin für nöthig."

---

* Prinz Heinrich bewohnte den einen Flügel seines Palais (der jetzigen Universität) und die Prinzessin, seine Gemahlin, den anderen. Die drei Schwestern Wreich waren die Schwestern der beiden früher erwähnten Brüder. Ich glaube, dass die Beschreibung, welche die Prinzessin von Caroline macht, manches Wahre enthält. Sie war ebenso missgestaltet wie hässlich und intrigant; bei Hofe hiess sie „la fée Carabosse".

EIN EPILOG.

Ein Auszug aus einem der von Guyton de Morveau verfassten Epiloge wird eine ziemlich richtige Vorstellung von den Geburtstags-„Ueberraschungen" geben, wie sie auf dem Theater* des Prinzen Heinrich aufgeführt wurden. Die Musik zu dem „*Divertissement*" hatte Schulz komponirt. Die Hauptrolle darin wurde von Madame de Brumore, einer viel bewunderten Primadonna jener Zeit, dargestellt. Die Scene „wird durch einen Dichter eröffnet, der ganz in sein *sujet* versunken zu sein scheint". Wir haben ihn uns vorzustellen, wie er in tiefen Betrachtungen ganz allein auf der Bühne steht. Nachdem er sich in einigen bezüglichen Gemeinplätzen über die Weite seines Themas und die Unfruchtbarkeit seiner Muse Luft gemacht, ruft er die Töchter der Harmonie, des Geschmackes, der Erinnerung etc. an, wobei er von Zeit zu Zeit eine Pause macht, damit „une musique tendre et gracieuse" sich hören lassen kann. Dann „sinkt er wieder in seine frühere Attitüde zurück", und macht sich daran, seinen Epilog — natürlich laut — zu

* Mayet, ein anderer französischer *pensionnaire* in Berlin und besserer Dichter als Guyton de Morveau, schrieb auch Melodramen für das Rheinsberger Theater. Ich habe nur eines davon zu sehen bekommen.

studiren. Da kommt ihm plötzlich der Gedanke, dass der gewöhnliche Verlauf der Bühnen-Epiloge, mit den üblichen Drachen, Titanen und Liebesgöttern, die an Seilen heruntergelassen und wieder hinaufgezogen werden, oder auf Wolken sitzen und sich gegenseitig mit Pfeilen beschiessen, nachgerade anfängt, etwas verbraucht zu werden:

„Toujours de l'ampoulé, toujours du merveilleux,
Le ciel dans les enfers ou l'enfer dans les cieux. . . . .
etc. etc.

* * * * *

Toujours même fracas toujours même rumeur,
Quelques dieux courroucés, d'autres en bonne humeur,"

Ueberdies ist ja ein solches „chaos de prestige et d'emblème" im vorliegenden Falle ganz unnöthig, und kann einem Gegenstande, der an sich schon grösser ist, als alle mythologischen Gestalten zusammengenommen, nicht noch mehr Grösse verleihen. Freilich wollte er dem üblichen Modegeschmacke huldigen, dann würde er diesen Grossen Fürsten zum Beispiel mit dem Herkules vergleichen. Aber würde das wirklich seinem Namen noch Grösse hinzufügen können? Hiesse es nicht vielmehr dem Herkules ein Compliment machen? und dann: möchte nicht der Grosse Fürst ungehalten werden, wenn er sähe, dass man bei den Thaten seines Lebens, seinen Erfolgen in der Schlacht und Aehnlichem, des Längeren verweile? So gross ist das Zartgefühl des Helden, dass er es nicht ertragen kann, an Alles dies erinnert zu werden.

„Cette gloire à son coeur coûta plus d'un soupir
Toute victoire est meurtrière,
Et son âme sensible en craint le Souvenir."

Diese Krisis in der Entwickelung des Stückes wird illustrirt „par une musique bruyante", welche, „nachdem sie ein Gemetzel zum Ausdrucke gebracht hat, in eine Stimmung menschlichen Gefühles zurückfällt". Da beginnt dem Dichter, der sich nach einer Pause selbst wieder gefunden hat, plötzlich ein Licht aufzugehen. Er will das HERZ seines Helden besingen; nicht Herkules, nicht die Titanen oder die Vier Winde will er zu Hilfe nehmen, nein, nur die „Wahrheit":

„Muse! à d'autres accords venez monter ma lyre
Tous les âges du temps chanteront sa valeur!
Henri, dans cet hommage aujourd'hui je n'aspire
Qu'a peindre et à chanter ton coeur."

Und nun wird in einer Tirade von beträchtlicher Länge die Wahrheit angerufen:

„Auguste verité! viens rendre ma pensée . . . . . .

* * * * *

Viens et descends, fille immortelle!
Si ta bouche toujours fidèle
Ne se plaît qu'à chanter les dieux, —
Parais, — excauces-moi. Viens chanter leur modèle,
Mon héros est aussi grand qu'eux."

Während dessen hört man „une musique simple et douce qui prélude l'entrée de la Vérité". Endlich schwebt sie herab, auf einer Wolke sitzend, von einem Glorienschein umgeben, in die reichsten Draperien gehüllt und mit glänzendem Zierrath geschmückt. Der Dichter ist ganz ausser sich vor Freude, und bricht in einen Paean der Bewillkomm-

nung aus. Aber schon in der nächsten Minute durchkreuzen Zweifel sein Gehirn. Ist das wirklich „la Verité?" Und wie, wenn sie es am Ende doch nicht wäre? Und nun beginnt er die Erscheinung mit den Beschreibungen, die er gehört hat, zu vergleichen, und versucht, dieselbe danach zu identifiziren, was ihm aber nicht ganz gelingen will. Darauf schreitet er natürlich dazu, die Vision in sehr eindringlicher Weise anzureden, während diese die ganze Zeit über regungslos in der äussersten Ecke der Bühne stehen bleibt.

„Fille sainte et sacrée, on te dit toute nue,
N'oserais tu donc plus t'offrir à notre vue
Sans masquer tes attraits?" etc.

Die Göttin aber verharrt noch immer in ihrer Unbeweglichkeit, und erst nach einer weiteren Beschwörung, wirft sie endlich ihre Gewänder ab, und erscheint nun völlig nackt; dann steigt sie herab aus ihrer Glorien-Wolke, gefolgt von Grazien, und von den Genien der Unschuld, der Unbefangenheit und Offenherzigkeit, und bis an die Lampen vorschreitend, hält sie nun ihrerseits eine Anrede, und schliesst mit einer Ariette, in welche der Chor einfällt:

„Chantons tous à l'envi
Vive à jamais, vive Henri!"

So löst sie in befriedigender Weise die Zweifel des Dichters, und giebt der ganzen Vorstellung ein passendes Finale.

Dies war, von den Zeiten Justus Bredows an gerechnet, das letzte Mal, dass in Rheinsberg die „Wahrheit" ange-

rufen und auch, unserem besten Wissen nach, ihr letztes Auftreten in den unverkennbaren Formen von Madame de Brumore.

Ende.

Berlin, Hofbuchdruckerei von W. Büxenstein.

Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
98018771

Universitätsbibliothek Potsdam

Ausleihnr.

98018771